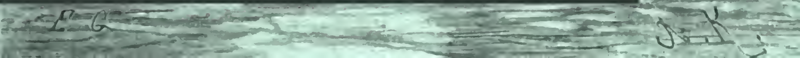
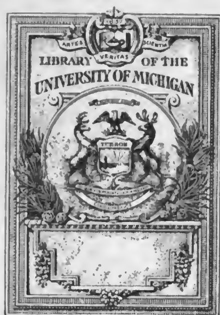
Globus




ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY
OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Globus.

LIV. Band.

Globus.

Illustrirte
Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde

mit

besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse
und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern

herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Vierundfünfzigster Band.

Braunschweig,

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

1888.

Inhaltsverzeichniß.

1. Größere Aufsätze.

Europa.

Asien.

Afrika.

Nordamerika.

Südamerika.

Australien und Polynesien.

Polarregionen.

Allgemeines.

Deutsche Schutzgebiete.

2. Kürzere Mittheilungen und Notizen.

Europa.

Asien.

Afrika.

Nord- u. Mittelamerika.

Südamerika.

Australien und Polynesien.

Polargebiete.

Ozeane und ozeanische Inseln.

Allgemeines.

Deutsche Schutzgebiete.

3. Bücherschau.

4. Illustrationen.

Europa.

Die Färöer.

5. Karten und Pläne.

Mitarbeiter-Verzeichniß.

(Soweit sich dieselben genannt haben.)

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIV. № 1.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Bericht über eine Reise nach Kwang-si.

Von H. Schroeter.

I.

Von Canton nach Wu-tschou-Fu.

Im Herbste des Jahres 1886 machte ich im Auftrage meiner Principale, der Herren S. & Co., von Canton aus eine Reise nach dem Westflusse, nach einigen Distrikten Kwang-sis, welche nur selten, theilweise noch nie von Europäern besucht worden sind. Die von mir unterwegs gesammelten Notizen hielt ich bisher nicht für interessewedend genug, um sie in der einen oder anderen Form veröffentlichen zu können, da wichtige Ereignisse oder Abenteuer nicht darin verzeichnet stehen. Seit aber neuerdings wieder über die Frage diskutirt wird, ob die Eröffnung des Westflusses für die Europäer von Bedeutung sei, und man in verschiedenen Kreisen schon davon spricht, daß ein oder mehrere Häfen der großen Wasserstraße den Fremden demnächst geöffnet werden sollen, benutze ich den gegenwärtigen Zeitpunkt, ein Scherflein zur Kenntniß des großen Stromes beizutragen, und den freundlichen Leser, welcher an dem Hinterlande des Riesenflusses einmal Interesse gewonnen hat, einen freilich nur kleinen Theil dieses Nährvaters des reichen Canton-Deltas vor Augen zu führen.

Ueber die Veranlassung zu dieser Reise schicke ich erläuternd voraus, daß im Laufe des vergangenen Sommers die Herren S. & Co. große Quantitäten von Cassia-Lignea, nicht wie üblich, in Canton selbst, sondern im Produktions-Lande, in Kwang-si, gekauft hatten. Nach langwierigen Belästigungen aller Art von Seiten der chinesischen Beamten hatte die Waare ihren Weg schließlich wohl nach Canton gefunden, aber dafür waren die mit dem Sammeln beauftragt gewesenen Chinesen nachträglich unerhört chicanirt worden, indem z. B. ihre Häuser versiegelt, sie in das Gefängniß geworfen, und erst wieder freigegeben wurden, nachdem man ihnen große Summen Geldes abgepreßt hatte. Um den Beamten an Ort und Stelle die nöthigen Vorstellungen machen und dem deutschen Konsulate einen authentischen Bericht über die Sachlage geben zu können, unternahm ich die Reise. Meine Hauptaufgabe war somit, die Cassia-Märkte Tai-Wo (in Ping-nam-shin gelegen), sowie Yung, die Kreisstadt des gleichnamigen „Shien" (d. h. Distriktes) zu erreichen.

Um den chinesischen Beamten, welchen meine Reise ganz und gar unlieb sein mußte, keinerlei Vorwand zu geben, mir Hindernisse in den Weg zu legen, mußte ich die Fahrt leider ganz ohne Begleitung einer Dampfpinasse in einem der bekannten, von chinesischen Mandarinen häufig benutzten Reiseboote, „Hortaue" benannt, unternehmen. Solche Fahrzeuge sind bequem und geräumig genug, aber von großer Schwere und Langsamkeit. Ich werde versuchen, das von mir gemiethete Boot zu beschreiben.

Das Hortau, welches ich benutzte, ist ein schönes, geräumiges und fast neues Fahrzeug, das eigentliche Schiff flach gebaut, 51 Fuß lang, 8 Fuß breit und von nicht ganz 2 Fuß Tiefgang. Von der etwa 8 Fuß langen Plattform am Bug, für die Schiffsmannschaft, gelangt man direct in die $6^1/_2$ Fuß hohe, wohnliche Kajüte, mit drei auf einander

folgenden, durch große Schiebefenster reichlich erleuchteten Passagier-Zimmerchen. Das mittlere diente mir als Wohnzimmer und war, da ich nicht mit Raum zu sparen brauchte, mit jeglichem Komfort, wie mit gepolstertem Sopha und bequemem Schreibtische, sowie mit einer reichen Anzahl von Büchern und Bildern ausgestattet. Im dritten, hinteren Zimmer war für mich eine durch Moskito-Gardinen geschützte, bequeme Lagerstätte aufgeschlagen.

Diesem Gemache folgte im Achtertheile die Küche, zugleich Wohn- und Schlafraum für den größeren Theil meiner 18 Mann starken Bemannung. Ueber dem Steuerruder, etwa 8 Fuß über der Wasserfläche gelegen, ist für den Kapitän und Besitzer des Bootes noch eine Art Privat-Kajüte, wenn man einen 3 Fuß hohen Verschlag, in welchem zwei oder drei Personen eben Platz genug zum Liegen haben, so nennen kann. Hier pflegt die Frau des Kapitäns mit den Kindern zu wohnen; zum Glück hatte ich Gelegenheit gehabt, die Gattin des meinigen, zwei schreiende Unholde auf dem Arme tragend, rechtzeitig kennen zu lernen, so daß ich durch eine Bedingung im Miethcontracte diese weder sehr junge, noch mit besonderen Reizen bedachte Dame sammt ihren Prinzen in Canton zurückhalten konnte.

Ein 15 Zoll über dem Schiffskörper ausladendes Gangbrett führt an den Längsseiten desselben entlang, die Communication der Mannschaft ermöglichend, welche auch von diesem aus mit gegen die nackte Brust gestemmten Stangen das Schiff vorwärts bewegt, wo diese Art zu fahren geboten ist.

Der etwas mürrische, aber brave und fleißig mit Hand anlegende Kapitän brachte also nur seinen 15 jährigen Sohn mit, von mir Fritz benamst, welchen von den Chinesen in „Falitzi" umgewandelten Namen er noch heute führen soll. Die Mannschaft bestand aus zwei Matrosen, deren älterer, der „starke August", unterwegs eine ausgesprochene Liebhaberei für meine Getränke und Cigarren bekundete, ferner aus acht für die Reise vom Kapitän angeworbenen, kräftig gebauten Miethsknechten, welche das von mir nachträglich „Pinguin" getaufte Fahrzeug an einem langen, von der Spitze des Mastes auslaufenden Schlepptau vom Ufer aus den Strom hinaufzuziehen, oder wie erwähnt, mit Bambusstangen vorwärts zu schieben hatten, wenn nicht ein günstiger Wind sie dieser überaus anstrengenden Arbeiten enthob, und sie beim Richten und Wenden des kolossalen Mattensegels behülflich sein mußten.

Ich möchte auch noch meine näheren Begleiter, welche ich in dem dem Bug zu liegenden Zimmer untergebracht hatte, vorführen: Für mich die wichtigste Persönlichkeit war Afook, der Lagermeister und Markthelfer der Herren S. & Co., ein geriebener Chinese, welcher mir trotz seines schlechten „Pidjin"-Englisch vortreffliche Dienste als Dolmetscher erwies, trotzdem er nur wenig Mandarinen-Chinesisch versteht. Ferner begleiteten mich drei „Hong-Coolies" meiner Cassia-Freunde, welche bereits einmal die Reise gemacht hatten, und ein chinesischer Koch, welcher zugleich als Factotum diente, da ich es für richtig befunden hatte, meinen „Boy", welcher mir während einer Tour, wie ich sie vorhatte, nur im Wege gestanden hätte, in Canton zu belassen. Von sämmtlichen Chinesen war nur der genannte Afook der englischen Sprache, oder wenigstens des für meinen Zweck ganz ausreichenden Pidjin-Englisch einigermaßen mächtig. Er war die einzige „fühlende Brust", mit welcher ich mich auf meiner 35 Tage dauernden Reise außer mit meinen Büchern unterhalten konnte, und ich muß diesem Chinesen, welcher noch vor nicht gar vielen Jahren die „Punkah" zog, das Zeugniß ausstellen, daß er für mich unterwegs ein ebenso guter Gesellschafter, als Diener gewesen ist, und stets, wie es die Verhältnisse gerade erforderten, mit richtigem Takt die ihm zukommende Stellung einzunehmen wußte.

Am 8. September vorigen Jahres spät am Abend war es, als wir bei herrlichem Mondschein in den Canton gegenüber liegenden Fali-Kanal fuhren, um, umgeben von einem ganzen Walde von Masten aller möglichen Fahrzeuge, in der gleichnamigen, volkreichen Fabrikstadt gar bald wieder vor Anker zu gehen, damit die Bootsknechte sich für die Anstrengungen des folgenden Tages durch Schlaf stärken konnten.

Aus letzterem weckte sie anderen Tages schon um $4^1/_2$ Uhr Morgens das um uns erwachende Leben der Wassernomaden, und bei Aufgang der Sonne befand sich der „Pinguin" in einem breiten Kanale auf dem Wege nach dem „Birmingham" Süd-Chinas, nach Fat-schan, dieser gewaltigen, 400 000 Einwohner beherbergenden Stadt, in welcher die Rohprodukte des Canton-Hinterlandes für den Export verarbeitet, und von wo aus hauptsächlich die direct von Hongkong, und nur zum verschwindend kleinen Theil via Canton, kommenden europäischen oder einheimischen Import-Artikel in die umliegenden, außerordentlich reichen Distrikte und weiter nach dem Inlande vertheilt werden. Es nahm meinen Leuten fast zwei Stunden, uns durch die unzähligen Boote des Hafens hindurchzuarbeiten, und erst gegen Mittag passirten wir das bekannte große Gildengebäude der Kwangsi-Holzhändler, sowie die letzten Schiffswerften und die ungeheuren Holzlager, welche am West-Eingange des Hafens die Wasserfläche bedecken.

Meine Coolis verlassen jetzt das Schiff, um es vom Ufer aus an unermeßlichen Maulbeerfeldern entlang zu ziehen, welche, so weit das Auge reicht, fast die alleinige Kultur der weiten Ebene bilden. Es werden diese Maulbeersträucher sechs bis sieben Mal im Jahre von oben bis unten ihrer Blätter beraubt, und es machen gerade leergepflückte Felder wohl einen originellen, aber zugleich auch einen kalt winterlichen Eindruck in der sonst so prangenden Herbstlandschaft. Die frischen Blätter werden direct vom Felde in kleine, schlank gebaute, etwa 25 Piculs tragende Boote geladen und gelangen nach wenigen Stunden geschwinder Fahrt den reißend schnell fließenden Strom hinab nach den zwischen Canton und Macao gelegenen Seiden-Distrikten, z. B. nach Laclou und Schuntak, um von den dortigen Seidenraupenzüchtern aufgekauft zu werden.

Im Laufe des Nachmittages erreichen wir, die Sai-tschin-Berge im Südwesten allmählich aus den Augen verlierend, die Ortschaft Sa-hon, woselbst der vermuthlich schon vor Jahrtausenden gegrabene Kanal in einen größeren Flußarm mündet. Leider ist der Fat-schan-Kanal bei niedrigem Wasser im Durchschnitt kaum zwei bis drei Fuß tief. Vor seinem Ausgange bei Sa-hon macht eine weit in das Fahrwasser beider Flußarme sich erstreckende Sandbank seine Ein- und Ausfahrt selbst für ganz kleine Fahrzeuge bei niedrigem Stande der Ebbe unmöglich, so daß vorläufig noch kein Gedanke sein kann an ein Befahren dieses Kanales mittelst europäischer Dampfer. Es ist dies aber ein Uebelstand, welchem im Laufe der Zeit, wenn letztere auch den Chinesen Geld geworden ist, und wenn sich dieselben, um einen directen Wasserweg von Canton nach Sam-schui zu haben, zum Ausbaggern ihrer ursprünglich nur für flach gebaute Dschunken durch den weichen Ackerboden gegrabenen Kanäle bequemen, ohne Zweifel gelöst werden wird.

Gegen 5 Uhr nachmittags passiren wir Li-tschi-yuen und machen das Schiff gegen 7 Uhr am Eingang des Holzmarktes Schui-kong, in der Nachbarschaft einiger Dschunken, für die Nacht fest.

Am 10. September sind meine Chinesen schon vor Sonnenaufgang damit beschäftigt, das Boot mit ihren Bambusrohren durch die uns umgebenden Flöße zu bringen; am andern Ende der Stadt springe ich in den hier noch

klaren Fluß, um ein Bad zu nehmen. Ich überrasche die Bewohner des kleinen Ortes nicht wenig dadurch, daß ich vom Strom wider meinen Willen den Häusern zugetrieben werde, und daß ein dort nur selten gesehener „fremder Teufel" mitten zwischen die an den Fluß zum Wasserschöpfen gekommenen, oder Wäsche reinigend im flachen Wasser des Ufers stehenden Mägdelein geräth. Ich bin schon im Begriff, der mir am nächsten stehenden, freilich weder schneeweißarmigen, noch besonders königlich dreinschauenden Jungfrau die Kniee zu umschlingen, und mit schmeichlerisch süßen Worten um ein „Chemise" zu bitten, da mir nicht, wie weiland dem göttlichen Dulder, das schützende belaubte Gesproß zur Seite wächst, als Asook mir mit Handtuch, Schuhen, Pajamas und Vogelflinte im kleinen Sampan folgt und den guten Rath giebt, lieber möglichst weit von den vielleicht etwas prosaisch angelegten Brüdern oder Vettern bewußter Nausikaa in den nahen Reis- und Gemüsefeldern auf Schnepfen zu fahnden. Ich folge also meinem Famulus in das offene Feld hinaus, mit der Flinte am Ufer entlang schlendernd, ohne indessen auch nur einen jagdbaren Vogel zu sehen.

Der größere Theil des Bodens ist noch immer von etwa 4 bis 6 Fuß hohen Maulbeerstauden bewachsen, über welchen mit eigenthümlichem Gesumme unzählige Cantharidenschwärmen — diese kleinen, unseren Canton-Droguen-Händlern so wohl bekannten Käfer. Ich erreiche bald ein großes, schönes „Schui-tou" (Wasserthor), von hübschen Tempeln und einer auf hohem Damm stehenden Pagode umgeben, wo ich aus der Vogel-Perspective ein außerordentlich anschauliches Bild des chinesischen Berieselungssystems mit allen seinen Details gewinne, welches jedem Fremden Achtung vor der hohen Stufe des chinesischen Ackerbaues abzwingen muß. Die aus wolkenlosem Himmel niederstrahlende Sonne treibt mich aber bald wieder unter das schützende Dach meines langsam folgenden Hortaus zurück.

Gegen Mittag erreiche ich Hsi-nam, eine wenig genannte, aber nicht unbedeutende Stadt. Sie ist jedenfalls viel wichtiger, als das 3 engl. Meilen weiter westlich gelegene, in Canton jedermann bekannte Sam-schui, und erfreut sich, da ihren Hafen passirende Schiffe nicht die bei letzterem Platz erst anfangenden „Likins" zu bezahlen haben, noch ähnlicher Vortheile, wie sie die übrigen sich von Hongkong aus mit europäischen Waaren versehenden Städte des Canton-Deltas genießen. Ein lebhafter Dschunkenverkehr ist der beste Beweis hierfür. Namentlich rohe Baumwolle wird in Hsinam importirt und zu Kleidungsgegenständen verarbeitet.

Sam-schui dagegen, die „Dreiwasserstadt", von den Chinesen so benannt, weil hier der West- und Nordfluß zusammenströmen, um mit Ausläufern des Ostflusses vereint dem Meere zuzueilen, ist trotz seiner vortrefflichen Lage ein ganz und gar öder Platz, da in ihm die ersten Linkin-Abgaben erhoben werden. Die eigentliche Stadt liegt nicht einmal am Wasser, sondern, von einer zerbröckelnden Mauer umgeben etwa 12 Meilen landeinwärts. Die Linkin-Station, aus einem Komplex von Mattenhäusern und aus auf großen Booten leicht aufgeführten Geschäftsräumen und Wohnungen bestehend, macht höchstens insofern einen gewissermaßen imponirenden Eindruck, als sie stets von einer Unzahl von aus allen Richtungen kommenden Fahrzeugen umgeben ist, welche auf die Untersuchung der darin angebrachten Waaren häufig Tage lang warten müssen. Es sammelt sich dadurch leicht eine große Anzahl von Schiffen aller Art, welche dem nur von Zollbeamten bewohnten Ort das Gepräge einer Handelsstadt geben.

Auch mein Boot würde dem langwierigen Prozeß so gut wie jedes andere dort vorbeipassirende chinesische Passagierfahrzeug unterworfen gewesen sein, wenn der an meinen „Pinguin" heranfahrende Hafenbeamte sich nicht höflich beim Erblicken eines Europäers, mit einer meiner chinesischen Visitenkarten beglückt, wieder empfohlen hätte. Bei dieser Gelegenheit will ich bemerken, das ich nicht von einer einzigen der vielen, später noch von mir passirten Likin-Stationen auch nur gebeten worden bin, mein Fahrzeug untersuchen zu lassen. Es wäre mir, wenn ich gewollt hätte, somit ein Leichtes gewesen, mehrere Tonnen Ladung mit den Fluß hinauf zu nehmen, und auf diese Weise, wie mir meine Chinesen nahe genug ans Herz legten, ein hübsches Geschäft zu machen. Da ich aber, wie bereits erwähnt, mit einer den Likin-Stationen im höchsten Grade unliebsamen Absicht die Reise unternahm, hatte ich allen meinen Begleitern untersagt, irgend welche Handelsartikel mitzunehmen. Um ihnen die Gelegenheit zu rauben, das Schiff ohne mein Wissen mit Kaufmannsgütern vollzustopfen, und um so jeder Möglichkeit, unterwegs aufgehalten und chicanirt zu werden, vorzubeugen, hatte ich dasselbe definitiv erst kurz vor meiner Abfahrt gemiethet, so daß meine Schiffsmannschaft keine Zeit hatte, die nöthigen Einkäufe und sonstigen Vorbereitungen zum Schmuggel zu treffen. Es mag hier von Interesse sein, zu erwähnen, daß ein recht beträchtliches Quantum europäischer Import-Artikel in Booten, wie dem meinigen, — hauptsächlich von Mandarinen, die eine Durchsuchung ihres Gepäcks nicht zu befürchten haben — den Fluß hinauf seinen Weg findet, und daß ein chinesischer Beamter z. B. eine Fahrt, für welche ich 130 Dollar zu zahlen hatte, ganz umsonst dadurch zu haben pflegt, daß er dem Kapitän seines Hortau stillschweigend erlaubt, den nicht für sein eigenes Gepäck benutzten Raum mit verzollbaren Gütern zu füllen.

Jenseits Sam-schuis, an der Halbinsel Tsching-ki entlang fahrend, erreichen wir das gelbe Gewässer des aus dem Schao-king-hap strömenden eigentlichen Westflusses, passiren ein altes, aber noch gut erhaltenes Fort, welches in früheren Rebellionen von den Kaiserlichen besetzt war, und in dessen Nähe nach den Taiping-Rebellionen eine große Anzahl von Aufrührern enthauptet wurde. Heute ist jene Gegend reich an Briganden, und hart am Ufer fand ich auf langen Bambusstäben, in einem Holzgitter steckend, die Köpfe mehrerer Räuber ausgestellt. Auch noch weiterhin auf meiner Fahrt bemerkte ich die von Raben grausig zerfleischten, frisch abgeschlagenen Häupter verschiedener ihrer Spießgesellen in ähnlich erhabener Stellung! Mein vorsichtiger Schiffsführer war daher trotz meines Hinweises auf meine eigenen Gewehre und die dem Hortau freilich mehr zur Ausstaffirung, als zum Schutz dienenden, vorsündfluthlichen Donnerbüchsen, sowie die im Leutezimmer gegen eventuelle Anfälle von Piraten bereitliegenden Stinktöpfe nicht zu bewegen, nach Untergang der Sonne weiterzusegeln, als wir gerade Gelegenheit fanden, in der Nachbarschaft und unter dem Schutze einiger Handels-Dschunken für die Nacht fest zu machen.

Am folgenden Morgen fuhren wir um die südliche Hälfte der reichen Insel Kwong-li herum, nicht den nördlichen Arm benutzend, wie Lieutenant Bullock, welcher im Auftrage der englischen Regierung den Fluß von Sam-schui aus bis nach Wu-tschou-fu im Jahre 1859 aufnahm, und welcher den von mir passirten Theil des Flusses durch eine Sandbank verbarrikadirt fand. Heute ist dieselbe nach Versicherung meiner Bootsleute von den vielen Hochwassern wieder fortgeschwemmt. Der Fluß hat hier die majestätische Breite von fast einer Meile angenommen. Den dichtbewaldeten Tin-uschan-Klosterberg, die denselben im Norden und Osten umschließenden Höhenzüge und die immer deutlicher am Horizont sich abzeichnenden Berge des Schao-king-hap machen einen gar imposanten Eindruck. Wir nähern uns den Stromengen, an deren Eingang, den Westfluß

prächtig beherrschend, seine zweite Zoll-Barrière, Hou-lik, liegt, ganz und gar wie diejenige Sam-schuis eingerichtet, wo ich wiederum nach Abgabe meiner Karte unbelästigt vorbeipassire. Die Stromengen sind von einer wenig oder gar nicht bewaldeten, jetzt eben nach der Regenzeit aber mit prächtigen grünen Matten bedeckten, einige Meilen mit dem Fluß ganz parallel laufenden Bergreihe gebildet, deren höchste Gipfel ich auf 2000 bis 2500 Fuß schätzen möchte. Die Berge werden hier von dem bis auf den sechsten Theil seiner gewöhnlichen Breite eingeengten Flusse durchbrochen, welchem ich aber den ihm beigelegten Namen „Perlfluß" nicht zugestehen möchte. Denn in Folge der in diesem Jahre freilich außergewöhnlich früh, aber doch erst vor einigen Wochen beendigten Regenzeit trägt das Wasser von Sam-schui an bis nach Ping-nam-schien eine abscheuliche, nicht gerade schmutzige, aber häßliche, lehmgelbe Farbe. Fast während der ganzen Reise veranlaßte mich dieselbe, mein tägliches Flußbad anstatt am Morgen erst am Abend zu nehmen. Im Winter ist übrigens der ganze Si-kiang rheingrün, was ich während einer kurzen, inzwischen bis nach Schao-king-fu unternommenen Vergnügungstour bestätigt gefunden habe.

Die wildzerklüfteten Hügel, welche theilweise jäh dem Wasser zu abfallen, gewähren einen wirklich großartigen Anblick, zumal sie jetzt noch ihr grünes, sommerliches Gewand tragen. Colquhoun vergleicht in seinem Werke „Across Chrysê" diese Berglandschaft mit den „Lochs" des schottischen Hochlandes. Bei den Canton-Chinesen genießt sie eines ähnlichen Rufs, wie ihn etwa in Deutschland der Brocken besitzt.

Auf dem Gipfel eines der Berge am rechten Ufer fesselt die Aufmerksamkeit des Reisenden ein merkwürdiges Steingebilde, das der Laune der Natur die Gestalt eines weiblichen Wesens verdankt. Während mein Schiff, von ausnahmsweise günstigem Winde getrieben, mitten durch die an ihrer engsten Stelle noch immer 600 Schritte breite Stromenge fährt, verdolmetscht Afook mir einen langen „Yarn" des „starken August", nach welchem in jenem schönen Zeitalter, als die fünf Genien vom Himmel stiegen, um an der Stelle, wo heute Canton steht, Kornähren in den Boden zu pflanzen, eine minnigliche Kwangtung-Maid ihren aus dem nahen Kwangsi stammenden Anbeter eines schönen Tages schmählich verlor. Derselbe hatte sich, seine Traute ohne Abschied verlassend, urplötzlich wieder nach seinen heimathlichen Bergen aufgemacht. Während dem Don Juan die arme Verlassene thränenden Auges von dem höchsten Punkt des Hügels nachblickte, war sie derartig vom Kummer überwältigt worden, daß die Genien sich ihrer erbarmend und ihr das jähe Ende einer Zeitgenossin ersparend, sie gnädig in Stein verwandelten. Den ihren liebenden Armen treulos Entflohenen metamorphosirten sie gleichfalls in eine Steinsäule, welche einige hundert Meilen den Fluß weiter aufwärts, in seiner Heimath Kwang-si, wohin ihm die strafende Gottheit unter Donner und Blitz gefolgt war, noch heute zu sehen sein soll.

Diese rührende Legende wird jedem dort vorbeipassirenden Reisenden mit einigen Variationen erzählt. Während ich im Schatten des straffgespannten Mattensegels auf dem Verdeck meines Fahrzeuges lag, von meinem Schiffsvolk umlagert, welches behaglich rauchte und sich Mordgeschichten erzählte, und während ich den sich durch die Berge windenden Fluß mit seinen hohen Ufern bewunderte, erschien mir der verwitterte Fels als Loreley, wie sie, eben dem Bad entstiegen, auf üppig schwellendem Moosbett den schlanken Nixenleib ausruht.

„Den Schiffer im kleinen Schiffe
Ergreift es mit wildem Weh,
Er schaut nicht die Felsenriffe
Er schaut nur hinauf in die Höh."

Deutlich erkenne ich, wie die sinnend ins Thal schauende Jungfrau ihr goldenes Haar mit blitzendem Geschmeide durchflicht, und leise summt mir jene wundersame Melodei im Ohre, als mich in den Bergen dumpf wiederhallendes Gedonner aus meinen Träumen weckt.

„Ich glaube die Wellen verschlingen
Am Ende noch Schiffer und Kahn."

Doch sind es nur Kanonen- oder Böllerschüsse, von Wachtschiffen der chinesischen Regierung abgefeuert, welche, am Ufer vor Anker liegend, plötzlich ein ganzes Flaggenmeer nach chinesischer Manier entwickeln, und mich meinem schönen Boote nach für irgend einen, wer weiß welch hohen Vorgesetzten haltend, mit Gebühr salutiren. Ich kann zu meinem großen Bedauern nicht entsprechend antworten, denn die zur Vertheidigung des Bootes dienenden, dem Kapitän gehörigen Mordgewehre sind in einer solchen, geradezu strafwürdigen Verfassung, daß ich ihnen lieber als Scheibe, denn als Schütze gedient hätte. Meine Coolies müssen sich daher angenehm damit beschäftigen, die alten, im siebenjährigen Kriege fabricirten Dinger, — welche von den Europäern in so großen Quantitäten den Chinesen aufgehängt werden — gründlich einmal von Rost und Schmutz zu reinigen.

(Fortsetzung folgt.)

Camille Douls' Erlebnisse unter den Nomaden der westlichen Sahara.

I.

(Mit sechs Abbildungen.)

Die Schicksale der von Dr. R. Jannasch geführten deutschen Handelsexpedition an der ungastlichen Küste der westlichen Sahara sind noch in unser Aller frischem Gedächtniß, und die dadurch eingeleiteten Beziehungen zwischen unserem Lande und Marokko versprechen eine so hohe Bedeutung zu gewinnen, daß uns jede Forschungsreise nach diesen Gebieten auf das lebhafteste interessiren muß. Bei der von Camille Douls unternommenen (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 95) ist dies aber wohl um so mehr der Fall, als diese Fahrt nach der westlichen Sahara offenbar durch die weit angelegten wirthschaftspolitischen Bestrebungen unseres westlichen Nachbarvolkes veranlaßt worden ist, als sich dieselbe durch ihre Kühnheit und Abenteuerlichkeit vor allen anderen neueren Reisen auszeichnet, und als sie auch zugleich zu



Las Palmas auf Gran Canaria.

einer sehr intimen Bekanntschaft des Reisenden mit den Verhältnissen des südlichen Marokko und seiner Nachbarschaft führte. Zum Theil sind es dieselben Wüstenstämme, mit denen es auch Dr. Jannasch und seine Gefährten zu thun hatten, und die Fährlichkeiten und Qualen, die unsere wackeren Landsleute zu bestehen hatten, bevor sie durch den Kaid Dachman von Glimim erlöst wurden, erhalten deshalb durch den Douls'schen Bericht eine nachträgliche gute



Arrecife de Lanzarote.



Die Dromedare und ihr fliehender Hüter.

Illustration [1]). Wir geben aus demselben das Folgende wieder:

Die ersten Monate des Jahres 1886 waren in Marokko durch ein großes historisches Ereigniß bezeichnet: nach zwei denkwürdigen Expeditionen war es dem Sultan gelungen, die Landschaften Sus und Wad Nun seiner Botmäßigkeit zu unterstellen. Seine neue Errungenschaft argwöhnisch hütend, war Muley Hassan aber eifrig darauf bedacht, den

[1]) Vergl. „Tour du Monde", 1888, Nr. 1420 ff.

Europäern das Betreten der betreffenden Gebiete systematisch zu verwehren, und seine Statthalter erhielten deshalb strenge Weisungen, jeden Fremden, dessen sie habhaft würden, als Gefangenen zu behandeln [1]).

Nach einem früheren Aufenthalte in Marokko, bei Gelegenheit dessen ich mich mit der Sprache und Sitte des Landes vertraut gemacht hatte, beschloß ich nichtsdestoweniger in das Sus, das man wegen seines Reichthums und seiner Schönheit als einen wahren Garten der Hesperiden pries, einzudringen. Die einzige Möglichkeit, dies zu thun, schien mir darin gegeben, daß ich mich als Muselmann verkleidete und mich als fremder Glaubensgenosse bei den Eingeborenen einführte, und als die bequemste Eingangspforte in das Land erschien mir die Nachbarschaft von Kap Bojador, das von den Kanarischen Inseln aus mit Hilfe eines kleinen Fahrzeuges verhältnißmäßig leicht zu erreichen war. Von dem Ministerium des Aeußeren mit Empfehlungsbriefen an die Vertreter Frankreichs in Marokko versehen, schiffte ich mich



Landung an der Küste der Sahara.

daher in Havre ein, und kam am 20. December 1886 glücklich in Santa Cruz de Tenerifa, und am 2. Januar 1887 in Las Palmas auf Gran Canaria an. In der Hauptstadt des Archipels (S. Abbild. 1) bot sich aber keinerlei Gelegenheit, an die südmarokkanische Küste zu gelangen, und überall wurden nur Warnungen und Unglücksprophezeihungen laut. Endlich gelang es auf Lanzerote, den Kapitän eines Fischerfahrzeuges für den Plan zu gewinnen. Es wurden die letzten Vorbereitungen beendet, und als mohammedanischer Händler gekleidet, sowie mit zwei kleinen Kisten, in denen sich die zu verkaufenden Waaren befanden, schiffte ich mich noch in den ersten Tagen des Januar nach der

[1]) Aus dem Berichte des Dr. Jannasch („Die deutsche Handelsexpedition 1886", Berlin 1887) geht hervor, daß der Argwohn des Sultans sich namentlich gegen die Franzosen richtet, während die „Prussi" sich eines gewissen Wohlwollens von seiner Seite, sowie von Seiten seiner Beamten zu erfreuen hatten.

afrikanischen Küste ein und sagte der europäischen Civilisation bis auf weiteres Lebewohl. Das kleine Schiffchen, das nur 35 Tonnen hielt, das aber in seinen beiden Kabinen 33 Fischer beherbergte, legte die Fahrt nach dem Kap Bojador bei günstigem Winde in etwa 24 Stunden zurück. In Sicht des Vorgebirges angekommen, verhinderte es aber die starke Luftströmung vom Lande her längere Zeit, der Küste zu nahen, und das Schiff trieb deshalb südwärts bis nach Kap Garnet. Dort endlich war es möglich, bis auf ein paar Kabellängen an die Falaisen heran zu kommen; es wurde Anker geworfen, das Boot wurde ausgesetzt, und wenige Minuten später befand ich mich am Fuße der Granitfelsen, die sich etwa 10 m hoch senkrecht aus dem Meere erhoben. Zwei von den Leuten, die das Boot gerudert hatten, erklommen die steile Wand, zogen mit Hilfe eines Seiles die beiden Kisten hinauf, und als dies geschehen war, ebenso mich selbst, sowie einen Korb mit Lebensmitteln (S. Abbildung 4). Dann nahmen wir Abschied von einander, und sie kehrten nach ihrem Schiffe zurück. Ich befand mich nun allein auf afrikanischer Erde, angesichts der ungeheuren Wüste, und gegenüber einer wilden und fanatischen Bevölkerung, die Alles, was Christ heißt, niederzumetzeln pflegt. Nichtsdestoweniger war es nicht Furcht, die mich beseelte. Ich vertraute meinem guten Sterne, setzte mich auf einen Felsen, der das Meer überragt, und träumte eine Weile über die beiden ungeheuren Naturobjekte, die da vor meinen Augen ausgebreitet lagen — das Meer und die Wüste, die den Menschengeist auf das gewaltigste zu ergreifen vermögen —, sowie über den seltsamen Wechsel von gestern und heute. Bis vor wenigen Stunden hatte ich ein ruhiges und angenehmes Leben geführt, wie es die Civilisation ermöglicht, jetzt befand ich mich inmitten einer Wildniß, und es standen mancherlei Gefahren und Abenteuer unter Barbaren bevor. Ich sah das Schifflein, das mich an diese Stelle getragen hatte, ich wußte, daß ich nur ein Zeichen zu geben brauchte, und meine braven Freunde wären zurückgekommen und hätten mich wieder herabgeholt von der unwirthlichen Klippe. Aber ich dachte nicht im entferntesten daran, es zu thun, ich heftete meinen Blick auf das Segel und ließ es ruhig kleiner und kleiner werden, bis ich es endlich nicht mehr sehen konnte. Dann raffte ich mich auf aus meinen Träumen, um meine Umgebung näher zu prüfen. Aus dem steinbedeckten Felsboden, auf dem ich mich befand, sproßte hie und da etwas dürres Gestrüpp heraus, und im Osten wurde der Horizont durch eine lange Reihe von Hügeln begrenzt. Im Norden aber sah ich eine Heerde von Dromedaren dahin ziehen. Ihr beschloß ich mich zu nähern, und nachdem ich meine Kisten und meinen Korb hinter einem großen Steine verborgen, und meinen Revolver sowie meinen Dolch zu mir gesteckt hatte, machte ich auch mich ohne Zögern auf den Weg. Der einzige Mensch, den ich bei den Thieren fand, war ein Negerknabe. Ich rief ihn auf Arabisch an, er schien aber niemals einen Menschen von meinem Schlage gesehen zu haben, und suchte unter Angstgeschrei das Weite (S. Abbildung 3). Aehnlich wie ihr Hüter, verhielten sich auch die Kameele. — Bei zwei anderen Heerden, denen ich danach begegnete, indem ich immer weiter vorwärts ging, war mein Erfolg kein besserer. Die Sklaven, welche die Dromedare bewachten, flohen ebenso — wie ich später erkannte, weil ich einen weißen Burnus trug, während sich die Bewohner der Gegend ausnahmslos in dunkle baumwollene Gewänder hüllen. — Halb verschmachtet von meiner langen Wanderung unter der brennenden Wüstensonne wollte ich mich schon auf den Boden werfen, um neue Kräfte zu sammeln, da gewahrte ich in der Ferne vier Mauren. Auf sie ging ich zu. Es waren zwei jüngere und zwei ältere Männer, deren Haar lang auf die Schultern herabhing, und deren Körper mit Fellen bekleidet war. In der Hand trugen sie Flinten, und an der Seite Dolche. Als sie mich erblickten, zeigten sie sich stark aufgeregt. Ich streckte meine Hand gegen den aus, der mir der älteste zu sein schien, und wünschte ihm auf Arabisch den „Frieden Gottes“. Er ergriff sie aber nicht, sondern wich vor mir zurück, wie vor einem wilden Thiere, musterte mich mit wildfunkelndem Auge und erhob seine Waffe. Ohne mich irre machen zu lassen, wiederholte ich meinen Gruß. „Wer bist Du?“ fragte mich derjenige, an den ich mich gewendet hatte, barsch. „Ein Knecht Allahs, und ein algerischer Kaufmann, der nach dem Rathschlusse des Herrn an diese Küste geworfen worden ist“, war meine Antwort. In



Maurisches Weib.

diesem Augenblicke hatte der jüngste der vier Mauren meinen mohammedanischen Rosenkranz bemerkt, er nahm ihn mir ab, und sagte, indem er damit fort sprang: „Wie schön Dein Rosenkranz ist! Laß ihn mich ansehen.“ Ebenso hatte einer von den anderen die Spuren meines Revolvers an meinem Burnus wahrgenommen, und indem er ihn aus seinem Verstecke hervorzog, fragte er mich nach dem Gebrauche. Ich versuchte die Waffe dem Räuber wieder zu entreißen. Das war das Signal zum Angriffe auf mich. Ich wurde von den vieren zu Boden geworfen und mit Faustschlägen ins Gesicht mißhandelt; meine Kleider wurden mir vom Leibe gerissen, und als man den Ledergurt bemerkte, den ich unter den Kleidern trug, und in dem ich meine Baarschaft verwahrte, da zerschnitt man denselben mit dem Dolche, so daß die blanke Münze in den Sand rollte. Eine maurische Frau, die gerade vorüber ging, wollte auch einen Antheil an der Beute haben, und als darob lauter Streit und Zank entstand, erschien auch noch ihr Mann, Namens Ibrahim uld Mohammed. Während die vier ersten Räuber nun, um das mir entrissene Gut für sich behalten zu können, die Absicht aussprachen, mich in das Meer zu werfen, so war Ibrahim der Meinung, daß es vortheilhafter sei, mich als Sklaven zu verkaufen, und seine Stimme drang schließlich durch. Er führte mich also in sein nahes Zelt, und er bewirkte es zugleich auch, daß man mir wenigstens mein Hemd und meine zerfetzten Beinkleider zurück gab.

Die aus Kameelhaar gewebten Zelte der maurischen Nomaden sind dunkelfarbig und aus der Ferne kaum von



Abendgebet.

dem Boden zu unterscheiden. Durch einen niedrigen Eingang gelangte ich in dasjenige Ibrahim's und sank sofort erschöpft auf die Binsenmatte, die darin ausgebreitet war. Meine Lippen brannten, und ich verlangte zu trinken. „Gieb dem Christen zu trinken, Eliasise!“ gebot der Herr des Zeltes, und ein zwölfjähriges Mädchen reichte mir einen hölzernen Napf mit schmutzigem, brakigem Wasser, von dem ich gierig trank.

Die Nachricht von meiner Ankunft hatte sich wie ein Lauffeuer im Lager verbreitet, und es kamen alsbald eine große Anzahl Mauren herbei, um mich zu sehen. Man bildete einen Kreis um mich, und richtete eine ganze Reihe von Fragen an mich. „Wer bist Du?“ — „Ein algerischer Moslim.“ — „Aber ein Moslim kommt nicht vom Meere her, nur Christen, nur Ungläubige reisen auf dem Wasser.“ — „Ich bin ein Knecht Allah's, Allah ist der Weiseste, und ich wandele nach seinem Willen.“ — „Bekenne Allah, und daß Mohammed sein Prophet ist.“ — Ich bete die Formel her. Nach jedem meiner Worte aber geht leises Geflüster von Ohr zu Ohr. Die ältesten von den Mauren halten es für möglich, daß ich ein Gläubiger sei; die Mehrzahl aber hält an der Ueberzeugung fest, daß ich ein Christ sei, einfach, weil ich von der Seeseite her aus Land gekommen bin. Unterdessen setzen ein paar Weiber das Werk der Plünderung an mir fort, indem sie mir die Knöpfe von den Kleidern, die mir geblieben sind, abreißen, um sie als Haarschmuck zu verwenden.

Plötzlich stürmen mehrere junge Leute herein in das Zelt und verlangen mit Ungestüm gleiche Theilung der Beute unter die Mitglieder des ganzen Stammes. Da ihre For-

derung von Seiten der Zuerstgekommenen nicht erfüllt wird, bemächtigen sie sich meiner, in der offen erklärten Absicht, mich als die Ursache des Streites zu massakriren. Ibrahim uld Mohammed wehrt ihnen aber mit Erfolg, und meine neuen Angreifer entfernen sich unter lauten Verwünschungen. Ich höre dann noch Geschrei und Flintenschüsse in der Ferne, endlich aber herrscht tiefes Schweigen um mich herum, und ich befinde mich mit dem Mädchen, das mir zu trinken gegeben hat, allein in dem Zelte. Dasselbe nähert sich mir, und indem sie ihre Hand auf meine Schulter legt, fragt sie mich: „Wie heißt Du?“ — „Abd-el-Malek.“ — „Warum bist Du ein Christ?“ — Ich erhebe den Kopf und sage: „Weißt Du, daß die Menschen in Deinem Lande sehr böse sind? Warum haben sie mich beraubt und mißhandelt? Ich bin ein treuer Knecht Allah's, ich habe niemand Unrecht gethan, und siehe, wie mich Deine Brüder zugerichtet haben.“ — „Aber, warum bist Du denn über das Meer gekommen? Nur Ungläubige kommen ja von dort. — Habe übrigens keine Furcht. Mein Vater Ibrahim uld Mohammed ist gut, Du wirst in unserem Zelte bleiben, und niemand wird Dir ein Leid zufügen. Den bösen Leuten in unserem „rhiam“ (Lager) wirst Du nur immer sagen müssen, daß Du ein guter Moslim bist. Ich selbst werde jedermann dasselbe sagen.“

Bald kamen andere Weiber herbei, um den Christen zu sehen. In ein Stück blaues Baumwollenzeug gekleidet, das sie geschickt um die eine Schulter schlingen, während sie den andern Arm sowie auch die andere Brust entblößt lassen, nehmen sie sich außerordentlich stattlich und malerisch aus. Es sind im allgemeinen schöne Frauen (S. Abbildung 5), ihre großen verwunderten Augen vergleichen die arabischen Dichter nicht mit Unrecht mit den Augen der Gazelle, und ihre Bezahnung ist vorzüglich. Mich Fremdling mustern und betasten sie neugierig genug, und eine von ihnen warnt mich auch zugleich, das Zelt zu verlassen, da man mich erwürgen wolle.

Gegen vier Uhr nachmittags kam mein Wirth zurück und kündigte mir an, daß man mich so lange als Gefangenen behandeln werde, bis es sich herausgestellt haben werde, ob ich Christ oder Mohammedaner sei.

Da es Winter war, kam bald danach die Stunde des Abendgebets, und ich folgte Ibrahim zur Verrichtung desselben nach einem Platze in der Mitte des Lagers. Die vorgeschriebene Abwaschung vollzog man in Folge des Wassermangels mit Sand. Dann ertönte das „Allah ist der Größte! Preis sei Allah!“ aus dem Munde des Imam, das „Fatiha“ (das erste Koran-Kapitel) wurde recitirt, die Umstehenden murmelten die Worte nach, und endlich warfen sie sich nieder auf den Boden und riefen alle: „Allah ist der Höchste! Allah allein ist groß!“

Das ganze Schauspiel hatte etwas überaus Erhabenes: diese wilden Gestalten mit Begeisterung betend und Gott verehrend, und diese Wüstennatur, in der am fernen Horizonte purpurne Wolken mit fahlen Sandhügeln verschmelzen (S. Abbildung 6).

Die Mythologie der nordwest-amerikanischen Küstenvölker.

Von Dr. F. Boas in New York.

IV.

Wir haben im vorigen Abschnitte eine Reihe von Sagen kennen gelernt, die von der Sonne als Gottheit und von der Gottheit im Himmel handeln. Bei den Bilχula knüpft sich an dieselben die eigenthümliche Masmasalániχ-Sage, welche in den früheren Abschnitten schon mehrfach erwähnt wurde. Nach Angabe der Bilχula soll Masmasalániχ (oder Yulátimōt) und der Rabe identisch sein, doch ist es mir nicht gelungen, zu einer klaren Einsicht dieser Vorstellungen zu gelangen. Ich lasse hier diese Sage, welche die wichtigste Stelle unter den Bilχulasagen einnimmt, folgen.

Nachdem der Rabe die Sonne erschaffen hatte, stiegen vier Männer, Yulátimōt, Masmasalániχ, Matlapálitseq und Matlapéeχoeq vom Himmel herab und erschufen die Lachse, gaben den Menschen ihre Erfindungen und machten die Erde bewohnbar. Sie schnitzten den Lachs aus einem Stück Holz und warfen ihn ins Wasser, indem sie ihn hießen fortzuschwimmen. Da sprach Masmasalániχ zum Raben: „Gehe und hole den Hinterhauptknochen des Lachses.“ Der Rabe flog aus, um denselben zu holen. Er gelangte zum Häuptlinge der Lachse und fand dort den Knochen. Als er aber eben damit fortfliegen wollte, bemerkte der Häuptling, daß jener etwas im Munde hatte und nahm ihm den Knochen wieder fort. (Auf irgend eine Weise, die mir aber nicht erzählt wurde, gelang es dem Raben doch, den Knochen zu erlangen.) Als derselbe dem Lachse eingesetzt war, konnte er geradeaus schwimmen.

Zu jener Zeit gab es noch keine Lachse im Flusse Kehlat bei Nut'ēl. Da der Rabe dieselben aber in jenem Flusse zu haben wünschte, sprach Yulátimōt zu ihm: „Gehe hin zum Häuptlinge der Lachse und hole dir die Fische!“ Da schob der Rabe sein Boot Tupánkehtl ins Wasser und fuhr mit seinen vier Schwestern Tsuáastelkchs, St-nakχehtelchs, Chilχ und Askyániqs zu den Lachsen. Als sie nicht mehr weit von dem Hause des Häuptlings der Lachse waren, landete der Rabe und ließ seine Schwestern sich im Walde verbergen. Abends, als es dunkel war, schlichen sie sich heimlich in das Dorf des Häuptlings und bohrten Löcher in den Kahn desselben. Dann gingen sie zu der Stelle zurück, wo sie ihr Boot gelassen hatten und fuhren am folgenden Morgen zum Dorfe, als seien sie eben erst angekommen. Der Häuptling ließ sie einladen, ins Haus zu kommen und bewirthete sie reichlich. Als sie nun wieder fortfuhren, versah der Häuptling seine Gäste mit Reiseproviant. Der Rabe bat ihn: „Laß deine Tochter die Vorräthe in mein Boot tragen, ich werde sie dort wegstauen.“ Dann bestiegen sie zusammen das Boot, und als des Lachshäuptlings Tochter im Boote war, rief der Rabe seinen Schwestern zu, so rasch als möglich fortzurudern. Der Häuptling wollte sie verfolgen, als aber sein Boot ins Wasser geschoben war, ging es unter, da der Boden ja vom Raben durchbohrt war. So gelangte dieser mit der Tochter des Häuptlings der Lachse nach Nut'ēl. Dort warfen sie das Mädchen ins Wasser, und seither sind viele Lachse in dem Flusse.

Dieselben konnten aber nicht den Fluß hinaufsteigen, da eine gewaltige Felsmasse seinen Lauf durchsetzte. Zu jener Zeit sandte Snχ den Nóakila zur Erde herab. Dieser traf unterwegs Masmasalániχ, der ihm ein Boot gab, in welchem er den Fluß Kehlat herabfuhr, bis er zu dem Felsriegel kam. Zu gleicher Zeit sandte Snχ den Xēmtsioa in Gestalt eines Adlers vom Himmel herab. Auf seinem Wege zur Erde traf auch er Masmasalániχ, welcher ihm den Olachen (Thaleichtys pacificus) gab. Er gelangte nach Kimskuitχ und wanderte den Fjord hinauf, bis er nach Nut'ēl kam. Auch er fand seinen Weg durch den Felsen versperrt, über welchen das Wasser in einem kleinen Rinnsal floß. Da rief Noakila, welcher oben stand, Xēmtsioa zu: „Laß uns den Felsen zerbrechen, damit die Lachse den Fluß hinaufsteigen können." Es kamen Masmasalániχ, Yulátimōt, Matlapálitseq und Matlapécχoeq, um zu versuchen, den Fels zu zerbrechen. Es gelang ihnen nicht. Darauf rief Nóakila den Kranich, welcher vergeblich mit seinem langen Schnabel an dem Felsen pickt. Ebensowenig gelang es dem Donnervogel Saiotl, den Fels zu zertrümmern. Nun sandte Nóakila einen seiner Leute nach Atlkō (einem Dorfe der Heiltsuk), wo ein mächtiger Schamane, Anōyastaich mit Namen, wohnte. Dieser bestieg sein Boot und fuhr nach Nut'ēl. Er stieß mit seiner Lanze gegen den Fels, welcher sofort zerbrach. Nun lief der See ab, das Wasser strömte ins Meer hinab und die Lachse konnten fortan den Fluß hinaufschwimmen.

Zu derselben Zeit, als Xēmtsioa vom Himmel herabstieg, sandte Snχ vier Männer und zwei Frauen nach Sātsiq herab, wo sie Häuser am Flusse Nuts'qoátl bauten. Ihre Namen waren Ot'oalōstimōt, Yaelōstimōt, Tsitstsip, Isyúyōt und dessen Schwestern Kulalyū und Sχimáua. Sie trugen das Reibefeuerzeug, den braunen Bären und den Grizzly-Bären. Und Yaelōstimōt heirathete Isyúyot's Schwester Kulalyū. Als Xēmtsioa hörte, daß die Menschen in Sātsq Feuer hatten, sandte er seine Schwester, um Feuer nach Nut'ēl zu holen, und ebenso sandten die Häuptlinge von Nuχálkeh und Taleómch ihre Schwestern, welche von Yaelōstimōt das Feuer erhielten.

Masmasalániχ wollte alle Vögel bunt und schön machen. Als er auch den Raben bunt bemalte, war dieser nicht zufrieden, so oft es Masmasalániχ auch versuchte und so schön er ihn machte. Da sprach Yulátimōt zu Masmasalániχ: „Bemale ihn ganz mit schwarzer Farbe." Masmasalániχ nahm eine Hand voll Ruß und bestrich den Raben über und über damit. Da flog dieser davon und rief: „Qaχ, Qaχ!" Und Masmasalániχ machte die Möve weiß; er gab dem Vogel Aichoaχonē seinen Gesang dem K'chitlspēkyan (= einöhrig) den seinen, und machte, daß die Vögel im Herbst gen Süden fliegen, im Frühjahr aber zurückkehren, um zu brüten.

Masmasalániχ band die Erde mit einem Seile aus Cedernbast an den Himmel. Einst streckte er das Seil, und die Erde versank im Ocean; als er es wieder verkürzte, tauchte sie wieder auf. Damals kamen viele Menschen ums Leben. Viele, die sich in ihren Booten gerettet hatten, wurden verschlagen. Diejenigen, welche früher im Westen gewohnt hatten, wurden ostwärts getrieben. Andere wurden von Ost gen Westen, von Norden gen Süden oder von Süden gen Norden getrieben. Als die Wasser sich wieder verliefen, landeten dieselben, und so entstanden alle Völker und Stämme.

Masmasalániχ tritt in einigen anderen Sagen handelnd auf und zwar stets als der weise Rathgeber, welcher auf dem Wege von der Erde zum Himmel wohnt. Der Beschreibung nach trägt er einen großen Hut.

In den obigen Sagen ist der Umstand bemerkenswerth, daß der Name des Häuptlings Nóakila nicht der Bilχula, sondern der Kwākiutl-Sprache angehört. Die Thatsache läßt auf eine enge Verbindung der beiden Völker schließen. In der That findet sich die Masmasalániχ-Sage auch bei den Stämmen, welche den Heiltsuk-Dialekt der Kwakiutl sprechen. Ich hörte dieselbe von den Wik'ēnoq in folgender Form.

Noaqaua und Masmasalániχ.

Nachdem der Rabe die Sonne befreit hatte, stiegen Noaqaua und Masmasalániχ vom Himmel herab, um alles schön und gut zu machen.

Noaqaua dachte: „O, wenn doch Masmasalániχ das Land und das Wasser schiede"; und Masmasalániχ schied das Land vom Wasser. Und weiter dachte Noaqaua: „O, wenn doch Masmasalániχ den Olachen schüfe"; und Masmasalániχ schuf den fettreichen Fisch. Dann dachte Noaqaua: „O, machte Masmasalániχ doch einen Weg, der auf jenen Berg hinaufführte"; und Masmasalániχ that also. Und weiter dachte Noaqaua: „O, machte Masmasalániχ eine Höhle in diesem Berge und schüfe er viele Beeren auf dem Gipfel. O, schnitzte er Menschen aus Cedernholz, Männer und Frauen, und machte er ihnen Kahn und Ruder." Und Masmasalániχ führte alle Gedanken Noaqaua's aus. Weiter dachte Noaqaua: „O, machte doch Masmasalániχ einen Kasten mit vier Fächern für die Tanzflöten." Und Masmasalániχ that also. Er machte einen vierfächerigen Kasten. In das Fach vorn links legte er die Flöte des Hámat'sa, rechts vorn die Tsáeqa oder Tloqoála-Flöten, links hinten die des Tanzes Tlōoláχ und rechts hinten die Mitla-Flöten. Dann dachte Noaqaua: „O, machte Masmasalániχ eine fünfstimmige Flöte", und Masmasalániχ machte eine Flöte mit den Stimmen des qóitsa, t'éiχtlala, kuáiqa (Enten), áχaχōnē und der Maus. Und weiter dachte Noaqaua: „O, machte Masmasalániχ den Tanzstab; o, ginge er in den Wald und suchte die Ceder; o, machte er die Steinart, um die Ceder zu fällen; machte er doch die Kiste, um getrocknete Lachse zu bewahren. O, machte er das Reibefeuerzeug, damit die Menschen Feuer haben, und suchte er gelbes Cedernholz, das lange im Wasser gelegen hat, um es durch Reiben zu entzünden; o, machte er den Bastklopfer und schlüge den Cedernbast weich, um Zunder zu machen." Und alle Gedanken Noaqaua's führte Masmasalániχ aus. Weiter dachte Noaqaua: „O, machte Masmasalániχ ein Netz, in dem die Menschen Fische fangen könnten." Masmasalániχ versuchte es, doch es gelang ihm nicht. Deshalb ging er zur Spinne, und bat sie, für ihn ein Netz zu machen. Sie erfüllte seine Bitte. Ebenso machte sie den Halsring aus rothem Cedernbast für den Wintertanz, und den Korb, und lehrte Masmasalániχ die Cedern abzuschälen. Und Noaqaua dachte: „O, schärfte Masmasalániχ doch einen Knochen, und gäbe ihn der Spinne, um den Bast damit zu spalten." Und Masmasalániχ schärfte den Knochen und die Spinne machte Bastfäden. Dann dachte Noaqaua: „O, machte Masmasalániχ die eßbaren Wurzeln, Häuser, Malereien, Schnitzereien und Masken"; und Masmasalániχ that also. Als alles vollendet war, machten Noaqaua und Masmasalániχ einen großen Lärm am Himmel und die Menschen wurden lebendig. Dann hieß Noaqaua die Menschen heirathen und sprach zu ihnen: „Wenn ihr keine Beeren mehr am Fuße des Berges findet, so benutzet den Weg, den wir gemacht haben; steigt hinauf, droben werdet ihr viele Beeren

finden." Die Menschen gehorchten. Viele junge Männer hatten keine Frauen bekommen. Diese hieß Noaqaua durch die Höhle den Berg hinaufgehen und droben die beerensuchenden Frauen rauben. Die jungen Leute liefen nun durch die Höhle den Berg hinauf. Dieselbe war aber an vielen Stellen so niedrig, daß die, welche gar zu ungestüm liefen, sich die Köpfe an der Decke einstießen und so ums Leben kamen. Die übrigen erschienen plötzlich oben auf dem Berge, raubten die Beeren suchenden Frauen, und eilten dann durch die Höhle zurück. Wer nicht rasch genug entfloh, wurde von den Männern, die ihre Frauen vertheidigten, erschlagen.

Dann dachte Noaqaua: „O, lehrte doch Masmasalániχ die Menschen Fallen machen, in denen sie den Waschbären fangen können." Und Masmasalániχ lehrte sie Bären fangen und Mäntel aus deren Felle machen. Er sandte vier Männer in den Wald, welche die ersten waren, die Bären fingen.

Und weiter dachte Noaqaua: „O, wenn doch Masmasalániχ einen Wal aus Holz machte und ihn mit Harz bestriche"; und Masmasalániχ that also. Auf einem fernen Berge lebte nämlich der Vogel Qanisltsua, welcher die Menschen zu rauben pflegte. Diesen wollte Noaqaua fangen. Er ließ alle Menschen in den Wal hineingehen, Masmasalániχ verschloß dann den Wal und ließ ihn ins Wasser. Er schwamm zum Hause Qanisltsua's. Dieser sandte der Reihe nach seine drei Söhne Mēmensqaménqoa, Maimaseménqoa und Yaiutχseménqoa aus, den Wal zu heben, aber alle klebten an dem Harze fest; der Wal war ihnen zu schwer und zog sie herab. Da sandte Qanisltsua seinen jüngsten Sohn Mamosqamenqoa[1]) aus. Dieser freute sich, er legte seine Adlerkleider an und flog hinab, den Wal zu fangen. Doch auch er klebte daran fest, der Wal zog ihn herab und er lag mit gebrochenen Flügeln auf dem Wasser. Ebenso kam endlich Qanisltua ums Leben.

Und Noaqaua dachte: „Wenn wir alt geworden sind, wollen wir sterben." Aber Masmasalániχ wollte immer am Leben bleiben. Der kleine Vogel Q'oéχtsa wünschte aber sehr, daß Noaqaua und Masmasalániχ sterben möchten. Er sagte: „Wo soll ich wohnen, wenn ihr ewig am Leben bleibt? Ich will in eurem Grabe mein Nest bauen und mich wärmen." Noaqaua wußte nicht, was er thun sollte und sagte zum Vogel: „Gut, wir wollen sterben, aber nach vier Tagen wieder auferstehen." Der Vogel aber war hiermit nicht zufrieden, er wollte, daß sie ganz sterben sollten. Da beschlossen Noaqaua und Masmasalániχ zu sterben und dann als Kinder zurückzukehren. Sie starben und stiegen hinauf in den Himmel, um zu sehen, ob die Leute sie betrauerten. Sie sahen dort, daß alle Menschen wehklagten und da verwandelten sie sich in Bluttröpfchen, die mit dem Winde zur Erde herabwehten. Im Schlafe athmeten die Frauen dieselben ein, und in Folge dessen gebaren alle Kinder. So kehrten Noaqaua und Masmasalániχ zur Erde zurück.

Die hier erzählte Schöpfungssage ist höchst interessant, da sie scheinbar so ganz aus dem Rahmen der Mythen der Nachbarstämme herausfällt. Die Sage als solche ist eine der schönsten, die mir mit diesen Stämmen bekannt geworden sind. Einen direkten Zusammenhang zwischen dem Sonnencyclus und der Masmasalániχ-Sage kann ich bislang nicht nachweisen, obwohl offenbar gewisse Züge der Sage von den Nachbarstämmen entlehnt sind. Wie hier Masmasalániχ und seine Genossen den Menschen die Künste lehren und ihnen ihre Sitten und Gebräuche vorschreiben, so thut es bei den südlichen Stämmen Qanikila, der Gottessohn. Die Sage von dem Vogel Qanisltsua ist direkt von den südlichen Stämmen entlehnt, bei denen der Rabe auf solche Weise den Donnervogel Kunkunχulikya tödtet. In gewissen Zügen schließt sich der Sagenkreis des Bilχula und Wik'énoq an den der viel südlicheren Qanitschin an, mit denen die Bilχula sprachlich eng verwandt sind, und ich glaube nicht fehl zu gehen, wenn ich die Eigenthümlichkeiten ihrer Sagen aus einer Vermischung der selischen Sagen mit Tsimpschian und Kwákiutlelementen erkläre.

An die hier besprochenen Sagenkreise schließen sich die Ueberlieferungen vom Monde, welcher ebenfalls eine wichtige Rolle bei den Völkern der Nordwestküste Amerikas spielt. Wir hörten früher von dem Ursprung der neuen Sonne und des neuen Mondes bei den Catlóltχ. Es ist von Wichtigkeit, daß bei ihnen Mond und Sonne sprachlich nicht differenzirt ist, sondern daß sie Tag- und Nacht-Sonne genannt werden. Bei den Kwákiutl-Stämmen ist dies nicht der Fall. Bei ihnen giebt es einen unabhängigen Sagenkreis, der sich um den Mond concentrirt. Ich lasse eine Reihe dieser Sagen folgen.

Der Mann im Mond. (Bilχula.)

Ein Mann sandte seine Frau jeden Tag in den Wald, Beeren zu sammeln. Eines Tages sah sie daselbst den Mann im Monde, der Sohn Suχ's. Er fand Gefallen an ihr und stieg vom Himmel herab, um bei ihr zu bleiben. Dann kehrte er nach dem Himmel zurück. Die Frau ging nach Hause, hatte aber keine Beeren, da sie statt zu sammeln, mit dem Mondmann zusammen gewesen war. Als sie nun alltäglich ohne Beeren nach Hause kam, obwohl viele im Walde wuchsen, ward ihr Mann mißtrauisch und beschloß, sie zu belauschen. Da fand er sie mit ihrem Liebhaber beisammen. Er schlich unbemerkt nach Hause zurück, beschloß aber, sich zu rächen. Am folgenden Tage sprach er zu seiner Frau: „Du findest ja nie Beeren, ich will jetzt selbst einmal gehen und sehen, ob es keine giebt." Er setzte sich nun seiner Frau Hut auf, hing ihren Mantel um, unter dem er ein Messer verbarg und ging zu dem Platze, wo jene einander zu treffen pflegten. Es währte nicht lange, da kam der Mondmann. Als derselbe ihn umfangen wollte, schnitt er mit dem Messer ihm den Kopf ab. Er trug denselben nach Hause, und als seine Frau ihn erblickte, erschrak sie sehr und fing an zu weinen. Er wollte wissen, wer jener sei, und rief alle Leute zusammen, den Kopf zu sehen, Niemand aber kannte ihn.

Suχ stieg nun zur Erde herab, um seinen Sohn zu suchen. Endlich kam er auch zu dem Manne, welcher jenen erschlagen hatte. Er frug: „Hast du meinen Sohn nicht gesehen?" Jener antwortete: „Nein, ich kenne ihn nicht und habe ihn nicht gesehen." Da erblickte Suχ den Kopf seines Sohnes, welcher über dem Feuer hing. Er ward sehr zornig und machte ein großes Feuer auf der Erde, so daß alle Menschen umkamen. Nur die Geliebte des Mondmannes blieb verschont. Sie nahm einen Eimer voll Wasser aus dem Flusse, ehe derselbe austrocknete und fing mit dem Wasser viele kleine Fische (tutóq). Als alles ausgebrannt, und die Flüsse vertrocknet waren, schüttete sie das Wasser in den Fluß, der nun wieder zu laufen begann. Die Fische schwammen darin umher und vermehrten sich rasch.

[1]) Die Namen bedeuten: der Einen, Zwei, Drei, Vier heben Könnende.

Der Mond (Wik'énoq).

Kyálōyaqamē lebte bei seinem Vater Q'ōmchq'ōmkila. Eines Tages beschloß er in seinem Boote auszufahren. Er schob das Boot ins Wasser und fuhr hinaus in die weite See. Dort begegnete er Qōmóqoa, welcher versuchte, das Boot und den Schiffer zu fangen. Da befahl Kyálōyaqamē dem Boote, in die Höhe zu steigen, und siehe, es flog davon, wie ein Vogel. Es stieg höher und höher und stieß endlich an den Himmel an. Dort fand Kyálōyaqamē ein Loch, steckte seinen Kopf hindurch und frug: „Wohnen hier oben keine Menschen?" Da hörte er Jemand antworten: „Ja, wir wohnen hier, die Wáχsqem, aber wir sind nicht glücklich, denn wir haben unseren Mund im Nacken." Da sprach Kyálōyaqamē: „Wenn ich dereinst ein Kind haben werde, so soll es heißen wie ihr." Und er fuhr weiter in seinem Boote. Nach einiger Zeit sah er unter sich ein Haus. Das Boot kreiste anfänglich über demselben, und ließ sich dann tiefer und tiefer herab, bis es endlich vor dem Hause landete. In dem Hause aber wohnte Tlāqoakila (der Kupferplatten Machende). Seine Frau wiegte ihr Kind, das beständig schrie. Um es ruhig zu machen, sprach sie: „Weine nicht, sonst wird dich Kyálōyaqamē holen." Das Kind schlief ein, die Frau legte sich auch nieder, und als alle schliefen, schlich sich Kyálōyaqamē ins Haus und stahl das Kind aus der Wiege. Nach einiger Zeit erwachte die Frau und, als sie fortfuhr, das Kind zu wiegen, merkte sie, daß die Wiege leer war. Da rief sie: „Tlāqoakila! Jemand hat unser Kind geraubt" und weinte sehr. Aber sogleich trat Kyálōyaqamē herein und sagte zu ihnen: „Hört auf zu weinen, hier ist euer Kind, ich wollte nur seinen Namen wissen." Da freute sich der Vater und sprach: „Er heißt Tlatlaqoasila (der Kupfer Zählende). Wenn deine Schwester Kinder bekommt, so laß sie ihrem ältesten Sohn diesen Namen geben. Das zweite Kind, ein Mädchen, soll Tlaqoakilaióqoa (die Kupfer Bemalende), das dritte, ein Knabe, Sēkyōqoála (das tönende Kupfer), und das letzte, ein Mädchen, Tlāqoitl (ganz voll Kupferplatten) heißen. Nun fahre weiter zu Aichts'umkila (der Haliotis-Schalen Bearbeitende)." Kyálōyaqamē stieg in sein Boot und flog weiter. Bald fand er Aichts'umkila's Haus; wieder kreiste das Boot über demselben und ließ sich langsam herab. Dann stahl Kyálōyaqamē auch ihm das Kind aus der Wiege, um seinen Namen zu erfahren. Als er es zurückbrachte, sprach Aichts'umkila: „Wenn deine Schwester Kinder bekommt, so soll sie das älteste, einen Knaben, nach unserem Sohne Aichts'umq'ánaχ (der Muscheln Reinigende) nennen. Das nächste, ein Mädchen, soll Aichts'umqa (Armring aus Haliotisschalen) heißen; das dritte, ein Knabe, soll Aiχts'umalitl (voller Haliotisschalen) und das jüngste, ein Mädchen, Aichts'umqaulitl (Kiste voll Haliotisschalen) heißen." Kyálōyaqamē kehrte dann zur Erde zurück und erzählte seinen Schwestern, was er erlebt hatte. Dann stieg er in den Himmel und ward der Mond.

Ein junges Mädchen wartete ihren Bruder, während die Mutter ausgegangen war, Olachen zu fangen. Da der Knabe unaufhörlich schrie, schlug sie ihn in ihren Mantel ein und trug ihn auf der Straße umher und gab ihm einen kleinen Eimer zum Spielen. Da er gar nicht still sein wollte, drohte sie ihm, der Mond werde ihn holen. Und als er noch nicht aufhören wollte, drohte sie ihm zum zweiten, dritten und vierten Male. Da hörte sie der Mond. Er stieg zur Erde herunter, und indem er herabkam, ward er riesengroß. Er nahm den Jungen mit sich hinauf zum Mond. Noch heute kann man den Knaben mit dem Eimer in der Hand im Monde sehen.

Der Besuch beim Monde (Wik'énoq).

Ein junger Mann, Namens Mitla, ging in einem Jahre zehnmal hinauf zum Himmel. Beim ersten Male fand er droben eine Möve und brachte sie mit herunter. Als er zum zweiten Male hinaufstieg, fand er einen Vogel mit rothem Schnabel, beim dritten Male die Salmonberries, dann den Taucher und den Vogel Xéχeχō. Beim sechsten Male brachte er den Vogel Atémkuli mit herab. Als er aber zum zehnten Male hinaufstieg, fand er den Mond Nūsnáselis und kehrte nun nicht wieder. Da weinten und klagten seine Mutter Tlēelaiuqs und sein Vater Q'ōmχtóis. Endlich schliefen sie ein. Im Traume sah die Mutter ein schönes Haus vor sich und als sie erwachte, erkannte sie, daß es kein Traumgebilde war, sondern wirklich nahe vor ihr stand. Sie sah ihren Sohn Mitla vor dem Hause spielen und weckte ihren Mann, damit er ihn auch sehen solle. Als der Vater erwachte, sah auch er das Haus und den Knaben und rief: „Da ist ja unser verlorener Sohn!" Sie sprangen auf und liefen auf das Haus zu. Dieses schien aber vor ihnen zurückzuweichen und endlich erkannten sie, daß es in Wahrheit weit fort, droben am Himmel war. Da setzten sie sich nieder und weinten und sangen: „O, unser Sohn spielt droben bei Nusnáselis. Er weilt im fremden Lande und kehrt nicht mehr zu uns zurück." Als sie so sangen, ging ihre Nichte vorüber, und sie erzählten ihr, daß sie Nátla im Himmel droben hatten spielen sehen. Da sprach jene: „Laßt uns euren Sohn im Tanze wieder erscheinen lassen." Die Eltern waren damit einverstanden. Sie ließen ihre Nichte, die Q'ōqōmétsemqa hieß, in der Gestalt des Mitla tanzen und gaben ihr seinen Namen.

Der Mond (Tatlasiqoála).

Kyáloyaqamē, der Mond, stieg zur Erde herab und wohnte auf der Insel Kayála. Er fing sich Adler, aus deren Schnäbeln er sich eine Rassel machte. Ihre Unterkiefer verarbeitete er zu einem Tanzhute. Da wurde er stark und muthig. Da er ganz allein auf der Insel wohnte, verwandelte er die Möven, die am Strande saßen, in Menschen. Diese bauten ihm ein großes vierstufiges Haus, und verrichteten alle Arten Arbeit für ihren Häuptling. Einst stand Kyálōyaqamē an einer kleinen Landspitze; da öffnete sich plötzlich das Meer, wie ein Rachen, und ein Boot kam aus der Spalte hervor, in dem ein Mann Namens Waāyekila saß. Dieser trug Kopf- und Halsringe aus rothem Cedernbast. Er fuhr auf Kyálōyaqamē zu und gab ihm einen großen Stein, der auf dem Boden des Bootes lag. Dann kehrte er zurück und das Meer schloß sich wieder hinter ihm. Kyálōyaqamē trug den Stein nach Hause. Derselbe war aber so schwer, daß zehn seiner Sklaven mit vereinten Kräften denselben nicht heben konnten.

Kyálōyaqamē sprach nun zu seinen Sklaven: „Laßt uns zum See hinaufgehen hinter unserem Hause. Dort wohnt Wáχaos, der ebenfalls einen großen Stein hat. Wir wollen sehen, wer von uns der Stärkste ist. Sie gingen den Fluß hinauf und als sie bei Wáχaos angekommen waren, forderte Kyálōyaqamē ihn zum Wettkampfe auf. Er frug: „Kannst du meinen Stein heben?" Wáχaos erwiderte: „Ja, ich kann es, aber kannst du den meinen heben?" Auch Kyálōyaqamē glaubte dazu im Stande zu sein. Auf Wáχaos' Verlangen brachte er seinen Stein herbei und dieser hob ihn mit Leichtigkeit. Er selbst aber konnte Wáχaos' Stein nicht heben. Da sprach er zu diesem: „Ich sehe nun, daß du stärker bist als ich. Fortan sollst du mein Bruder sein." Und sie wohnten von nun an gemeinschaftlich in einem Hause und fingen Lachse im Flusse.

Der Mond raubt eine Frau (Tlatlasiqoála).

Eine Frau, Namens Tspilqoláqa, und deren Tochter Tlalnakoakyilakásö lebten zusammen in Tlamnos; die Tochter war sehr schön und darum beschloß der Mondmann, sie zu rauben. Er stieg vom Himmel herab und bat Tspilqoláqa um etwas Wasser. Bereitwillig schickte diese ihre Tochter zum Brunnen, um frisches Wasser zu holen. Kaum hatte diese aber den Fuß aus der Thür gesetzt, so ergriff sie der Mondmann und nahm sie mit zum Himmel hinauf. Da ward Tspilqoláqa traurig und zog nach Nauéte. Nach einiger Zeit kam der Mondmann wieder herab und bat eine Frau um Wasser. Als Tspilqoláqa ihn kommen hörte, warnte sie jene, nicht hinauszugehen, denn sonst würde der Mondmann sie mitnehmen. Jene hörte aber nicht auf den Rath und als sie vor die Thür trat, entführte sie der Mondmann. Das Mädchen mit dem Eimer kann man noch heute im Monde sehen.

Der Mondmann (Lekuiltoχ).

Einst herrschte in einem Dorfe eine Hungersnoth und alle Vorräthe waren aufgezehrt bis auf eine Kiste voll getrockneter Fischeier. Die Leute lebten von Farnwurzeln, die sie mühselig im Walde suchten und von denen sie sich kümmerlich nährten. Ein Mann und eine Frau hatten zwei Söhne, welche sie zu Hause ließen, wenn sie in den Wald gingen. Sie hatten ihnen aufs Strengste verboten, die Fischeier zu berühren.

Eines Tages, als die Eltern ausgegangen waren, trat ein Mann ins Haus und sagte zu den Knaben: „Weshalb eßt ihr denn keine Fischeier, da steht ja eine ganze Kiste voll." Die Knaben antworteten: „Nein, wir dürfen nicht davon nehmen, unsere Eltern haben es uns verboten." „Ach was", sagte der Mann, „nehmt euch nur so viel ihr wollt." Der eine der Knaben war nun halb Willens zu thun, was der Fremde gesagt hatte, aber der andere warnte ihn und sprach: „Mutter wird uns schlagen, wenn sie zurückkommt und sieht, daß wir ihre Fischeier genommen haben." Da gab der Fremde sich ihnen als der Mondmann zu erkennen und sprach: „Wenn ihr künftighin zu essen haben wollt, so bittet mich nur darum. Ich werde euch hundertfach die Fischeier zurückerstatten, die ihr jetzt euren Eltern nehmt." Da aßen die Knaben alle Fischeier auf, und der Fremde ging von dannen.

Nach kurzer Zeit kamen die Eltern zurück, und als die Mutter entdeckte, daß die Fischeier fort waren, schlug sie die Kinder. Diese sagten nichts; aber um Mitternacht, als alle Leute schliefen, gingen sie hinaus zum Ufer und sprachen: „O, mache uns glücklich, du hast es uns versprochen." Als sie viermal so den Mondmann angerufen hatten, kamen zahllose Häringe angeschwommen und alle Arten von Lachsen. Sie fingen dieselben, füllten ihre Mäntel mit Fischen und trugen sie zum Hause ihrer Eltern. Dort warfen sie die Fische zu Füßen ihrer Mutter nieder und sprachen: „Siehe, du zürntest uns und strafstest uns, weil wir deine Fischeier gegessen hatten. So vergelten wir dir!" Da freute sich jene, und ließ sich erzählen, wie sie die Fische bekommen hätten, und bald wußten alle Leute, daß jene reich waren. Sie kamen von allen Seiten herbei und kauften Fische für Boote, Mäntel und Felle. So wurde der Vater der Knaben ein großer Häuptling.

Kürzere Mittheilungen.

Die Regulirung der nordamerikanischen Felsengebirgsströme.

Die Amerikaner von der Union geben den Franzosen hinsichtlich der Kühnheit großer Entwürfe, durch die unwillkommenen geographischen Naturverhältnissen Abhülfe geschaffen werden soll, nicht das geringste nach, und es läßt sich auch nicht leugnen, daß sie auf diese Weise manchen schönen Erfolg erzielt haben. Wir denken hierbei vor allen Dingen an die künstliche Oeffnung der Mündung des Mississippi für den größten Oceandampfer sowie an die Schöpfung des complicirten Reservoir-Systemes zur Abschwächung der Hochfluthen im Oberlaufe dieses Stromes. Nach den verheerenden Ueberschwemmungen, die der Ohio im Jahre 1883 anrichtete, faßte man sofort den Entschluß, das letztere System auch auf diesen Tributärfluß des Mississippi auszudehnen. Man wollte auch ihn in seinem Quell-Laufe durch Dammbauten zu künstlichen Seen stauen und sozusagen in Fesseln schlagen. Indem man der Sache näher trat, mußte man aber doch erkennen, daß die natürlichen Voraussetzungen für dergleichen Anlagen in den Alleghanies wesentlich andere sind, wie in Minnesota. Der kühne Entwurf blieb also bis auf den heutigen Tag — ein kühner Entwurf. — Neuerdings taucht nun ein ähnlicher Plan, wie man ihn bezüglich des oberen Mississippi erfolgreich ins Werk gesetzt, und wie man ihn bezüglich des Ohio wenigstens diskutirt hat, auch bezüglich der Felsengebirgsströme, die dem nordamerikanischen Riesenstrome zufließen, auf (Vergl. Science, vol. XI, p. 236 f.). So wie die Dinge gegenwärtig liegen, eilt das Wasser dieser Ströme im Frühjahre in wildem Laufe thalab, keinerlei Nutzen stiftend, wohl aber die Uferlandschaften an tausend Punkten bedrohend und oft genug furchtbar verwüstend. Der Missouri vor allen Dingen zeigte sich vielfach als ein ähnlicher menschenfeindlicher Unhold wie der chinesische Hoangho. Und was hätten die Felsengebirgsströme in der westlichen Wüste für Segen stiften können, wenn sie sanfter geartet gewesen wären! Diese Wüste nimmt einen Raum von 3½ Mill. Quadratkilometern ein — den sechsfachen Flächenraum des Deutschen Reiches, und mehr als das Drittel des Unionsgebietes. Was für ein Gewinn für die Nation wäre es also, wenn die wilden Gewässer, die aus den Schluchten der Rocky Mountains hervorbrechen, auch nur den zehnten Theil von dieser Fläche in fruchtbares Gefilde umwandeln hülfen! Der in Frage stehende amerikanische Plan zielt nun eben darauf ab, die ungestümen Wildlinge zu bändigen, und sie zu zwingen, der Nation den angegebenen Dienst zu leisten. Man will in allen (!) Felsengebirgs-Cañons Querdämme errichten, die hoch und stark genug sind, um die durch die plötzlichen Schneeschmelzen und durch die wolkenbruchartigen Regen verursachten Hochwasser zurückzustauen, und man will dann den künstlich zurückgehaltenen reichen Vorrath je nach Bedarf abfließen lassen, damit er zur Irrigation der tiefer liegenden Thalebenen benutzt werden kann. Die Autorität, die für den Plan eintritt, und die ihn für ausführbar erklärt, ist keine geringere als die des Chefs der nordamerikanischen geologischen Landesuntersuchung, des wohlbekannten Major J. W. Powell, der den nordamerikanischen Westen ohne Zweifel

eifriger und umfassender studirt hat wie jeder andere. — Wir selbst haben an Ort und Stelle einen viel flüchtigeren Einblick in die Verhältnisse und in die Kräfte gewonnen, die in den Cañons der westlichen Ströme walten. Nichtsdestoweniger können wir auf Grund desselben nicht umhin, unsere Skepsis gegenüber dem gewaltigen Entwurfe zu äußern. Die Natur des nordamerikanischen Westens ist uns als eine so ungeheure erschienen, daß wir nicht daran glauben können, sie werde sich durch Menschenwerk so vollkommen überwinden lassen. Etwas mag man ja an besonders günstig gelegenen Orten durch geschicktes Vorgehen erreichen, aber alles in allem fürchten wir, daß der kreißende Berg eine Maus, und nicht einen Elephanten gebären wird. Man halte dies in Amerika der deutschen Vorsicht zu gute. — Um eingehendere Vorstudien zu dem beabsichtigten Werke zu ermöglichen, ist der Kongreß der Vereinigten Staaten um die Gewährung von einer Viertelmillion Dollars angegangen worden. Wenn er diese Summe thatsächlich auswerfen sollte, so würden auch wir dies mit Freuden begrüßen, denn eine Reihe von kostbaren wissenschaftlichen Resultaten würden damit sicherlich erzielt werden können. — Würde der Plan in seinem ganzen Umfange ausgeführt, so würde damit nach unserer Meinung eine der staunenswerthesten Großthaten geschehen sein, deren sich der menschliche Erfindungsgeist und die menschliche Technik überhaupt fähig gezeigt hat. Der große Erfolg würde die Amerikaner dann auch dazu ermuthigen, das oben erwähnte Ohio-Regulirungs-Projekt wieder aufzunehmen, und dann wäre auch der untere Mississippi — dessen alljährlichen Ueberschwemmungen kaum weniger berüchtigt sind wie die des Ohio, des Missouri, des Arkansas &c. — vollkommen unter die Botmäßigkeit des Menschengeistes gestellt. Wie gesagt, befürchten wir aber, daß es damit im allgemeinen gute Weile haben wird.

E. D.

Das Ssolowiezki-Kloster und seine Bedeutung für Nordrußland.

Auf einsamer Insel im Weißen Meere liegt jenes in der älteren russischen Geschichte als Verbannungsplatz oft erwähnte Ssolowiezki-Kloster, das noch heutigentages, wie einst im Mittelalter, ein Ansehen genießt und eine wirthschaftliche Bedeutung für weite Striche des russischen Nordens besitzt, daß eine neuerliche Darstellung dieser Verhältnisse selbst in Rußland Aufsehen erregte. Verfasser derselben war Dr. P. Fedorof, der seit längerer Zeit den Norden Rußlands zum Gegenstande seiner Studien und Reisen namentlich in ethnographischer Beziehung ausersehen hat, und der kürzlich in der geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg darüber einen Vortrag hielt. Hiernach lassen sich in der gegenwärtigen Klosterbevölkerung fünf Gruppen unterscheiden: die Mönche, die umsonst arbeitenden Pilger, die Pilger schlechtweg, die bezahlten Arbeitsleute, und die Verbannten resp. Arrestanten. Von der zweiten Kategorie, den unentgeltliche Arbeit liefernden Pilgern, treffen jährlich etwa 600 im Kloster ein, wo auf längere Zeit, zuweilen für immer, 1 bis 5 Proc. des überhaupt zugewanderten Volkes zu verbleiben pflegen. Je länger der Aufenthalt im Kloster dauert, um so schwerer wird meistens der Entschluß, dasselbe zu verlassen und draußen den Kampf mit dem rauhen, nördlichen Leben wieder aufzunehmen. Eigentliche Mönche giebt es jetzt dort 228, unter denen 137 aus dem Stande der Bauern, 43 aus dem der Kleinbürger, 18 aus dem der Weltgeistlichkeit, die übrigen aus dem der Soldaten, der Kaufmannschaft, des Adels, der Bedienten &c. hervorgegangen sind. Die meisten (86 Proc.) pflegen zwischen dem 25. und 36. Lebensjahre ins Kloster zu treten, und die Gesammtzahl der Insassen desselben erhält sich ziemlich constant. Die freiwilligen Pilger-Arbeiter, die von jeher den Hauptstamm der Klosterbevölkerung bildeten, hat entweder ein Gelübde, den heiligen Wunderthätern von Ssolowiezki, dem St. Sossim und St. Sawwatij, zu dienen, dahin geführt, oder einfach die Noth, so daß sie um der vom Kloster gebotenen Wohnung, Kleidung und Nahrung willen ihre Arbeit darbringen. Die meisten solcher „Freiwilligen“ liefert das Gouvernement Archangel (jährlich etwa 190), sodann Wologda (131), Olonezk u. s. w., und die Leute dieser Kategorie pflegen oft ein bis drei Jahre im Kloster festzusitzen. Dazu kommt dann die Masse der bezahlten Arbeiter resp. Handwerker, die jährlich im Frühling zum Kloster strömen, und für welche dieses bei seinem großen und mannigfaltigen Arbeitsbedarfe immer Verwendung zu finden weiß — eine nie versagende Gelegenheit des Erwerbes, die im armen Norden unschätzbar ist. Wenn das Kloster in früheren Zeiten ein Asyl für Flüchtlinge, selbst Räuber und Mörder, gewesen ist, so hat das jetzt aufgehört, da jedermann dort zu längerem Aufenthalte Heimathspapiere beizubringen hat. Wohl aber sind die Pforten desselben heutzutage geöffnet für Kinder, denen es aus irgend welchem Grunde an ordentlicher Unterkunft draußen gebricht. Es sind Knaben im Alter von 12 bis 14 Jahren, die man so aufnimmt, und deren in den letzten Jahren stets etwa 200 vorhanden waren. Dieselben werden nicht verzärtelt, sondern zu ernster Arbeit angehalten, so daß das Kloster in ihnen eine Schaar jugendlicher Hülfskräfte besitzt, die täglich 11 Stunden lang beschäftigt werden. Indessen geht die Ausnutzung derselben nicht, wie der böse Leumund in Rußland öfter behauptet hat, über das Maß ihrer Kräfte hinaus; so erklärt ausdrücklich unser Gewährsmann. Wie es sich für ein Kloster schickt, verhalten sich die Leute bei ihren dortigen Arbeiten still und friedlich, erweisen sich auch ehrerbietig und gehorsam, aber dem Beobachter entging es nicht, daß der unverkennbare gute Wille und Eifer, der die neu eingetretenen Arbeiter beseelt, allmählich zu erlöschen pflegt, ja daß die älteren Genossen sich über den Eifer der jüngeren gern lustig machen. So vergleicht er schließlich die Arbeiter des Klosters mit Leibeigenen auf Zeit!

F. M.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ueber die Expedition S. J. Michell's und J. F. Needham's nach dem Hukong-Thale bringen die „Proceedings“ der Londoner Geographischen Gesellschaft (vol. X, p. 377 f.) einige weitere Angaben, die wir zur Vervollständigung unseres früheren Berichtes („Globus“, Bd. 53, S. 143 ff.) mittheilen. Große Schwierigkeiten bereitete den Reisenden der Dschungel-Gürtel zwischen der letzten britischen Station in Assam und dem Patkoi-Gebirge, besonders weil die engagirten Träger ihre Dienste versagten, und weil der Dihing-Fluß einen sehr niedrigen Wasserstand hatte und die Bootfahrt nur langsam von statten ging. In Nimrong waren sodann die Elephanten nicht eingetroffen, die die Expedition weiter bringen sollten, so daß Herr Michell

nur mit einer kleinen Abtheilung in dem Gebirge vorwärts dringen konnte, während Herr Needham mit den Uebrigen zurückbleiben mußte. Der Aufstieg zum Patkoi Passe (1260 m) würde leicht gewesen sein, wenn nicht der dichte Buschwald gewesen wäre, wenn es nicht zugleich sehr anhaltend geregnet hätte, und wenn man des rechten Weges kundig gewesen wäre. In Khatung stießen die beiden Abtheilungen wieder zusammen, aber es war daselbst unmöglich, genügenden Proviant für die Fortsetzung des Marsches zu erhalten. Trotz aller erduldeten Mühseligkeiten sprechen sich die Reisenden günstig über das assamisch-oberbirmahnische Eisenbahnprojekt aus. Von Makum, dem gegenwärtigen Eisenbahn-Terminus im Bramaputra Thale, soll die etwa 300 engl. Meilen lange Bahn nach dem Ningonng See, und von dort quer über den oberen Chindwin-Fluß nach dem Irawaddi geführt werden. Dem Topographen Ogle, der die Expedition begleitete, gelang es, trotz der widrigen Umstände, etwa 2000 engl. Quadratmeilen kartographisch festzulegen.

— Das indisch-chinesische Eisenbahn-Projekt, von dem wir wiederholt gehandelt haben, hat in dem englischen Konsular-Agenten Bourne, der längere Zeit in Tschungking gelebt hat, einen Gegner gefunden. Derselbe behauptet in seinem „Report“ über die chinesische Provinz Sz-tschwan, daß der Bau einer Eisenbahn von Birmah oder Tongking quer durch Yünnan jedem, der dieses Land aus eigener Anschauung kenne, als wenig rathsam erscheinen müsse. Die thatsächliche Handelsströmung bewege sich nicht zwischen Sz-tschwan und Yünnan, sondern zwischen Sz-tschwan und der Jangtsekiang-Ebene, ebenso wie der genannte Fluß. Auf die Beseitigung der natürlichen und willkürlichen Hindernisse der Jangtse kiang-Schiffahrt müsse also hingearbeitet werden. Wir sind der Meinung, daß man das eine thun kann, ohne das andere zu lassen. Um die eine mehr oder minder starke künstliche Ablenkung einer Verkehrsströmung handelt es sich ja bei dem Baue einer Schienenstraße immer.

Afrika.

— Nach den von Dr. v. Danckelmann herausgegebenen „Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten“, von denen uns das erste Heft vorliegt, ist Dr. L. Wolf mit seinen Begleitern am 28. Februar glücklich in Klein-Popo gelandet, und sodann am 29. März nach dem Binnenlande aufgebrochen. — Außerdem enthält die genannte neue Zeitschrift, die sich die Aufgabe gestellt hat, die Kunde von den deutschen Kolonien zu pflegen, einen eingehenden Bericht über den Verlauf und die Ergebnisse der Kund'schen Batanga-Expedition. (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 319.)

— Ueber die Stanley'sche Expedition nach Wadelai hat H. Ward, der Gefährte Barttelots, am 5. Mai die ersten positiven Nachrichten nach Boma (am unteren Kongo) gebracht, die nicht günstig lauten, deren weitere Bestätigung man aber abwarten muß. Ihnen zufolge haben zurückgekommene Deserteure über Stanley erzählt, daß derselbe bei seinem Marsche auf große Schwierigkeiten gestoßen sei, zahlreiche Leute verloren habe, und nebst Nelson verwundet worden sei. Herr Ward legte den Weg von dem Aruwimi nach Boma in 30 Tagen zurück. Barttelot und Ward besuchten übrigens wiederholt Tippoo Tip in Stanley Falls, um denselben zu veranlassen, Hülfstruppen nachzusenden, wie es aber scheint, ohne wirklichen Erfolg.

Südamerika.

— Vor kurzem ist in Lima, der Hauptstadt von Peru, eine geographische Gesellschaft begründet worden, die sich in dankenswerther Weise die Aufgabe gestellt hat, vor allen Dingen die Kunde des eigenen Landes zu fördern. Sie will zu diesem Zwecke sowohl besondere Expeditionen ausrüsten, als auch eine Zeitschrift herausgeben, in der über die Reisen und Forschungen im Lande eingehend berichtet wird.

— Ueber die Reise der Professoren Kurtz und Bodenbender nach den Anden enthalten die „Geographischen Mittheilungen“ (Bd. 34, S. 192) einen ersten kurzen Bericht aus der Feder des Prof. Dr. O. Doering, dem wir Folgendes entnehmen: Die „Travesia“ zwischen Mendoza und San Rafael, die vier Tagesritte in Anspruch nahm, hatte oft auf Strecken von 36 bis 78 km kein Wasser, bei Tage stieg das Thermometer auf 25 bis 29° C., und bei Nacht fiel es auf 3°. Der vulkanische Bergzug der Sierra Pintada bot mineralogisch und botanisch viel Interessantes. An den Flüssen südlich von Mendoza herrschte auch reges wirthschaftliches Leben im Bergbau wie im Ackerbau und in der Viehzucht, und nur die Eisenbahnverbindung mit Chile wurde schwer vermißt. Südlich von San Rafael wurde der Cerro Nevado (3300 m) bestiegen, dann ging es nordwestlich nach dem Rio Atuel und nach Colonia Beltran, von wo aus verschiedene Streifzüge in das Hochgebirge unternommen wurden (nach dem Valle Hermoso, dem Rio Santiago 2c.). Am 6. Februar waren die Reisenden im Begriffe, sich weiter südlich zu begeben.

Bücherschau.

— Dr. Alfred Hettner, Gebirgsbau und Oberflächengestalt der sächsischen Schweiz. Stuttgart 1887. J. Engelhorn. —

Dr. E. Mehnert, Ueber Glacialerscheinungen im Elbsandsteingebiet. Pirna 1888. —

Es sind dies zwei sehr gründliche, geologisch-geographische Arbeiten, die einander in vortrefflicher Weise ergänzen. Die erste zeigt eingehend, wie die Oberflächengestalt des Elbsandsteingebirges auf das engste mit der inneren Tektonik zusammenhängt, die zweite, wie die dereinstige Vergletscherung des Gebietes viel weiter südwärts reichte, als man bisher annahm (bis Tetschen!), und wie die Schmelzwässer der alten Gletscher ganz wesentlich an der Gestaltung der cañonartigen „Gründe“ sowie auch des Elbthales betheiligt waren.

— W. von Freeden, Reise- und Jagdbilder aus Afrika. Leipzig 1888. F. A. Brockhaus. — Dem mit der geographischen Reiseliteratur Vertrauten sagt der Verfasser dieses Buches nicht viel Neues. Da aber die besagte Literatur mehr und mehr zu gewaltigen Bergen angewachsen ist, die selbst der Fachmann kaum noch bemeistern kann, so muß seine Zusammenstellung nichtsdestoweniger dankbar entgegengenommen werden. Der Auswahl und Anordnung der Reise- und Jagdbilder ist Geschick, der Sprache Flüssigkeit und Lebendigkeit nachzurühmen. Gerade für den Sportsmann hätte es sich nur vielleicht gelohnt, die französischen Reisenden in einem ähnlichen Maße neben den deutschen in Betracht zu ziehen, wie die englischen.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIV.



№ 2.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1888.

Der Kuku-Nor.

Von Dr. Emil Deckert.

(Mit zwei Abbildungen.)

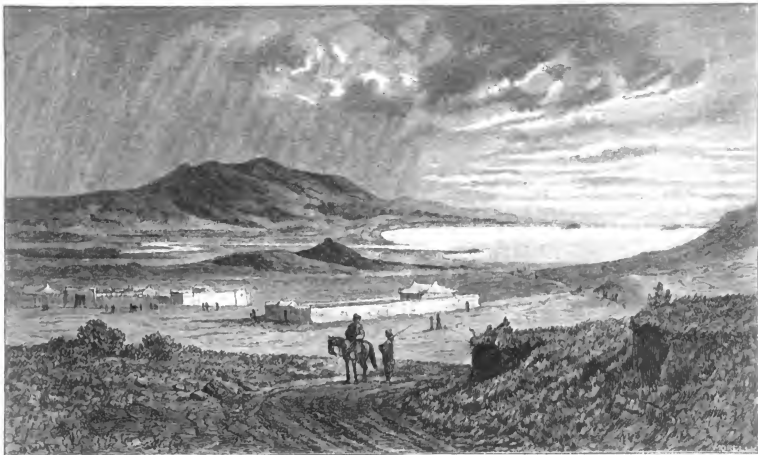
Zu den interessantesten Räthseln, die die geographische Forschung in dem centralen Asien noch zu lösen hat, gehört auch die Eigenart und die Bildungsgeschichte der stehenden Gewässer, die das Land in so beträchtlicher Zahl bedecken. Von den meisten kannten wir bisher kaum viel mehr als die Namen, und wenn es hoch kam, so wußten wir außerdem noch, ob das Wasser, das sie enthielten, salzig oder süß war — eine Thatsache, die sich übrigens in der Regel auch ganz von selbst verstand. Wie groß der Salzgehalt war, welche Tiefe sie hatten, welchen periodischen Schwankungen ihr Spiegel etwa unterworfen war, welche Fauna sie in ihrer Fluth bargen, in welchen entwickelungsgeschichtlichen Beziehungen sie zu den benachbarten Stromgebieten standen rc., darüber gab es keinerlei Nachricht. War es ja doch bei der Mehrzahl nur ein einziger Europäer — N. von Prshewalski —, der sie geschaut hatte, oder der wenigstens mit seiner Karawane in ihrer Nähe vorbei gezogen war.

Verhältnißmäßig viel bessere Kunde als von den anderen centralasiatischen Seen besitzen wir von dem Kuku-Nor — Dank in erster Linie demselben russischen Forscher, und Dank in zweiter Linie der Szechenyi'schen Expedition, von der wir die Veröffentlichung der wissenschaftlichen Ergebnisse freilich erst demnächst zu gewärtigen haben. Es sei uns deshalb gestattet, mit Hinweis auf diese Quellen und auf unsere Abbildungen eine Charakteristik dieses Sees zu versuchen. Daß auch bei dem Kuku-Nor die gewonnene Erkenntniß noch lückenhaft genug ist, mag sich dabei immerhin herausstellen.

Der mongolische Name des Sees bedeutet so viel wie „blauer See“. Die Chinesen nennen ihn Tsin-hai, die Tangnten Tsok-gumbum. Wie groß die Fläche ist, die der See einnimmt, ist aber bereits eine offene Frage, wie wir denn auch bislang nur ein ganz ungefähres Kartenbild von ihm besitzen. Prshewalski giebt seine größte Längserstreckung auf 106 km und seine größte Breitenerstreckung (zwischen der Galdyn-char-Mündung an seinem Südufer und der Ulan-choschun-Mündung an seinem Nordufer) auf 64 km an, so daß man sein Areal zu etwa 4500 qkm annehmen könnte. Der See würde also nahezu achtmal so groß sein als der Genfer See, und nahezu siebenmal so klein als der Baikalsee.

Die Tiefe des Kuku-Nor, die die Umwohner unermeßlich nennen — wie die Slowaken die Meeraugen der Karpaten, und aus leicht ersichtlichen Gründen —, ist in Wirklichkeit eine sehr geringfügige. Vor der Mündung des bereits erwähnten Galdyn-char — also an der Südseite — lothete Prshewalski in dem Uferabstande von 1 km nur 9,5 m, in dem Abstande von 2 km nur 15,6 m, und in dem Abstande von 3 km nur 17,7 m. Daß die Tiefe in der Mitte 50 m erreichen oder übersteigen werde, ist daher kaum anzunehmen, und von dem Wasservolumen, welches der See enthält, darf es als ziemlich sicher gelten, daß es viel geringfügiger sei, wie bei dem ungeheuer tiefen Genfer See. So weit man aus der allgemeinen Konfiguration der Gebirgsumrandung einen Schluß ziehen darf, so ist es übrigens wahrscheinlich, daß seine

größte Tiefe näher dem Südufer als dem Nordufer liegt, wenn auch natürlich in der größten Weitung, also gegen Westen hin. Aus dieser westlichen Weitung des Sees ragen augenscheinlich aus etwas erheblicherer Tiefe auch zwei steilwandige Felseneilande auf, von denen das größte Tschagan heißt und ein von zehn Lamas bewohntes Kloster trägt, während das andere unbewohnt ist und als Sitz eines bösen Geistes bei den abergläubischen Mongolen und Tanguten in einem sehr üblen Rufe steht. Aus der engeren Osthälfte ragen drei Inseln hervor, die aber eigentlich nichts anderes sind, als hohe Kiesbänke, und Alles in Allem scheint es, daß die Osthälfte des Sees in rapider Ausfüllung mit Sand und Geröll begriffen ist. Zum Theil ist auch dies in der Gestaltung der nächsten Umgebung begründet, zum Theil in dem größeren Niederschlagsreichthume der ganzen Gegend im Osten, und zum Theil in der Richtung der Sandstürme, die vom Westen her über die Seefläche hinweg brausen. Die flachwellige und kiesige Beschaffenheit des Landes östlich von dem See deutet an, daß wir es daselbst nur mit einer bereits ausgefüllten Verlängerung des Sees zu thun haben, und der kleine Nachbarsee Chara-Nor hing offenbar noch vor relativ kurzer Zeit mit dem Kuku-Nor zusammen. Wie insbesondere die Sand- und Staubstürme zur Ausfüllung des Sees beitragen, davon konnte sich Prshewalski auf seiner dritten Reise prächtig überzeugen, indem er die Eisdecke, die ihn noch gegen Ende Februar bedeckte, mit einer dicken Schmutzlage überzogen fand. Wenn sich im Laufe eines einzigen Winters eine solche Sand- und



Ansicht des Kuku-Nor.

Staublage auf dem See aufhäufen kann, die bei dem Schmelzen des Eises auf den Grund hinab sinkt, so versteht es sich von selbst, daß im Laufe eines Jahrhunderts oder eines Jahrtausends eine Lage von sehr bedeutender Mächtigkeit zum Absatze kommen muß. Daß die centralasiatischen Stürme auch Steine und groben Kies durch die Lüfte zu wirbeln vermögen, hat Prshewalski bei verschiedenen Gelegenheiten ebenfalls erfahren (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 197). Die Wildströme, die von den Gebirgen herabkommen, haben wilde Schluchten in diese letzteren hineingerissen, und obzwar sie im Winter und Frühjahr beinahe leer sind, so ist ihr Wasser- und Sedimentreichthum doch zur Zeit des feuchten Sommermonsuns ein sehr gewaltiger — wie wir bereits hervorgehoben haben, besonders im Osten. Der Hauptzufluß des Sees — der Buchain-gol — führt in der Sommerzeit, wenn auf dem Nan-schan die Gletscherenden abschmelzen, auch eine große Menge von Wasser und von Sinkstoffen, derselbe lagert aber die letzteren zu einem großen Theile unterwegs — auf dem Plateau, über das er dahinströmt — ab, und auf diese Weise trägt er verhältnißmäßig viel weniger dazu bei, den See auszufüllen.

Was die Gebirgsumgebung betrifft, von der der See rings umgürtet ist, so tritt dieselbe am unmittelbarsten an seine Ufer vom Süden her — im Kuku-Nor-Gebirge, das in der Gegend des Sees zu 4500 m hohen Gipfeln aufsteigt, aber infolge der centralasiatischen Lufttrockenheit nirgends mit ewigem Schnee bedeckt ist. Da der Spiegel des Sees nach Prshewalski etwa 3200 m über dem Meere gelegen ist, so erhebt sich das genannte Gebirge in seinen höchsten Gipfeln ungefähr 1300 m über den See, während seine

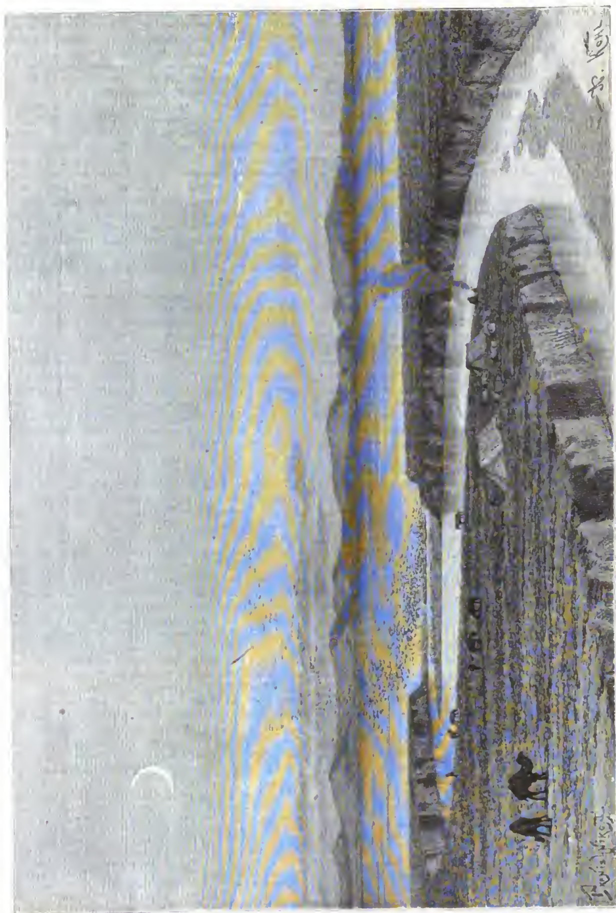
bekannten Paßhöhen zunächst dem See nur 250 bis 700 m höher liegen. Der viel gewaltigere Nan-schan, im Norden des Sees, berührt die Wasserfläche desselben nur mit seinen Vorketten und Ausläufern ziemlich unmittelbar, so daß man seine schnee- und gletscherbedeckten Hochgipfel, die zum Theil an die 6000 m messen sollen, von dem Seeufer nirgends erblickt. Das Landschaftsbild, welches der See dem Beschauer gewährt, athmet infolgedessen feierlichen Ernst, wie die Landschaftsbilder der centralasiatischen Gebirge beinahe alle, und dieser Ernst wird durch den steppenhaften Charakter, den alle Niederungen sowie auch alle der Südsonne exponirten Hänge tragen, noch sehr bedeutend erhöht. Nur das Kuku-Nor-Gebirge wendet dem See seine vegetationsreiche, d. h. mit zerstreutem Gebüsch bestandene Seite zu. Eine flache Kieszone, die im wesentlichen nur mit harten Steppengräsern („Moto-schirik") bewachsen ist, schiebt sich infolge der oben erwähnten starken Sedimentation, die sich an dem See vollzieht, allerwärts zwischen den Gebirgsfuß und die Wasserfläche hinein, am breitesten und ausgedehntesten ist dieselbe aber im Osten.

Wer den Kuku-Nor deswegen, weil er von allen Seiten her, namentlich aber vom Osten her, beständig mit Gebirgsschutt ausgefüllt wird, einfach in die Reihe der aussterbenden Seen stellen wollte, der würde nach unserer Meinung doch vielleicht einen voreiligen Schluß ziehen. So lange ihm auf allen Seiten durch einen hohen Gebirgswall der Abfluß verwehrt wird, und so lange von diesen Gebirgen eine Wassermenge herabfließt, die nicht vollkommen durch die Verdunstung wieder aufgezehrt wird, so lange kann dies unmöglich geschehen. Mit dem Boden des Sees wird sich immer zugleich auch sein Spiegel heben, und wenn seine Fläche irgendwo durch junge Uferbildungen mehr und mehr eingeengt wird, so wird er sich anderweit durch ein allmähliches Steigen des Spiegels entweder erweitern oder vertiefen. Jahreszeitlich und vielleicht auch in längeren Perioden mag das Wasservolumen starken Schwankungen unterworfen sein — wir wissen auch darüber nichts Näheres —, im allgemeinen wird sich dasselbe aber gleich bleiben, so lange das centralasiatische Klima sich gleich bleibt. Seen mit Abfluß haben in Gegenden starker Sedimentation nur eine ephemere geologische Existenz, und man darf sie mit Oskar Peschel's geistreichem Worte gar wohl als „Jugendreize im Angesichte des alternden Planeten" bezeichnen, von Seen ohne Abfluß aber gilt dies nicht, sie haben ein viel längeres Leben, sobald ihre Abgrenzung gegen die benachbarten Entwässerungsgebiete eine strenge ist. Die Zeit, in welcher der Genfer See und der Bodensee vom Erdboden verschwunden sein werden, läßt sich leicht berechnen, die Zeit, in welcher dasselbe mit dem Kuku-Nor der Fall sein wird, kaum. Es ist ja dabei auch zu berücksichtigen, daß der Damm, welcher den See umgiebt, gerade dort, wo er am niedrigsten ist — im Südosten — durch die Sandstürme ebenso beständig erhöht wird, wie der Seeboden. Was wir nach diesen Erwägungen behaupten dürften, wäre vielleicht: daß der Kuku-Nor eine ausgesprochene Tendenz verrathe, in dem muldenförmigen Längsthale zwischen dem Kuku-Nor-Gebirge und dem Nan-schan, dessen Ostwinkel er einnimmt, weiter westwärts zu rücken. In einer zukünftigen geologischen Zeit, die sich freilich nicht absehen läßt, würde er also nahe dem Quelllaufe des Buchain-gol und am Fuße des Rittergebirges zu liegen kommen. Es liegt hierin eine merkwürdige Analogie zu dem bekannten Thalaufwärtsrücken der Wasserfälle, nur daß man es bei letzteren mit viel kleineren Zeiträumen zu thun hat. Ist unser Schluß richtig, so versteht es sich von selbst, daß die Salinität des Wassers im Kuku-Nor sich mehr und mehr steigern wird, bis sie vielleicht dereinst diejenige des Todten Meeres in Palästina erreicht.

Gegenwärtig ist der Salzgehalt des Kuku-Nor-Wassers ein sehr geringer, so daß man dasselbe sogar trinken kann, und wir sind geneigt, diesen Umstand für ein wichtiges Indicium bezüglich der Entwickelungsgeschichte, die der See bereits durchgemacht hat, zu halten [1]). Vor allen Dingen liegt für uns in dem schwachen Salzgehalte der erste von den Gründen, die uns bestimmen, den Kuku-Nor in seiner gegenwärtigen Gestalt für eine verhältnißmäßig junge geologische — oder vielleicht besser gesagt geographische — Bildung zu halten. Das Salzigwerden des Wassers begann natürlich von dem Augenblicke an, als das in Frage stehende Längsthal zwischen dem Kuku-Nor-Gebirge und dem Nan-schan keinen Abfluß mehr hatte; da dasselbe aber heute noch so sehr wenig vorgeschritten ist, so denken wir, daß der Augenblick, in dem die Schließung des Thales erfolgte, noch nicht so sehr weit hinter uns zurück liegen kann. Den Dabasun-Nor, der auf der Südseite des Kuku-Nor-Gebirges liegt — und zwar bemerkenswerther Weise nahe der Westecke eines ähnlichen Längsthales — und der durch die starke Salinität seines Wassers eine Haupt-Salzfundstätte Chinas ist, halten wir für viel älter.

Fragen wir uns nach dem Orte, wo das Thal des Buchain-gol vor kurzem noch eine Oeffnung gehabt haben kann, so weisen uns alle Verhältnisse — die hypsometrischen ebenso wie die geognostischen — auf die Gegend im Südosten. Während die langgestreckte Mulde nämlich im Westen, Süden und Norden von alten, hohen und zusammenhängenden Gebirgswällen aus Gneiß und Schiefer abgeschlossen ist (von dem Rittergebirge, dem Kuku-Nor-Gebirge und dem Nan-schan), so sind die viel niedrigeren Sättel, die gegen den Sinin-gol und Hoangho hin liegen, so weit sie uns bekannt sind, zu einem guten Theile aus ähnlichen Kiesmassen gebildet wie die nächste Umgebung des Sees. Es ist also durchaus wahrscheinlich, daß sie erst in einer späten geologischen Zeit durch dieselben Sandstürme geschaffen worden sind, die noch heute im Osten des Sees so gewaltige Kiesberge aufhäufen, und daß der Buchain-gol vorher zusammen mit dem Balema-gol und den anderen Strömen, die heute in den See münden, ein Tributärstrom des Hoangho war. Zu einem See konnte sich der Buchain-gol natürlich auch damals stauen lassen, aber es war dies ein Süßwassersee, und in seiner Gestalt und Ausdehnung wich er sicherlich beträchtlich von dem heutigen Kuku-Nor ab. Ob diese Zeit mit einer Periode zusammenfällt, in der Centralasien ein wesentlich feuchteres Klima besaß, vermögen wir bei dem dermaligen Stande der geographischen Forschung nicht zu entscheiden. Es sind aber Anzeichen vorhanden — namentlich in der früher viel beträchtlicheren Ausdehnung der Thian-schan-Gletscher —, daß eine solche Periode thatsächlich einst vorhanden war. Damals konnte sich der Buchain-gol seinen Weg siegreich durch die Gebirgspforten dem Hoangho und dem Meere zu bahnen, als es aber trockener wurde, da saugte die Luft den größten Theil seines Wassers auf und beraubte ihn damit zugleich der Kraft, die Hindernisse, die ihm die mächtiger und mächtiger werdenden Nordweststürme in den Weg thürmten, dauernd zu überwinden. Sein Gebiet wurde von demjenigen des Hoangho abgedämmt, und

[1]) Nach den Analysen, die der russische Akademiker K. Schmidt an den von Prihewalski mitgebrachten Proben vornahm, enthielt das Kuku-Nor-Wasser (in der Gegend des Südufers) im Spätherbst 1872 1,114 Proc. Mineralsalze, im Winter 1880 aber 1,399 Proc.; und zwar in beiden Fällen zur reichlichen Hälfte Chlornatrium, demnächst Natriumsulfat, Magnesiumcarbonat, Chlormagnesium, Kaliumsulfat &c. Die Schwankungen des Salzgehaltes dürften wohl mit den jahreszeitlichen Schwankungen der Wassermenge zusammenhängen (Vergl. das „Bulletin de l'Académie Impériale des Sciences de St. Pétersbourg, Vol. 28, p. 1 ff.).



Andere Ansicht.

er bildet im Verein mit seinen Nebenflüssen den Kuku-Nor. Dies ist für uns vorläufig die wahrscheinlichste Entstehungsgeschichte des Sees. Belehren uns dereinst centralasiatische Forscher, gestützt auf ein umfangreicheres Induktionsmaterial — das zunächst noch aussteht —, eines Besseren, so werden wir dies aber dankbar über uns ergehen lassen. Jede Zeit kann eben nur das Material in das Gebäude der geographischen Wissenschaft hineinarbeiten, was ihr herbeizuschaffen möglich war.

Die tangutische Sage, welche sich an den See knüpft, scheint unsere Theorie insofern bestätigen zu wollen, als auch sie von einer Zeit redet, in der es den Kuku-Nor nicht gab. Einst lag er nach dieser Sage im Schoße der Erde verborgen bei Lhassa, und erst zu einer Zeit, in der Menschen daselbst hausten, brach er an seiner gegenwärtigen Stelle aus der Tiefe hervor, Tod und Verderben stiftend, Heerden und Menschen verschlingend, und eine förmliche Sündfluth anrichtend.

Das Kulturleben, welches an dem Kuku-Nor gedieh, ist ein geringes. Der See ist zwar ziemlich fischreich, aber auch das Fischergewerbe wird nur in sehr beschränktem Umfange an seinen Ufern betrieben. Sich weit auf ihn hinaus zu wagen, hat kein Anwohner den Muth, denn alle kennen sein Gewässer als äußerst heimtückisch — durch Kiesbänke, Untiefen, Felsklippen, Stürme und andere „böse Geister". So fanden die europäischen Reisenden nicht einen einzigen Kahn auf ihm vor. Nur wenn ihn um die Mitte November eine starke Eisdecke überzieht — die gewöhnlich bis Ende März andauert —, entsteht ein lebhafteres Treiben auf ihm. Dann schreiten zahlreiche Pilgerzüge über ihn hinweg, um den Klosterheiligen der Insel Tschagan ihren Tribut zu zollen. Der Graswuchs in der Uferumgebung des Sees ist viel üppiger als weiter im Westen, derselbe ermöglicht aber ebenfalls nur einer sehr beschränkten Zahl von Nomaden die Existenz in seiner Nähe. Außerordentlich reich und bunt ist das Vogelleben auf ihm — die Zahl der Seeadler, Möven, Gänse ꝛc., die sich direkt oder indirekt von seinem Fischreichthume nähren [1]).

[1]) Vergl. Prshewalski, Reisen in Tibet (Jena, 1884), S. 174 ff.; G. Kreitner, Im fernen Osten (Wien, 1881), S. 716 ff.; L. von Loczy, Die Umgebung von Hsi-ning-fu („Globus", Bd. 52, S. 106 f.).

Camille Douls' Erlebnisse unter den Nomaden der westlichen Sahara.

II.

(Mit vier Abbildungen.)

Als die Nacht hereinbrach, begaben sich die Mauren nach ihren Zelten. Die Familie meines Wirthes, die aus Vater und Mutter sowie aus fünf Kindern und zwei Sklaven bestand, sammelte sich um das Feuer, das vor dem Eingange entzündet wurde, und das einzige Geschäft, das nach dem Eintreiben der Heerden noch besorgt wurde, war das Melken der Kameele (S. Abbild. 1). Dann wurde jedem eine Schale Milch gereicht, und auf die Matte gelagert, überließen sich alle dem Schlafe.

Am nächsten Morgen rief Ibrahim zum Gebete, und auch ich mußte mich, obschon ich mich wie zerbrochen fühlte, erheben, und ihm hinaus vor das Zelt folgen.

Was mich lebhaft beunruhigte, waren meine Kisten, von denen ich fürchtete, daß sie die Mauren finden würden. Um dem dadurch drohenden Unheile so viel als möglich vorzubeugen, beschloß ich nach kurzem Ueberlegen, mein Geheimniß einfach meinem Wirthe zu enthüllen. Dessen Sympathie mußte ich mir ja doch vor allen Dingen zu sichern suchen. Als ich es ihm mitgetheilt hatte, sann er eine Weile nach, dann sagte er: „Es ist gut!" und entfernte sich. Nach etwa halbstündiger Abwesenheit kehrte er mit einem gesattelten Dromedare und zehn bewaffneten Mauren, die ich den Tag vorher gründlich kennen gelernt hatte, zurück. Die meisten derselben erklärten offen ihr Mißtrauen in meine Worte: daß sie fürchteten, von mir in einen Hinterhalt gelockt zu werden, und daß an der betreffenden Stelle meine christlichen Gefährten hervorbrechen werden. Denn daß ich ein Christ sei, das schien allen außer Zweifel zu stehen. Der älteste von ihnen sagte aber: „Laßt ihn uns nur nach der Stelle hinführen, damit wir die anderen Ungläubigen finden. Sind die Kisten nicht dort, so ist seine böse Absicht ohne weiteres klar, und wir können ihn dann erwürgen und ins Meer werfen." Und seine Stimme drang durch. Um sich meiner ganz zu versichern, wurde ich aber mit eisernen Ketten an den Füßen und Händen gefesselt und in solcher Weise auf das Kameel gehoben.

Begleitet von mehreren Frauen, die auch etwas von der Beute haben wollten, gelangte unser Zug an das Meer — wie ich alsbald erkannte, aber ziemlich weit von der Stelle, wo ich gelandet war. Als die Mauren nach längerem Marsche nichts von den Kisten sahen, äußerten sie lebhafter und lebhafter ihren Zweifel an der Wahrheit meiner Erzählung, und auch Ibrahim erklärte mir, daß Unheil meiner warte, wenn ich sie getäuscht hätte. — Konnten die Kisten nicht bereits von anderen weggetragen worden sein? Man drohte damit, mich lebendig im Sande zu begraben, wenn ich gelogen hätte. Meine ganze Situation war bereits eine sehr verzweifelte, da erblickte ich genau an der Stelle, wo ich sie versteckt hatte, meine beiden Kisten, und ließ ein lautes „Allah sei gepriesen!" ertönen. Alsbald stürzten sich meine Begleiter auf die Beute. Ibrahim aber wies sie drohend in ihre Schranken zurück, und setzte es durch, daß die Theilung durch ihn, als durch den, welcher das größte Recht auf sie erworben hatte, geschah. So holte also er alle Schätze — Halsbänder, Armspangen, Ohrringe, Parfümerien ꝛc., und was ich sonst zum Verkaufe an die Nomaden für geeignet gehalten hatte — hervor, und vertheilte sie. Dreiviertel der Dinge waren den Barbaren vollkommen unbekannt, und Seifenstückchen führten sie zum Munde, als seien es Eßwaaren. Es war ein Schauspiel, das sich dem Gedächtniß unauslöschlich einprägt: Diese Barbaren, die in der einen Hand den Dolch und in der anderen den Rosenkranz hielten, und die Allah für die Reichthümer priesen, die er ihnen sandte, indem sie mich beraubten. Den Pro-

visionskorb hatte ich wohlweislich mit nichts füllen lassen, als mit Brot, Früchten und Wasser, damit ihr Inhalt meinen muselmännischen Charakter nicht etwa in Frage stellte. Nur eine Sardinenbüchse hatte sich aus Versehen mit eingeschlichen. Auf Befragen erklärte ich aber, daß eine sehr wirkungsvolle Medicin darin enthalten sei. Deshalb galt sie auch für eine der größten Kostbarkeiten, die ich herbeigebracht hätte, und als solche fiel sie dem Vertheiler, Ibrahim, anheim. Die Weiber, die den Zug begleitet hatten, erhielten, was übrig blieb: Schachteln, Cartons, Flaschen 2c.

Endlich wurde der Rückweg nach dem Lager angetreten. Ibrahim befand sich, im Gespräch mit ein paar anderen, ziemlich weit entfernt von mir, und ich sah mich zuletzt nur noch von vier oder fünf jüngeren Leuten umgeben. Gerade die jungen Mauren aber hatten Tags vorher auf das entschiedenste meinen Tod verlangt. Ich vernahm, wie sie jetzt mit einander rathschlagten. Endlich waren sie mit einander einig. Sie stürzten sich auf mich, verbanden mir den Mund, und gruben mit ihren Dolchen und mit den Brettern von meiner Kiste ein Loch in den Sand. Dann stellten sie mich aufrecht in dasselbe hinein, und schütteten es wieder zu, bis ich bis an die Schultern im Sande begraben war. Da das Tuch vor Mund und Nase mir das Athmen beinahe unmöglich machte, so glaubte ich mein Ende nahe. Aber meine Peiniger wollten mich so rasch nicht sterben lassen, sie lösten das Tuch und ließen mich wieder athmen, und gleichzeitig hatten sie einen Napf mit



Lagerleben der maurischen Wüstenstämme.

Wasser vor mein Grab gestellt, von dem sie sicher waren, daß ich ihn niemals aus eigener Kraft erreichen konnte — nur um mich dadurch noch mehr zu quälen. Nicht sobald fühlte ich etwas von meiner Kraft zurückkehren, da stieß ich einen lauten Schrei aus, und auf ihn eilten die anderen herbei. Ich konnte nun die jungen Mauren mit meinem Fluche bedrohen, Ibrahim an die Pflichten der Gastfreundschaft mahnen, und — obzwar durch den Druck des Sandes von Erstickungsanfällen bedroht — das Sterbegebet aus dem Koran hersprechen. Das letztere war meine Rettung. Man rief bestürzt: „Unheil über unser Haupt! Das kann kein Christ sein!“ Man grub mich aus, man ließ mich wieder aus meinem Grabe heraussteigen, man hob mich, nachdem man mir die Arme entfesselt hatte, wieder auf das Kameel, und wir gewannen das Lager.

Nahe den Zelten begegneten wir zwei weißen Kameelen, auf denen zwei verschleierte Mauren in vornehmer Tracht saßen, die keine Waffen trugen, sondern nur den Rosenkranz durch die Finger gleiten ließen. Meine Begleiter liefen auf den jüngeren von ihnen zu und küßten sein Kleid. Kaum war ich im Zelte angekommen, da traten auch die beiden Fremden herein, und der jüngere von ihnen streckte mir seine Hand entgegen und wünschte mir den Frieden Allah's. Dann betrachtete er mich einige Minuten schweigend, und indem er wieder anfing zu sprechen, schlug er zugleich auch seinen Schleier zurück, so daß ich sein Gesicht sehen konnte — ein stark gebräuntes Gesicht mit schönen, regelmäßigen Zügen und sanften, melancholischen Augen. Sein Begleiter nannte ihn Sidi-Achmed-el-Bakkai, woraus ich erkannte, daß ich es mit dem Sohne eines Groß-Scherifs zu thun

hatte. „Bist du ein Gläubiger?“ fragte er mich, und als ich die Frage bejahte, hieß er mich bekennen, daß Allah der Größte und Höchste, und Mohammed sein Prophet sei. Dann ertönte aus seinem Munde wiederholtes: „Allah sei gelobt. Darum hat er dich die schwere Prüfung bestehen lassen und dein Leben bewahrt. Du wirst auch deinen Vater, deine Mutter, deine Brüder und dein Weib wiedersehen.“ Und als die Mauren in das Zelt traten und sich ehrfurchtsvoll hinter ihm aufstellten, da wandte er sich zu ihnen und sprach: „Meine Brüder, für mich ist dieser



Lager des Scheikh Mel-Aynin.

Mann ein Gläubiger, und ihr habt Unrecht gethan, ihn zu fesseln und zu berauben. Aber Allah ist barmherzig. Mißhandelt ihn nicht weiter.“ Dann verschleierte er sich wieder, bestieg sein Kameel, segnete die Umstehenden und ritt mit seinem Begleiter — der sein „Thaleb“ war — davon. Es war mein erster Freund unter den Mauren.



Wüstenbrunnen.

Am anderen Tage erhielt ich den Besuch eines gewissen Sidi Mahmud, der Scherif und Thaleb war, und aus Tafilelt stammte. Dieser galt bei den Mauren für einen großen Weisen, weil er etwas mehr als sie selbst von der Welt gesehen hatte. In das Zelt eintretend, grüßte er mich kaum, dann musterte er mich lange stillschweigend und mit seinem Rosenkranze manipulirend, während sich das Zelt wieder mit Mauren füllte. Endlich brach er das Schweigen und fragte mich: „Wie heißt du?“ — „Abd-el-Malek.“ — „Aus welchem Lande stammst du?“ — „Aus Algerien, im Norden der Sahara.“ — „Was treibst du?“ — „Ich bin Kaufmann.“ — „Aber warum kommst du von der See-

seite?" — „Ich war auf der Rückreise aus dem Sudan, da erlitt ich Schiffbruch. Ich pries Gott, daß er mich an eine Küste geworfen hatte, an der Gläubige wohnten. Aber sie haben mich als Räuber und Mörder behandelt." — Ein allgemeines Murmeln erhob sich. Aber der Scherif fuhr fort: „Ich glaube dir nicht. Ich bin in Mogador gewesen und habe Christen gesehen. Du siehst aus wie sie. Bist du Sbaniol (Spanier)?" — „Nein." — „Inglese (Engländer)?" — „Nein." — „Prussia (Preuße)?" — „Nein." — Damit war der Vorrath an Namen von christlichen Nationen erschöpft, und nach einigem Besinnen fragte er nur noch, ob ich „Canarie" (Von den Kanarischen Inseln) oder „Consul" sei. — Nun bot ich meine Beredtsamkeit und meine Argumente auf, um ihn von meiner Rechtgläubigkeit zu überzeugen. — Mit Sidi Mahmud und den Unterrichteteren schien mir dies auch zu gelingen, und nur die jungen wiederholten immer wieder: „Ein Gläubiger kommt nicht übers Meer." So mußte der Scherif schließlich gestehen, daß er die Frage nicht entscheiden könne, und daß es in der Wüste nur einen Mann gäbe, der Klarheit schaffen könne: den Scheikh Mel-Aynin.

Nach dem Weggange Sidi-Mahmud's war ich allein, und ich begab mich hinaus ins Freie, lagerte mich in den Sand und versank ermüdet in eine Art Halbschlaf. Da fühlte ich mich an meiner Schulter berührt, und ich sah vor mir Eliasise. „Abd-el-Malek, fühlst du Schmerzen?" fragte sie. — „Ja", antwortete ich. „Siehe nur die Eisen an meinen Füßen. Und ich fürchte, daß man mir noch mehr Schlechtes zufügen wird." „Es thut mir leid", fuhr sie fort. „Ich wollte, du wärest einer von den unsrigen." — „Wenn ich nun ein Christ wäre, was würdest du von mir denken?" — „Ich würde dich bedauern, weil dich meine Brüder dann tödten würden. Ich würde dir aber zur Flucht helfen. Ich würde ein Feuer an der Küste anzünden und eines von den Zelten der Christen, die auf dem Meere schwimmen, herbei rufen, damit es dich aufnähme." Diese kindliche Rede und Hingebung rührte mich auf das tiefste. Ich dankte ihr, mußte aber doch bei meiner Versicherung bleiben, daß ich ein Gläubiger sei, und konnte sie nur bitten, ihren Brüdern diese Ueberzeugung auch beizubringen. Dann wurde sie bei ihrem Namen gerufen, und wie eine Gazelle war sie verschwunden.

Am anderen Tage traten wir die Reise zu dem Scheikh Mel-Aynin an — Ibrahim, ein paar andere und ich. Wir passirten mehrere Zeltlager, in denen Groß und Klein herbei lief, um den „Christen" zu sehen. In dem Lager, in welchem wir am Abend Rast machten, war die Haltung der Leute eine mir entschieden feindselige. Nach dem öffentlichen Gebete, an dem ich wieder lebhaften Antheil nahm, reichte mir aber eine alte Maurenfrau freundlich eine Schale mit Milch, indem sie versicherte, daß sie nicht glaube, daß ich ein Christ sei, weil ich so gut zu Allah gebetet habe.

Am Abend des vierten Tages erreichten wir das Lager des Scheikh und Groß-Scherif Mel-Aynin — desselben Mel-Aynin, der ein Jahr vorher seine Sendlinge ausgeschickt hatte, damit sie die beiden spanischen Reisenden Quiroga und Cervera, die durch das Adrar gingen, ermorden sollten. Meine Begleiter hatten mir von ihm versichert, daß er sehr reich, sehr fromm und sehr heilig sei, daß er vier legitime Frauen habe (während die Mauren sonst monogamisch leben), und daß er Wunder thun könne — ohne freilich von den letzteren mit eigenen Augen etwas gesehen zu haben.



Maurische Tänzerin.

Das Lager Mel-Aynin's bestand aus einer großen Zahl eng zusammengedrängter Zelte, in deren Mitte sich ein viel stattlicheres erhob, das durch seine kuppelförmige Gestalt, sowie durch seine weiße Farbe schon von fern seinen europäischen Ursprung verrieth. Es herrschte zwischen den Zelten ein buntes Leben, und eine Menge von Kriegern drängte sich vor dem Zelte, in welchem der Scheikh Audienz gab. Meine Ankunft war ein Weltereigniß, und jedermann wollte das wunderbare Wesen sehen, das „von dem Meere" hergekommen war. Alle Typen der westlichen Sahara waren vertreten: die Uled-Delim mit ihren wilden Gesichtszügen und ihrem langen auf die Schultern herabhängenden Haupthaar; die Regibat, durch ihre stolze, aristokratische Haltung ihre scherifische Abstammung bekundend; die Larussiin, durch ihre vorstehenden Kieferknochen die Mischung mit Negerblut verrathend; die Wad-Nuni; die Filali 2c. Ihren Fanatismus mir gegenüber legten viele an den Tag, und wiederholt bedurfte es aller Energie meiner Begleiter, damit sie sich nicht meiner bemächtigten. Der Scheikh vertheilte gerade Reliquien und wunderthätige Heilmittel an die Nomaden, und diese erwiesen ihm jede denkbare Verehrung. Er saß auf einem schönen marokkanischen Teppich, und durch seinen Schleier hindurch sah man eigentlich nichts von ihm als seine funkelnden Augen. Von Zeit zu Zeit fielen diese letzteren auch auf mich, den man vor den Zelteingang postirt, und endlich gebot er, mich näher zu bringen. Ich küßte ihm, gleichwie es die Nomaden gethan hatten, die ausgestreckte Hand, und er that einige kurze, aber wohlwollende Fragen an mich. Den Namen Algerien kannte er. Seine Frage, ob ich die „Fatiha" kenne, bejahte ich, und auf sein Verlangen sagte ich sie her. Ebenso schrieb ich meinen vorgeblichen Namen auf seinen Wunsch mit arabischer Schrift in den Sand, dabei betonend, daß ich kein Schrift-

gelehrter oder Thaleb sei, sondern das Schreiben nur so weit verstehe, als es mein Beruf nöthig mache. — Als ich alle seine Fragen zu seiner Zufriedenheit beantwortet hatte, wandte er sich mit lauter Stimme an die Versammelten und sagte: „Meine Brüder, Ruhm sei Allah! Dieser Mann ist in Wahrheit ein Gläubiger. Nehmt ihm seine Fesseln ab, gebt ihm zurück, was Ihr ihm genommen habt, und behandelt ihn in Eurem Stamme als Euren Bruder.“ Das war sein Urtheil.

Alsbald machten wir uns auf, um die Rückreise anzutreten. Meine Begleiter schienen von dem Ergebnisse freilich nur halb befriedigt, das erkannte ich daraus, daß sie mir die Fesseln nicht sofort abnahmen, wie der Groß-Scherif befohlen hatte. Ihre Ueberzeugung war in Wirklichkeit doch nicht gewonnen, sie behielten noch immer das Mißtrauen, daß ich ein Christ sei, aber am unangenehmsten war es ihnen offenbar, daß sie mir zurückerstatten sollten, was sie mir geraubt hatten.

In ihrer Verlegenheit kamen sie auf den Gedanken, von dem Groß-Scherif Mel-Aynin noch an eine andere Instanz zu appelliren: an einen Hadj Ibrahim aus Tafilelt, der ob seiner Pilgerfahrten weithin berühmt war. Um zu ihm zu gelangen, bedurfte es nur eines eintägigen Umweges. Wir fanden einen schlichten, gutmüthigen Alten, der in eigener Person seine Schafe hütete, und der den Vortrag meiner Angelegenheit lächelnd anhörte, und dann sagte: „Das ist ein Türke! Nicht wahr, du bist ein Türke?“ Ich antwortete selbstredend gern mit Ja! Ich sei aus Algerien, und also natürlich ein Türke. „Er konnte nichts anderes sein als ein Türke, er ist ein guter Muselmann! Die Türken in Alexandrien sehen genau aus wie er“, bekräftigte der Heilige, und meine skeptischen Begleiter mußten sich schließlich auch ihm gegenüber bescheiden. Wir kamen in das Lager zurück, es wurde eine Versammlung berufen, ich wurde feierlich zum „Bruder“ erklärt, die Ketten wurden mir abgenommen, ich bekam ein paar Felle und ein paar blaue Baumwollenfetzen zur Bekleidung, wie die andere Jugend sie trug, und obendrein auch noch eine Flinte und einen Dolch, ganz wie ein Krieger der Uled-Delim. Von all den Gegenständen, die man mir genommen hatte, gelang es mir freilich nur einen zurück zu erhalten: meine Boussole, die mir zur Festlegung meiner Kreuz- und Querzüge in der Wüste von höchstem Werthe war.

Zwei Tage später brach unser Lager gegen Südosten auf, um mit Ennadjem, dem Schwiegervater Ibrahim's, zusammenzustoßen. Dabei gab es reiche Gelegenheit, sich in das tägliche Leben und in die Sitten der Nomaden einzuweihen. Das erste ist natürlich an jedem Tage das Gebet, das eine Stunde vor Sonnenaufgang durch Weckrufe seitens der Familienhäupter — nöthigenfalls auch durch Scheltworte und Schläge — vorbereitet wird. Dann werden die Kameele mit dem Gepäck und den Zelten beladen, während die Schafe und Ziegen voraus getrieben werden, um einen Vorsprung zu gewinnen. Dann werden die Palankine der Frauen — große Körbe mit Lederboden — an den Kameelen befestigt, und endlich setzt sich der Zug in Bewegung. Anfangs geht es in geschlossener Reihe rüstig vorwärts, allmählich beginnen die Thiere sich aber niederzubeugen und nach den Pflanzen zu haschen, die am Wege wachsen, und schließlich löst sich der Zug auf, und es geht langsam vorwärts, indem die Thiere nebenbei zugleich weiden.

An einem Lagerplatze angekommen, richten die Frauen die Zelte auf, die Sklaven schleppen dürres Gestrüpp zum Feuermachen herbei, die Kinder schlagen Funken mit dem Steine, und die Männer lassen die Kameele niederknieen und sorgen für die Heerden. Dann lagert sich Alles um die Feuer, eine Stunde nach dem Abendgebete werden die Kameele gemolken, und die Milch wird von der Frau des Zeltherrn unter die Familienglieder vertheilt. Unter den Kindern giebt es dabei nicht selten Zank und Streit. Da man die Milch gern warm trinkt, die Holznäpfe sich aber nicht an das Feuer setzen lassen, so macht man vielfach Kieselsteine glühend heiß und wirft sie dann hinein. Dann streckt sich die Familie dicht zusammengedrängt — um die nächtliche Kälte besser zu überwinden — auf die Matte, ein langer Teppich wird über die ganze Gesellschaft hinweg gebreitet, und alle schlafen. Die Sklaven lagern sich, in ihre Kleider gehüllt, inmitten der Heerden.

Am folgenden Tage wiederholen sich diese Bilder genau in derselben Reihenfolge.

Interessant ist es, die Jugenderziehung der Nomaden zu beobachten. Man ist erstaunt, Kinder in den Zelten an den ernstesten Gesprächen theilnehmen zu sehen. Die Kenntniß der arabischen Schrift ist ganz allgemein verbreitet, und der Unterricht steht in hohen Ehren. Natürlich handelt es sich vorwiegend um das Studium und die Interpretation des Koran. Die vielfache Uebung in theologischen Gesprächen macht die Leute aber zu wirklichen Rednern. Es giebt übrigens gewisse Stämme, die aus dem Jugendunterrichte einen Beruf machen, so vor allem die Filahi. Wenn einer von diesen „Tolbas“ (Schriftgelehrten) im Lager erscheint, so sammelt sich abends, sobald die Zelte aufgeschlagen sind, die Jugend beiderlei Geschlechts mit großem Eifer um denselben herum, um mit Holzkohle auf Brettchen Buchstaben zu malen und Koranverse zu lernen. So lange der Thaleb nicht da ist, lehren die Aelteren die Jüngeren.

Es nahm etwa 14 Tage in Anspruch, bis wir zu Ennadjem kamen. Derselbe war sehr reich, besaß 50 Dromedare, 500 bis 600 Schafe und Ziegen und drei Sklaven. Er empfing uns gut, und freute sich sehr, seine vier Enkel zu sehen, gegen mich aber konnte er das Mißtrauen des alten Fanatikers lange nicht überwinden. Als dies aber durch meine Diplomatie einmal geschehen war, erwies er mir doppelte Freundlichkeit.

Während wir uns auf der ganzen vierzehntägigen Reise von der Küste bis nach dem Lager Ennadjem's ausschließlich von Kameelmilch und Gerstenbrei genährt hatten, bekamen wir hier auch wieder Fleisch zu essen; denn um unsere Ankunft zu feiern, schlachtete Ennadjem drei Hammel. Obwohl ohne Salz und ohne Würze und in sehr barbarischer Weise servirt, mundete die lange entbehrte Kost vorzüglich. Die Knochen, welche Mark enthielten, wurden in galanter Weise den Frauen dargeboten.

Auf dem Marsche gegen Norden, der nun erfolgte, herrschte großer Wassermangel, und nur alle zehn Tage stießen wir auf einen Brunnen. Diese Brunnen sind in Wirklichkeit zumeist bloße Cisternen, die von den Mauren an geeigneten Orten gegraben werden, und in denen sich das Regenwasser sammelt. Man schöpft das letztere mit Hülfe von ledernen Eimern, und benutzt es außer zum Tränken der Kameele in der Regel auch zum Vornehmen einer wirklichen Waschung.

In der Gegend von Semur erfolgte die Niederkunft einer Frau, der Marsch wurde dadurch aber ebenso wenig aufgehalten als durch das Werfen der Kameele oder der Ziegen. Am Abend, als die Zelte aufgeschlagen waren, wurden zur Feier des Ereignisses nur ein paar Flintenschüsse abgefeuert, und der Vater hatte die Glückwünsche der Stammesgenossen entgegenzunehmen. Die Mutter bestreicht ihr Gesicht nach der Niederkunft mit einem Knaben immer über und über mit dem Safte der Henna-Wurzel, wie es scheint, aus hygienischen Gründen. Bei der Geburt eines Mädchens thut sie es nur mit der Hälfte des Gesichts. Aehnliches geschieht bei Mädchen und Frauen übrigens auch allmonatlich.

Das Hauptspiel, mit dem sich die jungen Leute belustigen, besteht darin, daß sie einen von sich in die Mitte nehmen, und ihn durch Zurufe und Schläge aufreizen, bis es ihm durch Luftsprünge und Ausfälle gelingt, einem anderen eine Niederlage beizubringen, und dieser an seine Stelle treten muß. Es wird dabei ein hohes Maß von Gewandtheit sowie auch von Wildheit entfaltet.

Von Semur ging der Marsch wieder nordwestlich, gegen das Kap Bojador hin — durch eine traurige, unfruchtbare Stein- und Sandwüste, die die Nomaden „Ragg" nennen. Kameele, Schafe und Ziegen wurden vorher doppelt reichlich getränkt, damit sie die nun folgenden Entbehrungen leichter ertrügen. Ich selbst gerieth von der Hitze der Gegend schon nach Ablauf des ersten Tages in einen eigenthümlichen Hallucinationszustand, der auch den Eingeborenen wohlbekannt ist, und der von ihnen „ralg" genannt wird. Man mußte mich gewaltsam aus demselben wecken, und man sagte mir, daß er zum Irrsinn führen könne. Die Thiere litten Unsägliches, und es bedurfte großer Anstrengungen, um sie vorwärts zu bringen. Die ausdörrende Wirkung, welche der Ostwind und der von demselben emporgehobene feine Sand auf Zunge und Gaumen ausübt, macht es einem auch begreiflich, warum die Mauren die untere Hälfte ihres Gesichtes verhüllt tragen.

Endlich erreichten wir die fruchtbaren Steppen in der Nähe des Kap Bojador, die „kddâ", wie die Mauren sie nennen —, und dort nahmen wir einen mehrtägigen Aufenthalt. Dort war ich Zeuge von einer maurischen Hochzeitsfeier.

Wie bei allen Mohammedanern, so besteht auch bei diesen Wüstenstämmen der Brauch, daß der Bräutigam seine Braut zu kaufen hat. Die letztere gilt fünf, sieben, zehn oder zwölf Kameele, je nach den Verhältnissen. Dabei ist aber zu beachten, daß das Wort Kameel nur im fictiven Sinne zu nehmen ist, und daß der wirkliche Betrag ebenso oft in Kleinvieh oder in Douros bezahlt wird. Zur Feier des Tages, an dem die Vermählung des jungen Paares stattfindet, gehört vor allen Dingen der Tanz einer Bajadere, die in dem gegebenen Falle ein etwa vierzehnjähriges Mädchen von graziösem Körperbau und mit schmachtenden Augen war, und deren leidenschaftliche Bewegungen von dem Klange einer Schalmei und eines Tambourin begleitet wurden (S. Abbildung 5). Im übrigen wurden Flinten abgeschossen, Glückwünsche gewechselt, Koranverse hergebetet, und zu großen Portionen Gerstenbrei, in warme Milch getauchte Datteln verzehrt.

Bericht über eine Reise nach Kwang-si.

Von H. Schroeter.

I. (Fortsetzung.)

Den Ausgang der Stromenge erreichen wir gegen 1½ Uhr Nachmittags und damit wieder das offene, weite Land, nämlich die fruchtbare Schao-king-fu-Ebene, welche sich von Gebirgen umgeben friedlich vor uns ausbreitet. Sie ist reich an Pagoden jeglichen Genres, und mehr als ein Dutzend derselben umgiebt die Stadt.

Bald nachdem wir die Berge verlassen, springe ich mit Afook und Tsuenschen, einem meiner Cassia-Freunde, am linken Ufer ans Land, gebe meinem Käpitän Ordre, uns bei Schao-king-fu zu erwarten und mache mich nach den Marmorfelsen auf, welche ich nach 2½ Stunden langem, sehr anstrengendem Marsch durch Reis- und Gemüsefelder — an Fischteichen und unzähligen Gänseheerden, durch welche jene Gegend besonders berühmt ist, vorbei — erreiche.

Diese in Cantou dem Namen nach sehr wohl bekannten, aber nur von wenigen Fremden besuchten Felsen sind die letzten Ausläufer eines von Osten nach Westen sich hinziehenden, von der Ting-u-schan-Höhenkette herkommenden, steinigen Gebirges. Die „sieben Sternberge", wie die wörtliche Uebersetzung ihres chinesischen Namens heißt, bestehen aus sieben theilweise fast senkrecht aus der flachen Ebene aufsteigenden, in einem Halbkreise zusammenliegenden, wild zerklüfteten Marmorfelsen von 130 bis 160 Fuß Höhe und machen so, einsam in der Ebene stehend, einen gar seltsamen Eindruck.

Ihr dunkles Gestein ist hie und da von Bäumchen oder Strauchwerk bewachsen, und an den steilen Wänden wie Schwalbennester klebend, sind mehrere kleine Tempel angebracht, deren höchstgelegenen ich erklettere. Nach sehr anstrengendem Steigen, die künstlich gehauenen Stufen hinauf, und an massiven, eisernen, von frommen Pilgern an den Wänden befestigten Ketten mich hinaufziehend, erreiche ich schweißtriefend die Spitze, um mich an einer prachtvollen Aussicht in das schöne Land zu laben. Ein freundlicher alter Priester reicht mir einige Schalen erfrischenden Thees, und nachdem ich auf an der Wand angebrachten, mit religiösen Inschriften bedeckten Schiefertafeln mich und meine Begleiter neben verschiedenen wohlbekannten Touristen verewigt habe, klettere ich auf allen Vieren wieder den Fels hinunter, um die berühmte Höhle zu besuchen.

Dieser Marmorfels schließt nämlich eine wildzerklüftete, bis zu 60 Fuß über den Erdboden aufsteigende, zu einem chinesischen Tempel umgestaltete Grotte ein, welche in solcher Weise hat ausgebaut werden können, daß z. B. die verschiedenen Buddhas und sonstigen Heiligen direct in die marmorne Wand, oder in die aus dem Boden wachsenden röthlichen Felsriffe gehauen sind. Die einzelnen Felsenkammern sind nur matt durch hie und da einfallendes Licht erleuchtet, welches der ganzen Scene ein romantisches Gepräge giebt. Ueberall an den Wänden hängen prächtig geformte, im Fackellicht meiner Führer magisch erglänzende Tropfsteingebilde, und ganz aus denselben bestehend, zieht sich eine allmählich sich verengernde Höhle in den dem Gebirge zu aufschwellenden Erdboden hinein, in eine Entfernung von etwa 300 Fuß, geräumig genug, sie ungefährdet passiren zu können. Ich war leider nicht im Stande, mehr als etwa die Hälfte der Höhle zu besuchen, da von den Regengüssen des Sommers nachgebliebene Wasserpfuhle mir ein weiteres Vordringen unmöglich machten. Ich bemerkte jedoch einige seltsame Tropfsteinformationen, bei deren erstem Anblick man wirklich im Unklaren ist, ob die prächtigen Hautreliefgebilde antidiluvianische Riesenmenschen, Ichthyosauren und dergleichen Ueberbleisel einer untergegangenen Welt, oder Wunderbauten der Natur sind.

Es ist sehr zu bedauern, daß weder der an ihnen vorbeifahrende Colquhoun diese Felsen besucht, noch daß ein

Jünger der Geologie dieselben bis heute sachgemäß untersucht hat.

Das nahegelegene Schao-king-fu erreiche ich spät am Abend, und nach entsetzlichem Irrmarsche durch die Straßen der in der späten Stunde wie ausgestorbenen Stadt finde ich erst gegen 9 Uhr meinen „Pinguin“ glücklich wieder, welcher neben einer Reihe von auf das Land gezogenen, und wie weiland in der Phäakenstadt ganze Gassen bildenden Fahrzeuge ruhig vor Anker liegt.

Schao-king-fu war ehemals die Hauptstadt von Kwangtung, welchen Rang es Canton hat abtreten müssen, seit letzterer Platz durch seinen Handel mit den Barbaren und durch die im Laufe der Zeit immer lästiger werdenden Fremden die besondere Aufmerksamkeit der Beamten auf sich lenkte. Der Gouverneur von Kwangtung, dem in seiner Eigenschaft als Vicekönig von Kwangtung und Kwangsi das der letzteren Provinz näher liegende Schao-king-fu viel bequemer als Residenz sein mußte, war daher gezwungen, Canton zu derselben zu erheben. Seit jener Zeit hat Schao-king-fu seine ehemalige Bedeutung verloren, zumal zwei am Ein- und Ausgange des Hafens inzwischen errichtete Likinstationen nicht gerade dazu beigetragen haben, Handel und Gewerbe der Stadt zu heben.

Die für von Westen herkommenden Güter bestimmte Station Won-kong-tscheong passire ich früh Morgens am 12. September, an welchem Tage meine Coolies mich durch das Sam-neong-hap bis nach Luk-pu schleppten.

Mehrere große Pfandhäuser bezeugen, daß dieser Platz einigen Reichthum besitzt, für den europäischen Handel hat er aber nur wenig Interesse, obgleich er einigen Canton-Kaufleuten gut genug durch eine abscheuliche Cassia bekannt ist. Hinter der theilweise auf hohen Pfählen am Ufer erbauten Stadt streckt sich eine reizende Hügelkette in das Land hinein, vom Flusse aus gesehen an das rheinische Siebengebirge erinnernd. Hier übernachtete ich.

Am Mittag des 13. September erreiche ich den kleinen Flecken Yuet-sching, welcher durch einen sehr schönen Tempel berühmt ist. Derselbe ist der Mutter des Drachen geweiht und wenn er auch, was Schönheit oder Reichthum der Ausstattung anlangt, vor ähnlichen Gebäuden Cantons nichts voraus hat, so gewährt er doch ein besonderes Interesse durch eine an den Ort sich knüpfende Legende. Sein Hauptanziehungspunkt besteht nämlich — in der ersten Etage des inneren Pavillon gelegen — aus einem durch Holzgitter nur schwach gegen den Andrang des Publicums geschützten Boudoir. Dasselbe ist mit einem reich ausgestatteten Frauenbett geschmückt und gefüllt mit etwa 20 Exemplaren der verschiedensten Bestandtheile einer vornehmen chinesischen Damentoilette, von reichgestickten Beinkleidern und weiten, eleganten Seiden- und Pelzjacken, bis auf winzige Schühchen und kostbarsten Haarputz — auch mit wohlbesetzten Frisirtischen, Spiegelchen und Wasserpfeifen. In diesem Gemach hält sich einmal im Jahre, am 8. Tage des 5. Mondes, die Mutter des Drachen auf, freilich unsichtbar der Mehrzahl der Menschen, aber von einigen besonders gläubigen Andächtigen zeitweise deutlich gesehen. Ueber den Dächern des Städtchens und den benachbarten Fluren schwebend, gießt sie im Auftrage der himmlischen Mächte Glück und Segen auf die von nah und fern an jenem Tage hier zusammenströmenden Landeskinder aus, macht Lahme und Kranke gesund und bescheert namentlich andächtig betenden Frauen bisher versagt gewesenen Kindersegen.

An diesem Tempel fährt keine Dschunke, kein Passagier- oder Postboot vorbei, ohne daß sämmtliche Insassen, vom höchsten den Fluß gerade bereisenden Mandarinen bis zum Schiffsjungen des Hortau zum Tempel wandern. Auch meine Begleiter besuchen in verschiedenen Abtheilungen die geräumigen, auf ebener Erde gelegenen Opferstätten, um zwischen brennende Kerzen eines der Altäre ein gekochtes Huhn, etwas Schweinefleisch, Reis, Fisch, Gemüse und Salz zu stellen. Sie befeuchten sich die Hände mit Samschu, besprengen mit demselben, Gebete murmelnd, auch den Erdboden, und letzteren mit der Stirn nach neunfachem Beugen des Oberkörpers ebenso oft berührend, verrichten sie den üblichen „Koutou“ vor den Heiligenbildern. Hätte mich der Lärm der während dieses Aktes von den Priestern geschlagenen Trommeln und Zimbeln nicht nervös gemacht, wer weiß, ich wäre vielleicht selbst andächtig mit in die Knie gesunken, wie dies dem strenggläubigsten Protestanten ja auch in einer katholischen Kirche soll zustoßen können. Das gleichgültige Grinsen der stupiden Bonzengesichter störte mich aber nicht minder in meiner Andacht, und ich folgte daher dem freundlichen Abt, der mir die Sehenswürdigkeiten des Tempels — unter anderen auch das im Klostergarten gelegene Grab der Drachenmutter, einen ganz unscheinbaren kleinen Steinhügel — zeigte. Diese mythologische Gestalt war in grauer Vorzeit eine in der ganzen Nachbarschaft wegen ihrer hohen Weisheit und Tugend berühmte Jungfrau, welche ihre bejahrten Eltern bis zu deren Tode mit rührender Liebe gepflegt hatte, um dann selbst in ungewöhnlich hohem Alter unvermählt zu sterben und von ihren Nachbarn in jenem Grabe beigesetzt zu werden. Einige Zeit nach ihrem Tode erschienen nun fünf wohlgekleidete, von Niemandem gekannte Jünglinge von wunderbarer, überirdischer Schönheit, welche an dem Grabe andächtig beteten, wie die Chinesen es nur bei demjenigen ihrer Mutter zu thun pflegen. Als aber das neugierige Volk zusammenströmte, verwandelten sich die jungen Männer urplötzlich in Schlangen oder Drachen, welche zischend in dem Erdboden an einer noch heute dem frommen Wallfahrer gezeigten Stelle verschwanden. Zum Andenken an dieses Wunder wurde der Tempel erbaut, und so entwickelte sich allmählich die Drachensage, auf welche ich noch einmal ausführlicher zurückzukommen Gelegenheit haben werde.

Auch das Fremdenbuch ließ ich mir vorlegen, in welches bemittelte Chinesen, besonders Mandarine, für die Erhaltung des Tempels gespendete kleine Summen zusammen mit ihrem Namen zu verzeichnen pflegen. Nachdem ich meinen Obolus entrichtet, und mit deutschen Buchstaben meinen Namen zwischen die chinesischen Charaktere all' der hohen Würdenträger eingeschrieben habe, nehme ich von dem wohlwollend lächelnden und beim Fortgehen mich mit dem blühenden Zweige eines im Kloster wachsenden Akazienbaumes beschenkenden alten Herrn Abschied. Als auch die Chinesen ihr „Joßpidjin“ beendigt, und ihre für ein leckeres Mahl bestimmten Gerichte auf das Hortau zurückgetragen haben, begeben wir uns wieder auf die große Heerstraße.

Ehe ich jedoch mit meiner Erzählung fortfahre, kann ich mir nicht versagen, einen kleinen Scherz zu berichten.

In jenes Fremdenbuch trug nämlich auf mein Geheiß Afook, der Vielgenannte, meinen Namen auch mit chinesischen Charakteren neben meinen deutschen Buchstaben ein. Ich muß gestehen, ich hätte damals gern gewußt, welchen Titel mein Schildträger seinem Herrn gegeben hatte. Als contractlich verpflichteten Federführer der Firma S. & Co. konnte mich der Biedere doch unmöglich zwischen alle die Männer der chinesischen Wissenschaft und die hohen Beamten einzeichnen. Ich traute zwar meinem Dolmetsch Findigkeit genug zu, den richtigen Ausdruck zu treffen, war aber doch sehr erstaunt, als der große Sinologe Felix Soachs bei meiner Rückkehr nach Canton die in Abschrift heimgetragenen Charaktere wörtlich mit: „Großer Schriftgelehrter und Handelsherr des Abendlandes“ übersetzte.

Ich hoffe, daß meine hohen Vorgesetzten so wenig, wie mein alter Schuldirektor das ambrosische Haupt schütteln werden, wenn sie erfahren, daß nach Füllung jenes Buches die in dasselbe eingetragenen Namen und Titel auf an den Wänden des Klosters angebrachten Steintafeln eingemeißelt und so der Nachwelt aufbewahrt werden.

Durch etwas einförmig gewordene Hügelketten uns am linken Ufer entlang windend, steuern wir gegen Abend einem in den Fluß hineinragenden, merkwürdigen Gebilde zu, bei dessen Anblick man unwillkürlich an die Ruine eines mittelalterlichen Ritterschlosses denken muß. Je mehr man sich aber derselben nähert, desto mehr nimmt der wildzerklüftete, 150 Fuß hoch aus der Wasserfläche ragende Marmorfels die Gestalt eines gigantischen Hahnenkammes an, welchen Namen er auch im Volksmunde führt. Der Fels war früher der Schlupfwinkel eines berüchtigten Räubers, und meine Bootsleute erzählten sich eine Reihe Gruselgeschichten, während wir vorbeifuhren. Afool, welcher von Samschu voll jenes Geistes war, der, anstatt die Zunge zu begeistern, sie zu lähmen pflegt, konnte mir dieselben leider nicht verständlich interpretiren!

Dicht bei dem Felsen steht ein zerfallener Wachtthurm, eins der den ganzen Fluß in einer Entfernung von 10 li sich hinaufziehenden Häuschen, welche fast sämmtlich von den Taiping-Rebellen mehr oder weniger zerschlagen worden sind. Sie enthielten früher je eine Schaar Soldaten, welche, wenn Handelsdschunken von Piraten angegriffen wurden, in kleinen Booten den ersteren zu Hülfe eilten, und durch eine weithin tönende Glocke die übrigen auf den hohen Abhängen der Ufer gebauten Stationen, sowie die benachbarten Fahrzeuge, auf die Gefahr aufmerksam machten, um gemeinschaftlich auf die Räuber jagen zu können. An Stelle dieser Häuschen liegen jetzt, in vielen Fällen unweit der alten Ruine, kleine scharfbewaffnete Polizeiboote, in deren Nachbarschaft die Handelsfahrzeuge während der Nacht festmachen, was auch ich mehrfach zu thun genöthigt war.

Am 14. September gelangte ich bis zur Stadt Tackhing, einem ziemlich umfangreichen und, wie die Stadtmauern besagen, einen Tscheh-schien, d. h. Kreisrichter, beherbergenden Platz, der aber einen grausig öden und todten Eindruck macht. Der Bruderkrieg muß hier schrecklich gehaust haben. Die halbe Stadt, selbst die Yamens und Tempel, liegen noch in Trümmern, und auf den Festungswällen jagen sich in hohem, wildwachsendem Gras erbärmliche kleine Ponies, den Militär-Mandarinen gehörend, mit verwahrlosten Rangen; aus dem zerbröckelnden Gestein der Stadtmauer hängen in großen Gebüschen Wawa- und andere Stauden herab, ganze Straßen sind unbewohnt, und nur erbärmliche Höferläden repräsentiren den Geschäftstheil des halbausgestorbenen Platzes. So ungefähr, denke ich, müssen manche deutsche Landstädte nach dem dreißigjährigen Kriege ausgesehen haben! Tackhing ist übrigens hübsch gelegen, und die Aussicht vom Boot aus auf die gegenüberliegenden Berge ist im Strahl der untergehenden Sonne geradezu entzückend.

Am Morgen des 15. September haben meine Leute eine schwere Arbeit beim Umschiffen eines weit in den Fluß vorspringenden Ausläufers des uns noch immer auf beiden Ufern folgenden Gebirges zu bestehen. Bald 150 Fuß hoch über der Wasserfläche von den Fels-Abhängen herab, bald in der grellen Sonne ununterbrochen am flachen Ufer entlang das schwere, aus Bambus geflochtene Schleppseil ziehend, bald kleine in den Fluß mündende Bäche und Kanäle durchwatend, ja zeitweise durchschwimmend, häufig tief im weichen Boden versinkend, flößt dem Europäer das unermüdliche Fortstürmen der halbnackten, braunen Kerle wirklich Respect ein. Von des Morgens früh 4 oder 5 Uhr bis nach Sonnenuntergang dauert die Tagesarbeit. Während der ganzen Reise, in den heißesten fünf Wochen, welche das vergangene Jahr Canton beschieden hatte, wurde nur ein einziges Mal einer meiner Coolies, von der Tag auf Tag aus wolkenlosem Himmel auf uns herabstrahlenden Sonne getroffen, so schwach, daß er sich für einige Zeit der schweren Arbeit fernhalten mußte. Wir erreichten Tusching, ein richtiges Kuhbauerndorf, welches sich aber einiges Handels erfreut. An seinem Eingange ist eine große, schwimmende Likinstation für die den Fluß passirenden Waaren erbaut. Es war bereits nach Sonnenuntergang, als wir im Schutze derselben vor Anker gingen. Da wir nur noch zwei Tage von dem neuerdings so viel genannten Wu-tschou-fu entfernt sind, entschließe ich mich, meinen langsamen „Pinguin“ zurückzulassen, und schon gegen 3 Uhr am folgenden Morgen befinde ich mich in Begleitung Afool's und eines meiner Cassia-Freunde in einem für die Fahrt gemietheten, leichten Fischerkahn auf dem Wege nach genannter Handelsstadt, während mein Schiff mir langsam folgt.

Die uns von Canton aus am Ufer folgende, heutzutage bis an die Grenze von Tonkin geführte Telegraphenlinie zur Rechten lassend, wird mein kleines Boot von seinem Besitzer zusammen mit der Frau und einigen halbwüchsigen Kindern, welche wohl alle in dem Boot geboren sind, den Strom hinaufgeschleppt, von der jüngsten Tochter — einem sympathischen, etwa 7 Jahre alten Kinde, dessen sanfter Rehaugen ich mich noch jetzt erinnere — gewissenhaft gesteuert. Die bisher theilweise dicht an das Ufer kommenden, theilweise tief in die Ebene zurücklaufenden Berge zeigen immer reichlicheren Baumwuchs. Hart am Ufer werden mächtige Fichten gefällt, um zu großen Floßen zusammengefügt, sich auf den Weg nach dem Canton-Delta zu machen. In prachtvoller Waldlandschaft passire ich gegen 2,30 Nachmittags die Grenze von Kwangsi, welche von zwei wie Fingerhüte geformten, etwa 9 Fuß hohen, überkalkten Steinhaufen, ohne jegliche Inschriften, mit einigen daneben stehenden Akazien, am rechten Ufer des Flusses näher bezeichnet wird.

Im Westen wird bald auf hohem Ufer die erste Pagode Wu-tschou-fu's sichtbar, wir lassen zwei Inselchen mit darauf gebauten Tempeln zur Linken, und passiren um 4 Uhr nachmittags die erste, auf großen, schweren Kähnen erbaute Likinstation. Wir winden uns durch unzählige, große Holzflöße und Ladungsboote jeglichen Genres, sowie durch große und kleine Dschunken, Passagierfahrzeuge und Sampans hindurch, an der auf ziemlich hohem Ufer erbauten Stadt entlang, und erreichen gegen $4^3/_4$ Uhr die am Eingange des Fuho gelegene zweite Likinstation. Wir verlassen nun das gelbe Gewässer des Westflusses, und nachdem wir noch einige hundert Schritte den krystallklaren Fuho-Fluß, dessen Mündung gleichfalls einen Theil des Hafens ausmacht, hinaufgefahren sind, lohne ich meine Fischerfamilie ab, während einer meiner Begleiter es unternimmt, mein Gepäck in einem Blumenboot, welches mir als Nachtquartier dienen muß, unterzubringen. Ich besteige eine Art „Praja“, von dem Schutt der Stadt augenscheinlich im Laufe der Jahre gebildet, und durch ein Gewirr von Straßen wandernd, erreiche ich im Dunkeln die hoch auf einem Bollwerk der Stadtmauer gelegene Telegraphen-Station, um nach Canton zu telegraphiren, und von dem Englisch sprechenden, chinesischen Dirigenten derselben begleitet, von meinem Blumenboot Besitz zu nehmen.

Es war dies eines der in Canton so wohl bekannten Fahrzeuge, welche sich durch eben so große Sauberkeit auszeichnen, wie chinesische Gasthäuser im allgemeinen es durch Unreinlichkeit thun. Für die Zeit, welche ich auf meinen „Pinguin“ zu warten hatte, wurde es von mir zur Residenz erhoben, nachdem seine früheren Insassen ausquartiert wor-

den waren, und ehe dies geschah, gab ich in dem am besten mit einem „Café chantant" zu vergleichenden Boot dem Telegraphen-Director, sowie auch meinen Leuten, ein kleines chinesisches Diner, um mich mit dem aufgeweckten, kaum 20jährigen Jünger Stephan's ausführlich über den Handel der Stadt und Nachbarschaft unterhalten zu können.

Am 17. September erhob ich bereits um 6 Uhr Morgens meine von der harten (nach chinesischer Manier nur von einer Matte belegten) Pritsche wie zerschlagenen Glieder, um, ehe die Sonne es unmöglich machte, einen schon Tags zuvor bei meiner Einfahrt in die Fuho-Mündung mir aufgefallenen, am rechten Ufer genannten Flusses steil emporsteigenden Hügel zu erklettern, wo ich von einem alten, gänzlich zerfallenen Lehm-Fort aus eine wunderschöne Aussicht auf die uns umgebenden Gebirge genoß und eine klare Vogelschau auf das zu meinen Füßen sich ausbreitende Wu-tschou-fu hatte.

Es ist dies bekanntlich eine der wichtigsten Handels-Städte unserer Nachbar-Provinz Kwangsi. Sie mag etwa 30 000 Einwohner haben und besteht aus einer ummwallten Altstadt, welche sich einen kleinen Hügel hinaufzieht und aus geräumigen Vorstädten, nach der Wasserseite zu. Der gesammte Häuser-Komplex liegt am linken Ufer, in dem vom Fuho und Westfluß gebildeten Winkel, und der im Halbkreis sich um die Vorstädte ziehende Hafen hat alle Anzeichen großer Geschäftigkeit in Gestalt unzähliger aus- und einladender Dschunken. Dasselbe beweisen mir, indem ich den etwa 300 Fuß hohen Hügel hinabklettere und mich nach der Stadt wieder übersetzen lasse, die Straßen derselben, welche auch ohne die Aufmerksamkeit, welche ich in meiner europäischen Kleidung natürlich errege, von wohlgekleideten und von emsig Waaren hin und her transportirenden Chinesen gefüllt ist. Fast der ganze Geschäftstheil liegt in einer langen, gut gehaltenen, mit dem Fuho-Fluß parallel laufenden Straße, welche ich übrigens durchaus nicht mit der „Queen's Road" Hongkongs vergleichen möchte, obgleich ich ihr in einem schwachen Augenblick diesen Namen in meinem Tagebuche gegeben habe. Sie rühmt sich etwa 15 offener Ladengeschäfte, in welchen europäische Import-Artikel verkauft werden. Diese Etablissements sind kaum von denjenigen Cantons zu unterscheiden. Man findet eigentlich von allen für den chinesischen Konsum in Hongkong importirten Artikeln etwas, wenn auch nur in geringen Quantitäten, vertreten. Ich werde diesen mir unter den Händen mehr, als ich anfangs beabsichtigte, anschwellenden Blättern, den Handel Woo-chow-foos angehend, noch ein besonderes Kapitel anfügen.

Sämmtliche Kaufleute sind übrigens Cantonesen, nicht nur in dieser, sondern in jeder anderen von mir in Kwang-si besuchten Stadt oder Ortschaft. Ich habe überhaupt gefunden, daß alle Handelsbeflissenen in Kwang-si, sei es nun, daß sie mit europäischen oder mit einheimischen Waaren handeln, daß sie einem umfangreichen Geschäft oder einem Hökerladen vorstehen, aus Canton, also so zu sagen aus dem Auslande, stammen. Bei jeglichem Geschäft und allen, wenn auch noch so einfachen, industriellen Unternehmungen, bei welchen Intelligenz erforderlich ist, soll es ebenso schwer sein, mit den Cantonesen zu konkurriren, wie zum Beispiel im westphälischen Korngeschäft mit den Israeliten.

Als ich mit verschiedenen Kaufleuten Wu-tschou-fu's Freundschaft geschlossen und den Tag mit Orientiren über sein Geschäft verbracht hatte, traf gegen Abend auch der von den Likinstationen nach Einhändigung meines vom Canton-Vicekönig ausgestellten Reisepasses ohne Belästigung durchgelassene „Pinguin" ein. Bald lag ich auf bequemem Rollstuhl, welchen, wie üblich, mein Freund, der „starke August", in Erwartung eines Glases Feuerwassers und einer Cigarre auf dem Bug meines Schiffes aufgestellt hatte. Bei einer Flasche edlen Rebensaftes und einer kräftigen Manila vergaß ich bald die Strapazen des 12 Stunden langen Wanderns durch die heißen Straßen der Stadt.

Kürzere Mittheilungen.

Der Thian-schan.

In einem Vortrage, den **Andreas von Krasnoff** am 2. Juni d. J. vor der Berliner Geographischen Gesellschaft hielt, verbreitete sich derselbe namentlich **über die gegenwärtige und einstige Vergletscherung** sowie über **die Vegetationsverhältnisse des Thian-schan**. Gegenwärtig liegen vor allen Dingen noch vier kleine Gletscher am Chan-Tengri, dieselben waren aber, wie aus Moräne-Aufhäufungen, Rundhöckern und Gletscherschliffen mit Sicherheit zu schließen ist, einst viel ausgedehnter. Aehnliches war auch der Fall bei den anderen großen Gletschergruppen, die das Gebirge enthält — bei der Gruppe in den Quellgebieten des Inyltschek-Flusses und des Jirtasch-Flusses sowie bei derjenigen auf der Höhe des Musart-Passes. Auch am Issikul zieht sich eine alte Endmoräne hin. Die Geschiebe der Moränen sind vielfach durch ein staubartiges Cement, das nichts anderes ist als äolischer Löß, zu einem Konglomerat verkittet. Die Lößablagerungen finden sich auch im Thian-schan vorwiegend an den Ostabhängen, die den trockenen Staubwinden ausgesetzt sind, während die Nordwestwinde Feuchtigkeit herbeibringen. — Die Pflanzenwelt des Gebirges zeigt namentlich sehr interessante Anpassungserscheinungen. Das vergletschert gewesene Gebiet wird von der Waldvegetation streng gemieden. Die Südhänge tragen eine dürftige, steppenhafte Kraut- und Grasvegetation. Im übrigen stimmen 66 Proc. aller gesammelten Arten mit europäischen Arten überein. Es giebt Edelweiß, Gentianen, grüne Grasmatten, Carex-Sümpfe, genau wie in den Alpen; dagegen fehlen vollkommen Torfmoore, und ebenso auch Azaleen und Rhododendrons, offenbar weil sie die starken centralasiatischen Temperaturschwankungen nicht zu ertragen vermögen. Europäische Baumformen finden sich nur in geschützten Thälern.

Die Hauptbevölkerung des Thian-schan bilden die Kara-Kirgisen, die bis zum Mai in den Vorbergen hausen, dann aber mit ihren Heerden hinauf ziehen auf die Matten des Hochgebirges, wo sie bis Anfang August verbleiben. In den Thälern wird etwas Weizen von ihnen gebaut. Am Issikul giebt es acht Dörfer und eine Stadt, die von kleinrussischen Bauern, Kosaken und Tataren bewohnt sind, die aber eher im Begriffe stehen, vollkommen tatarisirt als russificirt zu werden.

Aus dem Matebele-Lande.

Von dem englischen Reisenden und Jagdliebhaber F. C. Selous liegen neuere Nachrichten vor über seine Streifzüge im Matebele-Lande. Er weilte zuletzt bei den Maschunas, zwischen 17° und 19° südl. Br., deren Land er in Begleitung der Herren J. A. Jameson, A. C. Fountaine und F. Cooper nach den verschiedensten Richtungen durchreiste. Mit Hülfe eines zuverlässigen Kompasses, und gestützt auf die früheren Aufnahmen von Baines gelang es ihm auch, eine rohe Uebersichtskarte des Gebietes zu entwerfen, die gegen die sonstigen Darstellungen einige nicht unerhebliche Aenderungen aufweist. Namentlich verwirft Herr Selous mehrere Angaben unseres Landsmannes C. Mauch, der z. B. Musigagumvas Kraal am oberen Bembesi, wo der Fluß den Matschabi-Rücken durchbricht, und Indaimas Kraal (nach Selous östlich der Matoppo-Matschabi-Berge belegen) falsch eingetragen haben soll. Indessen wechselt hier zu Lande, wie Lieutenant E. A. Maund in einem englischen Blaubuch-Bericht (C. — 4643, Februar 1886) hervorhebt, die Lage der Niederlassungen sehr oft. Denn je nach dem Willen und den Bedürfnissen der Eingeborenen werden die Kraals ebenso schnell gegründet wie verlegt. Als erste Bedingung gilt die Nähe eines für Mensch und Thier ausreichenden Wassers, dann geräumiger Weidegrund und ziemlicher Vorrath von Holz. Ist letzteres auf Meilen im Umkreise nicht mehr zu haben, oder fehlt es den Heerden an Futter, so wird der alte Kraal verbrannt und ein neuer, meist desselben Namens, irgend wo anders an geeigneter Stelle erbaut. Unter Umständen kann ein Kraal bis zehn Jahre auf seinem Platze verbleiben. Der Injati-Kraal liegt heute 50 engl. Meilen von seinem früheren Standorte entfernt, und Gubuluwaja ist 18 engl. Meilen nördlich von dem Flecke zu suchen, den es sechs Jahre zuvor einnahm.

Gegen Baines behauptet Herr Selous die Existenz zweier Thaba-Insimbi-Ketten, die nach seiner Karte nördlich von 19° südl. Br. und östlich von 31° Ost v. Gr. zu suchen sind. Mit seinem Freunde Fountaine unternahm Herr Selous eine Besteigung der Ostspitze des Wedsa Berges (unter 32° östl. L.). Er fand den ganzen Berg aus Massen eines sehr eisenreichen Gesteins gebildet, so daß der Kompaß den Dienst versagte. Neu ist auf Selous' Karte ferner die Zeichnung des Flußnetzes im Westen der Matappo-Kette, wo der Reisende, etwa von 30° östl. L. an, die Wasseradern ohne Ausnahme zum Gwai oder Guai, einem südlichen Tributärströme des Sambesi, verlaufen läßt. Der Rutapi- oder Utapa-Fluß aber, den Selous 1878 nahe der Quelle überschritt und zum Gwai rechnete, soll nach den Ermittelungen von David Thomas nicht jenem, sondern dem Sengwe zugehören.

Eine interessante Entdeckung machte Herr Selous bei Sinoia, unweit des Angwa-Flusses. Er beobachtete hier ein mächtiges, kreisrundes Loch von 100 Fuß Tiefe und mehr, bei 20 Yards Durchmesser. Den Boden bedeckte ein klares Wasser von wundervoll kobaltblauer Farbe und von solcher Reinheit, daß man die Steine des Grundes nach weit hinab deutlich erkennen konnte. Das Wasser setzte sich unterirdisch in einer Höhlung gegen 60 Yards weit fort. Von außen führte, ungefähr 100 Yards von dem Rande des Kessels entfernt, ein schräger Stollen oder Tunnel im Winkel von 45° zum Boden des Loches hinab. Die Eingeborenen benutzen den Stollen, um bequem an das Wasser zu gelangen. Herr Selous neigt zu der Ansicht, daß hier die Spuren ehemaliger Goldgräberei vorliegen, wie er ja schon mehrfach auf seinen Fahrten Anzeichen früherer Arbeiten nach Gold gesehen hat. Auch war es ihm vergönnt, östlich vom Mount Hampden ein voraussichtlich sehr ertragreiches Goldfeld (zwischen 17° und 18° südl. Br. und 31° 30′ östl. L.) zu entdecken. Die Fruchtbarkeit des Bodens und seine auskömmliche Bewässerung lassen den Schluß zu, daß dem Matebele-Lande, wenn sich der Strom der Goldsucher hierher wendet, eine blühende Zukunft bevorsteht.

Merkwürdig ist nur, daß Herr Selous in seinem Berichte ganz die Tsetsefliege vergißt, von der er auf seinen jüngsten Fahrten wohl nicht weniger geplagt worden ist, als auf den früheren. H. Seidel.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach Jules de Guerne („Excursions zoologiques dans les îles de Fayal et de San Miguel") hat die Landfauna der Azoren einen ausgesprochen europäischen Charakter, und ebenso auch die Süßwasserfauna. Zahlreiche Species sind aber kosmopolitisch, da sie Mittel zu weiten Wanderungen über die Oceane besitzen. Die Kraterseen, welche einen sehr jugendlichen Ursprung haben, konnten sich erst ganz neuerdings mit Thieren bevölkern; da die Einwanderer aber einen sehr geringfügigen Kampf um die Existenz mit anderen Arten zu führen hatten, so geschah dies verhältnißmäßig sehr rasch. Da Europa das zunächst gelegene Festland ist, so ist es leicht begreiflich, daß von dort aus die zahlreichsten Arten den Archipel glücklich erreichten. Der alpine Charakter der Azorenfauna wird von dem genannten Forscher bestritten.

Asien.

— Oberst Bobyr, der während des Jahres 1887 mit der Untersuchung des Sajanischen Gebirges beschäftigt gewesen ist, hat der Geographischen Gesellschaft zu Irkutsk den ersten Theil seines Berichtes eingeliefert, in welchem er den Kassogol und seine Umgebung behandelt. Das Westufer des genannten Gebirgssees wird von der steil abfallenden Tian hai Kette gebildet, das Ostufer zeigt sanftere Formen. Bewaldet sind die umgebenden Berge infolge des trockenen Klimas nur in ihren Nordabhängen. Kassinten, Darkaten und Urigen bilden die Bevölkerung der Gegend.

— Der Geologe J. Makeraf, der im vergangenen Jahre auf die Initiative des Generalgouverneurs von Ostsibirien, des Grafen Ignatjef, gleichfalls Forschungsreisen im Sajanischen Gebirge und in anderen der Mongolei benachbarten Gegenden gemacht hat, wird dieselben nächstens wieder aufnehmen und hat zu diesem Zwecke eine nicht unbeträchtliche Reiseunterstützung von der Russischen Geographischen Gesellschaft empfangen.

— Die „Records of the geological survey of India" (vol. 20, p. 170 ff.) enthalten eine Reihe von Mittheilungen von E. J. Jones über die Kohlen- und Erzlagerstätten von Ober-Birmah. Die ausgedehntesten Kohlenfelder liegen danach in den Thälern des Chindwin und Panlaung,

sind kretaceischen oder tertiären Alters, und liefern zum Theil ein gutes Brennmaterial. Leicht zugänglich sind aber nur die Chindwin-Felder. Silber- und Bleierze finden sich namentlich bei Bawzain und Kyantat in den Shan-Bergen südsüdöstlich von Mandalay. — Die topographische Aufnahme des Landes schreitet ungeachtet des revolutionären Zustandes, in dem sich Oberbirmah noch immer befindet, rüstig vorwärts, und nach dem neuesten „Survey Report“ ist bereits eine Fläche von 15000 engl. Quadratmeilen mit einem Triangulations-Netze überzogen, während auf 11000 weiteren Quadratmeilen wenigstens eine vorläufige Kartirung erfolgt ist.

— In den „Transactions of the Asiatic Society of Japan“ verbreitet sich J. Edkins über persische Elemente in den japanischen Volkssagen. Der persischen Mithras-Sage entspricht eine japanische, wenn hier der Held auch weiblich erscheint. Wie bei den (alten) Persern, so ist auch bei den Japanesen dem Holz, dem Wasser, dem Feuer, der Erde ꝛc. ein gottähnlicher Geist beigegeben. Bei beiden Völkern sind der Sonnengottheit weiße Rosse geweiht. Die japanische Schöpfungssage läßt die verschiedenen Dinge in ähnlicher Reihenfolge entstehen. In der Shinto-Religion wie in der Parsi-Religion giebt es eine dunkle Unterwelt, in der die abgeschiedenen Seelen wohnen. Nach Edkins deutet alles dies ebenso wie die linguistische Verwandtschaft auf einen gemeinsamen Ursprung beider Nationen und Kulturen hin, der im alten Babylonien zu suchen sein dürfte.

— Die transkaspische Eisenbahn äußert ihre Wirkungen unter anderem darin, daß in den bucharisch-turkistanischen Landen ungefähr eine doppelt so große Fläche als früher mit Baumwolle bestellt worden ist, wobei vielfach amerikanische Samensorten benutzt wurden.

— Die erste persische Eisenbahn, die etwa 15 km lang von Teheran nach Schah-Abdul-Asim führt, soll am 20. Juni eröffnet werden in Gegenwart des Schah, für den ein prächtiger Salonwagen hergerichtet worden ist. Erbauerin der Bahn ist eine belgische Gesellschaft, an der jedoch russische Kapitalisten sehr stark betheiligt sind, und dieselbe hofft, sich dadurch die Konzession für eine Linie vom Kaspischen Meer zum Persischen Golf, die etwa 1200 km lang sein würde, gewinnen zu können. Der Bau war sehr kostspielig (circa 175000 Mark pro Kilometer), da das Material größtentheils aus Belgien über den Kaukasus bezogen werden mußte.

— Dem Vernehmen nach soll eine belgische Gesellschaft vom türkischen Sultan die Genehmigung zum Bau einer Eisenbahn von Jaffa nach Jerusalem erhalten und die Schwellen sowie einen Theil des Betriebsmaterials bereits an Ort und Stelle gesandt haben.

— Die zahlreichen Untersuchungen über naturgegebene Wege und Verkehrsrichtungen, die jetzt im Anschluß an das große sibirische Eisenbahnunternehmen in dem großen asiatisch-russischen Waldlande angestellt werden, fördern allerlei unerwartete Resultate zu Tage. So hat ein Bergingenieur Podgajezki in der letzten Sitzung der Russischen Geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg als Frucht eingehender, an Ort und Stelle vorgenommener Erhebungen die Ansicht ausgesprochen, daß die Tura, an welcher die Handelsstadt Tjumen liegt — und seitlich an einem Nebenflusse der Meßplatz Irbit —, keineswegs die beste und kürzeste Verbindungsstraße vom nördlichen Rußland nach Tobolsk darstellt, sondern daß diese Stellung der Tawda zukommt, die unterhalb der Tura in den Tobol einläuft. Dieser Fluß ist während der Schiffahrtsperiode auch für große Fahrzeuge zugänglich, die bis 5 Fuß (1,52 m) Tiefgang, und selbst bei außergewöhnlich niedrigem Wasserstande noch $3^1/_2$ Fuß (1,06 m) haben dürfen. Im oberen Gebiete desselben sitzen Wogulen, im unteren Tataren, daneben aber sind in überwiegender Zahl Russen vorhanden, die sich durch Fleiß, Unternehmungsgeist und Wohlstand auszeichnen. Die Gesammtbevölkerung an der Tawda beträgt in 88 Ansiedelungen 16500 Seelen, und da sich unter anderen dort auch eine Tuchfabrik findet, welche einen jährlichen Umsatz von 150000 Rubel aufzuweisen hat, so läßt sich das Gewicht der auf dem Flusse schon jetzt beförderten Lasten auf etwa 350000 Pud = 57326$^1/_2$ Metercentner veranschlagen.

Afrika.

— Die beiden schwedischen Reisenden G. Valdau und K. Knutson haben ein Wesentliches zur Erforschung des deutschen Kamerungebietes beigetragen. Ersterer besuchte die von Bamokos dicht bevölkerten Nordhänge des Kamerun-Gebirges und erstieg dieselben bis 900 m Höhe, und letzterer erforschte namentlich den Lauf des Memeh-Flusses.

— Joseph Thomson ist nach einem Briefe an Sir J. D. Hooker Anfang Mai glücklich in Mogador eingetroffen, und im Begriffe, sich durch die Provinz Schedano zunächst nach Safi zu begeben. Von dort will er nach Demenat (Tamnat) gehen um den gänzlich unbekannten Atlas im Osten und Nordosten der marokkanischen Hauptstadt zu erforschen. Das Ansehen, dessen sich England in Marokko erfreut, wird der Sicherheit und den Plänen des Reisenden ohne Zweifel sehr zu statten kommen. — Der vergangene Winter ist nach Thomson's Mittheilungen auch in Marokko streng und spät, und von starkem Regen- und Schneefall begleitet gewesen. Während die durchschnittliche winterliche Niederschlagsmenge nämlich in Mogador nur 18 Zoll beträgt, betrug sie in diesem Jahre 32 Zoll. (Vergl. Nature, vol. 38, p. 112.)

— Außer den Berichten über Stanley, welche kürzlich durch Herrn Ward an den unteren Kongo gelangt sind (Vergl. „Globus“, Bd. 54, S. 16), reden auch die Gerüchte, welche sich in Zansibar verbreitet haben, von dem Untergange der Stanley'schen Expedition, oder wenigstens von einer äußerst verzweifelten Lage derselben. Dem gegenüber verlautet neuerdings unter den Arabern in der Gegend von Suakin, daß „ein weißer Pascha“ am Gazellenflusse angelangt sei und durch seine Eroberungen die Anhänger des Mahdi in Schrecken setze. Man ist in England geneigt, diese Nachricht, die gleichzeitig von verschiedenen Ueberläufern aus dem Lager Osman Dignas nach Suakin gebracht worden ist, auf Stanley und seine glückliche Ankunft in der Nähe seines Zieles zu deuten.

— Nach R. G. Haliburton, der sich zur Zeit in Oran aufhält, existirt in Nordafrika eine ähnliche Zwergrasse wie in dem äquatorialen Afrika (S. „Globus“, Bd. 53, S. 159). Dieselbe wird merkwürdiger Weise ebenfalls mit dem Namen „Akkahs“ bezeichnet, und ihre Körpergröße beträgt nur 4 Fuß. John Drummond Hay, der ehemalige englische Gesandte in Marokko, bezeugt die Richtigkeit der Beobachtung. (Vergl. Nature a. a. O.)

— Zwischen Tiaret und Trenda in Algerien hat man ein Kohlenlager entdeckt, das sich nahezu über 40 qkm erstrecken soll. Da die betreffende Gegend zugleich auch Erzlagerstätten der verschiedensten Art enthält — besonders solche von Eisen, Kupfer und Blei — so steht zu erwarten, daß sich daselbst bald eine beträchtliche Bergbauthätigkeit entfalten werde.

— Ungeachtet der Schwierigkeiten, die Italien bei seinen kolonialpolitischen Plänen in der Gegend von Massana gefunden hat, scheint dasselbe gesonnen zu sein, auf dem einmal betretenen Wege weiter vorwärts zu gehen. So hat es sich dem Vernehmen nach von dem verstorbenen Sultan von Zansibar, Said Bargasch, die zansibarische Exclave Kismayu abtreten lassen, und es macht Miene, die dadurch gewonnenen Ansprüche dem widerstrebenden neuen

Sultan gegenüber nöthigenfalls mit Gewalt durchzusetzen. Ein höherer Kulturwerth kann dem in Frage stehenden Gebiete unbedingt nicht abgesprochen werden. Der Dschuba-Fluß, an den sich für uns Deutsche von Klaus von der Decken her traurige Erinnerungen knüpfen, ist zwar in seiner Eigenschaft als Schiffahrtsstraße noch sehr wenig erforscht, und an seiner Mündung durch eine große Barre gesperrt, es kann aber nicht bezweifelt werden, daß ihm entlang einer der besten Naturwege in das Innere der Galla Länder sowie nach Kaffa und Südabessynien führt. Die Bucht von Kismayu ferner muß als der einzige gute Naturhafen zwischen der Bucht von Lamu (bei Deutsch-Witúland) und dem Kap Guardafui gelten. Daß der Sultan den Forderungen Italiens, sobald dieselben energisch geltend gemacht werden, aus eigener Kraft nicht widerstehen kann, versteht sich von selbst, und Deutschland, das durch sein afrikanisches Schutzgebiet an dem Ausgange der Angelegenheit lebhaft interessirt ist, hat unseres Erachtens wenig Grund, der eng befreundeten Macht durch seine Intervention Schwierigkeiten zu bereiten. Wenn Italien das Werk der Kultivation in den Galläländern kräftig an die Hand nehmen will, und dadurch mittelbar weitere Erfolge in Bezug auf Abessynien erringt, so kann uns dies bei unseren eigenen Bestrebungen nur willkommen sein.

Nordamerika.

— Unter dem Namen American „Folk-Lore Society“ hat sich in Nordamerika eine Gesellschaft zur Erforschung des Gebietes der „Folk-Lore“ im weitesten Sinne gebildet, an deren Spitze Herr Francis James Child steht, und welche die besten amerikanischen Arbeiter auf diesem Gebiet zu Mitgliedern zählt. Sie giebt unter dem Titel „The Journal of American Folk-lore“ eine hübsch ausgestattete Vierteljahrsschrift heraus, deren Redaktion in den Händen der Herren Franz Boas, T. Frederick Crane, J. Owen Dorsey und W. W. Newell liegt und deren erstes uns vorliegendes Heft einen reichen und vielversprechenden Inhalt bietet. Als Arbeitsfeld sind nach dem Programm ins Auge gefaßt: zunächst die Ueberreste dessen, was die englischen Auswanderer bei der ersten Ansiedelung mitbrachten, soweit sich unter den nüchternen und auch in ihrem Aberglauben durchaus modernen Yankees Traditionen erhalten haben; dann das reiche und noch kaum in Angriff genommene Gebiet des Negeraberglaubens und ihrer Geschichten und Traditionen in den Südstaaten, von denen neuerdings „Uncle Remus“ so interessante Proben ans Licht gebracht hat; endlich natürlich die immer noch bei weitem nicht genügend erforschten Ueberlieferungen der letzten Indianer. Untrennbar von der „Folklore“ der englischen Ansiedler sind natürlich die der Einwanderer anderen Stammes, besonders wenn dieselben in geschlossener Masse schon länger zusammenwohnen, wie die Franzosen in Kanada, die Spanier in Mexiko, und vielleicht auch die Deutschen in West-Virginien. Die Gesellschaft wird auch diesen die entsprechende Aufmerksamkeit schenken. Daß auch die Forschungen in anderen Erdtheilen sorgsame Beachtung finden werden, versteht sich von selbst; es ist schon des vergleichenden Studiums wegen unumgänglich nöthig und auch in dem Programm ausdrücklich vorgesehen. Wir begrüßen die Gründung der amerikanischen Gesellschaft mit Freuden und werden unsern Lesern von den wichtigeren durch sie veröffentlichten Arbeiten regelmäßig Mittheilung machen.

Südamerika.

— Professor Dr. Brackebusch von der Universität Cordoba ist seit Januar d. J. auf einer geologischen Forschungsreise nach dem Norden der Provinz San Juan begriffen, und L. Arnaud ist von der argentinischen Regierung damit beauftragt worden, die Provinzen Tucuman, Salta und Jujuy bezüglich ihrer bergmännischen Hülfsquellen näher zu untersuchen.

— Die Ackerbau-Kolonie „Neu-Germania“ in Paraguay, die gegenwärtig mehr als 100 deutsche Ansiedler zählt, prosperirt nach der „Kolonialzeitung“ in durchaus wünschenswerther Weise. Eine Gesellschaft neuer Ankömmlinge aus Sachsen, die demnächst erwartet wird, wird auch ein kleines Dampfschiff mitbringen, das den Verkehr zwischen der Kolonie und Asuncion vermitteln soll.

— Die dem Staate gehörenden Eisenbahnen Chiles erreichen gegenwärtig die Länge von 1096 km, und die auf den Bau und Ausstattung derselben mit rollendem Material verwendeten Summen haben 51 104 552 Pesos betragen. Die Länge der Privateisenbahnen beträgt 1558 km. Die meisten derselben dienen hauptsächlich dazu, Erze nach den Hafenplätzen zu schaffen. Die Eisenbahnen, deren Bau vom Staate jetzt in Angriff genommen ist, und für die nach dem Beschlusse des Kongresses in dem laufenden Jahre 1888 die Summe von 3519000 Pfd. St. (die durch eine Anleihe aufgebracht werden soll) bestimmt ist, werden die Länge von 969 km haben. Diese Eisenbahnen sind einmal die Verlängerung der langen Eisenbahn, welche in dem großen Längsthal zwischen der hohen Cordillere und dem Küstengebirge von Santiago nach dem Süden verläuft, bis Osorno, und zweitens verschiedene Bahnen, welche von den Städten im Inneren nach Hafenplätzen führen werden. An der wichtigen Eisenbahn, welche den Atlantischen Ocean mit dem Stillen Meer verbinden soll, wird auf chilenischer Seite noch nicht gebaut, auf der anderen Seite ist sie aber bis Mendoza fertig, und es wird bald der Tunnel durch die Anden in Angriff genommen werden. A. Ph.

Bücherschau.

— Alexander Supan, Oesterreich-Ungarn. (Länderkunde des Erdtheils Europa, Herausgegeben von Alfred Kirchhoff, 2. Theil.) Wien, Prag und Leipzig 1887. — Gleich dem Penck'schen „Deutschen Reich“ zählt auch dieser zweite Theil der „Länderkunde des Erdtheils Europa“ zu den hervorragendsten Zierden der deutschen geographischen Literatur, und man darf bezüglich beider Bände ohne Bedenken sagen, daß sie keiner guten privaten oder öffentlichen Bibliothek fehlen sollten. Hinsichtlich der Ausstattung stehen sie ebenbürtig neben den entsprechenden Theilen der berühmten „Géographie Universelle“ von Elisée Reclus, und hinsichtlich des Inhaltes übertreffen sie dieses französische Werk noch sehr wesentlich. Strenger als dieses Werk scheiden sie alles bloße Bädecker-Wissen von der Behandlung aus, und gründlicher als dieses suchen sie die verschiedenen Kulturphänomene aus den Terrain-Verhältnissen heraus zu erklären. Ganz vorzüglich finden wir in Supan's „Oesterreich-Ungarn“ namentlich die geographische Bedingtheit der politischen und wirthschaftlichen Zustände beleuchtet.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIV. **№ 3.**



Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Bericht über eine Reise nach Kwang-si.

Von H. Schroeter.

II.

Nach den Tai-wo-Cassia-Bergen.

Mehr als die Hälfte des folgenden Morgens — des 18. September — ging dadurch verloren, daß mein Koch seine primitive Küche mit neuen Vorräthen, mit Hühnern, Tauben, Gemüsen und Eiern, und auch meine Begleiter die ihrige mit frischen Victualien ausrüsteten, so daß wir uns erst gegen Mittag durch die kein Ende nehmenden Dschunken und Floße des reißenden Stromes arbeiten konnten, um auf den Weg nach meinem nächsten Ziele, Ping-nam-schien, zu gelangen.

Glühende Hitze lagert noch immer auf dem durch die Hügellandschaft sich ergießenden Strom, dessen spiegelglatte Fläche nur selten von einem Luftzug bewegt wird. Während meiner ganzen Reise hielt sich mein Thermometer überhaupt fast beständig zwischen 23° und 26½° R., stieg sogar einige Male auf 28° und 29° R. im Schatten. Nur zwischen 3 und 6 Uhr morgens pflegte sich die Luft auf 18° R. abzukühlen. Kein Tropfen Regen fiel vom Tage meiner Abreise bis zu dem meiner Rückkehr von dem fast immer klaren Firmament.

„Nach Westen hin nach Westen
Beflügle dich mein Kiel.“

Meine flachbäuchige Arche rühmt sich leider keines solchen, sondern windet sich unter dem eintönigen Gekreisch meiner, lange Stangen nach rückwärts stoßenden Ruderknechte am linken Ufer hinauf. Nach langer, schwerer Arbeit fahren wir an der 8 Meilen langen, und etwa 1½ bis 2 Meilen breiten Insel Tscheong-tschou vorbei, die einem einzigen großen Garten und Park vergleichbar ist, welcher, von prächtigem Bambus umgeben, mit seinen wohlgepflegten Fruchtbäumen, Plantagen rother Datteln, üppigen Reis und Lotusfeldern, in der Sonne glitzernden Fischteichen, unzähligen kleinen Gehöften und Dörfern einen unermeßlich reichen Eindruck macht. Zwischen Tscheong-tschou und einer zweiten, aber bedeutend kleineren Insel, Sui-wo-tschou, hindurchschauend, wird in weiter Ferne eine ziemlich große Stadt am rechten Ufer sichtbar, Yung-hue genannt, welche, ihren hoch die übrigen Dächer überragenden Pfandhäusern nach zu schließen, nicht ganz unbedeutend sein kann.

Wir passiren ein von hohem Ufer herabschauendes, hübsches Joß-Haus, dem Jupiter Tonans oder dem „Großvater des Donnergottes“, wie die wörtliche Uebersetzung des chinesischen Namens lautet, geweiht, und wir erreichen die Stromschnellen, sowie die in ihnen liegenden Fischerfelsen. Das Gefälle des Flusses wird hier beträchtlicher, die anstrengendste und stellenweise sogar gefährlichste Arbeit meiner Leute fängt jetzt erst an. Das Bett des Stromes ist seiner ganzen Breite nach felsig geworden, und in rasend schnellem Laufe schießen die Wassermengen über den flachen Boden weg, eine gefährliche Stromschnelle nach der andern bildend. Hier haben die an den Ufern wohnenden Fischer über einzelne aus dem Wasser ragende oder dicht unter der Oberfläche liegende Felsen große und kleine Steinblöcke geschafft, welche im Laufe der Jahre — vielleicht Jahrhunderte — 6 bis 20 Fuß über die Oberfläche gestiegen sind und so einen ganz eigenthümlichen Eindruck machen. Im Hochsommer,

während der Regenzeit, soll übrigens die Mehrzahl vom Wasser verdeckt sein. Jetzt gleichen sie, aus der Ferne gesehen, riesigen Finger- oder Zuckerhüten. Der Strom ist an vielen Stellen so stark, daß die Fische sich in ihm nicht halten können, sondern gegen den Anprall des Wasserschwalls geschützt, unterhalb der Felsen zu stehen lieben. Um nun der sich hart an das Gestein haltenden Fische besser habhaft zu werden, pflegen die Fischer von den künstlichen Steinbauten aus ihre mit Metallkugeln beschwerten Klebenetze über die Gründlinge zu werfen und sie so sicher an das Tageslicht zu ziehen.

Schon in Wu-tschou-fu hat mein Kapitän einen Lootsen sammt dessen Schüler, beide kräftige, große Menschen, engagirt, welche uns am Ufer entlang, wo das Wasser bald 2, bald 30 und mehr Fuß tief ist, hinauf führen. Der Lootse selbst steht vorn auf dem Bug, mit langer Fühlstange das Flußbett vor und neben sich sondirend. Hinter ihm, dicht vor der Kajüte, steht sein Gehülfe, nach dem Kommando seines Herrn das schwere, 20 Fuß lange, über den Bug wegragende Steuerruder handhabend, oben auf dem Verdeck führt der Kapitän das hintere Steuerruder, zwei oder drei Coolies stoßen das Schiff vom Ufer oder von den im Wasser liegenden Felsen ab, während die übrige Mannschaft bald hoch über uns auf den Felsenriffen, bald ganz im Wasser stehend, das in allen Fugen erzitternde und ächzende Schiff an langem Schleppseil im Zickzack langsam nach vorwärts ziehen.

Gegen Abend machen wir im Schutze eines Wachtbootes für die Nacht fest, am Eingange des prachtvollen Yung-tau-hap, eines gewaltigen Felsenthors, in welchem die Wassermengen ähnlich, wie im Schao-king-hap, zusammengedrängt werden. Der im Westen vor uns lagernde Höhenzug, vom Strahl der hinter ihm verschwindenden Sonne mit magischem Lichte beleuchtet, gewährt einen imposanten Anblick. Die grotesken Gestalten der auf die Wasserfläche wie gezauberten, auf dieselbe lange gespenstige Schatten werfenden Fischerfelsen, das eigenthümliche Geräusch der an ihnen sich brechenden, verführerisch rauschenden und im Strom geheimnißvoll fortmurmelnden Fluthen, die erhabene, mit einbrechender Nacht auf dem majestätischen Strome lagernde Ruhe — dies alles muß auch auf den Blasirtesten einen unvergeßlich großartigen Eindruck machen. Colquhoun vergleicht solche Scenen mit Doré'schen Landschaften.

Eine große Anzahl ähnlicher Stromschnellen erstreckt sich bis nach Ping-nam-schien, und von da weiter nach Nanning-fu.

Meine Reise nach ersterem Platz nahm von Wu-tschou-fu aus fast fünf Tage in Anspruch. Regelmäßige Spaziergänge, welche ich früh am Morgen und gegen Abend zu machen pflegte, abgerechnet, habe ich keine Veranlassung gehabt, an das Land zu gehen, um die unbedeutenden Ortschaften am Ufer zu besichtigen. Ich passirte aber drei große Likinstationen — Tang-schien, Mung-kong und Pakma. An vielen Stellen sind noch die Spuren der großen Ueberschwemmung des Jahres 1885 sichtbar, welche ganze Ortschaften fortspülte, und die Felder meilenweit ihres Humus beraubte oder mit Sand überdeckte! Wo die Natur nicht selbst ausreichenden Schutz gegen die im Sommer anschwellenden Wasser geschaffen hat, haben die fleißigen Chinesen hohe Deiche auf beiden Seiten des Flusses gebaut, welch letzterer während der großen Ueberschwemmungen 40 bis 50 Fuß über sein gewöhnliches Winterniveau gestiegen sein muß, um die Dämme überspülen zu können. Die vielen neuen Häuser sind aber ein deutlicher Beweis, daß das Volk sich schnell von dem großen Unglück erholt hat; in diesem Jahre bedroht sie auch schon wieder ein neues, denn die Regenzeit ist gar zu schnell zu Ende gegangen, und wohin ich auch komme, klagen die Landleute über die große, ihre Felder verderbende Dürre.

Die Berge treten zeitweise ganz in weite Ferne zurück. In der Ebene gedeihen, vorläufig noch nicht merklich von der Trockenheit leidend, Reis, Gerste, alle möglichen Gartenfrüchte und Mais, besonders aber Grundnüsse, welche entweder geröstet gegessen werden, oder zur Fabrikation von allerlei süßem Gebäck benutzt werden, oder — zum überwiegend großen Theil — zur Gewinnung des bekannten Grundnuß-Oeles dienen, während die ausgepreßte Frucht ein geschätztes Düngemittel liefert. Ganze Haine schwerbeladener und mit ihren Zweigen bis auf den Erdboden sich senkender Pumelo-Bäume umschließen allerorts die Gehöfte, dagegen sind Bananen, Orangen, Lychee und dergleichen Früchte nur äußerst spärlich vertreten.

Die Bewohner sind kräftige, gesunde Leute, von dem Bauernstande Kwangtungs wenig verschieden, — die mir überall auffallende Häßlichkeit des weiblichen Geschlechts vielleicht ausgenommen. Dieselbe scheint dadurch zu erklären zu sein, daß die Frauen der Arbeiter überall auf dem Felde tüchtig mit Hand anlegen müssen, und nicht, wie in der Nähe Cantons, im Hause sitzen, um sich mit Seidehaspeln und dergleichen häuslichen Arbeiten zu beschäftigen. Selbst wohlhabende Bauerfrauen verkrüppeln sich nicht die Füße; diese abscheuliche Manier, den Körper zu verunstalten und zu schwächen, habe ich überhaupt nur ganz ausnahmsweise in Kwangsi beobachtet. Die kleinen Dorfschaften und Städte enthalten mit Ausnahme von Wu-tschou-fu keine Häuser und Straßen, welche mit denjenigen Cantons an Größe sich nur annähernd messen könnten. Alle menschlichen Wohnungen sind einfach, ja dürftig gebaut, und auch im Innern nicht besser eingerichtet.

Die ungewöhnlich große Armuth, welche man Kwangsi zuschreibt, habe ich aber nur stellenweise vorgefunden. Die Menschen kennen eben nur wenig Bedürfnisse, welche sich aber schnell genug steigern werden, wenn erst die Schiffahrt das Inland dem Meere und der Kultur näher gerückt hat.

Am 5. Tage nach meiner Abreise von Wu-tschou-fu erreiche ich den Pingnam-Distrikt, in welchem der berühmte Cassia-Markt Taiwo liegt. Gegen 2 Uhr nachmittags am 22. September passire ich den Hafen desselben, Molam. Hier landen meine Cassia-Freunde, um sich über die Lage des Geschäftes, das uns zu der weiten Reise veranlaßt hat, zu orientiren. Von einem in Molam ansässigen Freunde begleitet, kehren sie aber, auch mich au fait zu setzen, bald nach meinem Hortan zurück, der gegen 5 Uhr nachmittags die Kreisstadt erreicht. Ping-nam-schien liegt am linken Ufer des Westflusses, welcher hier noch die doppelte Breite des Rheins bei Köln hat. Gleich allen andern am Ufer des Stromes gebauten Städten sind seine dem Wasser zu gelegenen Häuser auf langen Pfählen gebaut, und die ganze Stadt besteht aus zwei oder drei in einer Linie mit dem Wasser laufenden Straßen. Ihr Handel ist absolut unbedeutend. Sie beherbergt in ihren von der Taiping-Rebellion her noch in Schutt und Trümmern liegenden Mauern den Tscheh-schien, sagen wir „Landrath," des Taiwo-Cassia-Distriktes, dem ich mich gleich nach meiner Ankunft durch Einsendung meines Reisepasses, eines Briefes von meinem Canton-Konsul und meiner chinesischen Visitenkarte meldete.

Am folgenden Tage, am 23. September, ließ mich derselbe von sechs Polizeisoldaten, unter Anführung seines im langen, seidenen Rock kommenden Polizeiobersten abholen, und nach kurzem Gang durch das in den engen Straßen vor Neugierde mich schier erdrücken wollende Volk, erreichte ich das halbzerfallene Yamen dieses Beamten. Derselbe, ein freundlicher, schon ganz weißer, alter Herr,

ungefähr wie ein deutscher Oberförster aussehend, empfing mich auf das höflichste. Ich unterhielt mich mit Hülfe meines Afook, welcher in seine feinsten Seidenjacken gekleidet, einen eleganten Fächer ebenso geschickt, wie in Canton die Maßruthe bewegte, ungefähr $1^1/_2$ Stunden lang mit diesem fließend Cantonesisch sprechenden Beamten über die mich zu ihm führende Angelegenheit. Ich will mit derselben den Leser nicht aufhalten, da es sich nur um die Firma S. & Co. näher interessirende Geschäfte handelte, die mit dem Transitpaß-System in Verbindung stehen, welches in unseren zwei Provinzen ja leider heute noch nicht zu den Vollkommenheiten dieser Welt gehört.

Der prächtige alte Herr — welcher übrigens, wie ich inzwischen aus seinem Bericht über meine Reise an den Canton-Vicekönig auszufinden Gelegenheit gehabt habe, bei all' seiner offenbaren Biederkeit eine Art chinesischer Jesuit muß — gab mir darauf seinen Polizeiminister (das übliche Ehrengeleite) sowie einen Brief an den Tai-wo-si, d. h. den Bürgermeister von Tai-wo mit, und nach nochmaligem Gang durch die miserable Stadt war ich in Begleitung meiner sieben „Beschützer" bereits gegen 12 Uhr wieder in meinem „Pinguin", um den Fluß hinunter, Molam noch an demselben Nachmittage zu erreichen.

Sehr hatte ich zu bedauern, gegen die mir freilich aufgezwungene Schutzmannschaft nicht erfolgreich protestirt zu haben. Bisher war ich, wo ich auch erschien, ganz unerwartet gekommen. Trotzdem ich stets in europäischen Kleidern ging, hatte das Publikum keine Zeit gehabt, sich von seinem Erstaunen zu erholen, und ich war gewöhnlich seinem Gesichtskreis entrückt, oder in dem schützenden Hinterstübchen eines der mich überall freundlich empfangenden cantonesischen Kaufleute verschwunden, ehe sich um meine Person eine allzu lästige Menschenmenge sammeln konnte. Bisher trug ich meine Haut für eigene Rechnung und Gefahr zu Markte, seit ich aber officiell unter dem Schutze der Mandarinen stand, dieselben also für mein persönliches Wohl verantwortlich waren, änderte sich die Sachlage gewaltig. Es war mein Reiseprogramm gewesen, in Tai-wo mit Hülfe der Beamten Tragstühle zu engagiren und über Land durch die Cassia-Distrikte bis nach Yung-schien zu reisen. Dieser Plan wurde aber gänzlich vereitelt.

Früh am Morgen des 24. September hatte sich nämlich die gesammte Einwohnerschaft Molams, einer etwa 1300 Köpfe zählenden Ortschaft, um mein Boot versammelt, auf mein Erscheinen gespannt wartend. Das Gedränge war, als ich landete, so groß, daß ich das Städtchen zu Fuß passiren mußte. Am Ende desselben erwarteten mich nun Afook und meine Cassia-Freunde, welche von einer Anzahl primitiver Tragstühle begleitet waren. Dieselben bestanden aus zwei Bambusrohren mit einem dazwischen hängenden Sitzbrettchen und wurden von je zwei Coolies getragen, welche uns der während der Nacht von meinem Kommen unterrichtete Tai-wo-si mit neun Soldaten entgegen gesandt hatte. Die letzteren bildeten, zusammen mit meinen Pingnam-Polizisten und meinen eigenen Leuten, eine ganz ansehnliche Schaar, welche sich unter Führung des auf einer kreischenden Schiebkarre von einem Cooli sich voranfahren lassenden Polizeilieutenant langsam der Stadt Tai-wo zu bewegte.

Dieselbe liegt an einem nach der Regenzeit fast ganz austrocknenden, bei Molam mündenden Flüßchen, inmitten einer reichen, meilenweit sich ausdehnenden Ebene. Der Platz beherbergt etwa 4000 Einwohner und ist ein regelmäßiger Markt für dahin zum Austausch gebrachte Landesprodukte; auch hat er kleinen Detailhandel mit europäischen Waaren. Für die Fremden ist er hauptsächlich dadurch von Interesse, daß hier die von den Bauern aufgekaufte Cassia-Barke gesammelt und über Molam nach Canton verschifft wird.

Nach einer kurzen, kaum dreiviertel Stunden währenden Fahrt auf schmalem Wege, durch die sorgfältig wie ein großer Garten gebauten Felder, erreiche ich das oben erwähnte, nur noch wenig Wasser führende Flüßchen, welches von einer noch ganz neuen, wirklich elegant gebauten Brücke in kühnem Bogen überspannt ist.

Hier erwartet mich die von dem Kommen des „rothborstigen Barbaren" durch die Soldaten unterrichtete halbe Einwohnerschaft der Stadt, welche im Jahre 1870 zum ersten und letzten Male von einem Bleichgesichte besucht worden war. Meine Stuhlträger sind kaum im Stande, sich durch die Menschenmenge nach dem Yamen des Tai-wo-si den Weg zu bahnen und die Thore vor den nachdrängenden Gaffern zu schließen. Ich werde in den zum Empfang der Gäste dienenden, auf den Vorhof hinaussehenden, nach zwei Seiten offenen, aber sehr verlotterten Empfangspavillon geführt, aus welchem der einen Bückling nach dem anderen machende, in voller Staatsuniform mich begrüßende Beamte, ein noch ganz junger Mensch, mir entgegenkommt. Er selbst reicht mir und meinen Begleitern Thee, beim Niedersetzen jeder Tasse eine tiefe Reverenz machend, er behandelt meine Begleiter, denen er doch die verkleideten Coolies ansehen mußte, wie seinesgleichen, beugt bei jeder Frage und Antwort das Haupt, kurz er ist von einer geradezu unheimlichen Höflichkeit. Der aufgeregte Pöbel hat inzwischen die Yamen-Thüren aufgebrochen und den ganzen Vorhof angefüllt, so daß die Hühner im Hofe auf die Dächer fliegen müssen. Ein ähnliches Pandämonium habe ich nie gesehen. Dicht gedrängt, Kopf an Kopf, steht die gaffende Volksmenge um uns. Die Soldaten treiben sie einmal nach dem anderen bis auf die Straße zurück, aber nach einigen Augenblicken haben die Chinesen ihren Weg zurückgefunden. Der Mandarin läßt einige der Hauptschreier festnehmen und abführen, aber die Volksmenge nimmt eine so drohende Haltung an, daß die Leute von den Soldaten wieder freigegeben werden müssen. Nie hatte ich einen schlagenderen Beweis, wie machtlos der chinesische Beamte auf dem Lande, wo er keine Truppenmassen zur Seite hat, einem aufgeregten Volke gegenüber ist. Dem Bürgermeister perlt der Angstschweiß von der Stirn, während ich die Scene sehr scherzhaft oder wenigstens interessant gefunden haben würde, wenn der Beamte unter Hinweis auf die johlende Menschenmenge nicht alle möglichen Argumente angewandt hätte, mir die Reise nach den Cassia-Bergen auszureden. Er jagt meinen Begleitern Schrecken durch Erzählungen über in der Nachbarschaft Tai-wos hausende Räuber und Mörder ein; und daß ich in dieser einmal aufgeregten Stadt unmöglich die für eine mehrere Tage währende Ueberland-Reise nach Yung-schien nöthigen Vorbereitungen treffen konnte, mußte ich bald einsehen. Ich merkte, daß der Beamte von seinem Ping-nam-schien-Vorgesetzten geheime Instruktionen hatte, mich nicht aus den Augen zu lassen, und mich möglichst bald auf den Rückweg nach Canton, wenigstens aus dem Bereiche seines Distriktes, in welchem er für meine Sicherheit haftete, zu schaffen.

Meine Versicherung, daß das freundlich grinsende und jeder meiner Bewegungen aufgerissenen Auges folgende Volk wohl neugierig, aber harmloser als der Pöbel mancher Gegenden in Europa sei, half auch nichts. Der Chinese war nicht dazu zu bewegen, mir die für die beabsichtigte Reise nöthigen Coolies zu verschaffen! Afook geht auf meinen Befehl selbst in die Stadt, um Führer und Stuhlträger zu miethen, er kehrt aber mit der Nachricht zurück, daß es allen Chinesen untersagt worden ist, mir irgend welche Dienste zu leisten.

Inzwischen geht kostbare Zeit verloren, und ich muß dem Chinesen daher erklären, nach meinem in Molam auf mich wartenden Boote zurückkehren, vorher aber die Stadt ansehen zu wollen. Letzteres konnte der Herr natürlich nicht verhindern. Um mich aber nicht in irgend eine Gefahr laufen zu lassen, entschloß sich der in fieberhafte Aufregung gerathene, wohl schon an Verbannung nach Sibirien denkende Beamte, mich selbst zu begleiten. Nie habe ich etwas Komischeres erlebt: der vor Wuth wie ein Puter roth gewordene Mandarin muß mir und meinen vor Bosheit lachenden chinesischen Begleitern wie ein Bärenführer im Triumphzuge zu Fuß von einer Straße in die andere folgen.

Ich besuche die zum Lagern der S. & Co.'schen Cassia benutzt gewesenen, jetzt ganz und gar leer dastehenden Lagerräume, während die hinter uns lärmende Bevölkerung uns alle nicht im Komplimentirbuch verzeichneten, von mir nur theilweise verstandenen Phrasen nachruft. Nachdem ich die großen, geräumigen Markthallen der sehr wohlhabenden Stadt, in welcher die Landbevölkerung sechsmal per Monat ihre Produkte austauscht, besichtigt habe, nehme ich von meinem Bürgermeister Abschied. Als ich in Begleitung meiner bewaffneten Schaar wieder auf dem Wege zum Boote war, hat der brave Beamte sich vermuthlich ebenso degoutirt auf die Opiumbank gestreckt, wie ich ungerechter Weise den armen Afook dafür verspottet habe, die „Reise nach den Cassia-Bergen“ so schön arrangirt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Camille Douls' Erlebnisse unter den Nomaden der westlichen Sahara.

III.

(Mit sieben Abbildungen.)

Von Kap Bojador wandten wir uns gegen Norden. Einer der ersten Tagemärsche war durch den Ueberfall einer Karawane bezeichnet, bei dem die Uled-Delim, denen ich angehörte, ihre ganze Wildheit entfalteten. Die dargebotene Gelegenheit, zu morden und zu plündern, läßt sich ja gerade dieser Wüstenstamm niemals gern entgehen. Das Erscheinen einer Anzahl beladener Kameele am Horizonte deutete nicht so bald auf eine vorüberziehende Handelskarawane, als ein paar Späher ausgesandt wurden, um das Nähere über dieselbe zu erforschen. „Es ist eine Karawane, die von Tenduf kommt und mit Datteln beladen nach Tyris zieht“ hieß es; „sie besteht aus 48 Kameelen, 30 Männern, 10 Weibern und mehreren Kindern, die dem Stamme der Uled-Tyderarin angehören.“ Sofort wurde der Angriff beschlossen. Man lud die Kameele ab, man brachte die Frauen und Kinder in einer Terrainfalte in Sicherheit, man griff zu den Flinten und Dolchen, man schwang sich auf die Reitthiere, und in der Stärke von 80 Kriegern ging es dem Opfer entgegen. In der Entfernung von 200 bis 300 Metern stieß Ibrahim, der die Expedition führte, ein lautes „Bismillah!“ aus, dabei sein Gewehr in die Luft abfeuernd, und der Schrecken des Namens der Uled-Delim that das übrige. Die Kaufmannskarawane dachte kaum an Vertheidigung, sie versuchte zu fliehen, nur fünfen gelang dies aber thatsächlich, die 25 anderen wurden von der Uebermacht ihrer Verfolger ereilt und erbarmungslos niedergemetzelt. Dann wurde die Beute vertheilt, die Frauen und Kinder wurden als Gefangene mitgenommen, und der Marsch ging weiter, als sei nicht das geringste geschehen. Ich hatte das gräßliche Schauspiel in der Nachhut, die nur im kritischen Falle einzugreifen hatte, mit anzusehen.

Der Zug ging nun längere Zeit der Küste entlang, immer durch eine trostlose Sand- und Steingegend, in der nur hie und da eigenthümliche Tumuli („brurj“) zu bemerken waren — Gräber von schiffbrüchigen und von den Mauren ermordeten Europäern, wie man sagte.

Als wir bei dem Sagiat-el-Hamra ankamen, trat ein Ereigniß ein, das für meine Beziehungen zu den Mauren entscheidend genannt werden muß. Ibrahim hatte mich nämlich allmählich sehr lieb gewonnen, und er ließ mir durch zwei junge Leute kundgeben, das er mich zu seinem Schwiegersohne ausersehen habe, und mir seine Tochter Eliassse zum Weibe geben wolle. Nach vielfachen Verhandlungen wurden wir auch mit einander eins, und es wurde ausgemacht, daß ich die Braut für sieben Kameele heimführen solle. Woher sollte ich aber die sieben Kameele nehmen? Ich beschloß, diese Schwierigkeit zu benutzen, um mich von den Uled-Delim zu trennen. Ich ging also zu Ibrahim und sagte ihm, daß ich ihm die Mitgift nur einhändigen könnte, wenn er sich dazu verstünde, mich nach dem Wad-Nun zu dem Kaid Uld-Beyruk zu führen, und wenn er mich dann durch das Sus und durch Marokko nach meiner Heimath ziehen ließe. Einige Monate später würde ich zu ihm zurückkehren und ihm das Verlangte und mehr bringen — „ineh Allah“ („wenn es Gott gefällt“). Ibrahim nahm meinen Vorschlag auch thatsächlich an, und er willigte ein, in einigen Tagen mit mir den Marsch nach Süd-Marokko zu unternehmen.

Zuvor aber wollte mein Wirth noch eine Partie Schaf- und Ziegenfelle verkaufen, und das konnte nicht gut anders geschehen als in Tenduf. Ich bat ihn, mich auch dahin mitzunehmen, da ich eine vorzügliche Gelegenheit darin erblickte, eine weitere völlig unbekannte Gegend kennen zu lernen. Ibrahim gewährte mir auch diesen Wunsch, und mit nur noch einem Begleiter, sowie mit drei Reitkameelen und zwei Lastkameelen, machten wir uns auf, als ganzen Proviant nur ein paar Hände voll Gerste und einen Schlauch Wasser mit uns führend. Der Marsch ging aufwärts im Sagiat-el-Hamra (S. Abbild. 1 und 2) und war außerordentlich strapaziös. Wenn wir am Abend gerade ein Zeltlager erreichten, so nahmen wir die Gastfreundschaft des betreffenden Stammes in Anspruch, und dieselbe wurde

uns in einer sehr methodischen und diskreten Weise gewährt. Man sorgte für unsere Thiere, man führte uns in das Zelt des Reichsten, man wies uns daselbst den Ehrenplatz an, man reichte uns die erste Schale Milch, und man be-



Das Sagiat El-Hamra.



Schlucht zwischen dem Sagiat El-Hamra und dem Wad-Draa.

deckte uns in der Nacht mit der wärmsten Decke. — Einige Male traf es sich, daß nur Frauen in den Zelten anwesend waren. Dann durften wir uns denselben der allgemeinen Sitte gemäß nur bis auf etwa 20 Schritte nähern, die Frau des Zeltherrn kam aber dann heraus, hieß uns willkommen und lud uns ein abzusteigen und uns in der Nähe

zu lagern, uns dabei ein Feuer anzündend, Decken herbeibringend, und ein Abendmahl bereitend. — Auf der Hälfte der zehn Tage, die wir nach Tenduf auf dem Wege waren, trafen wir freilich keine Zelte, und in diesem Falle hatten wir uns ohne Matten und ohne Milch und Gerstenkuchen zu behelfen. Wir litten dann insbesondere auch sehr von der Kälte der Nächte.

Nachdem wir zuletzt noch das Plateau El Hamada überschritten hatten, kamen wir in Tenduf an — einem Flecken, den die Verhältnisse der städtelosen Sahara zur weithin berühmten Hauptstadt erhoben haben. Mir ging es beim ersten Anblicke des Ortes eigentlich nicht anders wie den Nomaden. Die kleine Häusergruppe und das von Palmen umgebene Minaret, welches ich am Fuße der Hügelkette erblickte, entlockte mir laute Jubelrufe. Vier Monate war ich in der Wüste herumgeirrt, ohne das kleinste massive Bauwerk und ohne einen Palmbaum zu erblicken — so hatte Tenduf auch für mich überwältigend großartige Dimensionen. Am letzten Tage unserer Reise hatten wir uns noch einer Karawane anschließen können, die demselben Ziele wie wir zustrebte. Sobald wir, mit ihr am östlichen Abhange angekommen, Tenduf erblickten, warfen wir uns alle zu Boden nieder und recitirten die „Fatiha", und dann erschallte aus aller Munde ein mächtiges „Preis sei Allah!" Für die meisten Mitglieder der Karawane waren wohl Jahre vergangen, ohne daß sie irgend welche Stadt zu sehen bekommen hatten.

Erst im Jahre 1857 von dem Marabut Bel-Hamedj



Ankunft in Tenduf.

begründet, hat Tenduf in Wirklichkeit einen beträchtlichen Aufschwung genommen und eine hohe commercielle Bedeutung erlangt. Seine Häuser sind aus lufttrockenen Ziegeln gebaut, und sein einziges Monument besteht in einer Moschee und dem dazu gehörigen weithin sichtbaren Minaret, aber sein Brunnen hat auffallend frisches Wasser, seine Gärten bringen einige Früchte hervor, und eine ganze Reihe von natürlichen Karawanenstraßen von dem Sudan her strahlen in ihm zusammen. Besonders ist sein Sklavenmarkt dadurch bedeutend, und der große „akubar" des Jahres 1887 brachte über 500 Neger herbei, die von hier nach allen Theilen Nordafrikas verhandelt und vertrieben wurden. Außerdem spielen Giraffenfelle sowie Kameel- und Ziegenhaare eine Hauptrolle unter den Handelsartikeln des Platzes. Was die herbeigeführten Sklaven betrifft, so schienen sich dieselben sammt und sonders einer ausgezeichneten Gesundheit zu erfreuen. Auf die Bevölkerung des Ortes scheint übrigens das Herbeiströmen des Negerelementes bereits jetzt einen ganz entschiedenen Einfluß ausgeübt zu haben, denn dieselbe ist viel dunkler als die übrige Saharabevölkerung, von der sie sich sonst in Sitte und Tracht nicht unterscheidet.

Wir blieben drei Tage in Tenduf und wohnten bei einem Kaufmanne aus Wad-Nun, der Handel in Fellen und Datteln trieb, und bei dem wir auch unsere Ladung an den Mann brachten. Die Rückreise, die wir danach antraten, ähnelte in allen Stücken der Hinreise, nur daß wir den Weg dabei etwas weiter nördlich nahmen, und Tekna passirten.

Als wir in unser Lager zurückkamen, fanden wir dasselbe in Trauer versetzt. Zwei junge Leute waren mit einander

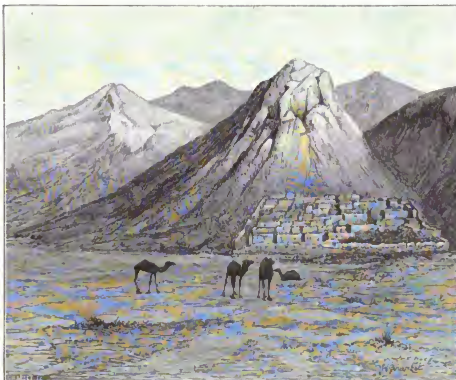
in Streit gerathen, hatten zu den Waffen gegriffen, und einer war tödtlich verwundet worden, während der andere die Flucht ergriffen hatte. Die Frauen klagten, und ein paar Mauren hielten, mit dem Gewehre in der Hand Koranverse betend, die Todtenwache. Das Begräbniß war nicht weniger einfach, als das Leben im Lager ist. In seine Kleider gehüllt, wurde der Leichnam auf ein Kameel geladen, in einer kleinen Entfernung von den Zelten wurde ein Grab gegraben, und in dieses wurde der Todte hineingesenkt, das Gesicht gegen Osten gewandt. Dann wurde Sand über ihn hinweggeschüttet, und ein einziger Stein am Kopfende diente ihm als Denkmal. Die ihm das Geleite gaben, recitirten auf dem ganzen Wege die entsprechenden Koranverse.

Einige Tage später rief Ibrahim seine Stammesgenossen zusammen, um meine Verlobung mit Eliassse zu feiern. Er ließ vier Hammel schlachten, man sang, man tanzte, und ein Thaleb pries mich in einer langen Rede glücklich, daß es mir nach so vielen überstandenen Gefahren vergönnt sein sollte, mein übriges Leben zwischen der reizenden Eliassse und den Kameelheerden zu verbringen.

Am nächsten Morgen wurde dann endlich der Marsch gegen Wad-Nun angetreten. Begleitet wurden wir von einer Anzahl Stammesgenossen, die in Glimim junge Kameele verkaufen wollten, so daß unsere Karawane alles in allem aus 20 Leuten und 35 Kameelen bestand.

Das Land zwischen dem Sagiat-el-Hamra und dem Wad-Draa zeichnet sich vor anderen Gegenden der Sahara dadurch aus, daß es von vulkanischen Bildungen durchsetzt ist, und es erhält dadurch einen ganz eigenthümlichen Charakter.

Nachdem wir den Wad-Draa erreicht und durchfuhrtet hatten — den ersten Sahara-Fluß unter denen, die ich zu sehen bekam, der wirklich Wasser enthielt — kamen wir nach



Ksar-El-Abiar.

dem ersten südmarokkanischen Dorfe, Namens Ksar-el-Abiar. Mit welcher Freude ich diese kleine Häusergruppe begrüßte, vermag ich nicht zu sagen. Das Land umher war freilich immer noch unwirthlich und öde genug, und der ganze Baumwuchs, den ich erblickte, bestand aus ein paar Berberfeigen. Nichtsdestoweniger glaubte ich einen Vorgeschmack der Civilisation zu empfinden, und der Wüste und ihrem wilden Nomadenleben glaubte ich hier Valet sagen zu dürfen. In der Ferne zwischen den Bergen winkten mir nun die fruchtbaren Thäler und die zahlreichen Dörfer des gesegneten Sus.

Gleich nach unserer Ankunft in Glimim geleitete mich Ibrahim zu dem Kaid Dagman-Uld-Beyruk, stellte mich ihm als Moslim vor, und setzte ihm die Gründe auseinander, die mich veranlaßten, in meine Heimath zurückzukehren. Kaid Dagman hegte nicht das geringste Mißtrauen gegen mich, sondern behandelte mich mit großer Gastfreundschaft, und ich nahm also in seiner Stadt von Ibrahim und meinen anderen Begleitern Abschied.

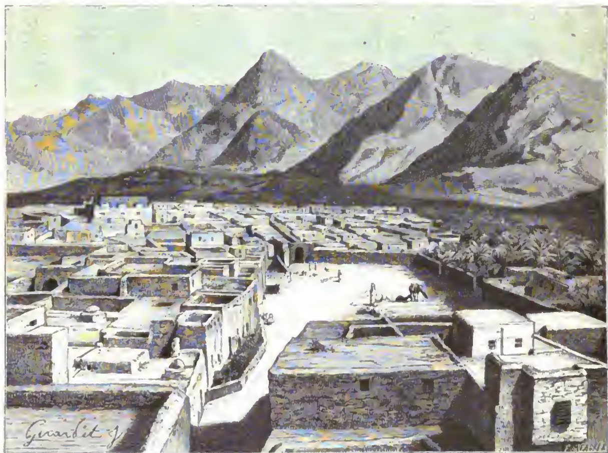
In Glimim durfte ich allenthalben frei umhergehen. Die Stadt liegt an einem Hügelhange, inmitten frischen Gartengrüns, und seine Doppelmauer besitzt fünf Thore. Die Juden bewohnen wie in allen anderen mohammedanischen Städten ein besonderes Stadtviertel, aber sie scheinen sich hier einer besseren Achtung zu erfreuen als anderweit in Marokko. Jedes Jahr wird eine große Messe in Glimim abgehalten, zu der die Sahara-Nomaden herbeiströmen, um ihre Einkäufe zu machen.

Man kann überhaupt sagen, daß die Bewohner des Wad-Nun in jeder Beziehung die Vermittler zwischen den Berbern des Sus und den Nomaden bilden. Sie sprechen dieselbe Sprache wie die letzteren und kleiden sich auch in dieselbe Tracht. Die Landschaft untersteht seit langer Zeit der Familie Uld-Beyruk's, und sie bewahrte früher dem Sultanat Marokko gegenüber erfolgreich ihre Unabhängigkeit, bis sich der Kaid im Jahre 1886 vollkommen Muley-el-Hassan unterwarf, und seine Hauptstadt eine starke marokkanische

Besatzung erhielt. Die Regierung Uld-Dagman's ist eine rein patriarchalische, der geringste Wad-Nuni hat freien Zutritt zu ihm, täglich giebt er unter dem Vordache seines Hauses Audienz, und er waltet sowohl über die häuslichen Bedürfnisse



Auf der Grenze zwischen Sus und Wad-Nun.



Glimim, die Hauptstadt von Wad-Nun.

als auch über die Staatsangelegenheiten persönlich. Ich sah ihn z. B. den Hufbeschlag seiner Maulthiere und Esel persönlich leiten. In seinen Lebensgewohnheiten ist er so einfach als nur denkbar, obgleich er für sehr reich gelten muß.

Nach einigen Ruhetagen in der Stadt Uld-Beyruk's gab ich ihm meine Absicht, weiter zu reisen, zu erkennen, und ungesäumt sandte er mir ein Reitthier nebst einem Soldaten, der mir als Führer dienen sollte. Ebenso gab er mir eine „gilabia“ — ein langes, weißwollenes Gewand —, damit ich dieselbe statt meiner Fellkleidung anlegte, und er empfahl mir an, seinen Bruder Abidin aufzusuchen, der sich gerade bei dem Sultan befand.

Zwei Stunden von Glimim erreichten wir Aït-bu-Amram und damit zugleich die ostwestlich streichende Bergkette, die Wad-Nun von dem Sus trennt. Es war eine herrliche kleine Oase, die dem Wasserlaufe des Wad-Om-Elaraer ihr üppiges Palmengrün verdankt. Ich stieß daselbst auf eine Anzahl Berber, unter denen einige Arabisch sprachen, so daß ich mich mit ihnen unterhalten konnte. Sie äußerten offen ihre Unzufriedenheit mit der Annexion ihres Landes an Marokko, schienen auch nicht sehr fanatisch zu sein und durchaus keine Abneigung gegen die Europäer zu hegen. Sie sagten mir, daß sie wohl ganz gern auch nach Algerien gehen würden, und ich bin überzeugt, daß sie es mit großem Gleichmuth aufgenommen haben würden, wenn ich ihnen offenbart hätte, daß ich ein Christ sei. Bis zum Jahre 1886 hatte das Sus eine förmliche Republik gebildet, indem jede Kabyle sich ihren Scheikh wählte, wie sie wollte, und indem sie weder Zehnten noch sonstige Abgaben zahlten. Jetzt war das aber alles ganz anders geworden.

Nun ging es durch die Gebirgsgegend von Aït-bu-Amram, die den reichsten und wichtigsten Theil des Sus



Oase im Aït-Bu-Amram.

bildet, und wo der Sultan angeblich bei Erkschisch ein Silberbergwerk betreiben läßt. Es giebt daselbst allerwärts Quellen und Bäche, die Felder tragen gute Ernten, und die Dörfer liegen dicht bei einander und sind von fleißigen Menschen bewohnt.

Von Aglu und Massa an führte mein Weg nahe an der Küste hin, dann durchquerte ich das herrliche Thal des Wad Sus, und so kam ich nach Agadir, das am Fuße des Atlas und an einem prächtigen Naturhafen liegt. Beim Kap Ghir umging ich hierauf das Atlas-Gebirge, um an dessen Fuße durch die Provinzen Haha und Uled-bu-Sba nach der marokkanischen Hauptstadt Marakesch zu gelangen. Hier suchte ich alsbald den Scheikh Abidin auf.

Gleichzeitig mit mir war unter der Führung von Sir Kirby Green eine englische Gesandtschaft in Marakesch eingetroffen und der Zufall wollte es, daß einer von den englischen Herren — ein Herr Ferguson — im Hause Abidin's erschien, indem ich mit diesem letzteren im Gespräch begriffen war. Ich war aufs höchste überrascht, als ich den jungen Europäer sah, und konnte meine Bewegung so schlecht verbergen, daß dieser sofort den Christen in mir erkannte und mich als solchen ansprach. Nicht befürchtend, daß mir angesichts von Europäern noch irgend welche ernstliche Gefahr drohen könnte, offenbarte ich jetzt mein Geheimniß, und ich erfuhr dagegen, daß man mich in Europa todt oder gefangen glaubte, und daß der französische Konsul Lacosta einen eingeborenen Boten abzusenden im Begriffe war, um über meine Auslösung zu verhandeln. Auf die Einladung des Herrn Ferguson (der die Gesandtschaft zu seinem Vergnügen begleitete) begab ich mich sodann mit

nach dessen Wohnung, die aus einem Zelte inmitten eines schönen Gartens bestand, und dort plauderten wir bei einer Tasse Thee noch lange über die Abenteuer meiner Reise und die Neuigkeiten aus Europa. Dann schlug mir mein neuer Freund vor, mich bei der englischen Gesandtschaft einzuführen, und als ich auf den schlechten Zustand meiner arabischen Kleidung hinwies, lieh er mir sein eigenes marokkanisches Gewand, dessen Weichheit mir ganz wunderbar vorkam. So ritten wir zusammen nach dem Palaste der sogenannten „Mamunia“, der den europäischen Gesandten zur Wohnung zu dienen pflegt.

Herr Kirby Green empfing mich sehr herzlich, denn er hatte viel von mir sprechen hören, auch Lady Green hieß mich willkommen, und ich verbrachte einige sehr schöne Stunden auf der englischen Gesandtschaft. Vor dem Abschiednehmen sagte mir der Gesandte noch, daß ich mich in Marakesch nicht in Sicherheit glauben dürfe, und daß ich besser thäte, die Gastfreundschaft, die mir seine Gattin anbiete, anzunehmen. Ich dankte aber und erklärte, daß ich es vorziehen müsse, meine Rolle als Muselmann bis an die Küste zu spielen.

So kehrte ich also zu meinem Wirth Abidin zurück. Derselbe empfing mich mit einem Lächeln der Verachtung und antwortete auf meine Begrüßung nichts weiter als „Christ!“ Und als ich ihn erstaunt ansah, sagte er: „Ja, du bist ein Christ und hast uns betrogen. Ein Moslim nimmt keine Geschenke von den Ungläubigen, er besucht sie nicht in ihren Häusern, und er trinkt keinen Thee aus ihren Gläsern. Du bist ein Ungläubiger.“ Auf meine Einwendungen antwortete er kein Wort weiter, als ich mich aber anschickte, sein Haus zu verlassen, vertraten mir auf seinen Wink zwei Sklaven den Weg. Es waren zwei riesige Sudanneger, mit starken Muskeln und bestialischen Gesichtern. Angesichts ihrer blieb mir nichts übrig, als mich zurück zu wenden zu Abidin und ihm die Verwünschung zuzurufen, die ich oft genug gehört hatte: „Verflucht sei der Tag, an dem du geboren wurdest!“

Die Nacht, die nun folgte, wurde mir ziemlich lang, ich wiegte mich aber in meinen Träumen von Europa und der Rückkehr in die Heimath und schlummerte schließlich ein. Plötzlich wurde ich unsanft geweckt, und vor mir standen fünf Neger, mit Säbeln an der Seite. Ich erhob mich und mußte wohl oder übel folgen. Der Marsch ging hinter einem Fackelträger her, durch eine Reihe von krummen und finsteren Straßen, in denen wir wiederholt über schlafende Bettler stolperten; endlich kamen wir bei dem Dar-el-Maghsen in einer Dependenz der Wohnung des Kaids der Kasbah an. Durch einen Gang hindurch und über mehrere Höfe hinweg brachte man mich hier in einen niedrigen und feuchten Raum des Erdgeschosses, dessen ganzes Ameublement in einer alten Binsenmatte und einem Wasserkruge bestand. Hier erwarteten mich beim spärlichen Scheine einer Oellampe zwei Kerle, bei deren Anblick ich zitterte. Sie hielten in ihrer Hand einen Hammer und schwere Eisenketten, und nachdem man mich gezwungen hatte, mich niederzulegen, schmiedete man mir zum zweiten Male unzerreißbare Fesseln an die Füße. Dann verließ mich die Häscherbande, die schwere Thür schloß sich, und ich glaubte mich in meinem Grabe zu befinden. Alle die schönen Träume von der Heimath waren wieder dahin. Ich begriff da, wie das Haar eines Menschen in wenigen Stunden ergrauen kann.

Als es Morgen wurde, weckte mich das Rasseln der Schlüssel an meiner Kerkerthür aus meinem dumpfen Brüten, und es traten drei Menschen herein: zwei Soldaten und ein Mann mit europäischem Gesicht. „Wer seid ihr?“ fragte mich der letztere in gutem Französisch. „Man hat mir gesagt, ein Franzose.“ „Das ist richtig“, antwortete ich, „und ihr, seid ihr nicht ein Landsmann von mir?“ „Beinahe, denn ich stamme aus Belgisch-Luxemburg. — Warum hat man euch in Fesseln gelegt?“ sagte er. „Der Sultan pflegt dies mit Europäern nur im äußersten Falle geschehen zu lassen. Habt ihr irgend ein Verbrechen begangen?“ — Ich erzählte ihm, daß ich Süd-Marokko als Reisender besucht habe, und daß der Sultan vielleicht fürchte, daß ich ein Spion sei. Das letztere bestätigte der Mann, und zugleich erklärte er mir, daß er gekommen sei, um mir so viel als möglich nützlich zu sein. Er sei Waffenschmied und Deserteur aus der algerischen Fremdenlegion, und nach mancherlei Abenteuern und Strapazen sei er durch das Rif nach Fez und Marakesch und in das Lager des Sultans gekommen, in dem er sein Metier ausübe und ziemlich heimisch geworden sei. Er erklärte sich bereit, mir zur Flucht zu verhelfen. Ich sah aber einen einfacheren Weg in der Intervention des englischen Gesandten, und bat deshalb den Mann, zu Sir Kirby Green zu gehen, und diesen über meine Lage zu unterrichten.

Das übrige ist einfach: Sir Kirby Green begab sich sofort zum Sultan, verlangte von diesem meine Freigebung, und seine Schritte waren auch von einem augenblicklichen Erfolge begleitet. Mit den Herren von der englischen Gesandtschaft und dem belgischen Renegaten, dem ich Repatriation auswirkte, gelangte ich dann nach Mogador, wo mir unser Konsul Lacoste jede weitere Förderung zu Theil werden ließ, und über Safi und Masagan kehrte ich nach Europa zurück.

Die Aufhebung der Sklaverei in Brasilien.

Von Dr. W. Breitenbach.

Aus Brasilien kam in der ersten Hälfte des Monats Mai die frohe Botschaft von der sofortigen, bedingungslosen Aufhebung der Sklaverei. Das Mitte März dieses Jahres ans Ruder gekommene Uebergangs-Ministerium Alfredo hatte dem Parlament einen diesbezüglichen Gesetz-Entwurf vorgelegt; derselbe wurde am 9. Mai von der Deputirten-Kammer und am 14. Mai vom Senat angenommen. Noch an demselben Tage gab die Regentin Dona Isabella als Stellvertreterin des noch immer in Europa weilenden schwer kranken Kaisers Don Pedro II. durch ihre Unterschrift dem Gesetz ihre Sanction. Die Bevölkerung der stolzen und schönen Kaiserstadt Rio de Janeiro begrüßte mit lautem Jubel diese große menschenfreundliche That des Parlamentes, und dieser Jubel pflanzte sich fort in alle Provinzen des weiten Kaiserreiches und fand seinen Wiederhall in der ganzen gebildeten Welt. Die sofortige,

bedingungslose Aufhebung der Sklaverei in Brasilien im Mai 1888 ist eine That, welche mit goldenen Lettern ins Buch der Geschichte eingetragen zu werden verdient. In Nord-Amerika konnte die Befreiung der Schwarzen vom Joche der Sklaverei nur durch einen blutigen Bürgerkrieg und unter den größten Opfern an Gut und Menschenleben bewirkt werden. In dem in Europa, namentlich auch in Deutschland so sehr verrufenen und vielfach verkannten Brasilien wird das gleiche hohe Ziel erreicht auf friedlichem Wege, ohne Revolutionen und Bürgerkrieg, ohne Blutvergießen, vielmehr durch einen wohlüberlegten Beschluß des Parlamentes und in voller Uebereinstimmung mit dem Willen und Wunsche der großen Mehrheit des Volkes. Ein solcher friedlicher Sieg aber steht uns höher als blutige Errungenschaften; die Civilisation, die Kultur der Menschheit nehmen sich besser aus im Zeichen des Friedens denn im Zeichen des Krieges, des Blutes. Daß ein solches Gesetz im brasilianischen Parlamente schnell und mit großer Majorität Zustimmung finden konnte, beweist, daß die Vertreter des brasilianischen Volkes in Deputirten-Kammer und Senat wohl im Stande sind, große und schwierige sociale und wirthschaftliche Aufgaben im Geiste unserer Zeit zu lösen.

Das jetzige Sklaven-Befreiungs-Gesetz ist die letzte Etappe eines langen, mühsamen Weges, auf den es sich verlohnt, einen flüchtigen Blick zu werfen. Die Sklaverei in Brasilien ist alt. Bereits unter der portugiesischen Kolonialherrschaft fand eine massenhafte Einfuhr von Negersklaven aus Afrika statt und diese wurde noch größer, nachdem durch ein Gesetz vom 6. Juni 1755 den Eingeborenen des Landes mit Ausnahme einiger besonders wilder Stämme (z. B. Botokuden) die Befreiung von der Sklaverei zugesichert worden war. Die Botokuden wurden erst im Jahre 1831 für frei erklärt. Der Handel mit Negersklaven nahm naturgemäß immer größere Dimensionen an, denn auf den nach und nach an Zahl zunehmenden Plantagen, in den wachsenden Städten 2c. wurden immer mehr Arbeitskräfte gebraucht. Mit List oder Gewalt holte man die armen Menschen aus Afrika oder kaufte sie für wenig Geld von den Negerhäuptlingen. Niemand weiß zu sagen, wie viel Neger im Laufe der Jahre nach Brasilien geführt worden sind, wie viele in den Sklavenschiffen eines elenden Todes gestorben, wie viele an Gewaltthätigkeiten ihrer Herren und Aufseher, durch Hunger oder durch die furchtbaren Bluthunde zu Grunde gegangen sind. Schwer drückte die Sklavenkette die Neger auch in Brasilien, wenn auch im allgemeinen die Behandlung derselben hier eine ungleich humanere gewesen ist, wie z. B. in Nord-Amerika oder in den spanischen Ländern.

Der afrikanisch-brasilianische Negerhandel dauerte bis zum Jahre 1831. Dank dem energischen Vorgehen Englands wurde in dem genannten Jahre dieser Handel untersagt. Natürlich lebte er trotz dieses Verbotes noch eine Zeit lang fort, noch manches Sklavenschiff wurde auch nach 1831 noch von englischen Kreuzern abgefangen und vernichtet. Allmählich aber hörte er doch gänzlich auf, dagegen blühte der Sklavenhandel im Inneren des Landes ruhig weiter, bis in die letzten Jahre hinein, wo eine hohe Steuer auf den An- und Verkauf von Sklaven, sowie auf den Handel mit solchen von Provinz zu Provinz gelegt wurde.

Da die Kinder der Sklavinnen in Brasilien ohne Ausnahme dem Stande der Mutter zu folgen hatten, so nahm nach 1831 die Sklaverei trotz des Aufhörens der Einfuhr neuer Sklaven auf dem Wege natürlicher Vermehrung immer noch zu. Infolge der vielfachen Blutmischungen aller Abstufungen zwischen Schwarzen und Weißen gab es nicht nur schwarze Sklaven, sondern auch braune, gelbe, fast weiße, bei denen man kaum die Abstammung von Negern erkennen konnte.

Ein großer Schritt vorwärts auf dem Wege zur Abschaffung der Sklaverei geschah im Jahre 1871 kurz vor der Reise des Kaisers nach Europa. Das liberale Ministerium Rio Branco legte dem Parlament ein sogenanntes Abolitions-Gesetz vor. Nach demselben sollten vom Tage der Annahme des Gesetzes an alle von Sklaven geborenen Kinder frei sein; bis zu ihrer Großjährigkeit sollten die Kinder bei der Mutter, resp. dem Herrn derselben bleiben, nachher könnten sie thun und lassen, was ihnen beliebte. Außerdem sollte ein staatlicher Emancipations-Fonds gegründet werden, aus dessen Mitteln nach bestimmten Grundsätzen Sklaven losgekauft werden sollten. Am 28. September 1871 nahm die Kammer dieses sehr weise Gesetz Rio Branco's unter dem endlosen Jubel der Bevölkerung von Rio de Janeiro an. In der Hauptstadt wurden großartige Festlichkeiten veranstaltet, die viele Millionen gekostet haben; in allen Städten und Ortschaften des Reiches wiederholten sich dieselben in mehr oder minder großartiger Weise.

Das September-Gesetz vom Jahre 1871 hatte die Wirkung, daß ein allmähliches Aussterben der Sklaverei stattfand. Abgesehen von der Beihülfe des gleich näher zu besprechenden Emancipations-Fonds konnte man ziemlich sicher annehmen, daß Brasilien beim Beginn des kommenden Jahrhunderts sklavenfrei sei, und zwar sklavenfrei geworden durch einen klugen gesetzlichen Act, ohne daß ein Bürgerkrieg ausgebrochen wäre, ohne Verluste an Gut und Menschenleben, und ohne eigentliche Schädigung selbst der Sklavenhalter. Diese allmähliche Beseitigung der Sklaverei sollte nach dem Willen der Regierung und der Volksvertretung noch unterstützt und beschleunigt werden durch den Emancipations-Fonds. Dieser Fonds entstand aus den Erträgnissen einer jetzt eingeführten Sklaventaxe, aus den Einkünften von Staatslotterien und einer Steuer auf den Verkauf von Sklaven. Bis zum Jahre 1882 sollen aus diesem Fonds etwa 15 000 Sklaven mit einem Kostenaufwand von fast 30 Millionen Mark freigekauft worden sein. So verschwindend klein die Zahl der freigekauften Sklaven erscheint, so groß ist die für dieselben gezahlte Summe. Für den mit brasilianischen Verhältnissen auch nur oberflächlich Bekannten ist das leicht erklärlich. Es handelte sich um die Verwendung öffentlichen Geldes, und da ist in Brasilien die größte Mißwirthschaft an der Tagesordnung. Für alte, unbrauchbare, vollkommen arbeitsunfähige Sklaven, die nur einen Werth von wenigen Mark hatten, wurden Tausende bezahlt. Die Besitzer solcher Unglücklichen hatten die beste Gelegenheit, die ihnen zur Last fallenden Schwarzen los zu werden und sich selbst dabei auf Kosten des Staates zu bereichern. Mochten die armen unglücklichen, arbeitsunfähigen Neger sehen, wie sie fertig wurden! Aus dieser Verschleuderung der Gelder des Emancipations-Fonds wird das massenhafte Umherlungern alter Neger und Negerinnen in den brasilianischen Städten erklärlich.

In dem ganzen Zeitraum von 1871 bis 1882 hat sich die Zahl der Sklaven von 1 542 130 auf 1 346 648 vermindert; davon entfallen nach den officiellen Angaben 132 777 auf Todesfälle, so daß die Zahl der in 10 Jahren freigekauften und freiwillig freigelassenen 142 805 beträgt. Diese letztere Zahl, in der die oben erwähnten 15 000 durch den Emancipations-Fonds losgekauften enthalten sind, wirft ein helles Licht auf die öffentliche Wohlthätigkeit in Brasilien, deren Bethätigung vom nächsten Jahre ab eine geradezu staunenswerthe wird. Vom Jahre 1883 ab kommt nämlich ein ganz neuer Zug in die Bewegung;

den Anstoß dazu gab die kleine Provinz Ceará. Hier war es gelungen, durch die von Vereinen und Privatpersonen gesammelten und hergegebenen Gelder die Thätigkeit des Gesetzes von 1871 und die freiwillige Freilassung von Sklaven so zu unterstützen, daß am 25. März genannten Jahres dem letzten Sklaven der Provinz die Freiheit geschenkt werden konnte! Die Nachricht hiervon breitete sich schnell aus und fachte eine allgemeine Abolitionsbewegung an, deren schließliches Resultat das Gesetz vom Mai dieses Jahres ist. Alle Provinzen wollten das Beispiel Cearás nachahmen. Junge, ehrgeizige Schriftsteller und Redner, die sich schnell und mühelos Namen und Stellung erwerben wollten, priesen in Wort und Schrift die Abschaffung der Sklaverei als ein höchst verdienstvolles Werk, Zeitungen eröffneten Sammellisten zur Begründung von Emancipationsfonds, besondere Emancipationsvereine sammelten Geld zum Loskauf von Sklaven, Konzerte und Theatervorstellungen wurden zu gleichem Zweck veranstaltet. Auf den Gegenstand bezügliche Schauspiele wurden verfaßt und aufgeführt, in denen auf der Bühne einem Sklaven unter dem brausenden Zujauchzen der Zuschauer der Freibrief übergeben wurde. Kein Tag verging, an dem man nicht in den Zeitungen las, Herr So und so habe bei Gelegenheit seines Geburtstages oder der Hochzeit seiner Tochter einigen seiner Sklaven die Freiheit geschenkt. Die Redaktion lobte den Herrn als sehr menschenfreundlich und forderte zur Nachahmung auf.

Freilich wurde auch in dieser begeisterten Zeit viel Unfug getrieben. Leute, die sich einen Namen machen wollten, schenkten armen, alten, arbeitsunfähigen Sklaven die Freiheit, um sie nicht mehr unterhalten zu müssen, die vermeintlichen Menschenfreunde entpuppten sich bei näherem Zusehen nur zu oft als elende Schurken. Auch wurden die gesammelten Gelder vielfach ebenso verschleudert wie die des staatlichen Emancipationsfonds. Ist es doch vorgekommen, daß Sklaven mehrere Male freigekauft worden sind! Wir wollen auf diesen Schwindel, der in Brasilien nichts Auffallendes ist, nicht weiter eingehen. Jedenfalls wurde in den nächsten Jahren viel erreicht. Mit Riesenschritten nahm die Sklaverei ab, so daß am 30. März 1887 nur noch 723419 vorhanden waren, d. i. in fünf Jahren eine Abnahme um 623229. Durch das neue Gesetz werden also wohl etwa 600000 Sklaven frei geworden sein.

Seit 1883 stand die Aufhebung der Sklaverei in der ersten Reihe der innerpolitischen Fragen Brasiliens, die öffentliche Meinung forderte dieselbe, und kein Ministerium konnte umhin, zu dieser Angelegenheit Stellung zu nehmen. Die Ministerien der letzten Jahre (Dantas, Saraiva, Cotegipe) haben sich — oft contre coeur — mit derselben befassen müssen, konnten aber für ihre Vorlagen keine Majorität erlangen, da sie nicht die sofortige und bedingungslose Abschaffung der Sklaverei forderten, sondern dieselbe erst im Jahre 1890 resp. 1895 beseitigt wissen wollten, und auch dann nur unter dem Vorbehalt, daß die Sklaven vor ihrer endgültigen Freilassung noch drei bis fünf Jahre gegen Lohn bei ihren bisherigen Herren zu arbeiten gezwungen sein sollten.

Die Forderung der Aufhebung der Sklaverei ist eine liberale. Es ist bezeichnend, daß die letzten Ministerien, die sämmtlich konservativ waren, doch dieser Angelegenheit sich widmen mußten und die Frage sogar unter einem konservativen Ministerium zum Austrag gebracht wurde. So mächtig überwog der Volkswille die konservativen Parteiforderungen und die Wünsche der Sklavenhalter in den Kaffee-Provinzen des Kaiserreiches. So unbedeutend der jetzige Ministerpräsident João Alfredo auch sein mag, sein Name wird in der Geschichte Brasiliens und der Civilisation unvergessen bleiben, neben dem Rio Branco's, der den ersten energischen Anstoß zur Aufhebung der Sklaverei gab. Derjenige Mann aber, der beide Male seinen ganzen Einfluß zu Gunsten der Erleichterung des Looses der Sklaven in die Wagschale geworfen hat und so zur Erreichung des von ihm unentwegt im Auge behaltenen großen Zieles wesentlich beigetragen hat, das ist der Kaiser Don Pedro II., dem daher der Maibeschluß seines Parlamentes zur ganz besondern Genugthuung gereichen muß. Wir aber können das brasilianische Volk zu der großen That seines Parlamentes nur aus vollem Herzen beglückwünschen und wir freuen uns, daß es gelungen ist, die Sklaverei, diesen Schandfleck unseres Jahrhunderts, auf dem Wege ruhiger, friedlicher Entwickelung zu beseitigen. Möge der Beschluß des brasilianischen Parlamentes der Anstoß zu einem neuen wirthschaftlichen Aufschwunge des großen, reichen, südamerikanischen Kaiserstaates sein!

Kürzere Mittheilungen.

Die Gebirge Südfrankreichs.

In der Berliner Geographischen Gesellschaft entwarf Dr. Fritz Frech am 2. Juni ein Charakterbild von den Gebirgen Südfrankreichs. Wie die Bewohner Südfrankreichs in allen ihren Eigenthümlichkeiten zu denjenigen Nordfrankreichs in einem scharf ausgesprochenen Gegensatze stehen, so ist dies auch der Fall mit der geographisch-geologischen Natur des Landes. Man kann daselbst drei Haupt-Ausbildungsformen der Landschaften unterscheiden: diejenigen des Alpen-Hochgebirges und seiner Vorberge, diejenigen des sogenannten Centralplateaus und diejenigen der Tiefebene. Letztere bestehen vorherrschend aus marinen Sedimenten, und nur in dem Rhonebecken nehmen junge fluviatile Bildungen einen größeren Raum ein, wie denn an der Rhonemündung noch heutigen Tages alljährlich ein Landstreifen von 57 m Breite durch die Stromablagerungen neu geschaffen wird. Wo künstliche Bewässerung durch Kanäle möglich ist, da ist die Rhoneebene reich bebaut und dicht bevölkert, anderwärts aber ist sie eine halbe Wüste. — Während die südfranzösischen Alpen ihre geologische Jugend schon durch ihre schroffen Formen verrathen, so thut sich das hohe geologische Alter des Centralplateaus durch die starke Abgeschliffenheit desselben kund. In der Karbonzeit war auch das Centralplateau alpin in seinem Charakter, seither haben aber die Atmosphärilien das Gebirge so durchgreifend umgestaltet, daß davon so gut wie nichts mehr übrig geblieben ist. Die von Südsüdwest nach Nordnordost streichenden Züge sind heute stark verebnet, und der Wechsel der Formen

ist nur durch die Erosion und durch jüngere Vulkanausbrüche bedingt, sowie hier und da durch nachträgliche Versenkungen. Urgestein — Geiß, Granit und alte Schiefer — setzen das Gebirge im wesentlichen zusammen. Die ausgedehnte Kalkzone, die sich daran anlehnt, zeigt sich sehr vegetationsfeindlich, sie besitzt Quellen nur in ihren cañonartig eingeschnittenen Thälern, die das Gesammt-Plateau in eine große Zahl von Einzelplateaus gliedern. Der Südhang der Kalkzone ist durch einen geologischen Abbruch steil, der Nordhang dagegen sanft. Auf der Höhe des Plateaus sucht man den Wassermangel durch Cisternen in wenig erfolgreicher Weise zu bekämpfen. — Die Vulkankegel sind als eine junge Verzierung der alten Gegend anzusehen, sie sind besonders zahlreich in der Auvergne und gehen dort Hand in Hand mit kohlensäurehaltigen Quellen, übrigens finden sich aber vulkanische Kegel und Decken bis an die Küste hin, und bei Agda wurde dadurch Veranlassung zu einer Nehrung gegeben. — In den südfranzösischen Alpen zeigt sich die ungleiche Denudation in ihrer ganzen Gewalt. Vor kleinen Rinnsalen lagern ähnlich wie im Vintschgau ungeheure Schuttkegel, und ausgedehnte Muren bedecken mit ihrem lockeren Gebirgsschutte blühende Kulturen. Zum Theil liegt die Wurzel dieses Uebels in der schlechten Forstkultur, an der Südfrankreich so lange gekrankt hat. In den südfranzösischen Alpen hat die Kulturfläche ebenso wie die Bevölkerungszahl erschreckend abgenommen — die letztere in den Jahren 1836 bis 1866 um 25 000 Köpfe. Erst in neuerer Zeit hat man den Kampf mit den Wildwässern in systematischer Weise aufgenommen, indem man Thalsperren in denselben angebracht und die Aufforstung der Gebirgshänge begonnen hat. Die Thalsperren im großen Maßstabe haben sich nicht bewährt, wohl aber die kleinen Sperren, die hoch oben in der Nähe der Quellen beginnen, und dann in großer Zahl hinab steigen, um den ganzen Abfluß zu verlangsamen. Der Waldbaum, welcher mit dem besten Erfolge angepflanzt wird, ist die Eiche. — Die Bergzüge der Provence sind in geologischer Beziehung sehr eigenartig, im wesentlichen stellen sie aber ein Urgebirge dar, das sich gleichzeitig mit den Alpen gebildet hat.

Vom Yang-tse-Fluß [1].

Für denjenigen, welcher die Zustände des östlichen Asiens zum Gegenstande seiner Studien gemacht, bringt ein neues Buch über diesen Gegenstand häufig eine gewisse Enttäuschung. So groß die Zahl der Bücher ist, welche sich mit denselben beschäftigen, so bleiben sie meistens doch in schon betretenen Bahnen. Nicht so das Buch von Little. Englischer Gewohnheit gemäß hat der Verfasser seinen Stoff nicht geordnet, er will nur die in seinem Tagebuch in flüchtigen Zügen niedergelegten Eindrücke etwas dauernder gestalten; er schreibt angenehm, erhebt sich weit über den gewöhnlichen „globe trotter" und weiß seinen Aufzeichnungen auch einen wissenschaftlichen Werth zu geben; er ist auf mehr als einem Gebiete zu Hause und spricht über manches seine Ansicht offener aus, als man dies erwarten sollte; so beispielsweise über die Verbreitung des alten neben dem neuen Testament unter den Chinesen, über die Opiumfrage und anderes. Wir wollen hier weder ein Inhaltsverzeichniß noch einen Auszug aus seinem Werke geben, sondern dasselbe nur in einer Hinsicht ins Auge fassen, nämlich kurz andeuten, wie er über den Handel und die Entwickelung Chinas denkt.

Er beginnt seine Betrachtung mit einer Uebersicht über die Zustände des Landes, dessen Bewohner so lange gekämpft haben, um sich vor der Vermischung mit den Fremden zu bewahren, und die trotz ihrer ungeheuren Menge die Aufgabe einer größeren Anzahl Menschen, im Allgemeinen glückliche Zustände zu bewahren, wenigstens annähernd gelöst haben. China ist, trotz mancher Uebelstände, nicht schlecht regiert; der Kontrast zwischen der bittersten Armuth und dem Protzenthum, in Europa so gewöhnlich, ist hier eine Ausnahme; das Volk ist ruhig, hat Achtung vor dem Gesetz, der Unterricht ist gut, die Kosten der Verwaltung gering, sie werden nur auf zwei Mark per Kopf veranschlagt. Man kann also ihrem Streben, sich gegen die aus dem Westen und aus dem Osten kommenden Fremdlinge abzuschließen, eine gewisse Berechtigung nicht absprechen.

Die Fremden, die in China am zahlreichsten sind — die Missionäre und die Kaufleute — haben daher unwilligen Ohren zu predigen, und beide haben zur Gewalt ihre Zuflucht genommen, sind aber auch mit einander uneins; trotzdem aber muß auf dem eingeschlagenen Wege fortgefahren werden, um die bis jetzt erzielten, immerhin verhältnißmäßig unbedeutenden Erfolge zu vergrößern.

Daß die englische Einfuhr verhältnißmäßig nur unbedeutend ist, braucht nicht durch Zahlen nachgewiesen zu werden, und die Umstände, welche den Handel verhindern, die mögliche Entwickelung zu erreichen, sind etwa folgendermaßen zusammenzufassen: der schlechte Zustand der Verkehrswege, die Vernachlässigung des Bergbaues, die zahlreichen inländischen Zollstationen. Fassen wir diese drei Punkte etwas näher ins Auge, so ergiebt sich, daß der Mangel an guten Verkehrsmitteln den nachtheiligsten Einfluß übt.

Als die Fahrt auf dem großen Fluß 600 (engl.) Meilen weit bis Han-kou frei gegeben wurde, vervierfachte sich der Handel von Shanghai in kurzer Zeit; als späterhin die 400 Meilen lange Strecke bis I-tschang dem Handel eröffnet wurde pflückte man bald die Früchte, trotzdem I-tschang eine arme Bergstadt ist und nur als Zugang zu Szechuen Bedeutung besitzt. Und gerade dieser Zugang ist durch die Umstände erschwert; die Chinesen können sich nicht entschließen, Tschung-king frei zu geben, und die englische Regierung, sagt Little, behandelt sie zu zärtlich. Der Grund, der vorgebracht wird, um die Bedingungen des Vertrages von Tschi-fu unausgeführt zu lassen, daß nämlich die Dschunkenführer ihren Erwerb verlieren würden, obwohl an sich richtig, ist nicht stichhaltig, da die Erfahrung, die man an andern Stellen gemacht hat, deutlich beweist, daß durch Vermehrung des Verkehrs auf den Hauptadern, wenn derselbe auch in fremde Hände übergeht, doch auch die einheimische Schiffahrt in solchem Maße gewinnt, daß schließlich auf den Seitenlinien mehr Leute beschäftigt sind, als vorher je auf der Hauptlinie der Fall war.

Um jedoch einen vollständigen Umschwung herbeizuführen, wäre es nöthig, dem Volke den freien Gebrauch der Mineralschätze zu gestatten; gerade in dem Widerstand, den die Obrigkeit hinsichtlich dieses Punktes zeigt, liegt eine Hauptursache, weshalb der Handel sich nicht entwickeln kann. Es ist einfach eine Schande, wenn in dem 1000 Meilen vom Meere gelegenen I-tschang die Dampfer importirte japanische Steinkohlen brennen müssen, während die Stadt, wie von Richthofen zeigt, am Rande eines der reichsten Kohlenlager der Welt liegt. Wenn man diese Lager, das Eisen, die kostbaren Metalle und die Petroleumquellen richtig exploitiren würde, so würde der Handel eine nie geahnte Entwickelung erfahren.

Die chinesische Regierung ist von traditionellem Mißtrauen gegen Privatunternehmungen erfüllt; die bestehende chinesische Dampfschiff-Gesellschaft und die Gesellschaft zur Ausnutzung der Kaiping-Kohlenwerke arbeiten beide unter den Auspicien der Regierung und die Leiter derselben sind hochstehende Mandarinen. Das Kapital allerdings ist großentheils durch den Handelsstand beschafft, und die Theilnehmer beklagen

[1]) Through the Yang-tse Gorges; or Trade and Travel in Western-China by Archibald John Little. London, Sampson Low and Co., 1888.

sich bitter über das Ausbleiben der Rechnungslegung und die mageren Dividenden, welche ausbezahlt werden. Man ist denn auch so mißtrauisch gegen derartige Unternehmungen geworden, daß der Handelsstand der Aufforderung der Regierung, das Kapital für den Bau der Eisenbahn von Tientsin nach Taku zu beschaffen, durchaus nicht nachgekommen worden ist, so daß man schließlich doch zu der von europäischen Syndikaten gebotenen Hülfe wird greifen müssen.

Dadurch wird jedoch nichts an der Thatsache geändert, daß die hohen chinesischen Beamten allen Handelsunternehmungen feindlich gegenüberstehen, und wenn es ihnen nicht glückt, Eisenbahnen und Bergwerke nach ihrem eigenen System und mit Hülfe einiger untergeordneter Ausländer anzulegen, so wird das Feld, welches, wie man gehofft hatte, sich fremdem Unternehmungsgeist in China öffnen würde, ein sehr beschränktes bleiben, und die Centralisation der Verwaltung, welche in den letzten Jahren mehr und mehr fortgeschritten ist, endlich zu einer organischen Aenderung der Regierung des Kaiserreiches führen, deren Resultat man nicht vorhersehen kann.

Wenn keine gewaltsame Umwälzung eintritt, muß nach und nach der Wohlstand des Volkes und damit seine Kauffähigkeit zunehmen; wenn wir aber die Zahlen, welche Little mittheilt, betrachten, sehen wir, wie unbedeutend der europäische Handel im Westen, und wie stationär er überhaupt noch ist. Es betrug

		1879	1886
die Einfuhr aus allen Ländern	Pfd. St.	20 557 000	21 870 000
die Ausfuhr nach allen Ländern	Pfd. St.	18 070 000	19 300 000
Insgesammt	Pfd. St.	38 627 000	41 170 000

Die Einfuhr in Shanghai betrug 12 876 000, die Einfuhr in J-tschang nur 347 100 (1886), die Ausfuhr von J-tschang 500 100 Pfund Sterling.

Von den 18 Provinzen Chinas empfangen 12 mit 234 Millionen Einwohnern ihren Bedarf von Shanghai, ebenso die 3 im Westen gelegenen mit $90\frac{1}{2}$ Millionen Bewohnern, während andere 3 Provinzen mit $60\frac{1}{2}$ Millionen zur Deckung ihres Bedarfes auf Hongkong angewiesen sind.

Dem Werthe nach empfing das westliche China 9 Proc. der über Shanghai kommenden Waaren, während die Bevölkerung 27,9 Proc. derjenigen des ganzen auf genannten Hafen angewiesenen Gebietes ausmacht.

Das dritte Hinderniß endlich für die Entwickelung des Handels sind die zahlreichen Zollstationen im Binnenlande. Bis nach J-tschang, 1000 Meilen von Shanghai, geht die Waare, wenn der Einfuhrzoll einmal bezahlt ist, ohne weitere Abgabe; auf den weiteren 400 Meilen bis Tschung-king zählt man aber etwa 12 Zollstationen.

Allerdings befreit die nochmalige Bezahlung des halben Eingangszolls die Waare von jeder weiteren Abgabe, nicht aber von den Vexationen und dem Zeitverlust, denen man durch die häufigen Untersuchungen bloßgestellt ist; ohnedies wäre mit Rücksicht auf den Reichthum des Landes eine baldige Erhöhung der Kauffähigkeit zu erwarten.

Alle, welche an der Ausdehnung des Handels ein Interesse haben, sollten dahin zu wirken suchen, das angegebene Ziel zu erreichen. Man darf den Handel nicht wie in europäischen Ländern, sich selbst überlassen. Wie gehässig es scheinen möge, wir müssen zugeben, daß der erreichte Fortschritt einzig dem Zwang zu danken ist, und dieser Zwang muß fortdauern. Die Handelskammern sollten das Publikum anregen und die Ministerien bewegen, tüchtige Beamte nach China zu schicken, wo die Persönlichkeit derselben in Handelssachen eine viel größere Bedeutung besitzt, als sie in Europa je erlangen könnte.

Ohne angetrieben zu werden, sind die Chinesen kaum geneigt, selbst viel zu thun. —

Auf andere Abschnitte des interessanten Werkes kommen wir vielleicht noch zurück. E. M.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Untersuchungen Netschajef's im Kama-Gebiete scheinen zu erweisen, daß der Kaspische See sich noch in der postpliocänen Periode bis gegen Tschistopol ausdehnte. Die gelbbraunen, sandigen Lehme enthalten eine ganze Reihe von Fossilien, die mit der aralo-kaspischen Fauna vollkommen übereinstimmen, so namentlich: Dreyssena polymorpha, Pisidium fontinale, Paludina achatina, P. impura, Limnaeus fuscus, Helix pulchella, Hydrobia caspia. Jetzt liegt die betreffende Gegend etwa 70 m über dem Spiegel des Kaspischen Sees.

— In Petersburg ist, seitdem daselbst meteorologische Beobachtungen angestellt werden (d. i. seit dem Jahre 1743), die mittlere Temperatur des 15./27. Mai niemals eine so niedrige gewesen, wie im Jahre 1888, sie betrug nämlich nur 2,5° C. Ursache dieser Erscheinung war das Einsetzen einer nordöstlichen, polaren Luftströmung, welche vom 24. bis 27. Mai anhielt und am 26. und 27. auch Schnee mit sich brachte. Nur zweimal im 19. Jahrhundert ereigneten sich in der 2. Hälfte des Mai noch stärkere Kälterückfälle, nämlich am 19./31. Mai 1810 (1,2° C.) und am 17./29. Mai 1815 (1,8° C.).

— Das französische Ackerbau-Ministerium hat eine statistische Zusammenstellung über die Forstflächen in den verschiedenen Staatsgebieten Europas veranlaßt. Danach beträgt die gesammte europäische Forstfläche — abgesehen von der Türkei sowie von Bulgarien, von Bosnien und von der Herzegowina, von welchen Ländern keine zuverlässige Daten vorlagen — 286 989 Millionen Hektar, d. i. etwa 18,7 Proc. von der Gesammtoberfläche des Welttheils. Großbritannien und Irland ist der waldärmste Staat Europas, da nur 4 Proc. seiner Oberfläche waldbedeckt sind, und da nur 0,036 ha Wald auf jeden Einwohner entfallen. In Dänemark sind 4,8 Proc. der Landfläche von Forsten eingenommen (0,09 ha auf den Einwohner); in Portugal 5 Proc. (0,11 ha auf jeden Einwohner); in Holland 7 Proc. (0,05 ha auf jeden Einwohner). Am waldreichsten sind Rußland und Schweden, ersteres mit 200 000 Mill. Hektar oder mit 37 Proc. seiner gesammten Landfläche (mit 3,37 ha auf jeden Einwohner), und letzteres sogar mit 39 Proc. seiner Landfläche (mit 3,84 ha auf jeden Einwohner). Norwegen besitzt nur die größte Forstfläche, wenn man dieselbe auf die Bevölkerungszahl bezieht (nur 29 Proc. der Landfläche, aber 4,32 ha pro Kopf). Frankreichs Waldfläche wird auf 9,888 Mill. Hektar angegeben, also auf 17,7 Proc. der ge-

sammten Landfläche (0,25 ha pro Kopf). Man vergleiche mit dieser Zusammenstellung diejenige von Otto Krümmel in Andrae-Peschel's physikalischem Atlas des Deutschen Reichs.

Asien.

— Eduard Glaser hat das Ziel, welches er sich auf seiner dritten Reise nach Arabien gesteckt hatte, glücklich erreicht, und das Gebiet des alten Sabäischen Reiches nach allen möglichen Richtungen hin gründlich durchforscht. Vor allen Dingen ist es ihm auch gelungen, nach Mârib — der Hauptstadt des Sabär-Reiches — vorzudringen. Die Zahl der Inschriften, welche er dort und anderweit gesammelt hat, beläuft sich auf nicht weniger als 840, und das von ihm untersuchte Gebiet umfaßt nunmehr reichlich zwei Drittheile der arabischen Halbinsel.

— Nach einem Aufsatze von Armand David in den „Missions Catholiques" (20ème année, p. 260 f.) erhebt sich der Boden der Stadt Peking gleich demjenigen anderer chinesischer Städte, die ein höheres Alter besitzen, sehr merklich über das Niveau der umgebenden Landschaft, und derselbe besteht in der Hauptsache aus Asche und Schlacken, die von dem Verbrennen von Steinkohlen und damit vermischter Thonerde herrühren. In der Trockenzeit, die acht bis zehn Monate anhält, sieht man nun öfters Leute eifrig damit beschäftigt, den von den Karren-Rädern fein geriebenen Straßenstaub mit einer Schwinge zu bearbeiten. Sie suchen und finden dabei angeblich in beträchtlicher Menge kleine Diamanten, die zur Herstellung von Porcellanbohrern verwendet werden. Daß die Chinesen kleine Quarzkrystalle mit Diamanten verwechseln, ist nicht anzunehmen.

— Der letzte russische Reisende — Herr Rjessin — der im Jahre 1887, vom Baron Korff, dem Generalgouverneur des Amurgebietes, beauftragt, die Ostküste Kamtschatkas bereist hat, bestätigte in einem jüngst vor der Petersburger Geographischen Gesellschaft gehaltenen Vortrage die auch anderwärts bezeugte Thatsache, daß dort durch die zahlreich verkehrenden amerikanischen Walfisch- und Robbenfänger die Kenntniß der englischen Sprache namentlich unter den Tschuktschen weit verbreitet ist; er habe selbst Kinder bei diesem Volke Englisch sprechen hören, während unter den Kamtschadalen der Russificirungsproceß unverkennbare Fortschritte mache. Auch die Klagen über den rücksichtslosen Vernichtungskrieg, den die Amerikaner gegen die Seethiere führen, sind nicht neu, ebensowenig wie diejenigen über den zu Lande wüthenden und von den Eingeborenen selbst ins Werk gesetzten gegen die Pelzthiere, der namentlich den Zobelbestand arg gemindert hat.

— Die „Annalen der Hydrographie und maritimen Meteorologie" bringen in dem vierten Heft des laufenden Jahrgangs eine ausgedehnte Positionsliste von Plätzen in Niederländisch-Indien, so daß wir einen besonderen Hinweis auf dies reichhaltige Verzeichniß für geboten erachten. Unter vierzehn Titeln geordnet finden sich hier nicht weniger als 206 geographische Ortsbestimmungen eingetragen, die nach Länge und Breite meist bis auf Zehntel-Sekunden genau berechnet sind. Als Quelle hat eine 1887 erschienene Schrift gedient „Geographische Ligging van verschillende Plaatsen in Nederlandsch-Indie". Den Längen ist die zu oberst gesetzte Länge des Observatoriums von Batavia (106° 48′ 25,5″ östl. v. Greenwich bei 6° 7′ 40,1″ südl. Br.) zu Grunde gelegt, wonach die Ortslängen auf Java — bis auf acht — telegraphisch ermittelt wurden, während alle anderen durch Chronometer-Uebertragungen aus einer der erstbestimmten Positionen ihre Ableitung fanden. Für die Insel Java sind im Ganzen 40 Positionen gegeben, für den Rhio (Riauw)-Archipel (zwischen Singapore und dem Aequator) 16 — für Sumatra (Ost- und Westküste) 22 — für die Inseln an der Westküste Sumatras 12 — für die Inseln Banka und Billiton (im Osten und Westen der Gaspar-Straße) je 7 und 5 — für die Westküste Borneos 15 — Südküste 8 — Ostküste 10 — für die Makassar-Straße und Celebes 46 — für die Molukken 22. Rechnet man hierzu noch die Position für das englische Singapore (Flaggenmast auf dem Hügel 1° 17′ 36″ nördl. Br. und 103° 50′ 41″ östl. v. Gr.) und für zwei kleine Inseln in der Java-See, so kommt die vorher bezeichnete Summe heraus.

Nordamerika.

— Der Commodore A. H. Markham ließ am 11. Juni vor der Londoner Geographischen Gesellschaft einen Vortrag über die Hudsonsbay und Hudsonsstraße in ihrer Bedeutung als Verkehrsweg verlesen. Die Ausdehnung des Golfes beziffert sich danach auf 500000 engl. Quadratmeilen (circa 1300000 qkm) und die Tiefe im Durchschnitt auf 70 Faden. Stürme sind im Hochsommer weder häufig noch furchtbar, das Meer ist vollkommen frei von Klippen und treibenden Eisbergen, und selbst die Nebel sind selten und von kurzer Dauer. Die Hudsonsstraße ist im Minimum 45 Meilen (70 km) breit, 150 bis 300 Faden tief, und ebenfalls gänzlich frei von Klippen und Untiefen. Der Schiffahrt stehen auf diese Weise namentlich während des August keinerlei natürliche Hindernisse entgegen, und der Etablirung einer Dampferlinie nach Fort Churchill mit einer daran angeschlossenen Eisenbahn nach Winnipeg bieten sich die besten Aussichten. Die Segelschiffahrt im allgemeinen, und namentlich diejenige früherer Zeiten war vielmehr von Wind und Wetter abhängig als die Dampfschiffahrt, aber auch sie hatte in den fraglichen Gewässern von jeher nur einen sehr geringfügigen Procentsatz von Verlusten zu verzeichnen. — Die bisherigen Vorstellungen von dem nördlichen amerikanischen „Mittelmeere" waren bekanntlich wesentlich andere. A. H. Markham darf sich übrigens bei seinen Darlegungen auf die Erfahrungen und Anschauungen berufen, die er im Jahre 1886 am Bord des „Alert" an Ort und Stelle sammeln konnte.

— Die Aufnahme der kanadischen Binnenlands-Gewässer, an der bereits seit fünf Jahren gearbeitet wird, ist gegenwärtig etwa zur Hälfte vollendet. Augenblicklich ist Commander Boulton mit der Untersuchung der Georgian Bay beschäftigt, die durch die Gefahren, welche sie der Schiffahrt bietet, sehr berüchtigt ist. Dann soll der Obere See an die Reihe kommen. Vergl. „Nature", vol. 38, p. 132.

— Aus Kalifornien kommen neue Berichte über das Auffinden von Menschenspuren in Schichten, welche seither unbestritten für tertiär gehalten wurden. Im Gebiete des Sacramento-Flusses liegen ausgedehnte weiße Quarzsande, welche ihres Goldgehaltes wegen unter Anwendung kolossaler hydraulischer Maschinen abgebaut werden; dieselben haben an der Aufrichtung der Sierra Nevada theilgenommen und sind stellenweise bis zu 6000 Fuß über den Meeresspiegel erhoben, absolut unabhängig von dem heutigen Flußsysteme, welches gegen 4000 Fuß tief in sie hineinschneidet; eine ausgedehnte Basaltdecke hat sie früher überlagert, ist aber nur an wenigen Stellen erhalten. In einem Seitenthale des Sacramento, dem Spring Valley, hat man schon seit mehreren Jahren in diesen Kiesschichten ausgehöhlte Steine gefunden, welche offenbar von Menschenhand geformt waren und als Mörser gedient hatten. Anfangs legte man dem Vorkommen wenig Gewicht bei, aber seit durch die Entdeckung des Talaveras-Schädels die Aufmerksamkeit der Kalifornier auf die Reste des Tertiärmenschen gelenkt wurde, hat man sie sorgsam gesammelt und bis jetzt schon gegen 300 zusammengebracht. Diese Zahl schließt jeden Zufall aus; die Mörser sind aus trachytischem Gestein gemacht, das sich sonst

in dem Kieslager nicht findet; sie sind überhaupt die einzigen größeren Steine im Kies. Einzelne hat man in situ noch mit dem Stößer darin gefunden. Auch in natürlichen Flußeinschnitten kommen solche mitunter zum Vorschein, und diese waren den früheren Bewohnern der Gegend, den Digger-Indianern, wohl bekannt, wurden aber von ihnen mit abergläubischer Scheu betrachtet und um keinen Preis berührt; sie selbst bedienten sich überhaupt keiner Mörser, sondern enthülsten die Eicheln, ihr Hauptnahrungsmittel, in passenden Felslöchern. — Seither hat man die weißen goldführenden Schichten des Sacramento-Thales, welche unmittelbar auf zersetzten Kreideschichten auflagern, unbestritten für pliocänen Alters gehalten. Ein genügender Beweis dafür ist allerdings nicht erbracht, denn sie enthalten von Versteinerungen nur schlecht konservirte Blattabdrücke, die Professor Ward nicht einmal der Gattung nach sicher zu bestimmen wagte; die Lava-Decke stammt aus Lassens Peak und wird gewöhnlich an den Schluß der Pliocänzeit gestellt. Herr Skertchly, der den Fundort neuerdings untersuchte und dem Londoner „Anthropological Institute“ darüber berichtete, möchte die Kiese allerdings für ein Aequivalent der Eiszeitformation, welche in Kalifornien fehlt, halten, aber er hat dafür keinen anderen Beweis, als das Vorkommen der Mörser, die als Menschenwerk unter allen Umständen dem Diluvium angehören sollen.

— Die Bevölkerung der Republik Costarica — der blühendsten unter den centralamerikanischen Republiken — beläuft sich nach dem neuesten Census auf 193 144, was gegen das vorhergehende Censusjahr (1883) eine Zunahme von 11 071 ergiebt.

Südamerika.

— Dem neuesten statistischen Jahrbuche der „Vereinigten Staaten von Venezuela“ (1887) zufolge ist diese Republik in einem rüstigen kulturellen und wirthschaftlichen Fortschritte begriffen. Ihre Einwohnerzahl bezifferte sich am 1. Januar 1886 auf 2 198 320, die der Hauptstadt Caracas auf rund 70 000, die von Valencia auf 36 000 und die von Maracaibo auf 32 000. — Der Außenhandel belief sich im Jahre 1885 bis 1886 in der Einfuhr auf $47^{1}/_{6}$ Mill. Bolivars (circa 38 Mill. Mark), und in der Ausfuhr auf $82^{1}/_{3}$ Mill. Bolivars (66,6 Mill. Mark). An der Einfuhr waren betheiligt: die Nordamerikanische Union mit reichlich 30 Proc., England mit ziemlich 21 Proc., Frankreich und Deutschland je mit circa 19 Proc. Kaffee, Gold, Kakao, Häute, Nutzhölzer und Tonkabohnen waren die Haupt-Ausfuhrartikel.

Australien und Polynesien.

— Die „Proceedings“ der Londoner Geographischen Gesellschaft enthalten in ihrem Juni-Heft (p. 351 ff.) einen ausführlichen Bericht über die Forschungen C. M. Woodward's auf den Salomons-Inseln. Dem Vernehmen nach beabsichtigt der Reisende sich demnächst wieder nach diesem Archipel zu begeben, um seine Untersuchungen weiter fortzusetzen.

— Indessen die Entwickelung des australischen Schienenstraßennetzes in Victoria, Neu-Süd-Wales, Queensland und Südaustralien rapide Fortschritte macht, ist vor Kurzem auch in Nordaustralien eine erste Strecke — die zwischen Palmerston und Pine Creek — in Betrieb gesetzt worden. Dieselbe verdient um so mehr Beachtung, als damit der große transkontinentale Schienenweg auch von Norden her in Angriff genommen worden ist.

Allgemeines.

— Die Vorbereitungen für den Internationalen Geologen-Kongreß, der sich am 17. September in London versammeln wird, schreiten rüstig vorwärts. Diskutirt soll besonders werden: die geologische Karte von Europa; die Klassifikation der cambrischen und silurischen Formation sowie auch des Tertiär; das Wesen der krystallinischen Schiefer &c. Mit dem Kongreß wird eine Ausstellung von Karten, Büchern, Gesteinen &c. verbunden werden, und außerdem sind auch verschiedene kleinere und größere Exkursionen in Aussicht genommen.

Bücherschau.

— Spiridion Gopčević, Serbien und die Serben. I. Band. Das Land. Leipzig 1888. B. Elischer. — Die Aspirationen des Verfassers bei der Abfassung dieses Werkes waren keine geringen, denn derselbe ging gemäß seiner ausdrücklichen Erklärung darauf aus, ein „streng wissenschaftliches, monumental angelegtes Werk“ über Land und Leute von Serbien zu schreiben. Im deutschen Schulsinne entspricht nun der uns vorliegende Band den Anforderungen, die man an ein solches Werk stellt, nicht. Dazu ist es im ersten Kapitel zu elementar und skizzenhaft und in den darauf folgenden bis zum siebenten zu journalistisch-touristisch und zu subjectiv. Nichtsdestoweniger halten wir das Buch für ein außerordentlich verdienstvolles, und wir sind der Meinung, daß es thatsächlich eine schwer empfundene Lücke in der staatenkundlichen Literatur ausfüllt. Die Kapitel acht bis vierundzwanzig behandeln nicht, wie der Titel des Bandes sagt, das „Land“, wohl aber in sehr eingehender Weise das serbische Wirthschafts- und Staatsleben, und sie stützen sich dabei auf die besten vorhandenen Quellen. Die Ausstattung des Werkes mit Abbildungen und Tafeln ist eine prächtige, und auch die beigegebene Karte verdient hohes Lob.

— Mehlis, Dr. C., Studien zur ältesten Geschichte der Rheinlande. Zehnte Abtheilung. Mit vier lithographirten Tafeln. Leipzig 1888. Dunker und Humblot.

Der bekannte pfälzische Alterthumsforscher und Mitarbeiter unseres Blattes hat in dieser zehnten Abtheilung seiner Studien eine Anzahl von in den verschiedensten Blättern veröffentlichten Aufsätzen vereinigt, welche sich sämmtlich mit den ältesten Befestigungsanlagen der Rheinpfalz, von den Ringwällen bis zu den ältesten Burgbauten mit Thürmen und Bossenquadern beziehen. Der Autor verficht mit ebensoviel Geschick als Glück die Ansicht, daß die Ringwälle, wenn sie auch zum Theil schon aus der jüngeren Steinzeit stammen, doch auch in den späteren Völkerstürmen — in der Völkerwanderung, und am Rhein selbst noch zur Zeit der Normannen- und Hunneneinfälle — als Zufluchtsstätten gedient haben, und daß aus ihnen direct unter dem Einfluß romanischer Baumeister die ältesten Burganlagen hervorgegangen sind. Die Sammlung der zerstreuten und theilweise schwer zugänglichen Aufsätze wird jedem Freunde der deutschen Alterthumsforschung sehr willkommen sein. Ko.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIV. № 4.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Die Färöer.

Von Dr. H. Schunke.

I.

(Mit einer Karte und fünf Abbildungen.)

Wo der Atlantische Ocean durch die Annäherung Grönlands an das nordwestliche Europa zu einem engen Kanale zusammengeschnürt wird, erhebt sich der Meeresboden aus großen Tiefen und bildet eine unterseeische Bank, die nur an wenigen Stellen die Tiefe von 250 Faden übersteigt. Diese unterseeische Bodenschwelle verläuft von Schottland nach Island und begründet die geographische Zugehörigkeit Islands zu Europa und somit auch die der Färöer. Diese kleine Inselgruppe erweckt in mehr als einer Hinsicht unser besonderes Interesse. Alle Eigenthümlichkeiten des nordwestlichen Europa sind ja auf diesem engen Raume ausgeprägt. Berücksichtigt man den geologischen Bau dieser Inseln, ihre Fjorde und Küstenbildungen, ihr gleichmäßiges, feuchtes Klima, ihre Erzeugnisse, ihre Bevölkerung, deren Lebensweise und Beschäftigungen, so kann man getrost die Behauptung aussprechen: Die Färöer sind eine nordische Welt im Kleinen.

Von der nächsten Festlandsküste, der norwegischen, ist die Inselgruppe 600 km, von den Shetlandinseln 300 km und von der isländischen Küste 450 km entfernt. Sie besteht aus 26 größeren und kleineren Inseln, von welchen jedoch nur 17 bewohnt sind. Durch einen breiteren Meeresarm, den Suderöefjord, werden die Inseln in zwei Gruppen getheilt, in eine nördliche, von welcher die namhaftesten Fuglöe, Svinöe, Wideröe, Bordöe, Kunöe, Kalsöe, Oesteröe, Stromöe, Waagöe, Myggenaes, Kolter, Hestöe, Naalsöe, Sandöe, Skuöe, Store und Lilla Dimon sind, und in eine südliche mit Suderöe und einigen kleineren. Die ganze Inselgruppe liegt zwischen 61° 26′ und 62° 24′ nördl. Br. und 6° 11′ und 7° 35′ westl. L. von Greenwich; die äußersten Punkte sind auf der beigegebenen Karte eingetragen. Verbindet man den südlichsten, östlichsten und westlichsten Punkt durch Linien, so erhält man ein Dreieck, dessen Westseite 93 km, dessen Nordseite 72,5 km und dessen Südostseite 112 km lang ist; der Rauminhalt dieses Dreiecks beträgt 3354 qkm und würde — auf norddeutsche Gebiete übertragen — die Fläche zwischen Berlin, Neu-Strelitz und Stettin bedecken. Der thatsächliche Flächenraum der Inseln aber beträgt nur 1333 qkm — so viel als der des Herzogthums Sachsen-Altenburg — und davon kommen auf Stromöe 385, auf Oesteröe 270, auf Suderöe 149 qkm.

Fast alle Eilande haben eine langgestreckte Gestalt und streichen von Nordnordwest nach Südsüdost. Dieselbe Richtung haben auch die meisten der schmalen Sunde und offenen Fjorde, welche den nördlichen Theil der Gruppe trennen und gliedern, sowie auch die breiteren Meerestheile im Süden — der Suderöefjord, der Skuöefjord und der Skaapenfjord. Manche Fjorde sind durch schmale Querdämme an ihrer Mündung abgeschnürt und geschlossen. Offene wie geschlossene Fjorde zeigen nur geringe Tiefen und setzen sich landein-

wärts als tiefe Thäler fort. Keiner der geschlossenen erreicht an Tiefe die skandinavischen Seen oder die schottischen Lochs, der tiefste hält 65 Faden. Unter den offenen ist der nach Oesteröe tief einschneidende Skaalefjord mit 40 bis 50 Faden der tiefste. Nach Südwesten und Nordosten hin fällt der Meeresboden steil ab; die Hundert-Fadenlinie verläuft 30 bis 40 km von der Küste entfernt.

Der weitaus größte Theil der Inseln ist steil und hoch; manche derselben bestehen nur aus schmalen Gebirgsgraten, welche jählings auf einer oder auf beiden Seiten zum Meere abstürzen. Die größeren Inseln, wie Stromöe, Oesteröe, Suderöe u. a., zeigen wohl einige Mannigfaltigkeit im Oberflächenbau, doch besitzen auch sie durchweg gebirgigen Charakter und nur wenig ebenes Land. Die äußere Ge-



Uebersichtskarte der Färöer.

stalt der Hügel- und Gebirgslandschaft zeigt unregelmäßige, flach zugespitzte Massen, scharfe Grate, jähe, steile Abhänge — mit einer Neigung von 25 bis 30° — einen ausgeprägten Stufencharakter und Anhäufung von herabgestürzten Blöcken und Trümmern auf den einzelnen Absätzen. Die höchsten Erhebungen sind der Slattaretind auf Oesteröe, 970 m hoch, und das Skiellingefjeld auf Stromöe, 800 m hoch; zahlreiche andere Gipfel bleiben nur 50 oder 100 m hinter diesen höchsten zurück, so daß die durchschnittliche Erhebung dieser beiden Inseln 300 m beträgt. Die übrigen Inseln sind ebenfalls alle hoch und gebirgig; auf Waagöe erhebt sich der Stojatind über 600 m; von gleicher Höhe ist der höchste Gipfel auf Kuröe; 550 m der im Nordosten von Kalsöe; 380 m der auf Naalsöe, Thorshavn gegenüber; und der höchste Punkt auf Suderöe, das Kvannafjeld, ist 540 m hoch.

Eine ganz charakteristische Erscheinung für die Färöer sind die zahlreichen und sehr schön ausgebildeten Thäler. Sie sind nur Fortsetzungen der Fjordenbetten und im Ver-



Naturbrücke auf Sandöe.

hältniß zu ihrer geringen Länge recht breit. Ein solches Thal zieht sich vom Fjorde aus 3 bis 5 km weit von hohen Felsenwänden eingeschlossen dahin und erweitert sich plötzlich zu einem amphitheaterartigen Thalkessel — zu einem Circusthale, welches ringsum von terrassenartigen Felsenwällen umrahmt wird. Die Circusthäler sind eine Eigenthümlichkeit der Färöer. Die Thalsohle erhebt sich 40 bis 50, ja 100 m, das Thal setzt sich auf dieser Stufe weiter fort und wiederholt die Circusbildung zwei, drei oder mehrere Male, um dann auf der Hochfläche in ein anderes Thal unter denselben Erscheinungen abzufallen oder mit einem steilen Absturze zum Meere zu endigen. Die Wasserscheide zwischen zwei solchen Thälern ist so wenig ausgeprägt und so undeutlich, daß es oft schwer fällt, dieselbe genau festzustellen. Ein treffliches Beispiel bietet das Kolfaredal, aus dem Kollefjord nach Leinum, auf Stromöe. Die Scheitelstrecke dieses Hohlpasses liegt nur etwa 80 m über Meer, wird aber von 600 m hohen Seitenwänden überragt. Ein ähnliches Querthal findet sich auf derselben Insel zwischen Saxen und Ovalvig; auf Oesteröe verbindet in gleicher Weise ein langer, ebener, niedriger Paß das Ende des Fundingsfjordes mit dem des Skaalefjordes, und auf Sandöe und Suderöe sind ähnliche Erscheinungen zu verzeichnen. Würde das Meer um 80 oder 100 m steigen, so würden viele dieser Thäler als Sunde erscheinen; Stromöe würde drei Inselklippen, Oesteröe zwei, Voröe ebenfalls zwei, Sudoröe drei Inseln bilden. Zuweilen öffnen sich die Circusthäler geradenwegs zum Meere mit steilem Abfall

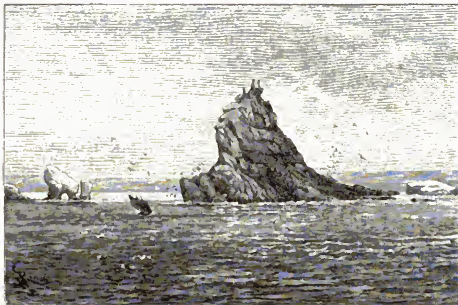


Der Trelle Nypen.

und stellen alsdann den oberen Theil eines Thales dar, dessen unteres Ende durch die Abnagung des Meeres weggerissen worden ist. Ein Beispiel eines solchen Falles findet sich auf Oesteröe, zwischen dem Audafjord und Fuglefjord; dieser Circus ist 1 km lang und ebenso breit; und ein anderes in dem schönen Zirkelthale (1 km lang, 20 m breit), welches plötzlich bei dem steilen Felsen Tiödunaes am Südufer des Ovalböefjordes auf Suderöe abgeschnitten ist. Auch im Hügel- und Berglande finden sich bis zu einer Höhe von 400 m vereinzelte Circusthäler; ihre Gewässer stürzen sich in zahlreichen Wasserfällen zum Meere hinab. Die Hochthäler auf Stromöe und Oesteröe liefern auch hierzu treffliche Beispiele.

Ihrem gebirgigen Charakter entsprechend zeigen die Inseln durchweg steil abstürzende Küsten. Manche Inseln haben nur wenige Stellen, wo eine Landung bewirkt werden kann. So besitzt Store Dimon nur einen Landungsplatz, und auch dieser ist nur bei ruhigem Wetter zugänglich. Eine gewöhnliche Besteigung der Insel ist jedoch auch dann noch der Steilheit der Wände halber unmöglich: es müssen vielmehr Menschen und Güter an Seilen in die Höhe gezogen werden. Die großartigsten Küstenbildungen finden sich auf Stromöe, von Westmanhavn bis Stakken (an der äußersten Nordspitze). Felsenwände von 600 m Höhe stürzen hier senkrecht zum Meere ab, und bei Myling, an der Nordwestspitze von Stromöe, erreichen dieselben sogar die Höhe von 700 m. An derselben Küste erheben sich zwischen Saxen und Muulen auch alleinstehende Felsenmassen und einzelne Basaltsäulen, die sich recht wohl mit architektonischen Kunstwerken, Orgeln u. dergl. vergleichen

lassen. Aehnliche steile Felsen, wenn auch von geringerer Höhe, finden sich auf Oesteröe, Waagöe und anderen Inseln. Der Volksglaube schreibt hier, wie auch anderwärts in der Welt, die Entstehung solcher wilden Felsenwände bösen Mächten zu und belegt sie mit dem Namen Teufelsmauer, Hexenküche u. s. w. Unsere Abbildung (2) zeigt die Felsenwand „Trelle Nypen" (Hexenfestung) von der äußersten Südspitze von Waagöe. Alle Wände haben eine so frische Bruchfläche, als ob der Absturz eben erst erfolgt wäre. Ueberhaupt zeigt sich wohl an wenigen Stellen der Erde die zerstörende und abnagende Kraft der Meereswogen in so augenfälliger und großartiger Weise wie an den Färöer. Selbstverständlich sind die dem offenen Oceane zugekehrten Westküsten weit mehr der Vernichtung ausgesetzt als die geschützteren Ostküsten. Ueberall ist die Küstenlinie zerklüftet, unterwühlt und ausgewaschen, so daß bald nur noch einzelne, bis 150 m hohe Säulen, „Drangar" (Einsiedler) genannt, stehen geblieben, bald tiefe Höhlen entstanden sind, die an düsterer Erhabenheit den benachbarten schottischen Küsteninseln durchaus nicht nachstehen; bald hat das Meer riesige Felsenthore durchwaschen, deren Decke 100 m und mehr über dem Meeresspiegel liegt (Siehe die Abbildung der Sodagjosbrücke Seite 51) und noch ist das Meer fortwährend thätig, den letzten bestehenden Rest dieser basaltischen Klippen zu verschlingen, so daß sich für manche kleineren Eilande die Zeit bestimmen läßt, wenn sie nicht mehr sein werden. So wurde — um nur ein Beispiel aus der Neuzeit anzuführen — am 7. November 1885 der Felsen Munken (Mönch), der südlichste Punkt der Gruppe, der bis dahin den Seefahrern als Wahrzeichen gedient hatte, vom Meere verschlungen. Ein anderes lehrreiches Beispiel für die zerstörende Thätigkeit des Meeres bietet das Inselchen Tindholm im Westen von Waagöe, einer der malerischsten Felsen der ganzen Inselgruppe (S. Abbildung 3). Offenbar ist diese Klippe zuerst durch die Bildung des Dragsundes von der Hauptinsel losgesprengt worden, alsdann haben die Wogen einzelne Stellen unterwühlt und Einstürze und eine weitere Zertrümmerung verursacht, an anderen Stellen aber



Tindholm.

den lockeren Basalt völlig durchwaschen, so daß sich hier das eigenartige Schauspiel der Bildung von Höhlen und Felsenthoren mehrfach wiederholt.

Alle diese sonderbaren Erscheinungen in den Umrissen und im Oberflächenbau finden ihre Erklärung in dem geologischen Bau der Färöer und in den Kräften, welche während der Eiszeit und nach derselben auf den Inseln ihr Spiel getrieben haben.

Der geologische Bau der Inseln[1]) ist ein sehr einfacher: Sie bestehen aus über einander geschichteten Decken basaltischer Gesteine mit dazwischen geschalteten Lagen von Tuff, und auf Myggenaes und Suderöe auch mit Schichten von Lehm, Thon und Kohle. Am Kollefjord und Kalbacksfjord auf Stromöe lagern zwischen dem Meeresspiegel und 450 m Höhe zwanzig Decken Basalt, die durch Tuffschichten von einander getrennt sind. Die Gesammtmächtigkeit der basaltischen Formation wird auf den nördlichen Inseln bis zu 3000 m berechnet. Die ältesten Bildungen treten auf Suderöe und Myggenaes zu Tage, nämlich die kohleführenden Schichten; unter diesen liegen noch bis zu einer Tiefe von 1200 m eruptive Gesteinsmassen. Die Basaltschichten streichen und fallen auf den nördlichen Inseln nach Südost, auf Suderöe ist die Neigung der Schichten eine nordöstliche. Die petrographische Zusammensetzung der Basalte auf den verschiedenen Inseln und in den verschiedenen Lagen zeigt nur geringe und unwesentliche Abweichungen; sie zeigen die größte Verwandtschaft mit den schottischen, irischen, isländischen und nordamerikanischen Basalten[1]).

Man hält die Färöer für die spärlichen Reste eines früheren, über weite Strecken sich ausdehnenden Hochlandes,

[1]) Vergleiche: James Geikie, On the Geology of the Faeröe Islands (Transactions of the Royal Society of Edinburgh. Vol. XXX, Part I, 1880—1881, p. 217); und Amund Helland, Om Faeröernes Geologi (Geografisk Tidskrift af Kgl. danske geogr. Selskab. 4. Bind. Aargang 1880). Beide gelehrte Forscher untersuchten 1879 den geologischen Bau der Inseln; ihre vortrefflichen Arbeiten decken sich im wesentlichen und stellen Alles, was bisher über die Färöer geliefert worden ist, in den Schatten. Siehe ebenda weitere Quellennachweise.

[1]) Vergl. Dr. A. Osann: Ueber einige basaltische Gesteine der Färöer. Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geologie und Paläontologie. Jahrg. 1884, I. Bd., S. 45.

auf welchem gewaltige Vulkane, denen die basaltischen Massen entquollen, standen. Dieses ausgedehnte Hochland ist durch zerstörende Kräfte aller Art, durch Meereswogen und Abwaschung der Oberfläche, vernichtet worden. Ehedem war man der Ansicht, die Basaltdecken seien das Erzeugniß unterseeischer vulkanischer Ausbrüche und die dazwischen-



Festungsanlagen von Thorshavn.

liegenden kohleführenden Schichten seien durch angesammeltes Treibholz entstanden; in neuerer Zeit bestreitet man jedoch eine unterseeische Bildung der Basaltdecken, weil in den Tuffschichten nirgends Reste von Lebewesen des Meeres



Dorf Eide nebst Fjord.

zu finden seien, die kohleführenden Schichten nur aus Resten von Landpflanzen bestünden, und das Verhalten der Basaltschichten ganz das von gewöhnlichen Lavaströmen sei. Zweifelhaft bleibt nur, ob die Massen aus einer großen Spalte hervorgedrungen sind, oder ob sie mehreren vulkanischen Herden entstammen; die letztere Ansicht hat —

zieht man die petrographische Zusammensetzung in Betracht — die meiste Wahrscheinlichkeit für sich. Jedenfalls aber hat der Herd dieser gewaltigen Ausbrüche in größerer Entfernung von den Färöer und gewiß im Westen derselben gelegen. Für diese Annahme spricht die durchgängige Neigung der Schichten und Decken nach Osten, sowie auch die geringe Tiefe des Meeres im Westen der Inseln und nach Island zu. Die wenig festen Basalte und die noch lockereren Tuffe setzten dem Anprall der Meereswogen nur geringen Widerstand entgegen, wie wir bereits früher gesehen haben.

Ein weiterer zerstörender Faktor war das Eis. Auch die Färöer haben ihre Eiszeit gehabt, und man hat auf allen Inseln und sehr häufig die Spuren der einstigen Vergletscherung nachweisen können. Als solche gelten Gletscherschliffe, Ritzen und Schrammen in anstehendem Gestein, Rundhöcker — felsige Hügel, welche durch das darüber geglittene Eis auf der Stoßseite glatt polirt worden sind, auf der Leeseite aber alle ursprünglichen Unebenheiten bewahrt haben — und in den Thalsohlen die Grundmoräne der einstigen Gletscher, welche den sogenannten Geschiebelehm liefert. Aus der Richtung der Ritzen und Schrammen kann man mit Leichtigkeit die Richtung der Eisbewegung erkennen. Es lag die Vermuthung nahe, die ungeheure Eismasse, welche zur Eiszeit den größten Theil des nördlichen Europa bedeckte, möchte sich bis zu den Färöer erstreckt und auch diese mit überzogen haben. Dem ist aber nicht so [1]). Die Färöer haben vielmehr eine eigene, völlig abgesonderte Eisdecke gehabt, welche sich von der Mitte der Inselgruppe aus strahlenförmig nach allen Richtungen hin bewegte. Diese Annahme wird nicht bloß durch die Richtung der Gletscherschliffe bestätigt, sondern vornehmlich dadurch, daß der Geschiebelehm nur die Trümmer einheimischer Gesteinsarten enthält, und daß dem Gerölle der Inseln fremdartige Gesteinsmassen — sogenannte Findlinge — welche die Eismassen vom Festlande mitgebracht haben würden, fast völlig fehlen. Die wenigen erratischen Blöcke, welche sich an der Flachküste von Thorshavn finden, sind ohne Zweifel durch zufällig angetriebene Eisschollen übergeführt worden. Da sich die Spuren der Vergletscherung bis in die Höhe von 500 m wohl nachweisen lassen, so muß das Gletschereis eine Mächtigkeit von mindestens 500 bis 600 m gehabt haben. Als dann diese mächtige Eisbedeckung zusammenschmolz und schwand, müssen die großen Massen der Schmelzgewässer die wenig festen basaltischen Schichten furchtbar durchwühlt und abgewaschen haben. Vielleicht sind dieselben noch in wirksamer Weise von heftigen atmosphärischen Niederschlägen am Ende der Eiszeit und nach dem Abgange derselben unterstützt worden. Das Ergebniß dieser überaus starken Auswaschung ist die jetzige Oberflächenbeschaffenheit des Landes; ihr verdanken namentlich die Circusthäler, die engen Schluchten und selbst die Fjorde ihre Entstehung. Im Verhältniß zu den großartigen Zerstörungen, welche die Schmelzwässer der Eiszeit auf die Oberfläche ausgeübt haben, ist der Betrag der heutigen überaus gering; auf Rechnung dieser sind nur unbedeutende Einschnitte in den Thalsohlen, in denen sich die heutigen Flüsse bewegen, zu setzen.

[1]) Vergl. James Geikie, Prehistoric Europe; ebenda die anschauliche Karte.

Die heutigen klimatischen Verhältnisse der Inselgruppe stehen selbstverständlich ganz unter dem Einflusse des Golfstromes. Die mittlere Julitemperatur beträgt 12° C. und die mittlere des Januar 3° C.; es herrscht also ein sehr gleichmäßiges Klima. Den Verhältnissen entsprechend ist der Feuchtigkeitsgehalt der Luft ein sehr hoher; die häufigen und dichten Nebel und die große Menge der feuchten Niederschläge bekunden dies zur Genüge. In Thorshavn fallen jährlich etwa 2000 mm Niederschläge, die sich auf 267 Regentage vertheilen. Lästig sind die häufigen und heftigen Stürme, von welchen die Inseln heimgesucht werden, und die auf den Hochflächen keinen Baumwuchs aufkommen lassen. Starke Winde treiben die Gewässer in die Fjorde hinein und durch die Sunde hindurch, und erzeugen Strömungen und Strudel, die ebenso berüchtigt sind, wie die Scylla und Charybdis im Alterthum, und zwar mit viel mehr Recht, denn es entstehen dadurch sehr heftige Meeresbewegungen, auf welche die Küstenfahrer sorgfältig zu achten haben. Daneben erzeugen diese Strömungen an der Sohle der Sunde sowie an den Ufern derselben durch Abnagung sehr beträchtliche Veränderungen.

Ueber die Schwankungen des Wasserstandes im Kaspischen Meere, im Schwarzen Meere und in der Ostsee in ihrer Beziehung zur Witterung.

Von J. von Goerne.

Mit Recht schreibt man den Winden einen Einfluß auf den höheren oder niederen Wasserstand der mehr oder minder von den Oceanen abgeschlossenen Meeresräume zu. Ist dieser Einfluß aber für Perioden von kurzer Dauer als ein vollberechtigter anzusehen, so tritt er doch zurück bei Ermittelung der Ursachen, welche eine langsam sich vollziehende Aenderung der mittleren Wasserstände eines Meeresraumes zur Folge haben.

So zeigen das Kaspische, das Schwarze Meer und die Ostsee deutlich eine Jahres-Periode, wenn man die mittleren Wasserstände der verschiedenen Monate einer Vergleichung unterzieht.

Erst in neuester Zeit scheint es Dr. E. Brückner in Hamburg gelungen, eine natürliche und annehmbare Erklärung des letztgenannten Phänomens zu geben, nachdem schon seit Jahren durch namhafte Hydrographen Versuche in dieser Richtung gemacht worden waren.

Die einen wollten die Erklärung der Aenderung des Wasserspiegels der Ostsee ausschließlich auf Rechnung der Windverhältnisse gesetzt wissen, so daß nördliche und östliche Winde, indem sie das Wasser zur Nordsee drängen ein Sinken, westliche dagegen ein Steigen des Ostseespiegels hervorrufen. Von der höheren oder niederen Temperatur, sowie von dem Luftdruck und Niederschlag wurde ganz abgesehen. Dem letzteren räumte man einen besonderen Einfluß auf die mittleren Wasserstände nicht ein. Nachdem nun aber Seibt (1885) gezeigt, daß die Bewegung der Wasserstände in den einzelnen zur Beobachtung gekommenen Jahren durch-

aus nicht so trefflich mit den Windverhältnissen übereinstimmte, wie man bisher annahm, so mußte man sich zur Begründung der gedachten Erscheinung anderen Ansichten zuwenden.

Seibt glaubt dieselbe nun in einer jährlich wiederkehrenden, der Deklination der Sonne folgenden Fluthwelle suchen zu sollen, welche in den Nebenmeeren — hier also der Ostsee — zur Erscheinung kommt, während sie in den Oceanen durch die täglichen Ebbe- und Fluthersheinungen völlig verdunkelt wird. Von anderer Seite (v. Maydell) leugnete man diese Ansicht, fand aber keine andere Erklärung der periodischen Schwankungen der Wasserstände in geschlossenen Meeren. Es ist dies um so mehr zu verwundern, als gerade der letztgenannte Forscher zuerst für das Schwarze Meer den Nachweis beibrachte, daß die Aenderung des Mittelwassers alljährlich eine Folge der veränderlichen Niederschlagsmengen, also auch einer verschiedenen Wasserführung der Flüsse sei.

Wie im Folgenden nun des Näheren gezeigt werden soll, hat Dr. E. Brückner diesen Gedanken aufgenommen und weiter verfolgt; er führt den Beweis für seine Richtigkeit an der Hand von Beobachtungen, welche während einer langen Reihe von Jahren mit großer Sorgfalt in den oben genannten drei Meeren ausgeführt worden sind.

Am schlagendsten gelingt der Beweis natürlich für das Kaspische Meer. Hier stehen zwei Beobachtungsstationen (Baku, 25 Jahre, und Aschur-Ade, in der Bucht von Astrabad, 17 Jahre) zur Verfügung. Aus den dortigen Beobachtungen ergiebt sich der niedrigste Wasserstand für den Monat März, der höchste für den Juli und August. Die Amplitude der Schwankung beläuft sich auf über 0,3 m, woraus sich auf eine Volumänderung von etwa 165 cbkm schließen läßt.

Da diese Aenderungen des Wasserstandes alljährlich mit großer Regelmäßigkeit stattfinden, und die monatlichen Pegelhöhen der Wolga zu Astrachan mit denen des Kaspischen Meeres zur Winter- und Sommerzeit gut übereinstimmen, so dürfte ein Zweifel an dem ursächlichen Zusammenhange zwischen der Wasserzufuhr durch die Wolga und der Höhe des Meeresspiegels ausgeschlossen sein. Hierbei ist noch zu bemerken, daß eine sehr erhebliche Verspätung ($1^1/_2$ Monat) des höchsten Standes des Meeres gegen den der Wolga stattfindet. Gerade dieser Umstand spricht wesentlich für den ursächlichen Zusammenhang beider Phänomene: ist nämlich das eigentliche Hochwasser der Wolga abgeflossen, so wird der Meeresspiegel so lange steigen, bis die gegen den Juli und August hin stark zunehmende Verdunstung von der Oberfläche die Wasserzufuhr paralysirt.

So leicht nun, wie beim Kaspischen Meere ist der ursächliche Zusammenhang beim Schwarzen Meere allerdings nicht einzusehen, indessen ist es Dr. Brückner auch hier an der Hand der vorliegenden Daten gelungen, die jährliche Schwankung auf die Wasserführung der Zuflüsse — insbesondere der Donau, des Dnjepr und des Don — nachzuweisen. Auch hier zeigt sich wie im Kaspischen Meere eine Verspätung der Epochen, wenngleich dieselbe erheblich geringer ist: im April und Mai zeigt sich der höchste Stand der Flüsse, und schon im Mai und Juni der höchste des Meeresspiegels. Vielleicht könnte für diese Verschiedenheit die ungleich schnell vor sich gehende Erwärmung und die damit gleichen Schritt haltende Geschwindigkeit in der Verdunstung der Wassermassen beider Meere geltend gemacht werden.

Ein zwar sekundärer, aber doch immerhin beachtenswerther Factor für die Bildung des sommerlichen Maximums ist übrigens auch in der Ausdehnung der Wassermassen durch die Wärme zu erkennen; dieselbe beträgt im Schwarzen Meere bei der Erwärmung von der Februar- auf die Maitemperatur ca. 44 cbkm.

Gehen wir nun zur Betrachtung der jährlichen Schwankungen des Spiegels der Ostsee über, so finden wir hier naturgemäß ungleich complicirtere Verhältnisse, als sie die oben genannten Meere darboten.

Zwar findet sich auch hier im Sommer der höchste und im Frühjahre der niedrigste Wasserstand. Jedoch gestaltete sich dies bei den einzelnen Beobachtungsstationen allerdings nicht mit so absoluter Regelmäßigkeit, wenn man statt der Mittel für die Jahreszeiten die für die einzelnen Monate nimmt: es ergab sich nämlich für den Beobachtungsort Swinemünde während der drei Jahrzehnte von 1855 bis 1884, daß außer den schon erwähnten Minimis im Winter und den Maximis im Sommer der November im ersten jener drei Decennien ein Minimum, im zweiten ein erhebliches Maximum und im letzten ein wesentlich geringeres Maximum aufwies, woraus sich schließen läßt, daß bei der Ostsee noch andere Faktoren als die hier unwesentlich erscheinenden Wasserzuflüsse thätig sein müssen, um das Niveau derselben zu heben oder zu senken. Zu letzterer Schlußfolge ist man um so mehr gedrängt, als für die Oder für eine lange Reihe von Jahren im August ein Minimum, für die Ostsee dagegen ein Maximum beobachtet wurde.

Bei den skandinavischen Flüssen (dem Glommen) dagegen treffen die Maxima mit denen der Ostsee annähernd zusammen. Da hiernach die Flüsse am Steigen und Sinken des Ostseespiegels nur geringen Antheil zu haben scheinen, so muß man andere Gründe für den hohen Wasserstand des Sommers geltend zu machen suchen. Zu diesen sind einerseits vielleicht die direct auf die Meeresfläche niederfallenden Regenmengen und andererseits die thermische Ausdehnung des Wassers zu betrachten. Letztere veranschlagt man auf 30 cbkm, ein Volumen, welches ein Heben des Ostseespiegels um 8 cm darstellt. Freilich wird die letztere Zahl durch die in der warmen Jahreszeit zunehmende Verdunstung modificirt.

Ist nun aus allen diesen Daten ersichtlich, daß die Verhältnisse, die in der Ostsee das Niveau beeinflussen, erheblich verwickeltere sind, als im Kaspischen und Schwarzen Meere, so möchte man sich doch der Ansicht zuwenden, daß es im wesentlichen die Windverhältnisse sind, welche den Ostseespiegel heben und senken. — Glaubt man nun in dieser Weise einen wahrscheinlichen Grund für die jährliche Periode des Wasserstandes der Ostsee gefunden zu haben, so harrt noch eine andere Erscheinung der Erklärung; es betrifft dies die säkularen Schwankungen des Wasserspiegels. Schon im Verlaufe weniger Jahre nimmt man wahr, daß der mittlere Wasserstand jedes geschlossenen Wasserbeckens ein anderer ist. Welche Gründe hierfür bei den in die Betrachtung gezogenen drei Meeren für diese Erscheinung angeführt werden können, soll im weiteren erläutert werden.

Im Kaspischen Meere, welches seine Wassermassen, die durch Verdunstung verschwinden, nur durch den Regen und die Zuflüsse wieder ersetzen kann, nahmen wir in längeren Zeiträumen sehr erhebliche Schwankungen des gesammten Wasserspiegels wahr. Die Beobachtungen, in Baku und Aschur-Ade ausgeführt, sind auf einen gemeinsamen Nullpunkt bezogen und zeigen, daß in der Zeit von 1851 bis 1865 das Niveau des Kaspischen Meeres ein niedriges war, und daß von 1866 ein stetiges Steigen (bis um 0,75 m) stattgefunden hat. Da die Beobachtungen an beiden Orten in gleicher Deutlichkeit zu Tage traten, so muß die Annahme, als könnten Fehler vorliegen — veranlaßt etwa durch Bodenschwankungen, wie dies bei dem naphtareichen Baku immerhin denkbar wäre — abgewiesen werden. Für das Schwarze Meer sind die Beobachtungen noch ein wenig kurz, doch zeigt sich auch hier, daß bis 1880 ein Ansteigen des Wasserspiegels, also wie im Kaspischen Meere, stattgefunden hat.

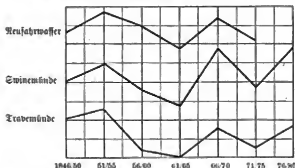
Auch die Ostsee bietet ein analoges Bild, wenngleich die Unterschiede im Niveau hier nicht nach Decimetern,

sondern nur nach Centimetern gemessen werden können; indessen sind sie auch hier so markant, daß sie nicht wohl Beobachtungsfehlern u. s. w. zugeschrieben werden können. Die beifolgende graphische Darstellung (Figur 1) zeigt dies überdies so deutlich, daß Zweifel in der That

Fig. 1.

Ostseepegel.

Maßstab der Ordinaten zur Natur 1 : 10.



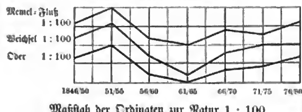
ausgeschlossen erscheinen. Wie man ersieht, verläuft die Bewegung des Wasserstandes auf den drei dargestellten Stationen Neufahrwasser, Swinemünde, Travemünde in demselben Sinne, wobei noch bemerkt werden muß, daß auch sieben andere Stationen fast den gleichen Verlauf der Kurve in denselben Jahren aufweisen.

Bei weitem großartiger sind aber die Schwankungen des Meeresspiegels im Kaspischen Meere, denn sie bringen hier geradezu Aenderungen der Küstenumrisse hervor: Inseln werden bald über dem Wasser sichtbar, bald verschwinden sie wieder, sie werden zu Halbinseln, und zeigen sich wieder als die ersteren. Ist es da zu verwundern, daß die Menschen schon frühe diesen Erscheinungen ihre Aufmerksamkeit schenkten? — So weit nun Beobachtungen über die Ostsee und das Kaspische Meer vorliegen, kann man als Resultat derselben mit Sicherheit den Satz aussprechen: das Kaspische Meer sowohl wie die Ostsee zeigen Schwankungen ihres Spiegels, die in lang andauernden Perioden in beiden Meeren gleichzeitig und parallel verlaufen. Die Schwankungen des Ostseespiegels besitzen aber die bei weitem geringere Amplitude.

Wie als bekannt vorausgesetzt werden darf, zeigen die Gletscher Perioden, welche in einem Vorstoßen und Zurückweichen derselben bestehen. Bei näherer Betrachtung dieser Perioden hat sich nun das Resultat ergeben, daß dem Vorstoßen der Gletscher ein Steigen, dem Zurückweichen ein

Fig. 2.

Säkulare Schwankung des Wasserstandes der Oder, Weichsel und des Memel-Flusses.



Maßstab der Ordinaten zur Natur 1 : 100.

Sinken des Kaspischen Meeres entspricht, derart, daß die letztere Bewegung der der Gletscher voraus ist. Dies hängt nun, wie eingehende Untersuchungen und Beobachtungen über die Niederschlagsmengen im Gebiet des Kaspischen Meeres gezeigt haben, mit diesen zusammen: den Schwankungen des Kaspischen Meeres entsprechen die Schwankungen der Niederschlagsmengen, und diesen wiederum in langen Perioden sich zeigende Schwankungen der Witterung, die Klimaschwankungen.

Um auch für die Ostsee die Ursachen zu erkennen, welche die säkularen Schwankungen ihres Wasserstandes bedingen, unterziehen wir die Wasserführung ihrer Zuflüsse einer näheren Betrachtung. Am deutlichsten giebt den Zusammenhang hier die beistehende graphische Darstellung der wichtigsten Nebenflüsse der Ostsee: der Weichsel, der Oder und des Memelflusses (Fig. 2) im Vergleich mit Figur 1. Die Beobachtungszahlen sind so dargestellt, daß einer Aenderung des Wasserstandes um 20 cm eine Aenderung der Ordinate um 2 mm entspricht.

Unzweifelhaft wird klar, daß die Bewegung des Wasserstandes schon dieser beiden Flüsse mit der Bewegung des Wasserstandes von Lustrum zu Lustrum fast parallel geht.

Eine Entscheidung ist nun noch zu fällen: ob nämlich beiden Erscheinungen eine gemeinsame Ursache zu Grunde liegt, oder ob eine die Ursache der andern ist.

Denkbar wäre es, die Windverhältnisse als gemeinsame Ursache beider Erscheinungen anzusehen: die regenbringenden Westwinde stauen die Ostsee und erhöhen das Flußniveau. Die trockenen Ostwinde beeinflussen das Sinken beider Spiegel. Indessen zeigt die Beobachtung von Zahlen einzelner Meeresstationen, daß die Bewegung des Wasserstandes der Ostsee sich dem der nächstgelegenen großen Ströme mehr als denen entfernterer Theile anschließt: die Abhängigkeit des Ostsee-Niveaus und der Wasserführung der Flüsse ist dargethan.

Da wir nunmehr überzeugt sein dürfen, das die säkularen Schwankungen des Kaspischen Meeres, der Ostsee und auch — auf Grund anderer, freilich eine kürzere Zeitdauer umfassender Beobachtungen — die des Schwarzen Meeres, sich auf die Schwankungen des Wasserstandes der Flüsse und deren Zufuhr zurückführen, und letztere uns zweifellos auf säkulare Schwankungen der Niederschläge schließen lassen, so können wir nunmehr wohl auch, ohne auf Widerspruch zu stoßen, behaupten, daß die säkularen Schwankungen der Pegelbeobachtungen in Flüssen und Meeren auf säkulare Schwankungen des Klimas einen Schluß gestatten. Da diese Ansicht außer durch die angedeuteten Beobachtungen auch in der von Lang verfaßten Abhandlung über die Erklärung der Größenänderung der Gletscher der Alpen durch analoge Schwankungen des Niederschlages und gleichzeitige der Temperatur eine Stütze findet, so ist das Gebiet, für welches eine Klimaschwankung als erwiesen zu erachten ist, ein erhebliches zu nennen. Es umfaßt die Gebiete jener drei zur Beobachtung gekommenen Meere, sowie auch der Nordsee und der Alpen, so daß man sagen darf: fast ganz Europa ist nahezu gleichzeitig gleichsinnigen Klimaschwankungen unterworfen. Fragt man weiter, ob auch andere weiter entferntere Gebiete — etwa die asiatischen — gleiche oder ähnliche Phänomene erleben, so kann diese Frage bejaht werden: auch in Barnaul und Nertschinsk gemachte Beobachtungen über Niederschlagsmengen lassen eine Theilnahme jener Gegenden an der Klimaschwankung erkennen. Aehnliches lehren für Nord-Afrika die Schwankungen des Nilwassers in einzelnen aufeinander folgenden Lustren. Auch in Nord-Amerika zeigt sich Analoges in der Hebung und Senkung des Spiegels der großen Seen, insbesondere des Michigan-Sees. Letzterer, der bis gegen 1860 gesunken war, ist seitdem um 3 m gestiegen.

So ergiebt sich denn das Resultat, daß die Länder der nördlichen Halbkugel gegenwärtig zu gleicher Zeit säkularen Klimaschwankungen unterworfen sind, und zwar fand eine relative Trockenperiode um 1830, eine nasse Periode um 1850, eine abermalige Trockenperiode um 1860 statt, der wiederum eine zweite nasse Periode zu folgen scheint.

Bericht über eine Reise nach Kwang-si.

Von H. Schroeter.

II. (Fortsetzung.)

Daß ich nicht nach Canton zurückgehen wollte, ohne überhaupt Cassia haben wachsen zu sehen, war mein fester Entschluß. Wir hielten daher am Abend mit dem frachtsuchend von Wu-tschou-fu nach Molam versegelten Kapitän einer Cassia-Dschunke Kriegsrath, zahlten die Soldaten unter dem Vorgeben, nach Canton zurückkehren zu wollen, ab und verließen zum Schein den Hafen, um bald wieder vor Anker zu gehen.

Am folgenden Morgen, am 25. September, kleidete ich mich in einen chinesischen Anzug Asook's, setzte einen breitrandigen Cooli-Hut auf und band bequeme Stroh-Sandalen an meine Füße. Schon um 3 Uhr war ich unter Führung des Cassia-Schiffers mit Asook und einigen Coolies auf dem Wege zurück nach Tai-wo. Als die Sonne aufging, lag dasselbe weit hinter uns. Nach dreistündigem Gange durch das reiche Ackerland überstiegen wir eine vom Regen nacktgewaschene, 500 bis 600 Fuß hohe Hügelkette, und nach einer halben Stunde weiteren scharfen Marsches erreichten wir einige hübsch bewaldete Anhöhen, auf welchen die ersten Cassia-Plantagen sichtbar wurden.

Nun auch etwas über Cassia, diese so wohl bekannte Drogue, von welcher bis zu 80 000 Piculs alljährlich von Canton und Pachoi nach Europa, Amerika und Indien verschifft werden! Die chinesische „Cassia-Lignea", in Deutschland besser als „Zimmet" bekannt, wächst in Kwang-tung in der Präfektur Loting, in Kwang-si in den von mir besuchten Tai-wo- und Yung-schien-Distrikten. Im Tai-wo-Lande bildet ihre Kultur einen wichtigen Erwerbszweig der Bergbevölkerung. Um eine Plantage einzurichten, pflanzt der Bauer auf den Abhängen seiner Berge kleine, aus Samen gezogene Cassia-Bäumchen, im Alter von ein bis zwei Jahren, in einer Entfernung von 15 Zoll in den Boden. Aus den sich schnell und kräftig entwickelnden Wurzeln derselben pflegen, wenn die Bäume einige Jahre gestanden haben, weitere Sprößlinge zu wachsen, und nachdem die kräftigsten Bäume eine Höhe von acht bis neun Fuß, und am Boden die Dicke eines Zolles oder mehr erreicht haben, werden sie hart über der Erde abgeschnitten. Im nächsten Jahre kommt die Reihe an die inzwischen herangewachsenen Bäumchen, und so geht es weiter, bis der Boden mit Wurzelwerk gefüllt ist. Aus diesem schießen die übrigens auch durch Nachpflanzen ergänzten Bäumchen hervor, deren kräftigste alljährlich dem Hackmesser des Cassia-Bauern zum Opfer fallen.

Also im März und April, wenn die Frühlingsluft den Saft in den Bast treibt, werden die eben Blätter schießenden, sechs bis acht Jahre alt gewordenen Bäume nach den zu den Füßen der Hügel liegenden Bauernhäusern geschafft, und die kleineren Zweige entfernt, worauf der saftige, wohlriechende Bast des Stammes in 15 bis 17 Zoll langen Stücken mittelst primitiver Schälmesser losgetrennt wird. Der kahle Stamm hat jetzt nur noch als Brennholz Werth. Von der geschmeidigen, feuchten Borke wird dagegen die der Luft ausgesetzt gewesene, daher geschmacklose und zähe äußere Haut — die Epidermis — mit einem hobelartigen Instrument geschält. So der Sonne ausgesetzt, rollt die Borke zusammen, um in ein bis zwei Tagen für den Transport nach dem nächsten Marktflecken und weiter nach Canton genügend ausgedörrt zu sein. Hier wird sie in die im Handel bekannten Bündelchen gepackt und so gelangt sie zur Verschiffung. Die Fremden lassen die Cassia für Europa in Kisten von 50 Catties und für Amerika in ebenso schwere Ballen packen, während die für ihre Adoptiv-Heimath Indien kaufenden Parsis ihre Waare in Kisten von 60 Catties fortsenden.

In den Konsumländern wird die Cassia von der Hausfrau in der Küche, oder vom Bäcker und Konditor für allerlei Gebäcke und Konfitüren benutzt, in den Gewürzmühlen auch häufig zum Ausmischen mit dem von Ceylon und den Molukken kommenden „echt-ostindischen" Caneel benutzt. Nach Behauptung von zwei großen Canton-Cassia-Gelehrten, dient unsere jetzt ja so billig gewordene Cassia in Europa neuerdings auch zum Gerben feiner Leder, doch habe ich diese Mittheilung vorläufig nur mit Vorsicht aufgenommen. Es ist überhaupt bemerkenswerth, daß gerade hier in Canton die widersprechendsten Meinungen darüber herrschen, zu welchen Zwecken der größere Theil dieser hauptsächlich nach London, Hamburg, Triest und New York verschifften Drogue verwandt wird.

Cassia ist ein Artikel, mit welchem die Europäer in jenem goldenen Zeitalter, in welchem es nur wenige Dampfer und keinen Telegraphen in China gab, schöne Geschäfte in Canton gemacht haben. Seit Jahren sind aber die Märkte zu Haus so überfüllt worden, daß der Werth eines Piculs Cassia Lignea seit dem Jahre 1871 allmählich von 22 auf 5,80 Dollars gefallen ist. In London und Hamburg hat sich jetzt ein so großer Vorrath angesammelt, daß man damit Europa für Jahre versorgen kann. Der niedrige Preis hat wohl Einiges mit der Qualität der heute unter dem Namen Cassia Lignea bekannten Waare zu thun, denn in die Mitte eines jeden Bündels Cassia wird seit langer Zeit schon ein mit jedem Jahre leider größer werdender Prozentsatz von Cassia-Bruch von den chinesischen Händlern gepackt. Diese Mischung kann indessen leicht durch Anlegen eines Extra-Preises vermieden werden, und reine Cassia Lignea, wie sie vor 20 oder 30 Jahren verschifft wurde, ist somit auch heutzutage noch in Canton zu haben, wird aber nur selten noch bestellt. Die eigentlichen Cassia-Röhren scheinen während der letzten Jahrzehnte eher besser, als schlechter geworden, auch nicht minder gut geschält zu sein, wenn ich ganz alte Muster mit heutiger Waare vergleiche. Nach Ansicht chinesischer Freunde, welche seit Jahren kein Interesse mehr am Geschäft haben, ist die heutzutage vom Inlande hier eintreffende Waare auch ebenso wohlschmeckend und kräftig duftend, also ebenso ölhaltig, wie sie es vor 25 Jahren war.

Eine junge Cassia-Pflanzung macht von weitem den Eindruck einer Obstbaumschule. Die Blätter werden 6 bis 10 Zoll lang, 2 bis 3½ Zoll breit und zeichnen sich durch ein besonders schönes und frisches Grün aus. Läßt man den Baum größer werden, was meistens auf den Gipfeln der Hügel oder dicht um die Gehöfte herum geschieht, so erreicht er die Dicke und Größe eines mittelgroßen Zwetschen-

baumes. Im Sommer gedeihen auf ihm in kleinen Büscheln unzählige Früchte von der Größe einer getrockneten Johannisbeere die, was Gestalt anlangt, am ehesten mit Eicheln Aehnlichkeit haben. Dieselben werden getrocknet, ehe sie ganz reif sind und gelangen unter dem nicht ganz korrekten Namen „Cassia flores" („Cassia Buds") in den Handel. Von unsern Hausfrauen werden sie Gewürznelken genannt.

Der Cassia-Baum hat ein sehr zähes Leben. Man kann die dickeren Stämme z. B. ringsum in einer Höhe von 12 Zoll ihrer dicken Borke entkleiden, ohne daß sie absterben. Der Bauer beraubt diese — wohlverstanden ausgewachsenen — Stämme, um die Cassiafrüchte nicht zu gefährden, ihrer wohlriechenden, weichen Schale aber nur in Stücken von ½ bis 1 Fuß Länge und 1 bis 3 Zoll Breite. Diese Waare wird meistens von Chinesen zur Bereitung von Medizinen benutzt. Die feineren Sorten kommen indessen von Cochin-China, der Heimath der kostbaren, nur in kleinen Quantitäten exportirten Saigon-Cassia; es gelangen einzelne Stücke solcher Cassia-Rinde in den chinesischen Handel, welche ihres besonderen kräftigen Geruchs wegen mit geradezu fabelhaften Preisen von Chinesen bezahlt werden. Ich habe z. B. auf dem Canton-Zollhause einzelne Stücke gesehen, welche je in ein zierliches, reich mit Perlmutter, ja mit Silber und Gold ausgelegtes Rosenholzkästchen verpackt waren und sammt dem letzteren mit 100 Taels Werth deklarirt wurden. Es ist nämlich unter den abergläubischen Chinesen der reicheren Klasse Sitte, in Krankheitsfällen sich mit solchen und ähnlichen kostbaren Medizinen zu beschenken. Ich bin übrigens geneigt, zu glauben, daß die der Cassia-Rinde zugeschriebenen Heilkräfte auf demselben Schwindel beruhen, welcher dem koreanischen und mongolischen Ginseng zu solch unglaublichen Preisen verhilft.

Die für die Gewinnung der eigentlichen Cassia-Lignea bestimmten Bäumchen werden, um gerade wachsen zu können, den Sommer hindurch gerodet, d. h. ihrer kleineren Aeste mit den ungemein saftigen Blättern bis zu einem gewissen Grade entkleidet. Dieselben wandern in mächtigen Bündeln ins Thal, wo sie in großen Schuppen gekocht werden. Aus dem so gewonnenen, aromatischen Saft wird vermöge eines höchst primitiven Distillir-Processes das geschätzte Cassia-Oel gewonnen. Da die Likin-Stationen auf dem Wege nach Canton auf dasselbe einen unerschwinglichen Zoll — neben demjenigen des kaiserlichen Zollamtes — erheben, wird das Oel in Zinngefäßen über die Berge nach Packhoi geschafft und von da über Macao nach Hongkong transportirt, anstatt auf dem ihm von der Natur bestimmten Wasserwege nach Canton zu gelangen. In Europa gebraucht man das Cassia-Oel bei der Herstellung von Parfümerien und Seifen und für allerlei Destillationszwecke.

Ich hielt mich während des ganzen Tages in jenen Bergen auf, welche, 100 bis 500 Fuß hoch, außer mit Cassia auch vielfach mit Lärchen und Fichten bewachsen sind. Das Thalland ist überall sorgfältig angebaut, die Bevölkerung freundlich und gesittig, wie man es nicht besser wünschen kann. Von dem Wasser eines rauschenden Bächleins getrieben, bemerkte ich auch zum ersten Mal in China einige Wassermühlen, je sechs Holzblöcke in Bewegung setzend, welche Reis aus der Hülse lösten. Der Boden zeigt überall die Spuren großer Fruchtbarkeit, welche aber außerordentlich mit den erbärmlichen Holz- und Lehmhütten kontrastirt, in denen die sorglosen Bauern leben. Ich kehrte bei einigen derselben ein, um mir den Prozeß des Pflanzens, Schneidens und Schälens von Cassia, sowie auch die Oelfabrikation ad oculos demonstriren zu lassen. Ich kaufte Exemplare aller bei der Cassia-Ernte benutzten Instrumente und nahm eine ganze Anzahl von jungen Cassia-Bäumchen mit, welche jetzt im S. & Co.'schen Garten in Canton stehen und bereits die ersten Sprößlinge schießen. Unter meinen Reliquien will ich besonders einige selbstgeschnittene Cassiastöcke erwähnen. Den schönsten derselben wandelte sich mir seitdem in einen wunderschönen Spazierstock mit reich geschnitztem Griff um.

Während meines Ganges durch die Cassia-Berge jagte ich einige Rebhühner auf. Dies war das erste und einzige Mal, daß ich jagdbare Thiere während meiner ganzen Reise sah — außer gelegentlich hoch über mich wegstreifender Enten. An diesem einzigen Tage hatte ich natürlich meine mich auf allen andern Ausflügen begleitende Jagdflinte zurückgelassen, weil ich eine gefährliche Expedition zu unternehmen geglaubt und nur eine schwere Winchester-Büchse mitgeschleppt hatte.

Wild ist überhaupt selten in Kwang-si, wenigstens in der Nähe des großen Stromes. Die Provinz ist aber reich an Tigern, von welchen jeden Sommer einige Exemplare nach Canton zum Verkauf kommen. Ein von einem hiesigen Thierfreunde großgezogenes, in Canton f. Z. lammfrommes und unter dem Namen „Turandot" bekanntes Tigerfräulein hat vor einigen Jahren in Begleitung seiner Milchbrüder, zweier chinesischer Pudelhunde, sogar seinen Weg bis nach dem zoologischen Garten der deutschen Hauptstadt gefunden. Leider fand ich während meiner Reise keine Gelegenheit, eines Tigers persönliche Bekanntschaft zu machen. Die Landbevölkerung wußte aber viel von dem nächtlich in die Gehöfte brechenden, Schweine und Hunde, zuweilen auch Kinder fortschleppenden Räuber zu erzählen. Die in Cassia- und anderen Dschunken gelegentlich nach Canton kommenden Tiger pflegen daselbst Tage lang umhergetragen und für ein sinnloses Geld den Europäern angeboten zu werden, bis sie endlich halbverhungert von chinesischen Apothekern gekauft werden. Letztere schlachten die Thiere und bereiten aus den Knochen und Sehnen derselben eine kostbare Medizin. Sie bezahlen häufig einen Dollar per Catty „brutto" für ein nicht allzu groß gewordenes junges Thier.

Ich unterließ bisher zu erwähnen, daß an diesem für mich speziell so interessanten Tage in Tai-wo Markt war. Schon früh am Morgen begegneten mir in langer Reihenfolge unzählige Menschen beiderlei Geschlechts, welche ihre Landesprodukte — Cassia, Holzkohle, Reis, Grundnußöl, auch glattes, schönes Rindvieh, fette Schweine, Hühner und Enten — in genannter Stadt verkaufen gingen, um entweder Kleiderstoffe und allerlei Fabrikate (auch europäische Manufakte, oder solche Landesprodukte einzutauschen, welche ihr eigener Bezirk gerade nicht hervorbrachte. Tai-wo liegt im Herzen einer außerordentlich fetten Gegend. Aus seinen Thoren führen nach allen Richtungen der Windrose auslaufend gutgehaltene Feldwege. Unter der Last ihrer in jener Gegend überall gebrauchten, ein entsetzliches Geräusch verursachenden Schiebkarren keuchen die Menschen in unabsehbarer Reihenfolge wieder ihren Dörfern und Gehöften zu, als ich mich spät am Nachmittag auf dem Rückwege Tai-wo wieder nähere. Auf Schritt und Tritt begegnen mir Männer, Frauen und Mädchen. Letztere zum schönen Geschlecht zu zählen, würde aber auch hier eine unverdiente Aufmerksamkeit sein. Eine fixe, adrette Bauerndirne habe ich nur ganz vereinzelt in Kwang-si gesehen, und ein Haideröslein „jung und morgenschön" hat mir nirgends am Wege geblüht. Trotz meiner Landeskleidung merkten mir die Dörfler natürlich sofort den Nicht-Chinesen an, sobald sie mich voll ins Gesicht faßten. Noch jetzt muß ich lächeln, wenn ich an all die verblüfften Gesichter denke, welche mir nachschauten, um über die merkwürdige Vision nachzudenken und ihre Ansicht auszutauschen. Uebrigens möchte ich hier erwähnen, daß im Gegensatze zu den lärmenden Schild-

bürgern Tai-wos, die beim Ausgraben der Grundnüsse beschäftigten Landleute ihre Arbeit nur selten verließen, um ihrem Erstaunen, mit dem in Cantons Nachbarschaft und in der Stadt selbst so wohlbekannten „Fanquailoh" Luft zu machen.

Die Stadt Tai-wo zur Rechten lassend, um dem Hasenfuß von Bürgermeister, welcher mir immerhin, wenn auch nicht nach meinem Geschmack, Gastfreundschaft gewährt hatte, nicht noch einmal Unannehmlichkeiten zu bereiten, erreichte ich gegen 6 Uhr Nachmittags nach 15 stündigem Marsch in der heißen Sonne mein unweit Molam vor Anker liegendes Boot.

Erzählungen der Suaheli-Neger in Zansibar.

Aus der Erinnerung aufgeschrieben von **Olga Toeppen**.

Durch einen mehrjährigen Aufenthalt in Zansibar hatte ich mir die Sprache der dortigen Eingeborenen — das Kisuaheli — so angeeignet, daß ich es vollständig verstand und fließend sprach. Es gewährte mir ein ganz besonders großes Vergnügen mich mit unseren Dienern in längere Gespräche einzulassen, und so tiefer in Geist und Wesen des Volkes einzudringen. Trotz ihrer einfachen Denk- und Sprechweise, wird man oft eine bewundernswerthe Logik in dem, was die Neger sagen, finden. — Später ließ ich mir Fabeln und Märchen von ihnen erzählen, deren einige ich hier wiedergebe. Ich habe mich bemüht, mich dabei möglichst wenig von ihrer einfachen Ausdrucksweise zu entfernen.

In den meisten Geschichten spielen Thiere die Hauptrollen, und unter diesen sind wieder der Haifisch und der Löwe die Helden, vielleicht weil sie die von den Negern am meisten gefürchteten Thiere sind.

I.

Die Geschichte vom Esel des Wäschers.

Es war einmal ein Affe, der Freundschaft mit einem Haifisch schloß. — Nahe einer Stadt war ein großer Baum, von der Art, welche man Affenbrotbaum nennt; derselbe wuchs an einem tiefen Wasser; die Hälfte seiner Zweige überschattete die Stadt, und die andere Hälfte reichte über das Wasser. Der Affe pflegte jeden Tag dorthin zu kommen, um von den Früchten des Baumes zu essen, während der Haifisch unter dem Baume im Wasser war; er pflegte zu dem Affen zu sagen: „Gieb mir etwas Futter, mein Freund", und dann warf der Affe ihm etwas hinunter. So ging es viele Tage und viele Monate, bis eines Tages der Haifisch zu dem Affen sagte: „Du hast mir immer viel Gutes gethan, ich möchte gerne, daß Du einmal mit mir in mein Heim kämest, damit ich Dir Deine Wohlthaten belohnen kann." Der Affe antwortete ihm: „Wie sollte ich dahin gelangen? Wir können nicht im Wasser gehen, wir Thiere vom Lande." Jener erwiderte: „Ich will Dich tragen, und kein Tropfen Wasser soll an Dich herankommen; komm laß uns gehen!" Der Affe willigte ein, setzte sich auf den Rücken des Fisches, und so traten sie die Reise an. Als sie die Hälfte des Weges hinter sich hatten, sagte der Hai: „Du bist mein Freund, ich will Dir nun die Wahrheit sagen." Der Affe: „Erzähle mir!" Der Hai hub an: „Dort, bei mir zu Hause, wo wir jetzt hingehen, ist unser Sultan sehr krank, und es ist uns gesagt worden, daß das einzige Heilmittel für ihn ein Affenherz sei!" Der Affe antwortete hierauf: „Du hast nicht wohlgethan, mir dies nicht gleich zu sagen." „Wie das?" entgegnete der Hai. Der Affe dachte nach und sagte zu sich selbst: „Mein Leben ist doch schon verspielt, ich will ihm jetzt eine Lüge sagen, vielleicht kann mich das noch retten."

Der Haifisch fragte ihn: „Warum bist Du so still geworden? Wirst Du nicht sprechen?" Der Affe entgegnete: „Ich habe Dir nichts zu erwidern, weil Du mir nicht gleich die Wahrheit sagtest, so daß ich mein Herz hätte mitbringen können!" Verwundert fragte der Hai: „Hast Du denn Dein Herz nicht hier?" Hierauf der Affe: „Weißt Du denn gar nichts von uns? Wenn wir ausgehen, lassen wir unsere Herzen in den Bäumen, und gehen nur mit den Körpern umher; aber Du wirst mir nicht glauben; Du wirst sagen ich fürchtete mich! laß uns also weiter, zu Deiner Heimath gehen, dort tödte mich, und Du wirst sehen, ob Du mein Herz finden kannst."

Der Haifisch glaubte dem Affen und bat: „Laß uns doch zurückkehren, damit Du Dein Herz holst." Der Affe sagte: „Damit bin ich nicht einverstanden, laß uns lieber nach Deinem Heim gehen." Doch jener fuhr fort: „Nein, nein, laß uns erst an den Baum zurückgehen, Dein Herz zu holen, damit wir dann weiter kommen." Der Affe überlegte: — ich thäte besser einzuwilligen, was die Rückkehr an den Baum betrifft, — was ich dann weiter thue — das weiß ich! — Sie gingen und kehrten zu dem Baume zurück; der Affe kletterte hinauf und sagte: „Warte hier auf mich, Haifisch, ich gehe um mein Herz zu holen, damit wir fort können." Er kletterte auf den Baum und setzte sich ganz still hin. Der Haifisch rief ihn — er blieb still. Jener rief wieder und sagte: „Laß uns nun gehen!" Der Affe antwortete ihm: „Wohin sollen wir gehen?" Der Hai: „Nach meinem Heim." Der Affe: „Bist Du verrückt?" Der Hai: „Wieso?" Der Affe: „Hälst Du mich denn für eines Wäschers Esel?" Der Hai: „Was ist's mit dem Esel des Wäschers?" Der Affe: „Das ist etwas ohne Herz und Ohren." Der Hai: „Wie ist die Sache mit dem Esel? Erzähle mir, mein Freund, damit ich weiß, was das heißt." Und jener erzählte: „Ein Wäscher hatte einmal einen Esel, den er sehr liebte. Einmal lief der Esel fort in den Wald und blieb dort viele Tage, bis der Wäscher ihn selbst vergaß; aber der Esel wurde sehr fett dort im Walde. Da kam ein Hase und sah den Esel, dem der Schaum vor dem Munde stand vom vielen Essen, und er sprach zu sich: „Dieses Thier ist fett!" und ging und erzählte es dem Löwen. Dieser aber erholte sich gerade von einer Krankheit und war sehr abgemagert. Der Hase sagte zu ihm: „Morgen werde ich Dir Fleisch bringen, damit Du essen kannst." Der Löwe war's zufrieden. Der Hase lief fort, ging in den Wald und fand den Esel, welcher ein weiblicher Esel war. Und er sagte zu der Eselin: „Man schickt mich, um Dir einen Heirathsantrag zu machen." „Von wem?" fragte sie, und der Hase sagte: „Von

dem Löwen". Die Eselin willigte ein, freute sich sehr und sprach: „Nun wohl! laß uns gehen!" Und sie gingen, bis sie bei dem Löwen ankamen. Dieser hieß sie näher treten. Sie setzten sich. Der Hase gab dem Löwen einen Wink, indem er ihm sagte: „Das ist Fleisch für Dich — ich gehe nun fort", und zum Esel sagte er: „Ich gehe, nach dem Rechten zu sehen, bleibe Du hier bei Deinem Manne." Kaum war er fort, so stürzte der Löwe sich auf die Eselin, um sie zu zerreißen; es entstand ein harter Kampf. Die Eselin schlug den Löwen mit den Hufen, und jener verletzte den Esel mit seinen Krallen. Der Esel warf den Löwen zu Boden, lief davon, und ging in seinen Wald zurück. Der Hase kam nun und sagte: „Nun Löwe, hat's geschmeckt?" Der Löwe antwortete: „Ich habe den Esel nicht, weil ich zu kraftlos bin; er schlug mich mit den Hufen und ging davon, obgleich ich ihm viele Wunden beigebracht habe." Der Hase tröstete den Löwen: „Beruhige Dich!" Sie verhielten sich nun viele Tage ruhig, bis die Eselin von ihren Wunden genesen, und der Löwe zu Kräften gekommen war. Dann ging der Hase zum Löwen und sprach: „Was meinst Du, soll ich Dir jetzt das Fleisch bringen?" Der Löwe antwortete: „Ja, bringe es, ich werde es in zwei Stücke reißen." Der Hase ging in den Wald, wo ihn der Esel willkommen hieß und ihn nach seinem Befinden fragte. Statt aller Antwort sagte der Hase: „Dein Bräutigam wartet auf Dich." Die Eselin sprach: „Neulich, als Du mich hingeführt hast, hat er mich sehr gekratzt, jetzt habe ich Angst." Der Hase sagte: „O, das ist nichts, das ist so seine Art der Unterhaltung." „Gut, denn laß uns gehen!" Sie gingen, bis sie ankamen. Kaum sah der Löwe sie kommen, als er auf die Eselin los sprang und sie in Stücke riß. Nun sagte er zum Hasen: „Nimm dies Fleisch und brate es, aber ich will nichts davon außer der Eselin Herz und Ohren. Der Hase bedankte sich, ging und briet das Fleisch, wo der Löwe ihn nicht sehen konnte. Und er nahm das Herz und die Ohren und aß selbst davon, bis er satt war; und den Rest versteckte er und bewahrte ihn für sich auf. Der Löwe kam und sagte: „Gieb mir nun das Herz und die Ohren." Der Hase fragte: „Wo sind sie?" „Was meinst Du damit", sagte der Löwe, „solltest Du sie nicht für mich braten?" Der Hase antwortete hierauf: „Dies war eines Wäscher's Esel, wußtest Du das denn nicht?" „Was hat denn das für eine Bewandtniß, daß der kein Herz und keine Ohren hat"? fragte der Löwe. Der Hase erwiderte: „Du Löwe, bist eine erwachsene Person, und das ist Dir noch nicht klar? Wenn dies Thier Herz und Ohren hätte, wäre es zum zweiten mal hergekommen? Das erste mal als es herkam, sah es, daß es getödtet werden sollte, und lief fort; und doch kam es zum zweiten male. Nun, wenn es ein Herz hätte, würde es gekommen sein?" Der Löwe sagte: „Es ist Wahrheit in Deiner Rede."

So erzählte der Affe dem Haifisch, und fuhr dann fort: „Und Du willst einen Wäscher's Esel aus mir machen? Geh heim und glaube nicht, daß Du mich wieder fängst; unsere Freundschaft ist zu Ende; lebe wohl!"

II.

Der Betrüger und der Hamali [1])

Es war einmal ein Mann, der es liebte, viele Sachen einzukaufen und dann den Betrag dafür schuldig zu bleiben; besonders betrog er immer die armen Hamali, welche ihm die Lasten nach Hause trugen.

[1]) Hamali = Lastträger.

Eines Tages kaufte er eine Kiste Gläser und suchte nach einem Mann, der ihm dieselbe tragen sollte; als er einen gefunden hatte, sagte er zu ihm: „Was willst Du lieber, daß ich Dir Deinen Lohn auszahle, oder daß ich Dir drei Worte sage, die Dir in der Welt von Nutzen sein werden?" Jener, der des Reichen Schliche kannte, antwortete: „Geld bekomme ich alle Tage, ich will Dir die Kiste für die Worte tragen, die Du mir sagen willst." Er lud die Kiste auf seinen Rücken, und sie machten sich auf den Weg. Als sie ein Drittheil der Strecke gemacht hatten, sagte der Hamali: „Diese Kiste ist sehr schwer, Herr, zu schwer für mich; sage mir eins Deiner Weisheits-Worte, daß ich Kraft zum Weitergehen bekomme."

Der Herr sprach: „Wenn einer zu Dir sagt, daß Sklaverei besser sei als Freiheit, so glaube ihm nicht."

Der Träger sah ihn scharf an; er wußte: der Eigenthümer dieser Kiste ist ein Betrüger, aber es ist besser, ich warte, bis wir angekommen sein werden. Und sie gingen weiter. Als sie das zweite Drittel des Weges zurückgelegt hatten, bat der Hamali: „Nun sage mir Dein zweites Wort!"

Jener sprach: „Wenn Jemand Dir sagt, daß Armuth besser sei als Reichthum, dann glaube ihm nicht!"

Sie gingen weiter, bis sie am Hause anlangten. Der Sklave sagte: „Nun, Herr, laß mich das dritte Wort hören!" Der Reiche, welcher merkte, das der Hamali etwas im Sinne hatte, sprach: „Setze erst die Last nieder." Der Träger antwortete: „Jene zwei Worte gefielen mir so gut, sage mir das dritte, vielleicht daß es mir Kraft zum Niedersetzen meiner schweren Kiste giebt."

Der Herr sprach: „Nun wohl! Wenn einer Dir sagt, daß Hunger leiden besser sei, als satt sein, dann glaube ihm nicht."

Jener rief: „Geh' weg, Herr, ich will meine Last herunter setzen." Er hob die Kiste hoch über den Kopf und ließ sie fallen. Der Besitzer derselben schrie laut: „Oh! oh! Du hast meine Kiste und alles was darin ist, zerbrochen!"

Jener sagte: „Und wenn Dir einer sagt, daß in der Kiste ein einziges unzerbrochenes Stück sei, dann glaube Du ihm auch nicht!"

Anmerkung: Die Hamali, deren es etwa 250 in Zansibar giebt, sind Sklaven im wahren Sinne des Wortes. Sie sind des Sultans Eigenthum, stehen unter Aufsicht arabischer Beamter, müssen von Sonnenauf- bis Sonnenuntergang hart arbeiten und sich dabei von wenigen „peossa" (kleinen Kupfermünzen im Werthe von 2½ Pfennig) ernähren. Sie werden von den indischen Kaufleuten, für die sie ja hauptsächlich arbeiten, da der größte Theil des Handels in ihren Händen liegt, meist sehr rauh behandelt, und man kann sich vorstellen, daß ihre Liebe für die Arbeitgeber nicht sehr groß ist. So ist es wohl sehr leicht möglich, daß obige kleine Geschichte sich wörtlich so ereignet, und sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbt hat.

III.

Der Tabak.

Als der Tabak in die Welt kam, sahen ihn kluge Männer und rochen ihn; die weisen Männer, welche nach diesen kamen, sahen ihn und nahmen und rauchten ihn. Aber als die Narren von Pemba [1]) ihn sahen, dachten sie, es sei etwas zum Essen, nahmen und aßen ihn.

[1]) Pemba ist eine zum Sultanat Zansibar gehörige kleine Insel, die zwischen dem 4. und 5. Grad südlicher Breite liegt.

Kürzere Mittheilungen.

Aus Südafrika.

Vor der Handelskammer zu London verlas am 14. Mai dieses Jahres John Mackenzie einen Vortrag, der sich mit den Zuständen und der politischen Lage in Britisch-Südafrika beschäftigt. Das Schriftstück bietet auch für Nichtengländer so viel Bemerkenswerthes, daß wir uns einen kurzen Hinweis darauf nicht versagen können. Der Vortrag geht von der Krisis in den Jahren 1882 und 1883 aus, wo es um die Ordnung und Eintracht in Englands südafrikanischen Kolonien schlimm genug aussah und ein fester Griff nöthig wurde, den Besitz zusammenzuhalten. Trotzdem bestehen noch immer mancherlei große und schwere Mißstände fort; namentlich fehlt es den Ländern südlich vom Zambesi an einem kräftigen Regimente, das auch erfüllt, was es verspricht. Die Sachlage wird klar aus einer Uebersicht, die Redner von den einzelnen Theilen Anglo-Afrikas entwirft. Die Kapkolonie steht voran. So bereitwillig Herr Mackenzie dieser die Möglichkeit einer „Selbstverwaltung" zuerkennt, so ernstlich und eifrig räth er davon ab, nun gleich auch alle übrigen Gebiete mit jenem Rechte zu beglücken. In Natal scheinen bei den Reichthümern des Bodens und den weitgehenden Handelsbeziehungen die Verhältnisse schnell einer blühenden Zukunft entgegenzureifen. Die Entwickelung des Oranje-Freistaates hängt von der Stellung der Bevölkerung und ihrer Führer zu England ab, während sich Transvaal zur Zeit noch sehr spröde benimmt. Die Boers, deren gerechte Klagen in England vor Thron und Volk ungehört verhallt sind, liegen jetzt festgebannt im englischen Netze, zumal England sie noch von dem freien Verkehre mit dem Inneren abgesperrt hat. — Das Trans-Kei-Gebiet oder der Südzipfel Kaffrarias ist jüngst zur Kapkolonie geschlagen, wohingegen Pondo-Land mehr oder weniger unter direkter Verwaltung des britischen Reiches steht. Nach den Auslassungen des Redners soll im Pondo-Lande deutscher Einfluß thätig wirken, doch erfahren wir nicht, zu welchem Zwecke. Für Swasi-Land wird die schleunige Erklärung des englischen Protektorats beantragt, wie solches seit December vorigen Jahres über das Amatonga-Land (Siehe „Globus", Bd. 53, S. 334 f.[1]) bereits verhängt ist, und gleiche Wünsche hegt Herr Mackenzie bezüglich des Betschuana-Landes und der Gebiete nördlich vom Limpopo. Sehr wichtig scheint ihm ferner der Ausbau des schon bestehenden Schienennetzes, wichtiger aber noch ein gründliches Studium von Land und Leuten in Südafrika, etwa in der Weise und in dem Umfange, wie es britischerseits in Ostindien geschehen ist. Der Regierung aber wird unverhüllt ein rasches Zugreifen empfohlen, damit ja nicht jemand anders ein Bröcklein vorwegnehme. Sehr besorgnißerregend findet Herr Mackenzie namentlich die Versuche der Boers, das Swasi-Land mit Transvaal zu vereinigen. Redner sieht im Geiste schon die Erfolge seiner Politik voraus, d. h. wenn sie zur Annahme und Ausführung kommt, deren Ziel eine einige und loyale „Dominion of Austral-Africa" vom Kap bis zum Zambesi unter der Flagge Groß-Britanniens sein wird! — Was sagen nun Englands Nachbarn in Süd-Afrika zu diesen Zukunftsplänen?

H. S.

[1]) Wir bitten, daselbst zwei Druckfehler zu berichtigen; erstlich muß es statt Loope überall Coope heißen, und zum andern werden S. 335 linke Spalte: die Libombos nicht in „mächtiger" sondern in „mäßiger" Steigung erreicht.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die sachverständigen Gutachten, welche über die kritische Lage der Teplitzer Quellen abgegeben worden sind, stellen den Zusammenhang derselben mit dem Dux-Ossegger Kohlenbergbau außer allem Zweifel. Oberbergrath Professor Dr. Waagen in Prag stellt in seinem Gutachten die Alternative: entweder die Teplitzer Quellen aufzulassen, oder den Betrieb der Kohlenwerke im Porphyrgebiete einzustellen, und er bezeichnet das letztere als das richtigere. Während die Thermen schon 1100 Jahre lang ihr segenspendendes Wasser geliefert haben, und die Existenz einer blühenden Stadt bedingen, seien die Bergwerke erst seit zwei Jahrzehnten im Betriebe, und voraussichtlich werde ihr Abbau auch nur noch zwei weitere Jahrzehnte dauern. Dann werde nur ein Feld der Verwüstung übrig bleiben, und die berühmten Quellen werden verschwunden sein. Falls man die Bergwerke auflasse, so sei Aussicht vorhanden, daß die Quellen noch Jahrhunderte hindurch fließen.

— Nach der „Russischen Revue" (XVII, p. 109) gehören die Kohlenlager im Donez-Becken zu den reichsten der Welt. Bis in die sechziger Jahre war die Produktion derselben geringfügig, seit der Herstellung der Eisenbahnen nach Asow und Rostow steigerte sie sich aber gewaltig, und jetzt beträgt sie jährlich etwa 85 Mill. Pud (ca. 28 Mill. Ctr.). Eine Schwierigkeit der Weiterentwickelung liegt namentlich in der periodischen Unwegsamkeit der „Schwarzerde", durch die die Anlage von zahlreicheren Sekundärbahnen dringend geboten erscheint. Außerdem lassen die Hafenverhältnisse in Taganrog mancherlei zu wünschen übrig. Der hohe Zoll auf englische Kohlen hat infolgedessen nichts zur Hebung der Produktion beigetragen.

Asien.

— Dem französischen Vicekonsul Pavie ist es zweimal gelungen, von Luang-Prabang und dem Laos-Lande nach Tongking vorzudringen, trotz der Unsicherheit, die während der letzten Jahre daselbst geherrscht hat. Das erste Mal ging er den Nam-hu, einen Nebenfluß des Mekhong, aufwärts und erreichte auf diese Weise die von französischen Truppen besetzte Stadt Chan, das zweite Mal wandte er sich direkt

nach Osten und gelangte über Muong-Son und Muong-Het nach Hanoi. Die zweite Reise wurde am 6. April angetreten und am 14. Mai beendet, nahm also nicht viel mehr als 5 Wochen in Anspruch (Vergl. „Compte rendu“ der Pariser Geogr. Ges., 1888, p. 282).

Afrika.

— Emin-Pascha hat unter dem Datum des 25. und 31. Oktober und 2. November einen Brief an Dr. Felkin in Edinburgh gesandt, nach dem Stanley noch immer vergebens in Wadelai erwartet wurde. Die Beziehungen Emin's zu den benachbarten Negerkönigen — besonders zu Kabrega von Unyoro — ließen mancherlei zu wünschen übrig, und die Verbindung mit der Küste war deshalb ziemlich schwierig. Nur die kleinen Häuptlinge seiner nächsten Nachbarschaft, unter denen der Bari-Häuptling Beso der namhafteste ist, verhielten sich freundlich. Während er den Brief schrieb, begab sich Emin-Pascha von Wadelai nach Kibiro, am Ostufer des Albert-Nyanza. Von dort wollte er sich aber wieder nach Msoa, am Westufer des Sees, begeben und seinen Dampfer nach Wadelai zurück schicken, während er selbst eine Reise nach Walendu zu unternehmen im Begriffe war.

— Im nördlichen Marokko ist H. de la Martinière im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums eifrig mit archäologischen Forschungen beschäftigt. Einem Berichte an die Pariser Geographische Gesellschaft zufolge hat der Reisende in der Umgebung von Tanger eine ganze Reihe von römischen Mauerresten entdeckt. Nach Mitte April gedachte er Mekines zu erreichen.

— Kaum von seiner Reise in dem Mashuna-Lande zurückgekehrt (Vergl. „Globus“, Bd. 54, S. 30), ist F. C. Selous von Neuem aufgebrochen, um zunächst nach der Mündung des Tschobe in den Zambesi vorzudringen, und dann die Länder im Norden des oberen Zambesi zu durchstreifen.

— Camille Douls, von dessen Abenteuern wir kürzlich ausführlich berichtet haben, beabsichtigt eine neue Reise nach der Sahara zu unternehmen. Er hofft, daß ihm der Pariser Municipalrath eine Unterstützung zu Theil werden lassen wird.

Nordamerika.

— W. S. Green und H. Swanzy sind im Auftrage der Londoner Geographischen Gesellschaft nach Nordamerika abgereist, um die vergletscherte Partie der Selkirk-Kette einer Untersuchung zu unterwerfen. Die Direktion der kanadischen Pacificbahn hat den beiden Herren ihre Unterstützung zugesichert. Nebenbei gedenken dieselben sich auch über die Fischerei-Verhältnisse des nordwestlichen Nordamerika zu unterrichten.

Südamerika.

— Nach einer Mittheilung H. A. Coudreau's an den französischen Unterrichtsminister war der Reisende am Neujahrstage 1888 glücklich an den Quellen des Maroni angekommen, nachdem er vorher die Quellen des Itany besucht hatte. Das Kartenbild erfährt durch seine Beobachtungen insofern eine Veränderung, als die Quellen des Itany um einen halben Grad weiter westlich zu verlegen sind, und die Quellen des Maroni um den gleichen Betrag weiter südwestlich. Die Höhe des Tumac-Humac-Gebirges beträgt in der betreffenden Gegend 600 bis 800 m, ist also auch beträchtlicher, als man bisher angenommen hat, und das Plateau in seiner Umgebung erhebt sich etwa 300 m über den Meeresspiegel. Das Klima von Ober-Guyana bezeichnet der Reisende als gesund und angenehm; die mittlere Temperatur beträgt 24° C., die Maximaltemperatur im allgemeinen 30°, und die Feuchtigkeit ist viel geringer als in den Küstenstrichen. Trotz der großen Strapazen und Entbehrungen, denen seine Expedition ausgesetzt war, fühlte sich Coudreau nicht einen einzigen Tag unwohl. Die Roucuyenne-Indianer, die die Gegend bewohnen, und deren Zahl sich auf etwa 4000 beläuft, treiben etwas Ackerbau und sind sehr friedliebend. — Es wäre demnach wohl möglich, daß die Coudreau'sche Expedition für die Entwickelung des französischen Guyana eine höhere Bedeutung erlangen könnte. (Vergl. „Compte rendu“ der Pariser Geogr. Gesellschaft 1888, S. 292.)

— Die Reise des Oberst Labre nach Bolivia (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 95) hat die Aufmerksamkeit der Welt wieder in einem höheren Grade auf den gewaltigen Madeira-Strom und seine Bedeutung als Wasserweg gelenkt. Der etwa 1500 km lange Lauf des Stromes ist nicht nur unterhalb der Fälle von San Antonio, sondern auch oberhalb derselben auf einer großen Strecke vorzüglich schiffbar, und ebenso sind es auch seine Quell- und Nebenflüsse (der Guapore, der Mamore, der Madre de Dios, der Beni, der Aquiri etc.), so daß sich die Gesammtlänge der natürlichen Wasserwege oberhalb San Antonio auf 6000 bis 7000 km schätzen läßt. Die Länge der schnellenreichen Strecke, die als absolut unschiffbar gelten muß, beträgt aber nicht weniger als 300 km. Die schlimmste Stelle heißt ganz bezeichnend „Höllen-Kessel“ („Caldeirão do Inferno“). Eine andere schlechte Eigenschaft des Madeira spricht sich schon in seinem Namen aus, der so viel bedeutet als „Holz-Strom“ — von der ungeheuren Zahl schwimmender Baumstämme, die auf ihm abwärts treiben, und die sich zuweilen zu förmlichen natürlichen Flößen zusammenschließen. Namentlich kleinere Schiffe schweben dadurch in beständiger Gefahr. Die Stämme kommen zumeist aus den Urwäldern am Beni und Madre de Dios.

— Der Eifer, mit dem die Chilenen ihre Eisenbahnverbindungen mit Bolivia zu vervollkommnen streben, äußert seine Rückwirkungen auch auf die Brasilianer, und diese diskutiren in Folge dessen heute eifriger als je das Projekt einer Madeira-Mamoré-Bahn. Die Vorstudien dazu hat die brasilische Regierung bereits früher machen lassen, die Ausführung scheiterte aber an den finanziellen Schwierigkeiten. Abgesehen von der zweifelhaften Rentabilität, bei der man zunächst nur mit den Produkten der bolivianischen Silberminen und der brasilianischen Urwälder rechnen kann, verursacht natürlich der Mangel an Arbeitern große Bedenken. Die Baumaterialien wären auf den natürlichen Wasserstraßen verhältnißmäßig leicht an Ort und Stelle zu bringen.

Allgemeines.

— Auf der im nächsten Jahre stattfindenden Pariser Weltausstellung soll unter anderem geographischen Material auch ein ungeheurer Riesenglobus ausgestellt werden, der ungefähr 13 m im Durchmesser hat. Die terrestrischen Raumverhältnisse sollen daran nach verschiedenen Richtungen hin zu klarer und richtiger Anschauung kommen. Beispielsweise wird die Stadt Paris darauf nicht ganz einen Quadratcentimeter einnehmen. Die sorgfältige Ausführung vorausgesetzt, würde der Riesenglobus ein prächtiges Seitenstück zu dem bekannten Lingg'schen Erdprofil abgeben (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 128). Als die Verfertiger werden die Herren T. Villard und C. Cotard genannt.

— Als Seitenstück zu der von uns erwähnten Schnellfahrt des „Athenian“ (S. „Globus“, Bd. 53, S. 224) haben wir diejenige des Cunard-Dampfers „Etruria“ zwischen Liverpool und New York zu verzeichnen. Dieselbe

nahm von Roches Point nach Sandy Hook Bar nur 6 Tage, 1 Stunde 47 Minuten in Anspruch, und hat als die schnellste Oceanfahrt zu gelten, die man kennt. Dabei ist auch noch zu beachten, daß der Dampfer sich streckenweise wegen Nebel nur unter Halb-Dampf bewegen konnte.

— In den „Annales des sciences politiques“ unterwirft L. Delavaud die deutsche Kolonialpolitik einer kritischen Prüfung. Er glaubt, daß Deutschland sich mit seinen Errungenschaften nicht zufrieden geben, sondern dieselben auf Kosten anderer Kolonialmächte, und insbesondere auf Kosten Frankreichs auszudehnen streben werde. Namentlich sei in Marokko, in Syrien und Kleinasien, und in China und Japan viel von Deutschland zu fürchten. Der deutsche Einfluß sei dort im Wachsen, der französische dagegen im Schwinden.

— Die Londoner Geographische Gesellschaft zählt ihrem neuesten Jahresberichte zufolge nicht weniger als 3391 Mitglieder, und ihre jährliche Einnahme beträgt reichlich 8000 Pfd. St. (circa 160 000 Mark).

Bücherschau.

— Prof. Dr. Albrecht Penck, Die Bildung der Durchbruchthäler. Wien 1888. Selbstverlag des Vereins zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse. — Diese kleine Schrift behandelt in sehr lichtvoller und umfassender Weise eine der wichtigsten und schwierigsten Fragen der physikalischen Geographie. Das Resultat, zu dem der Verfasser durch die kritische Prüfung der einschlägigen deutschen, englischen und amerikanischen Literatur gelangt, ist im wesentlichen dieses: 1) „Die Neigung der Flüsse, ihr Bett inne zu behalten, wenn sie einmal im Einschneiden begriffen sind, führt auf den verschiedensten Wegen zur Bildung von Durchbruchthälern. — Schichten werden aufgewölbt, vom Firste rinnen die Gewässer abwärts und graben sich Furchen ein. Allmählich wird das Gewölbe abgetragen, und die Denudation präparirt seine einzelnen Bausteine je nach ihrer Widerstandsfähigkeit heraus, aber unbekümmert hierum bleibt der Lauf der Flüsse bestehen, sie schneiden quer durch aufragende escarpements hindurch“. So z. B. der Donau-Durchbruch durch den Jura. — 2) „In anderen Fällen fließt ein Strom auf einer Ebene dahin, er beginnt einzuschneiden und legt dort ein Thal fest, wo sich zufällig sein Lauf befand. Allmählich wird seine Umgebung denudirt, die weichen Gesteine werden fortgewaschen, und die harten bleiben stehen; dabei zeigt sich, daß der Fluß gerade neben weichen Gesteinen sein Bett in härtere eingeschnitten hat. Die Denudation räumt neben seinem Thale eine breite Furche aus, so daß man sich nun verwundert fragt, wie es kommt, daß der Fluß gerade neben einer scheinbar ihm sehr zusagenden Senke dahinfließt. Allein dieselbe ist jünger als der Fluß und sein Thal.“ So z. B. die mittleren Donau-Durchbrüche zwischen Ulm und Krems. — 3) „Endlich aber behält der Fluß seinen Lauf fest dort, wo eine Schwelle sich quer über sein Bett erhebt. Er schneidet sein Bett ein in dem Maße, als sich die Umgebung hebt, und schließlich sieht man sein früheres Bett hoch über dem heutigen, wie längs des Rheines zwischen Bingen und Bonn. Aber nie floß der Fluß da oben, er floß immer unten im Thale, aber seine Ufer rückten in die Höhe.“ So außer dem Rheinthale unterhalb Bingen namentlich auch das Elbthal der Sächsischen Schweiz und das Eiserne Thor der Donau. — 4) „Es erhöht ein Fluß sein Bett (durch Schuttaufhäufung) so lange, bis er über eine niedrige Wasserscheide quer durch ein Gebirge abfließen kann.“ So wahrscheinlich der Rhein-Durchbruch zwischen Schaffhausen und Basel. — 5) „Endlich aber knüpfen sich Durchbruchthäler an Seen. Ueberall, wo Wasser an einem glitzernden Spiegel aufgedämmt ist, sucht es seinen Abfluß einzuschneiden, sucht es seine Umwallung am niedrigsten Punkte derselben zu durchbrechen.“ So die Durchbruchsthäler, welche von den großen noch bestehenden oder erloschenen Seen des deutschen Alpenvorlandes ausgehen, sowie die Durchbruchsthäler mancher afrikanischer Ströme.

— Iwan von Tschudi, Der Tourist in der Schweiz. Zürich 1888. Orell Füßli u. Comp. — Es ist dies ein Reisetaschenbuch, das sich von anderen seiner Art in sehr vortheilhafter Weise dadurch unterscheidet, daß die praktischen Angaben und Fingerzeige, die es giebt, in einem hohen Grade durchgeistigt erscheinen, und daß ihm in Folge dessen nicht im geringsten der Vorwurf der Trockenheit und Dürre gemacht werden kann. Mit Gebirgspanoramen, Stadtplänen und Karten aufs reichste ausgestattet, behandelt es außer der Schweiz zugleich auch einen beträchtlichen Theil Norditaliens. Der Umstand, daß es in der dreißigsten Auflage vorliegt, beweist uns auch, daß es sich zahlreiche Freunde erworben hat. — Ein unentbehrliches Supplement des Buches bilden die „Achtzig Touristen-Karten für Schweizer-Reisen“, die der Handlichkeit wegen separat erschienen sind; und ebenso auch desselben Verfassers „Praktische Reiseregeln“, dem 50 Routenkarten beigegeben sind.

— Dr. M. Höfler, Volksmedizin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit. Mit einem Vorwort von Friedrich von Hellwald. München, Stahl 1888. 8°. 243 S. Das reiche Gebiet der Volksmedizin hat bis jetzt noch bei weitem nicht die Beachtung gefunden, welche ihm als einer der interessantesten Abtheilungen der Folk-lore zukommt. Freilich bietet das Sammeln des nöthigen Materials ganz ungewöhnliche Schwierigkeiten; nur ein Landarzt, der durch langen Aufenthalt ganz mit seinem Bezirke verwachsen ist und sich das unbedingte Zutrauen der Bevölkerung erworben hat, kann mit Erfolg solche Ueberlieferungen sammeln; auch er kann nur in abgelegeneren Gebirgsgebieten noch auf reiche und unverfälschte Ausbeute rechnen; und wo sind die Gebirgsärzte, denen, von der Fähigkeit ganz abgesehen, im Ringen um den täglichen Erwerb dazu die Zeit bleibt? Der Verfasser ist einer von diesen Glücklichen und sein Buch verdient wohl die empfehlende Vorrede, welche ihm Friedrich von Hellwald mit auf den Weg gegeben. Mit Bienenfleiß hat er eine Unmasse von Thatsachen nicht nur zusammengetragen, sondern auch gesichtet und übersichtlich geordnet. Er hat freilich in den Alpen ein ungewöhnlich reiches Feld zur Benutzung gehabt, auf dem sich gar mancher altheidnische Zug in voller Reinheit erhalten hat; aber auch aus unseren Mittelgebirgen sind diese noch lange nicht ganz verschwunden, und es wäre sehr zu wünschen, daß recht viele Kollegen des Verfassers sein Buch studiren und durch einschlägige Mittheilungen aus ihrem Bezirke ergänzen möchten. Ko.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIV.



№ 5.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Die Färöer.

Von Dr. H. Schunke.

II.

(Mit sechs Abbildungen.)

Die Färöer wurden im 9. Jahrhundert durch skandinavische Seefahrer besiedelt und leisteten als Stützpunkt zu weiteren Entdeckungsreisen, als Schlupfwinkel bei Raubzügen, oder als Speicher für Nahrung und Güter vortreffliche Dienste. Mancher berühmte Seefahrer — wir nennen nur Christoph Kolumbus (1467) — hat im Laufe der Jahrhunderte seinen Fuß auf den felsigen Boden der Färöer gesetzt. In jenen Zeiten, wo der Verkehr zwischen den nordischen Ländern sowie nach Island und Grönland bedeutungsvoller als heutzutage, und wo manche nordische Insel in gewissem Sinne ein wichtiger Kulturherd war, mag auch die Bedeutung der Färöer eine höhere gewesen sein als in der Jetztzeit. In unserem Jahrhundert haben sie die Schicksale ihres Mutterlandes Dänemark getheilt; sie sind zu Anfang von den Engländern besetzt, ihrer Werthlosigkeit halber aber bald wieder aufgegeben worden, und als 1814 im Kieler Frieden Dänemark Norwegen an Schweden abtreten mußte, behielt es sich das Besitzrecht über Grönland, Island und die Färöer vor. Heutzutage ist auf den Färöer alles dänisch, und nur einige Anklänge an das Altnordische sowie an die isländische und schottische Mundart deuten auf die früheren und heutigen nachbarlichen Beziehungen hin.

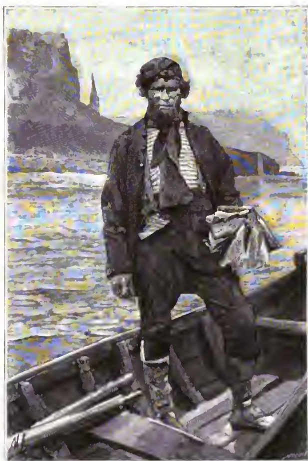
Man sieht dem Färinger auf den ersten Blick seine germanische Herkunft an. Er ist, wie die alten Wikinge, groß und stark von Körperbau, trägt blondes Haar und rothen Bart; in seinem Antlitz wohnt ein Zug von Kälte und Schwermuth; er ist schweigsam und ernst, wie die Natur der Felsen, die er bewohnt. Seine Kleidung zeigt nichts Auffälliges; er trägt eine kurze schwarze Tuchjacke, die mit großen Knöpfen geschmückt ist, kurze Beinkleider, und lange, bis an die Knie reichende, wollene Strümpfe, über welche, sobald es auf die See geht, die großen Fischerstiefeln aus Seehunds- oder Ochsenfell gezogen werden. Als Kopfbedeckung tragen die Männer eine braune wollene Kappe mit rothem Streifen. (S. Abbildung 1 und 2.) Die färingischen Frauen ähneln einander alle: alle haben dasselbe eirunde Gesicht, eine lange Nase mit breiten Flügeln, blaue Augen, eine gebräunte Haut, eine untersetzte Körpergestalt und sind in ihrem Wesen mehr nachdenklich und träge als feurig und lebhaft. Sie tragen keinerlei Kopfputz, sondern lassen ihre schönen aschgrauen Haare in zwei Zöpfen herabhängen. Gerühmt wird der fromme religiöse Sinn der Insulaner, sowie die große Sittenreinheit, die trotz des bedenklich nahen Zusammenlebens der Dienstboten bewahrt wird, und das friedliche, gesetzmäßige Verhalten; Körperverletzungen gehören zu den größten Seltenheiten und niemand erinnert sich einer Mordthat.

Die Hauptnahrungsquellen der Färinger sind die Schafzucht, der Fischfang und das Einsammeln von Vogelfedern



Hammelschlachten.

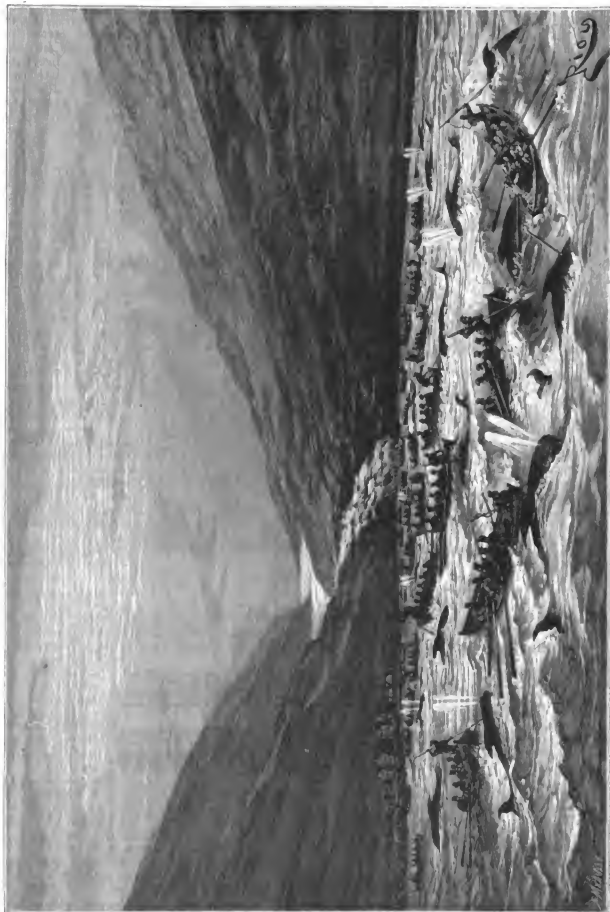
und Eiern. Schon die ersten Entdecker sollen auf den Inseln große Schafheerden angetroffen haben, und heute mögen mehr als 200 000 Stück auf denselben leben. Dieselben machen, nebst den Erträgnissen des Fischfanges, den ganzen Reichthum der Bewohner aus. Was für den Eskimo der Hund, für den Lappen das Ren, für den Grönländer der Seehund, für den Südamerikaner das Lama ist, das ist für den Färinger das Schaf. Die armen Thiere sind fast völlig verwildert und leben Sommer wie Winter in den Gebirgen ohne Stall und ohne ein schützendes Dach. Bei der Spärlichkeit der Pflanzenwelt ist die Nahrung oft recht knapp; im Winter suchen sie mühsam unter der harten Schneedecke ihr kärgliches Futter, das sie leider nicht immer erreichen können. Hält das Frostwetter länger an, als Dezember und Januar, so gehen viele zu Grunde, sie verhungern, und oft findet man ihren Magen angefüllt mit Wolle, die sie sich abgezupft und verschlungen haben. Dazu ist der Winter nicht ihr einziger Feind; im Frühjahre richtet der große Seerabe unter den Lämmern große Verwüstungen an, so daß die Regierung früher die Vertilgung einer Anzahl dieser Raubvögel jedem Färinger zur Pflicht machte. Wie viele Schafe alljährlich zu Grunde gehen, beweisen die überall auf den Weideflächen zerstreut umherliegenden Knochenreste nur zu deutlich. Im Juni begiebt sich der färingische Heerdenbesitzer, unterstützt von seinen Dienstleuten und den eigens zu diesem Zwecke abgerichteten Hunden, auf die Suche nach den ihm gehörigen Schafen, die er an dem Zeichen wieder erkennt, welches er ihnen im verflossenen Jahre aufgedrückt hatte. Hat er eine genügende Zahl zusammen gebracht, so wird auf einer Art Anger die Schafschur vorgenommen. Man bedient sich dazu aber nicht, wie bei uns, der Scheere, sondern zupft einfach die Wolle mit den Händen los. Man hat dieses Verfahren vielfach als eine Barbarei verurtheilt, allein es ist für die Thiere keineswegs so schmerzhaft, als man annimmt; die Wolle würde schon von selbst abfallen, oder als lästiger Wärmeschutz von den Thieren an den Felsenwänden abgerieben werden, wenn man sie nicht davon befreite. Das Abzupfen der Wolle ist auch zweckmäßiger als die glatte Schur, weil dadurch das Thier in dem immerhin kühlen Klima besser gegen die schroffen Gegensätze in der Erwärmung geschützt ist. Die Wolle ist lang, fein und weich wie Seide. Sie wird theils im Lande selbst zu Tüchern, Kleidern und vor allem zu Strümpfen verwebt, theils ausgeführt.


Färöer-Insulaner.

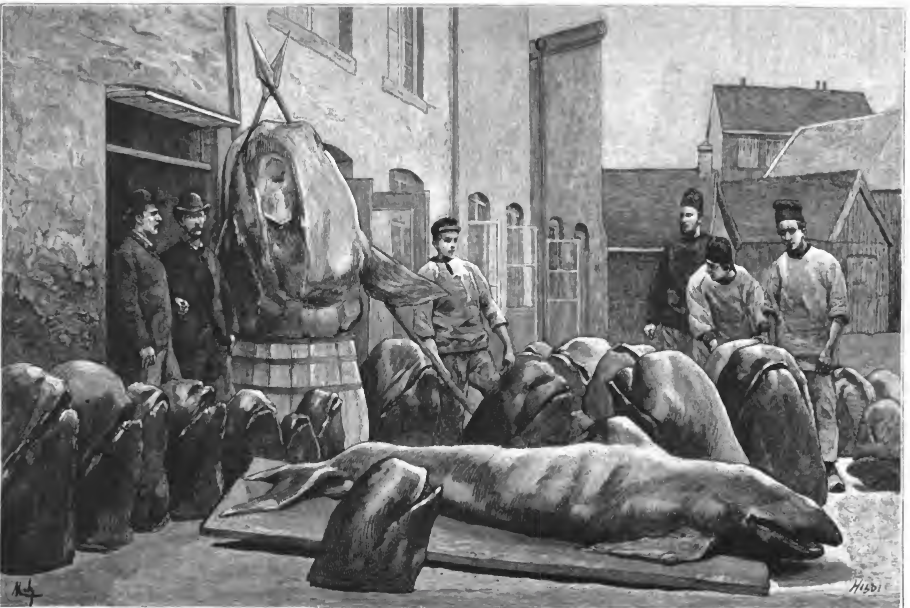
Eine große Anzahl der Schafe — 40 000 bis 50 000 Stück — wird jährlich geschlachtet; und das Fleisch, das Fett, die Eingeweide, die Felle, kurz Alles findet Verwendung. Ein großer Theil des Fleisches bleibt im Lande und ist ein Hauptnahrungsmittel der Bewohner. Dasselbe wird im Herbst in einer besonderen Trockenhütte — dem Kiadl — aufgehängt; diese Bude zeigt breite Fugen und Ritzen zwischen den Brettern, sodaß die scharfe kalte Luft überall durchdringen kann. Dadurch wird das Fleisch äußerlich völlig trocken, erhält eine feste Kruste, bleibt aber im Innern schön saftig und kann Monate lang aufbewahrt werden, ohne zu verderben. Es wird in rohem Zustande genossen und soll wohlschmeckender sein, als man nach dem Aussehen vermuthen sollte. Dem Umstande, daß es außer den abgerichteten Schafhunden keine andere Hunde auf den Färöer giebt, schreibt man es zu, daß hier die Bandwurmkrankheit unbekannt ist, die auf Island und in anderen schafzuchttreibenden Ländern eine wahre Landplage geworden ist.

Unter den Thieren des Meeres, deren Fang eine weitere Erwerbsquelle der Färinger bildet, steht ein kleiner Delphin, der Grindewal (Globicephalus globiceps Cuv.) obenan. Im Volksmunde wird er auch Butzkopper (Butzkopf) genannt, wegen des breiten, gewölbten Stirntheils; er wird 6 bis 8 m lang und hat jederseits in der Kinnlade 9 bis 14 Zähne. Im September kommt derselbe in großen Heerden an die färingischen Küsten selbst in die Buchten und Häfen hinein, und dann sind die sonst so ruhigen Hafenorte wie umgewandelt. Frauen und Kinder springen wie närrisch vor Freude durch den Ort und schreien: Grindewal, Grindewal! Auf diese frohe Nachricht hin werden alle Boote in Bereitschaft gesetzt. Die Bootsführer kommen herbei und ertheilen die Befehle zum Kampfe. Die Fahrzeuge gehen in ge-


Messer zum Delphin-Tödten.



Delphin-Fischerei.



Delphin-Schlächterei.

schlossenem Zuge, durch ausgebreitete Segel oder kräftige Ruderschläge in Bewegung gesetzt, vor und umgehen im Halbkreise die Heerde. Die Grindewale wollen entfliehen, werden aber durch die Boote immer weiter nach dem Hintergrunde der Bucht gedrängt. Es bleibt ihnen kein Ausweg, dem Blutbade zu entrinnen; wenn sie auch auf kurze Zeit untertauchen, so müssen sie doch bald wieder an die Oberfläche kommen, um zu athmen. Nun beginnt eine allgemeine Schlächterei: Eine Weile sieht man nichts als Spieße, Piken, Harpunen, Eisenspitzen, zertrümmerte Schädel, zerstochene Leiber, zuckende Fleischklumpen. Die Menschen scheinen wie berauscht durch den Anblick des Blutes; sie hauen, schlachten, tödten. Weithin färbt sich das Meer roth von Blut, und die schreckliche Würgerei nimmt erst ein Ende, wenn alle Wale getödtet sind, und das sind manchmal mehr als hundert Stück! (S. Abbildung 4.) Darauf werden die Thiere an's Land gezogen, abgehäutet und zerhackt. Das Fell wird gegerbt und dient zum Verfertigen fester Riemen. Das Fleisch wird frisch und gesalzen genossen und ist an Geschmack dem fetten Rindfleisch ähnlich. Der Speck wird zu Thran gekocht, die Blase gegerbt und als Aufbewahrungsgefäß für denselben benutzt.

Die Bucht von Westmanhavn gilt für einen bevorzugten Jagdplatz, doch bleiben Walzüge manchmal ein und zwei Jahre lang aus, und es entsteht dann ein bedeutender Ausfall in den Einnahmen der Färinger. Wie tief der Grindewalfang in die Lebensgewohnheiten des Volks eingreift, zeigt das reichgeschnitzte Speckmesser, das aus Kirkeböe an der Südwestküste von Stromöe stammt (S. Abbildung 3).



Häusliches Leben der Insulaner.

Nach dem Fange sondert man ein Zehntheil der Beute ab und macht daraus drei Theile: einen Theil für die Kirche, einen Theil für die Geistlichkeit und einen Theil für den Staat. Von den übrig gebliebenen neun Zehntheilen wird ein Hundertstel für die Schulen und ein Hundertstel für die Armen aufbewahrt; der Rest wird getheilt. Jedes Mitglied einer Fischerfamilie, die Kinder mitgerechnet, erhält seinen gesetzlichen Theil.

In guten Jahren werden 2000 bis 3000 Stück Grindewale gefangen; ein Thier giebt etwa 1 Tonne Thran, und die jährliche Ausbeute des „Grindefangst“ beträgt etwa 150 000 Mark. Seit 1886 besteht in Thorshavn eine englische Gesellschaft zur Ausbeutung des Grindewalfanges, die „Normal Company Limited“, welche von einem Schweden von Geburt, H. Oeström, geleitet wird. Derselbe hat — entsprechend seinem Berufe — vor seiner Wohnung ein paar mächtige Walfischkinnladen als Thorpfeiler aufgerichtet. In dem großen Schlacht- und Waarenhause riecht Alles nach Fischthran, Alles ist von Fett durchdrungen, überall hängen Theile von Walkörpern, und auf den Gängen bewegt man sich zwischen Mauern von Fischfleisch. Die Gesellschaft macht gute Geschäfte.

Außer dem Grindewale werden auch Heringe und besonders Kabeljaue gefangen, doch bietet dieser Fang nichts den Färöer Eigenthümliches dar. (Fortsetzung folgt.)

Bericht über eine Reise nach Kwang-si.

Von H. Schroeter.

III.

Am 26. September war mein Boot in wohlthuend schneller Fahrt den breiten, reißenden Strom abwärts auf dem Wege nach Tang-schien, bei dessen Zollstation ich es gegen Mittag festmachen ließ.

Tang-schien liegt an der Mündung des Flusses Sang-kiang, und zwar am linken Ufer. Die Altstadt ist von einer während der Rebellion ganz unversehrt gebliebenen Festungsmauer umgeben. Sie liegt auf einer Anhöhe, und um die Wälle herum zieht sich die Geschäftsstadt. In ihrem Hafen ist es, wo die von Packhoi über Land kommenden europäischen Import-Artikel, sowie die an den Ufern des Sang-kiang wachsenden Landesprodukte — Cassia, Grundnußöl und Grundnußkuchen, Indigo, Papier, ferner Schweine, Kuhhäute und Kuhhörner, und vor allem Holz — zur Verschiffung gelangen, um nach Wu-tschou-fu und Canton, oder auch den Fluß aufwärts transportirt zu werden, soweit es die Likin-Stationen gestatten.

Von Packhoi führen bekanntlich mehrere Handelsstraßen nach dem Westflusse, besonders nach Nan-ning-fu. Die uns hier interessirende geht von Packhoi, bezw. Lien-tschou-fu einen kleinen Fluß hinauf, nach dem großen Markte Wuh-lin-tschou, wo die Schiffahrt des Packhoi-Flusses aufhört. Hier werden die Waaren auf dem Rücken von Coolies über das Gebirge nach Pei-lin-schien geschleppt, was einen ganzen Tag, oder mehr, in Anspruch nimmt. Von da finden sie auf dem Sang-kiang ihren Weg nach Yung-schien oder weiter nach Tang-schien, wo sie den Westfluß erreichen.

Der Sang-kiang schwillt während der Regenzeit zu einem rauschenden Strome an, gegen Ende des Sommers trocknet er aber zum größten Theile aus. Er führte nur noch sehr wenig Wasser in seinem Bette, als ich ihn auf dem Wege nach Yung-schien bereiste. Die Entfernung über Land von Tang-schien nach genanntem Orte ist vermittelst Tragsessel in drei Tagen zurückzulegen, die Reise soll aber nach Aussage der Eingeborenen außerordentlich beschwerlich sein, da man unterwegs nur in elenden Dorfschenken Nachtquartier findet. Ich hatte mir, wohl in Folge des starken Marsches durch die Tai-wo-Cassia-Berge, ein freilich nur geringfügiges Fieber zugezogen, welches mich an Vorsicht mahnte, und ich beschloß daher, die bequemere Fahrt den Fluß hinauf im Boote zu unternehmen, zumal es mich reizte, die Ufer dieses noch nie von einem Europäer bereisten Flusses, von dessen Schönheit mir die Chinesen viel erzählt hatten, auszukundschaften.

Der Kapitän meines nur zwei Fuß tief gehenden „Pinguin“ erklärte mir leider, dem Wasserstande des Flusses und dem allgemeinen Gerede der in unserer Nähe geschäftig ein- und ausladenden Bootsleute nach zu schließen würde sein Fahrzeug vermuthlich gar zu häufig unterwegs im Sande stecken bleiben und daher möglicherweise 14 Tage bis nach Yung-schien gebrauchen. Ich mußte mich daher entschließen, ein Fahrzeug zu miethen, welches für den Fluß besonders gebaut war. — Um nicht wieder ein ähnliches Schicksal, wie in Tai-wo, zu haben, entschloß ich mich, den Tang-schien-Mandarin gar nicht zu besuchen, und ihm so keine Gelegenheit zu geben, sich um mich zu bekümmern. Derselbe schickte aber trotzdem bald nach meiner Ankunft sechs Soldaten an Bord, um mich gegen eventuelle Unliebenswürdigkeiten des Pöbels zu schützen, weil gleich nach meiner Ankunft das Gerücht von der Anwesenheit eines Fremden sich wie ein Lauffeuer verbreitet und die halbe Einwohnerschaft des etwa 2000 bis 3000 Seelen zählenden Städtchens sich mit allen Zeichen der Ungeduld um mein Fahrzeug versammelt hatte.

Das Aufsuchen und Engagiren eines passenden Fahrzeuges nahm leider viel Zeit in Anspruch. Am 27. September gegen Mittag verließ ich endlich meinen schwerfälligen „Pinguin“, um auf ein 35 Fuß langes, 5 Fuß breites und etwa 10 Zoll tiefes Schiff, „Pirat“ getauft, überzusiedeln.

Zwei meiner Cassia-Freunde waren in Tai-wo zurückgeblieben, und so begleitete mich nur einer derselben, sowie Afook und mein unter dem Namen „Jette“ reisender Koch. Letzterer war zuvor einmal vier Tage fieberkrank gewesen, und hatte mich selbst kochen und braten lassen. Gleich das erste von Afook gemordete und von Federn gereinigte Huhn, welches ich anstatt im Kochraume in meiner Kajüte in die Pfanne legte, war aber in Butter und Salz augenscheinlich wieder lebendig geworden, wenigstens bespritzte es alle meine Bücher und Papiere. Der stets zu fett gerathenden Bratkartoffeln auch herzlich müde geworden, war ich daher nicht wenig froh, als ich ihn mittelst gewaltsam aufgezwungener Portionen Chinins glücklich wieder kurirt hatte.

Leider bestand der, wie ich nachträglich ausfand, sehr liebenswürdige Tang-schien-Beamte darauf, daß ich drei Söhne des Mars gleichfalls mitnahm. Meine Schiffsmannschaft bestand schon aus dem Bootsführer, seinen drei erwachsenen Söhnen, sowie aus vier meiner Pinguin-Ruderknechte, so daß unser enges Boot recht stark bemannt war. Aehnlich wie ein Canton-Sampan war dasselbe durch eine Art schiebbaren Bambusflechtwerkes gegen die Strahlen der Sonne geschützt.

Um $1\frac{1}{2}$ Uhr Nachmittags verlassen wir den trüben, gelben Westfluß, um für einige Zeit SSO steuernd in prachtvolles grünes Gewässer zu gelangen. Der Fluß windet sich in allen Richtungen durch ein sandiges Bett, welches an einzelnen Stellen eine Viertel-Meile, an anderen kaum 100 Fuß breit, überall aber so ausgetrocknet ist, daß das klare Bergwasser nur in einer oder mehreren Rinnen läuft und fast überall zu durchwaten ist. An vielen Stellen bildet es Sackgassen. Die eine Hälfte meiner Coolies stößt den „Piraten“ von den Seitenbrettern aus im Wasser vorwärts, die andere trabt, vor ein Schleppseil gespannt, in den flachen Stellen desselben, oder am Ufer entlang. Die Leute marschiren häufig zwei Stunden lang ununterbrochen im feuchten Elemente. Ueberall, wo das Wasser besonders breit, und daher auch reich an flachen Stellen ist, haben die Besitzer der vielen, den Fluß regelmäßig befahrenden Boote Bambuszweige in den weichen Sand gesteckt, um das sich fast täglich ändernde Fahrwasser näher

zu bezeichnen. Trotzdem sitzen wir unzählige Male im Sande fest, und sämmtliche Insassen des Schiffes müssen öfters in das seichte Wasser springen, um den „Piraten" wieder flott zu machen und in tieferes Wasser zu schieben.

Den Fluß befahrende Boote, die während der trockenen Jahreszeit nie mehr als 150 bis 200 Piculs tragen, sitzen häufig Stunden lang, ja einen halben Tag im Sande, allen ähnlich schwer beladenen Fahrzeugen den Weg versperrend. Auf diese Weise sammeln sich leicht 15 bis 20 Schiffe, welche eines nach dem anderen ihre Bedienung an's Land schicken, um mit Schaufeln und mit einer Art Pflug gemeinsam einen Weg durch den Sand zu graben.

Die hohen Ufer sind hübsch mit Fichten, Bambus und grünem Gesträuche bewachsen, aber sehr selten passiren wir ein Gehöft; nur Holzfäller und Köhler scheinen dicht am Ufer zu wohnen. Nicht eine einzige Dorfschaft ist zu erblicken. Am Abend schließen wir uns einigen Booten an, um uns gegen etwaige Räuber gegenseitig schützen zu können.

Am 28. September ist der „Pirat" schon gegen Sonnenaufgang wieder unterwegs. Die üppig bewachsenen Berge werden immer reizender, entbehren aber aller Landmarken. Keine über die Hügel ragenden, fernen Gebirgsketten, keine Tempel oder Pagoden, die vom Bergesrande in das Thal schauen, unterbrechen das Waldbild und die Einfachheit. Schon Tags zuvor habe ich angefangen, mit Hülfe des mich stets begleitenden Kompasses eine Karte des Flusses zu zeichnen, ich verderbe aber viel Papier mit fruchtlosen Versuchen. Der „Sang-kiang" oder „Mäander", wie ich ihn lieber nennen möchte, windet sich bald nach SW, bald nach SO, bald ganz nach Norden zurück, so daß ich mehr als einmal eine mir besonders auffallende Hügelkette auf das falsche Ufer setze und die Arbeit von neuem anzufangen habe. Erst auf der Rückreise, als ich den Fluß abwärts, also erheblich schneller durch schon bekannte Gegenden fuhr, bin ich im Stande gewesen, ein einigermaßen richtiges Bild von dem Laufe des Flusses zu entwerfen.

Gegen Mittag passiren wir Tschun-sam-kou, eine Stromschnelle, in welcher das Wasser in der trockenen Jahreszeit auf 25 Fuß Breite zusammengedrängt wird, während sich dasselbe im Frühjahr und Hochsommer einen anderen, viel breiteren Weg bahnt, dessen eben erst ausgetrocknetes Bett ich deutlich erkennen kann. Nur nach unendlicher Anstrengung gelingt es meinen Bootsleuten, den das Felsgestein rauschend durchbrechenden Wasserschwall zu besiegen.

Wir begegnen vielen stromab fahrenden und aus dicken Bambusrohren gebildete Floßen, die 20 Fuß lang und 10 Fuß breit, häufig zu sechs und acht an einander befestigt sind. Ein jedes trägt etwa 20 bis 30 Piculs. Die auf diese Weise von Pei-liu-schien oder Yung-schien kommenden Waaren erreichen nach schneller Fahrt, ohne oft im Sande stecken zu bleiben, wie die meisten Boote, Tang-schien. Auf solchen Floßen findet auch unsere Cassia ihren Weg nach jenem Hafen, um dort in Canton-Dschunken übergeladen zu werden, während die sich allmählich ansammelnden Bambusrohre, eine enorme Wasserfläche bedeckend, gelegentlich den Westfluß hinuntergeführt werden. Gegen Abend erreichen wir das Dorf Itschong, das am Ausgange eines munter plaudernden Waldbaches liegt. Die Eingeborenen haben demselben den poetischen Namen „Myrr-ha" gegeben, und er vereinigt sich hier in lauschiger Kühle mit dem „Mäander". Für die Nacht schließen wir uns wieder einigen Schiffern an, welche in kleinen Booten von ihrem eine Theuerung voraussehenden Familienoberhaupte ausgesandt worden sind, um Getreide zu kaufen — wie einst die Brüder Joseph's von ihrem alten Vater Jakob.

Am folgenden Morgen berühren wir Kom-kai-hue, einen kleinen Marktflecken, in dessen Nachbarschaft mich eine Reihe hoher Felsen, die schroff n das Wasser fallen, lebhaft an die prächtigen Externsteine des Cheruskerlandes erinnern. Zu ihren Füßen nehme ich im Strahl der goldenen Morgensonne ein Bad in den grünen Fluthen des am Fuße der Felsen unergründlich tiefen Flusses. Zugleich schüttele ich die letzten Ueberreste des Fiebers ab, das mich seit zwei Tagen an mein Boot gefesselt hat, und neugestärkt erklettere ich das grüne Ufergelände, zu einem prachtvollen Spaziergange über Berg und Thal den Weg mir durch das Dickicht bahnend.

„O Wandern, o Wandern
Du freie Burschenlust,
Da weht Gottes Odem
So frisch in die Brust,
Da singet und jauchzet
Das Herz zum Himmelszelt,
Wie bist du doch so schön
O du weite, weite Welt."

Gegen Mittag erreiche ich auf dem rechten Ufer einen hohen, kuppelartigen Berg, der hart am Wasser liegt, und etwa 1000 Fuß hoch ist, und von welchem aus eine weit sich hinziehende, bis zu 2000 Fuß hohe Bergkette nach SO läuft. Die gewaltige, breite Bergkuppe, die hie und da mit Feldern bedeckt ist, bildet eine natürliche Festung. Während der Rebellion diente sie den Taipings als Sammelstelle und Hauptquartier. Mehrere Tausend Aufrührer hielten sich dort Jahre lang verschanzt, die jenseits der Berge liegenden Thäler plündernd und verwüstend, bis sie, wie überall, durch den Verrath ihrer durch Aemterverleihung von der kaiserlichen Regierung gekauften Anführer gezwungen waren, weiter binnenwärts, nach den Gebirgen in der Nähe Tonglings, zu fliehen. Ich nenne den Berg die „Taiping-Burg". Die Nachkommen jener und ähnlicher Räuberschaaren sind es auch, welche während des letzten Krieges als „Schwarz-Flaggen" den Franzosen so viel zu schaffen machten, und es noch heute thun.

Am Fuße des Berges mündet in den „Mäander" ein kleines Flüßchen — die „Wong-wa", an deren Ufern ein imposanter Höhenzug entlang zieht, der nach Osten zu in der Ferne verschwindet. Sein höchster Gipfel, der „Druidenstein" erinnert an eine altgermanische Opferstelle. An der Mündung des Flusses liegt, nach ihm benannt Wong-wa-mou („mou" = „Mund"), ein kleiner, armseliger Ort. Hier überholen wir einen nach Pei-liu-schien versetzten Beamten, der mit allen seinen geputzten Su-tschou-Frauen und seinen Kindern und Dienern, in einem großen Hortau, wie ich es in Tang-schien zurückgelassen, im Sande steckt. Von letzterem Platze ist er nun schon acht Tage unterwegs, und sein Bootsführer gedenkt noch eine weitere Woche zu gebrauchen, um die kleine Strecke nach Yung-schien zurückzulegen.

An den Abhängen der Berge findet man immer noch nur äußerst selten eine kleine Ortschaft im Grün versteckt, dagegen Holzfäller und Köhler in Menge. Ich mache auch hier die Bemerkung, daß die Frau nicht den kleinsten Antheil beim Kampf ums Dasein zu tragen hat.

Ueberall sind schöne Fische unterwegs zu kaufen, und muß ich vor allen den „Kwai-Yue" („Gespensterfisch") nennen, einen prächtig gezeichneten, kleinen Raubfisch, der der Forelle ähnlich ist, und der es auch an Zartheit und Geschmack beinahe mit dieser aufnehmen kann.

Der „Mäander" verdient noch immer seinen Namen; seine Ufer werden aber geradezu entzückend. Die von hohem Schilf, prächtigen Farrenkräutern, lang aufschießenden Gräsern und fremdartigem, in allen Farben schimmerndem Gebüsch überwucherten Uferabhänge, welche im schönsten Blumenschmuck prangend, ein gigantisches Makart-Bouquet

neben dem andern bilden, darüber die dicht mit Lärchen- und Fichtenwaldungen bewachsenen Hügelketten, und die in wilder Ueppigkeit gedeihenden, graziösen Bambushaine — das Alles von den letzten Strahlen der den Horizont mit rosigem Schimmer verzaubernden Sonne geküßt —, dazu der Aufgang des Mondes und eine erhabene Stille, die nur von dem Locken der zur Ruhe gehenden Waldvögel unterbrochen wird, — das sind Erinnerungen, welche für ewig in meine Seele geschrieben bleiben werden!

Kwang-si ist sehr reich an Schweinen, und die vielen mit diesen angenehmen Thieren beladenen Canton- und Fa-tschan-Dschunken beweisen, daß auf dem Westfluß eine große Anzahl derselben nach diesen Plätzen zur Verschiffung gelangt. Wird Wu-tschou-fu einmal Vertragshafen, und können Dampfer die Thiere schnell nach Canton liefern, so wird sich auch dieser Export noch bedeutend heben!

Wir passiren die Tschi-tscho-schan-Berge, durch welche sich der „Mäander" in so zahlreichen Schlangenwegen windet, daß wir uns während eines ganzen Tages unserm Ziele nur um wenige Meilen nähern. Diese bis zu 800 Fuß hohen Berge bestehen aus steilen Felsen, deren schwarze Schieferwände direkt von der Wasserlinie aufsteigen und einen imposanten Anblick gewähren.

Am 1. October endlich erreichen wir Sih-leon, einen am linken Ufer gelegenen, kleinen Marktplatz, von welchem alljährlich 2000 bis 3000 Piculs Cassia zur Verschiffung nach Canton gelangen. Frühmorgens lassen die von der Wasserfläche aufsteigenden und nur langsam in der Luft verrinnenden Thaunebel die Ortschaft in der Ferne fast wie ein europäisches Städtchen, mit einem stolzen Schloß an seinem Eingange, erscheinen. Näher herangekommen, entpuppt sich das hohe Gebäude aber als ein schönes, großes Pfandhaus. Der Platz ist der erste seit Tang-schien, welcher sich geweißter und ziegelgedeckter Häuser, sowie auch einiger Läden rühmt, die Einwohnerschaft schätze ich aber auf höchstens 1000 Köpfe. Der Fluß ist hier schon so flach geworden, und der „Pirat" sitzt so häufig im Sande fest, daß ich mich entschließe, den Weg nach Yung-schien von hier aus über Land zurückzulegen. Nach langem Handeln gelingt es Afook, für mich, den Cassia-Chinesen und sich selbst Bergstühle anzuschaffen, und gegen 11 Uhr sind wir bereits auf dem Wege durch das Gebirge, von zweien meiner Bootsleute und von den drei Soldaten gefolgt. In schnellem Tempo schleppen die Coolies uns durch die Thalschluchten und über die Hügelketten in freier werdendes Land, welches sorgfältig angebaut und mit unzähligen kleinen Ortschaften und Gehöften besäet ist. Auch hier ist der Boden reich an Cerealien, zumal an schönen Reisfeldern, die sich terrassenförmig die Hügel hinaufziehen, und von den die Berge hinabrinnenden Bächen aus getränkt werden.

Wie schon an vielen Stellen des Tai-wo-Landes, bemerke ich auch hier in den Feldern sinnreiche Anstalten, das Wasser von einer niedrigen Terrasse auf eine höher gelegene zu leiten: Die Landleute bauen über dem Bette eines rauschenden Baches auf hohem Gerüst ein ganz aus Bambus angefertigtes, 25 bis 35 Fuß hohes Rad, das wie ein Mühlrad zusammengesetzt ist. Anstatt der Schaufeln hat dasselbe Reihen von schräg hängenden beweglichen Bambusrohren, welche, während sie durch das Wasser treiben, von demselben gefüllt werden. Nachdem sie den höchsten Punkt erreicht haben, wenden sie sich in Folge des Niedergangs des Rades um und gießen ihren Inhalt in einen oben angebrachten, mit dem Ufer in Verbindung stehenden Behälter. So ist das Rad im Stande, Tag und Nacht Wasser in die höher gelegenen Felder zu schaffen, ohne daß die Arbeitskraft von Menschen oder Thieren in Anspruch genommen wird.

Grundnüsse, primitive Vorrichtungen, diese wichtige Oelfrucht auszupressen, oder aus der Borke einer wild wachsenden Pflanze Papier zu gewinnen, ferner auf den Hügeln wachsende Cassia, und elegante Bambusstauden, welche sich durch ein besonders zartes, leichtes Rohr auszeichnen (das, nach Canton verschifft, zur Fabrikation von Schreibpinseln dient), fesseln hauptsächlich das Auge. Auch Indigo und Zucker finde ich angebaut. Die Hauptkultur von Indigo liegt übrigens in Pei-liu-schien, das durch die Ausfuhr dieses Artikels besonders berühmt ist.

Ueberall, wo ich an einer Dorfschenke halte, damit meine Equipage sich von dem ermüdenden Marsch mit Thee oder Reiswasser („congree"), erfrischen kann, sammelt sich die Einwohnerschaft neugierig um den Europäer. Ich werde aber freundlich aufgenommen, wohin ich auch komme, zumal wenn ich meiner Gewohnheit nach versuche, mit dem Dorfältesten unter Ueberreichung einer Cigarre ein paar Worte zu wechseln.

Gegen 5 Uhr Nachmittags erblicke ich von den letzten Ausläufern der Hügelkette in weiter Ferne die zackigen Gipfel des Nan-schan-Gebirges, und zu meinen Füßen in der Thalebene erheben sich die hohen Tempel sowie die Pfandhäuser und Dächer Yung-schiens, der größten Stadt, welche ich jenseits von Wu-tschou-fu besucht habe.

Schon unterwegs hatten meine Leute gehört, in Yung-schien sei es nicht geheuer, dasselbe sei von Rebellen belagert, und die ganze Nachbarschaft sei von Räuberbanden umschwärmt. Da an solchen Gerüchten aber nur immer ein kleiner Theil wahr zu sein pflegt, hatte ich mich um die Erzählungen und die Bitten meiner Leute, nach meinem Boot zurückzugehen, nicht gekümmert. Hier möchte ich einschaltend von neuem darauf aufmerksam machen, daß das am „Mäander" gelegene Yung-schien eine Kreisstadt ist, etwa 10 000 Einwohner zählt, und einen „Tscheh-schien" in seinen seit der Taiping-Rebellion wieder neu aufgebauten Mauern beherbergt. Die Altstadt — das durch Wälle geschützte Centrum der Stadt — liegt noch theilweise in Trümmern; es wohnen in ihr die Beamten, Soldaten und einige Privatleute, aber auch die Tempel, Pfandhäuser und Geldgeschäfte befinden sich dort. Die ziemlich umfangreichen Stadtmauern sind ungefähr zur Hälfte mit Vorstädten (Gehöften, Hütten und Stallungen) umgeben. Im Südwesten schließt sich an eins der engen Stadtthore, in das offene Feld mündend, der Geschäftstheil der Stadt, durch dessen Mitte sich eine schöne und nach chinesischen Begriffen breite Straße zieht, welche sammt ihren Nebengassen nach dem Lande zu geschlossen werden kann. Als ich mich der Festungsmauer nähere, finde ich das Stadtthor nicht nur verschlossen, sondern auch mit rohen Stämmen verzimmert und unzugänglich gemacht, und eine Proklamation an dem Thor verbietet bei Verlust des Kopfes jedermann, ohne schriftliche Erlaubniß sich in die Altstadt zu schleichen. Von den Mauern aber wehen Fahnen und Standarten wie im Kriege, und Hunderte von frisch angeworbenen, in nagelneuen Uniformen steckenden Söldnern, die Piken, Lanzen und allerlei verrostetes europäisches Schießgewehr schwingen, johlen mir entgegen. Die halbe Einwohnerschaft umringt den nie gesehenen Fremden, als ich, auf die Rückkehr eines auf Kundschaft in die Vorstadt vorausgeschickten Begleiters wartend, vor dem Eingange der Stadt im Felde stehe. Nur nach vieler Mühe finde ich, von der vor Aufregung jubelnden und schreienden Plebs gefolgt, meinen Weg durch die mit Menschen gefüllte Straße, um bei einem chinesischen Freunde — dem Spediteur meiner Firma — Unterkunft zu finden. Mein würdiger Gastfreund, ein kräftiger, wohlgenährter Canton-Chinese, prügelt bald mit Hülfe meiner Soldaten das lärmende Publikum aus dem geräumigen Hausflur und riegelt, unbekümmert

um das draußen schreiende Volk, das laut rasselnde, schwere Thor demselben vor den Augen zu; bald sitzen wir dann an einem mit chinesischen Gerichten reich besetzten Tische, und neben Samschu würzen einige von den Soldaten den langen Weg über Stock und Stein mitgeschleppte Flaschen Rüdesheimer das leckere Mahl. Behaglich Dampfwolken von uns blasend, hören wir nun, daß der Tscheh-schien des Distriktes schon seit Wochen mit dem benachbarten Mandarin in Streit lebt. Letzterer sei während der Taiping-Rebellion ein berüchtigter Anführer gewesen, durch Uebergabe der Verwaltung jener damals nur schwer zu erobernden Berglandschaft habe die chinesische Regierung sich aber Frieden von ihm erkauft. Der jetzt steinalt gewordene Taiping sei immer ein unruhiger Nachbar gewesen, die Grenzstreitigkeiten hätten allmählich zu gelegentlichen kleinen Kämpfen geführt und wären jetzt in offene Fehde ausgeartet. Seit einigen Tagen habe der Yung-schien-Beamte daher die Thore der Stadt offiziell schließen lassen, und durch diesen plötzlichen Belagerungszustand sei die Provinzial-Regierung gezwungen, aus allen benachbarten Distrikten Soldaten zu Hülfe zu senden. Dem Gesetz des Landes entsprechend, dürfe der Yung-schien-Beamte nicht eher die Thore der Altstadt wieder öffnen, bis entweder der Rebell aus seinen Bergen geräuchert sei, oder — was wahrscheinlicher — bis der Gouverneur von Kwang-si einen neuen Vertrag mit dem Friedensstörer geschlossen habe. Letzterer habe nämlich ebenso viel, oder mehr Anhang in jenen Gegenden, als der Vertreter der Kaiserlichen Regierung, und er habe demselben z. B. sagen lassen, er wolle auf Yung-schien losmarschiren, um dessen Wälle niederzureißen. Wenn man nun auch kaum glaube, daß es so weit kommen werde, so sei doch die Gegend mehr oder weniger aufgeregt.

Das mich nach Yung-schien führende Geschäft hielt mich daselbst volle zwei Tage. Es kostete mich unendliche Mühe, meinen Willen durchzusetzen, und mit dem hinter seinen Mauern verschanzten Tscheh-schien in Verbindung zu treten. Alle Zugänge der Festung waren verschlossen, und der Beamte schickte meinen an langer Leine in einem Korbe über die Stadtmauer beförderten Reisepaß sammt dem Brief meines Konsuls uneröffnet zurück. Auf die ihm meinerseits schriftlich zugegangene Mittheilung, ich würde Yung-schien überhaupt nicht verlassen, bis ich von ihm empfangen worden sei, und auf mein Anerbieten, den Oberbefehl über die Stadtmiliz übernehmen und seine Truppen bis zum Erscheinen des Feindes nach preußischem Drill einexerziren zu wollen, gelang es mir endlich, meinem Dolmetsch Afook die Erlaubniß zu erwirken, an einer für ihn herabgelassenen Bambusleiter die Stadtmauer zu erklettern. Ich selbst konnte auf diesem nicht gerade vornehmen Wege natürlich nicht folgen, doch war ja mein Zweck erfüllt, als mein von dem Tscheh-schien sehr höflich empfangener Vertreter ein Antwortschreiben desselben an den deutschen Konsul in Canton zurückbrachte.

Während der so lange fruchtlos bleibenden Verhandlungen, welche meine Leute mit den Thorwächtern der Stadt pflogen, machte ich eine äußerst strapaziöse Tour nach dem oben erwähnten Nan-schan-Gebirge. Afook mußte zurückbleiben, zwei meiner Boot-Coolies begleiteten mich aber, und ebenso ein in Yung-schien geworbener Führer. Als ich vom Dache des Hauses meines Gastfreundes, von welchem aus ich eine wundervolle Aussicht über die ganze Stadt und Umgegend genoß, dieselbe mittelst scharfen Fernglases besichtigte, hatten die zackigen Felsen jener prächtigen Gebirgskette meine Sehnsucht geweckt. So machte ich mich denn am Tage nach meiner Ankunft gegen 4 Uhr Nachmittags nach diesen originell geformten, bis zu 4000 Fuß hohen Felskegeln auf, welche von Yung-schien aus gesehen an die Zinken eines Riesenkammes erinnern.

Die Luft ist so klar, daß ich mich in der Entfernung leider gewaltig getäuscht habe. Von meiner Wohnung aus hatte ich mir als Ziel ein an den Felsabhängen klebendes, weißes Gebäude ausgesucht, welches nach meiner Schätzung in drei Stunden zu erreichen sein mußte, und nach den Angaben meiner Leute ein Kloster oder Hospiz sein sollte. Es nimmt mir aber gerade zwei Stunden länger Zeit, als ich gerechnet hatte, die Behausung zu erreichen, und nach entsetzlich anstrengendem Klettern an dem steilen Felsen hinauf ist es 9 Uhr geworden, als ich in stockfinsterer Nacht das ungastlichste und abscheulichste Quartier finde, welches ich in meinem Leben kennen gelernt habe. Wie ich am folgenden Morgen näher auskundschaftete, ist nämlich jenes Gebäude nicht ein Kloster, sondern eine Art Felsenhöhlung, deren Eingänge von roh aufgeführten, weiß übertünchten Lehmmauern gebildet sind. Das an die Schlupfwinkel Ulrichs von Lichtenstein erinnernde Felsenverließ beherbergt auch keine gastfreundlichen, buddhistischen oder taoistischen Mönche, sondern dient ungefähr einem Dutzend chinesischer Literati zur Wohnung, welche sich hier in der Einsamkeit, fern dem Getriebe der Welt, ihrer Studien halber aufhalten, und sich von einem mit großer Hornbrille bewaffneten, alten Männchen für eins der großen Staatsexamen vorbereiten lassen. Diese Jünger der Wissenschaft haben augenscheinlich seit Wochen kein fremdes Gesicht gesehen, und als nun plötzlich gar ein von der Anstrengung des Kletterns keuchender Europäer sie in ihren Studien stört, ist erst der Schrecken so komisch, und dann die unverhohlen zu Tage tretende Unlust, mir Obdach zu geben, so groß, daß es des Zusammenhaltens all meiner chinesischen, von den Kwangsi-Leuten kaum verstandenen Phrasen, und einiger Dreistigkeit bedarf, nicht mit meinen schon zurückweichenden Begleitern hinausgeworfen zu werden, und die Thür sich wieder schließen zu sehen. Die bekanntlich alle Europäer instinctiv hassenden chinesischen Studenten — die zukünftigen Beamten — machen endlich, als ich vernehmlich mit silbernen Thalern klimpere, ein etwas freundlicheres Gesicht, und man bietet uns sogar Thee an und erlaubt meinen Leuten, sich nach Schlafplätzen umzusehen. Nie vergesse ich aber die Enttäuschung, als meine Begleiter meiner Reisedecke eine Flasche entwickeln, welche anstatt goldenen Rheinweins eine in Yung-schien gezogene Probe Cassia-Oels enthielt.

Das Nachtquartier, welches ich in dem abscheulichen, wohl nie gereinigten Verließ auf einer harten Pritsche finde, unter der ein vernachlässigtes Schwein seine Gegenwart in deutlichster und unangenehmster Weise ankündigt, gehört mit zu meinen unangenehmsten Erlebnissen. Unzählige Moskitos durchschwirren den heißen Raum, und schon bald, nachdem alle Insassen desselben — die vielfüßigen Kriecher, Hüpfer und Summer ausgenommen — zur Ruhe gegangen sind, muß ich, übel zerstochen, und auf die Gefahr hin, von Tigern angefallen zu werden, das Freie suchen.

„Und find ich kein Herberg,
So lieg ich zur Nacht
Wohl unter blauem Himmel,
Die Sterne halten Wacht."

Ich wecke meine Begleiter, als eben der folgende Tag graut. Wir erklettern eine weitere Anhöhe, und schaudernd sehe ich all die abschüssigen Felsabhänge hinunter, die wir in dunkler Nacht Abends zuvor haben passiren müssen. Durch einen prachtvollen Sonnenaufgang werde ich bald für alle Strapazen entschädigt. Ich bemerke übrigens, indem ich wieder ins Thal steige, noch eine ganze Anzahl von meist leer stehenden Felsenwohnungen, die wie diejenige meiner Wirthe gebaut sind, auch ein kleines taoistisches Kloster, in welchem eben Frühmesse abgehalten wird. Unterwegs er-

quicke ich mich an dem Safte wild wachsender, grüner Orangen und an einer Art Blaubeere, welche hie und da aus dem fast ganz kahlen Gestein des Berges wächst. Mein Körper ist aber in Folge der Anstrengung wie zerschlagen, als ich gegen 11 Uhr Morgens wieder bei meinem Gastfreunde in Yung-schien eintreffe.

Die Nachricht, daß der Mandarin der Stadt sich inzwischen bereit erklärt hat, meinen Dolmetscher zu empfangen, scheucht aber bald die Müdigkeit aus meinen Gliedern, zumal sich Nachmittags eine fabelhafte Aufregung der Stadt bemächtigt. Mehr oder weniger übertriebene Gerüchte, daß in der Nachbarschaft einige Hundert Mann plündernd und sengend umherstreifen, ohne zu wissen, welcher der beiden streitenden Parteien sie sich anschließen sollen, dringen in die Vorstadt. Die Bürger derselben verbarrikadiren daher die nach dem offenen Lande führenden Thore, und mein energischer Wirth beschäftigt sich damit, ein halbes Dutzend alter „Minié"-Büchsen mit Pulver und Eisenstückchen zu laden, wobei ich natürlich behülflich bin. Als aber gemeldet wird, daß auch auf der vor zwei Tagen noch von mir passirten Landstraße das Bauernvolk sich zusammenschaart, muß ich dem Rathe meines Gastfreundes folgen, am anderen Morgen in aller Frühe aufzubrechen, und den Wasserweg benutzend, heimlich den Platz zu verlassen. Meinen in einer Opium-Spelunke untergebrachten Soldaten und Stuhlträgern war nach Ansicht meiner Leute nicht recht zu trauen, somit erhielten dieselben keine Nachricht von meiner Abreise. Schon um 4 Uhr Morgens, am 4. October, gleite ich also in einem kleinen Sampan, nur von meinen Cantonesen begleitet, den Fluß hinab, um den in Sih-leong zurückgelassenen „Piraten" gegen Abend ungefährdet zu erreichen.

Während der Rückreise nach Tang-schien kam ich durch dem Leser schon bekannte Gegenden; ein kleines Ereigniß verdient aber wohl, aufgezeichnet zu werden:

Zwei Tage, nachdem ich Sih-leong verlassen, gehe ich nach dem Abendessen im Mondschein am Ufer in der Nähe meines vor Anker liegenden Bootes spazieren, als ich um ein großes Feuer hockend, eine Anzahl von Chinesen bemerke. In deren Nachbarschaft, auf dem Rande von auf den Sand geschobenen Bambusflößen sitzt eine große Anzahl von Vögeln, sämmtlich den Kopf in den Federn bergend. Dieselben haben ungefähr die Größe und Gestalt einer Gabelweihe, dabei aber Schwimmfüße wie die Gänse, während der kräftige Schnabel und lange Hals einem Mittelding von Schwan und Reiher zu gehören scheint. Es sind Kormorane, mit welchen von Pe-lin-schien kommende Chinesen einen Fischzug den Fluß hinunter machen. Die mit Ausnahme der grauweißen Brust schwarz gezeichneten Vögel sind so zahm, wie es kaum eine Heerde Schafe sein kann. Sie lassen sich von mir am langen Halse, wie eine Katze am Schwanze, emporhalten, ohne nur mit den Flügeln zu schlagen; bei Vögeln habe ich selten etwas ähnlich Indifferentes gesehen. Daß in den anscheinend so trägen Thieren aber Leben steckt, habe ich Gelegenheit gehabt, zu beobachten. Ich lasse nämlich eine Fischfahrt für mich arrangiren.

Am folgenden Morgen gegen 2 Uhr, als der Mond untergegangen, und es stockfinstere Nacht ist, wecken mich meine Leute; unweit meines Bootes liegen drei etwa 15 Fuß lange und 4 Fuß breite Floße im Wasser, deren mittleres mich und einen hinter mir stehenden Fischer aufnimmt. Ueber den vorderen Rand der beiden anderen, von je zwei Fischern besetzten Floße weit hinausragend, hängt in einem korbartigen Drahtgeflecht je ein hell brennendes Kienfeuer, auf dem Rande der beiden Floße aber sitzen die vor Aufregung mit den Flügeln schlagenden Vögel, zusammen 27 Stück, und in einer Linie fahrend, schieben die Fischer unsere drei Floße mittelst langer Stangen in die dunkle Nacht hinaus. Ich muß vorausschicken, daß sämmtlichen Vögeln ein dünner Faden dicht über den Flügeln den Hals verschließt und daß dieselben seit 24 Stunden gehungert haben. Bald nachdem wir unseren Ankerplatz verlassen, stürzt einer der schwarzen Vögel nach dem andern ins Wasser, um schwimmend und tauchend auf die im Fackellicht erschreckt stehen bleibenden Fische zu stoßen und sie mit kräftigem Schnabel zu packen. Sind die Fische klein genug, um den durch die Schnur eingeengten Schlund zu passiren, so schluckt sie der Vogel hinunter und erhält so seine Nahrung. Die Thiere sind aber eben so dumm wie gierig, suchen sich mit Vorliebe Fische aus, welche so groß sind, daß sie mit dem Kopf vor jenem Faden stecken bleiben, und zeitweise mit dem Schwanze derart aus dem Schnabel ragen, so daß der Vogel sich kaum über Wasser halten kann. Einer der das Floß vorwärts stoßenden Fischer hält nunmehr dem Vogel seine Stange entgegen, und dieser gleitet mit seinen Schwimmfüßen den glatten Bambus seitwärts hinauf. Der Fischer ergreift ihn an den Füßen, und hält den Gierenmund so lange über einen in der Mitte des Floßes stehenden Korb, bis der Fisch ausgewürgt ist. Darauf wird der dumme Vogel wie ein Stück Holz wieder ins Wasser geworfen, um auf neue Beute zu fahnden. Jeder der Kormorane trägt an einem Fuße eine kleine Schlinge. Es passirt ihm nämlich gelegentlich, daß er einen allzu starken Fisch greift, mit welchem er das Gleichgewicht verliert, so daß er ersticken würde, wenn ihm sein Herr nicht zu Hülfe käme. Derselbe zieht in solchen Fällen den geduldigen Vogel, mit seiner Stange in die Schlinge greifend, auf das Floß, hält den Jäger sammt seiner Beute über den erwähnten Korb, und nach Bereicherung desselben schlendert er den Vogel zu neuer Arbeit in den Fluß.

Ich selbst, in der lauen Luft nur mit leichtem Schurz bekleidet, springe im Fackellicht von meinem nur wenig aus dem Wasser ragenden Floß mehrmals mitten unter die Vögel, um ihnen bei Entledigung der gefangenen Fische behülflich zu sein. Ueberhaupt werde ich diesen nächtlichen Fischzug an den von unseren Fackeln hell erleuchteten Ufern des schönen Flusses nicht so bald vergessen.

Nach etwa dreiviertel Stunden haben sich 40 bis 50 kleine und große Fische in den Körben meiner braunen Kameraden gesammelt. Diese letzteren bringen mich nach meinem Boot zurück, ich nehme ihnen einen Theil der Fische gegen recht reichliche Bezahlung ab, und meine neuen Freunde verschwinden bald wieder, jeder eine große Cigarre dampfend, hinter der nächsten Krümmung des hohen Ufers.

Drei Tage nach meiner Abreise von Yung-schien erreichte ich Tang-schien, siedelte in meinen „Pinguin" über und besuchte diese, lediglich als Speditions-Platz dienende, und fast gar keinen eigenen Handel treibende Stadt. Die in Yung-schien zurückgelassenen Soldaten waren mir die Strecke von genanntem Platze nach Sih-leong glücklicherweise über die Berge gefolgt und in Sih-leong an Bord genommen worden, so daß ich im Stande war, mich ihrem Herrn — dem Tang-schien-Beamten — gleich nach meiner Ankunft, spät am Nachmittage für den folgenden Morgen anzumelden, um ihm für die Söldner zu danken. Bald nach Sonnenuntergang hielt aber ein Troß von Yamen-Läufern am Ufer, einen großen Tragstuhl umstehend. Der Herr „Landrath", ein freundlicher, steinalter Herr, kommt selbst, mich zu begrüßen, da er am folgenden Morgen nach einem benachbarten Kloster reisen muß, um die Heiligen um den seit zwei Monaten ausgebliebenen Regen zu bitten. Er ist vor Jahren „Kapitän" (vermuthlich chinesischer Konsulatsbeamter) in Batavia gewesen, und will die Gelegenheit nicht

versäumen, wieder einmal mit einem Europäer zu reden. Er spricht etwas Holländisch, ich selbst Plattdeutsch, und so unterhalten wir uns ein Stündchen auf das Prächtigste über den großen Krieg von 1870 bis 1871, über unsern greisen Heldenkaiser und seinen gewaltigen Kanzler, sowie über die Rebellen in Yung-schien, die drohende Hungersnoth und dergleichen. Ich muß freilich gestehen, daß mein Afook sehr bald wußte, daß „Kan-nit-verstahn" ein deutlicher Wink für ihn war, uns mit seinem Sprachtalent aus der Verlegenheit zu helfen. Beim Abschied machte ich dem würdigen, alten Herrn eine große Freude damit, daß ich ihm auf seinen Wunsch eine, auf meinem Schreibtische stehende Photographie des Fürsten Bismarck verehrte, welche er feierlichst versprach, zu einem Familien-Erbstück machen zu wollen.

Der Verfall des Staates Magdalena. (Colombia.)

Von Dr. W. Sievers.

In Nr. 15 und 18 des 53. Bandes dieser Zeitschrift habe ich einige ältere Nachrichten des Nicolas de la Rosa über die Indianer der Provinz Santa Marta aus unverdienter Vergessenheit hervorgezogen.

In dem Buche des Nicolas de la Rosa, der „Floresta de la Santa Iglesia Catedral de la Ciudad de Santa Marta" finden sich jedoch auch recht ausführliche Bemerkungen über die in der Provinz Santa Marta vorhandenen Städte, Dörfer und Ansiedelungen der Spanier sowohl wie der Indianer.

In meinem Reisewerke über die Sierra Nevada de Santa Marta und auch in meiner wissenschaftlichen Abhandlung über dieselbe (Zeitschrift der Berliner Gesellsch. f. Erdkunde, 1888, S. 157), habe ich über den allgemeinen Verfall des Staates Magdalena, welcher der früheren Provinz Santa Marta mit Ausschluß des Distriktes von Ocaña entspricht, nähere Angaben gemacht, die darin gipfelten, daß das jetzige Departamento — der frühere Staat — Magdalena, der nordöstlichste Theil der Republik Colombia, in einem namentlich seit der Revolution von 1860 immer mehr zunehmenden, zur Zeit wahrhaft erschreckenden Zustande des Verfalles begriffen sei.

Diese Beobachtungen, welche sich mir bei jedem Reisetage mehr aufdrängten, werden durch die Nachrichten des Nicolas de la Rosa entschieden bestätigt, insofern derselbe eine Reihe von Ortschaften aufzählt, welche im Jahre 1740, zur Zeit der Abfassung jenes Buches, noch existirten, jetzt aber spurlos verschwunden sind. Uebrigens scheint der Verfall des Staates Magdalena auch um 1740 schon begonnen zu haben, da Don Nicolas eine Reihe von Ortschaften namhaft macht, die bereits zu jener Zeit eingegangen waren.

Die Provinz von Santa Marta zerfiel im Jahre 1740 in sieben Unterabtheilungen: die Pfarreien von Santa Marta, San Sebastian de Tenerife, San Miguel de Tamalameque, Ocaña, Valencia de Jesus, Valle Dupar und Rio de la Hacha. Heutzutage gehört, wie bereits bemerkt, der Distrikt Ocaña nicht mehr zum Staate Magdalena, und die Gegend von San Sebastian de Tenerife und Tamalameque habe ich nicht besuchen können; einen persönlichen Vergleich des früheren und des heutigen Zustandes konnte ich daher nur in den alten Pfarreien von Santa Marta, Valencia de Jesus, Valle Dupar und Rio de la Hacha anstellen.

Leider giebt Don Nicolas keinerlei Einwohnerzahlen an, so daß dieselben mit den heutigen nicht verglichen werden können, wohl aber ergiebt sich aus der einfachen Aufzählung der damals vorhanden gewesenen Dörfer ganz klar der augenscheinlich erfolgte bedeutende Rückschritt.

Betrachten wir zunächst den Distrikt von Santa Marta, so ist es eine bekannte Thatsache, daß die Stadt Santa Marta selbst nur noch ein Schatten ihrer einstigen Größe ist. Abgesehen von dem allgemeinen Verfall der spanischen Kolonien und der Republik Colombia im besondern, liegt der Grund für die Verödung Santa Martas wesentlich in der Eröffnung der Dampfschiffahrt auf dem Rio Magdalena, durch welche Santa Marta von dem Lebensnerv der Republik abgedrängt und auf diese Weise gänzlich lahm gelegt wurde, während der Verkehr sich vollständig dem neuerstandenen unteren Endpunkte der Dampferlinie, Barranquilla, zuwandte, das jetzt durch eine Eisenbahn mit dem Hafen Salgar (Sabanilla) verbunden ist. Allerdings hat man in Santa Marta Anstrengungen gemacht, um die verlorene Stellung als größter Import-Hafen des ganzen Landes wieder zu gewinnen und zu diesem Zwecke eine Eisenbahn über Ciénaga nach Pueblo Nuevo an der Ciénaga Grande gebaut, von wo aus wöchentlich mehrmals Dampfer nach Barranquilla gehen; und diese Eisenbahn soll auch nach dem Cerro de San Antonio am Rio Magdalena oberhalb Barranquilla weitergeführt werden, um auf diese Weise den Handel aus dem Innern abzufangen. Allein auch in Barranquilla sieht man diesen Bemühungen nicht unthätig zu, sondern plant schon 1886 die Anlegung eines neuen Hafens, welcher dem Versanden nicht so ausgesetzt sein soll, wie die Rhede von Salgar, auf welcher die Dampfer eine sehr weite Strecke vom Lande entfernt ankern müssen; denn der Hafen von Santa Marta hat den ungeheuren Vortheil, daß die größten Dampfer fast unmittelbar bis an die Werften gelangen können, was der Rhede von Salgar und Sabanilla gänzlich mangelt. Es wird sich nun voraussichtlich ein Konkurrenz-Kampf zwischen den Städten Santa Marta und Barranquilla entspinnen, in welchem jedoch die erstere im Nachtheil sein dürfte, da sich nun einmal der gesammte Handel in Barranquilla festgesetzt hat und nach Eröffnung des neuen Hafens Puerto Belillo die Waaren auch nicht öfter umgeladen zu werden brauchen, als auf dem Wege über Santa Marta. Im Jahre 1886 war Santa Marta gänzlich todt, und monatlich verkehrten nur drei Dampfer in dem prachtvollen Hafen der Stadt. Ich glaube, daß damals höchstens 1500 bis 2000 Menschen in der Stadt Santa Marta lebten, während Barranquilla 25 000 Einwohner besaß.

Von den übrigen Ortschaften, die noch in der Gegend von Santa Marta existiren, zählt auch Don Nicolas bereits den größeren Theil, nämlich San Pedro, Mamatoco, Bonda, Masinga, Taganga, Ciénaga und Gaira auf, dagegen fehlt bei ihm die neu entstandene große Ansiedelung Rio Frio am Flusse gleichen Namens. Der Unterschied in der Größe von Santa Marta und Ciénaga mag sich seitdem gerade umgekehrt haben, da Santa Marta aus einer volkreichen Stadt ein ödes todtes Städtchen, Ciénaga aus einem

Fischerdorfe eine bedeutende Stadt geworden ist. Auch scheint Pueblo Nuevo bei Ciénaga erst seit 1740 entstanden zu sein. Aber dafür zählt Don Nicolas noch die beiden Dörfer Purificacion de Geriboca und Santa Ana de Tangica in seiner Tabelle auf, so daß wir zwei neuentstandenen Dörfern auch zwei eingegangene gegenüberstellen können. Allerdings scheinen in nicht allzu ferner Zeit weitere Ansiedelungen erlöschen zu sollen, wie namentlich Masinga und Taganga. Jedenfalls ist der Umstand, daß überhaupt zwei Ortschaften vollständig verschwinden konnten, für den Fortschritt des Landes kein günstiger zu nennen, und noch weniger, daß diesen zwei erloschenen Orten nur zwei neu entstandene gegenübergestellt werden können.

Die gewaltigen Wälder des Westabhanges scheinen zur Zeit des Don Nicolas de la Rosa gar nicht bevölkert gewesen zu sein, doch giebt derselbe an, daß an dem Rio Sevilla eine Stadt gleichen Namens gestanden habe, welche jedoch schon lange vor 1740 wieder zerstört worden sein muß; wenigstens weiß unser Schriftsteller (S. 178) nichts näheres mehr über den Untergang derselben anzugeben, behauptet aber, daß die Chimiles-Indianer die Urheber desselben gewesen seien, und daß noch einige Reste der Stadt damals existirt hätten. Heutzutage finden sich dort, wo die Straße den Fluß Sevilla überschreitet, ein paar Ranchos im Walde. Dagegen bestand in der Mitte dieses Jahrhunderts an dem Rio de la Fundacion ein Dorf gleichen Namens, welches jedoch 1886 in Auflösung begriffen war; die Einwohner zogen nördlich nach Cataca, einer viele Viehzucht treibenden Ansiedelung, welche stark emporblühte. So wandern, wie es scheint, die Ortschaften von Zeit zu Zeit, und traurige Trümmer im Walde sind nach einigen Jahrzehnten die einzigen Zeugen vormals bewohnter Stätten.

Auf ein weiteres Beispiel dieser Art stoßen wir bei der Betrachtung des Distriktes von Valencia de Jesus, indem nämlich auch diese Stadt einestheils ihren Platz gewechselt hat, andererseits zum Dorfe herabgesunken ist. Zuerst wurde Valencia de Jesus in den Sabanen des Ariguaní, am Fuße der Sierra de San Sebastian gegründet, dort wo heute die Hütten von Pueblo Viejo stehen. Die jetzigen Bewohner behaupten, daß man die Ansiedelung in Folge der unerträglichen Mückenplage habe verlegen müssen, allein unser Gewährsmann sagt (S. 147), daß die Indianer, namentlich die Chimiles und Orejones den Anlaß dazu gegeben hätten, welche auch noch um 1740 durch fortwährende Raubzüge die Bewohner von Valencia de Jesus in Schrecken versetzten. Aus diesem Grunde soll die Einwohnerzahl von Valencia sehr abgenommen haben und heute ist es nur noch ein elendes Dorf, ohne alle und jede Bedeutung.

Auch das durch Kupferminen bekannt gewordene Camperucho wird schon von Nicolas de la Rosa erwähnt, weil dort eine Frau Doña Manuela Manuaceli eine Gold- und eine Smaragden-Grube gehabt haben soll, die jedoch ebenfalls in Folge von Einfällen der namentlich in dem Walde am Rio Garupal seßhaften Indianer verlassen werden mußten.

Wenn wir nun zu dem Distrikte von Valle Dupar übergehen, welcher Name jedoch jetzt von den Behörden dort selbst Valle de Upar geschrieben wird, so finden wir, daß auch diese Stadt außerordentlich gesunken ist, so daß sie von den Umwohnenden „der Kirchhof der Lebendigen", „el cementerio de los vivos" genannt wird. Ihre Kirchen sind zum Theil zerfallen, der früher lebhafte Handel auf dem Rio Cesár, dessen Wasser die Holzflöße nach Mompox am Magdalena trugen, ist verschwunden, und es wird jetzt überhaupt nichts mehr von Valle de Upar aus-, noch dahin eingeführt.

Von anderen Orten in dem Distrikte von Valle de Upar kennt Nicolas de la Rosa die Städte Villa Nueva und San Juan, sowie die Orte Molino und Urumita, ferner Tupes, und in der Nevada die Indianerdörfer Atanquez und Sayrino. Von diesen ist Tupes auf einige Hütten reduzirt worden, Urumita befindet sich im Verfall, Villa-Nueva und San Juan sind emporgekommen. Sayrino besteht nur aus wenigen Häuschen, und Atanquez ist jetzt Hauptort des Nevada-Territoriums. Außerdem erwähnt de la Rosa die Dörfer San Agustin de Fariaz de los Cariaquiles und San Francisco de Pondore, welche heutzutage nicht mehr vorhanden sind. Dem gegenüber scheinen neu entstanden zu sein: die Indianerdörfer Rosario, Marocaso und San José, letzteres sicher erst 1875, erstere wahrscheinlich nicht viel früher, da zu Anfang der siebziger Jahre die colombianische Regierung anfing, die in der Nevada zerstreut lebenden Arhuaco-Indianer zu Dörfern zu vereinigen. Neu entstanden sind auch wohl die noch nicht zu Dörfern entwickelten Viehhof-Komplexe El Patillal und La Vega. Merkwürdig ist, daß de la Rosa den Ort Badillo nicht nennt, welcher eine ziemlich alte Kirche besitzt, die jedoch wahrscheinlich bald allein stehen wird, da die wenigen Häuser des Dorfes mehr oder weniger im Einsturze begriffen sind.

Was endlich den Distrikt von Rio Hacha betrifft, so ist diese Stadt selbst wahrscheinlich noch eine der besseren des Staates Magdalena, doch muß auch sie früher doppelt so groß gewesen sein, als jetzt, da im Jahre 1867, bei Gelegenheit eines Aufstandes, die ganze westliche Hälfte derselben vollständig abbrannte; an ihrer Stelle erhebt sich jetzt der Kirchhof.

Nicolas de la Rosa erwähnt von den jetzt im Distrikte Rio de la Hacha liegenden Dörfern kein einziges, mit Ausnahme von Barrancas, dagegen fehlen Papayal, Treinta und merkwürdiger Weise auch Fonseca, welches wahrscheinlich ein nicht sehr junger Ort ist. Auch Dibulla, an der Nordküste, ist bei De la Rosa nicht angeführt. Neueren Ursprungs scheinen die Indianerdörfer San Miguel und Santa Rosa zu sein, während San Pedro nicht mehr existirt und San Antonio schon zu De la Rosa's Zeit bestand. Die Dörfer La Cruz, Toco und San Nicolas de Menores, sämmtlich im Gebiete der Goajira-Indianer an gelegt, mit denselben bevölkert und als Missions-Stationen eingerichtet, sind vollständig verschwunden. San Juan de Rincon Moreno, welches an der großen Straße längs des Rio Rancheria zwischen Rio Hacha und Barrancas lag, hat in Folge der unaufhörlichen Angriffe der Indianer verlassen werden müssen, ebenso el Paso, Boquerones und Soldado, welches letztere, als Hauptort des neugegründeten Territorio de la Goajira, von den Goajiro-Indianern anfangs der achziger Jahre dreimal eingeäschert worden ist.

Während wir im Vorstehenden diejenigen Veränderungen auseinandergesetzt haben, welche seit 1740 in der ehemaligen Provinz Santa Marta — dem jetzigen Departamento Magdalena — der Republik Colombia, vor sich gegangen sind, lassen die genauen Mittheilungen des Don Nicolas de la Rosa über die seit der Eroberung überhaupt verschwundenen Städte und Indianerdörfer einen Ueberblick über die Gesammtveränderungen seit 1520 zu. Danach sind auch von spanischen Neugründungen eine ganze Reihe schon vor 1740 vom Erdboden wieder vertilgt worden, und zwar Ortschaften von, wie es scheint, nicht geringer Bedeutung; die Zahl der zerstörten Indianerdörfer ist aber wahrhaft erschreckend und giebt Kunde von der wahrscheinlich früher sehr bedeutenden Zahl der Ureinwohner, sowie der Verminderung derselben seit der Eroberung.

Was zunächst die von den Spaniern selbst wieder aufgegebenen Städte betrifft, so haben wir schon von Sevilla berichtet, das den Chimiles-Indianern zum Opfer gefallen zu sein scheint.

Am Westabhange der Nevada, nahe bei der heutigen Stadt Ciénaga, lag Córdoba am gleichnamigen Flusse, welches ziemlich bedeutend gewesen sein muß, da der Gobernador von Santa Marta dort seinen Stellvertreter hatte[1])! Neuerdings ist Ciénaga vielleicht in Erinnerung an die einstmals in der Nähe vorhanden gewesene Stadt wiederum San Juan de Córdoba genannt worden.

Wir erwähnten schon oben, daß das Dorf Dibulla oder Dibuya nicht bei De la Rosa erwähnt wird; dagegen findet sich bei ihm der Name des Flusses Dibuya und zwar in Verbindung mit einer weiteren untergegangenen Stadt, Salamanca de la Ramada, nach welcher das Gebirge zwischen der Küste und dem Rio Rancheria auch Sierra de la Ramada hieß. Wahrscheinlich steht nun Dibulla an der Stelle des ehemaligen Salamanca de la Ramada. Ueber dieselbe berichtet De la Rosa wie folgt:

Die Stadt Salamanca de la Ramada lag an der Mündung des Rio Dibuya, einer der vielen Flüsse, welche den Weg von Santa Marta nach Rio Hacha kreuzen. Die Mündung des Rio Dibuya liegt 30 leguas östlich von Santa Marta, und 15 leguas westlich von Rio Hacha. Die Stadt gehörte zum Distrikt von Rio Hacha, dessen Gobernador hier seinen Statthalter besaß, doch scheint sie kirchlich zum Bisthum von Santa Marta gehört zu haben. Niemand vermag sich jetzt (1740) noch daran zu erinnern, ob die Stadt groß oder klein gewesen und wann sie verlassen worden ist, wenn man aber richtige Schlüsse aus gewissen vorhandenen Thatsachen macht, so ergiebt sich, daß ihre Bevölkerung nicht gering gewesen sein kann, da sie zwei Geistliche besaß — den Don José Lavañinos und Bartolomé de Aguilar; es müssen aber einer Pfarrei mit zwei Geistlichen doch wenigstens 500 Einwohner entsprechen. Es kann keinen Zweifel darüber geben, daß ihre Zerstörung während des Einfalls des Golonzón[2]) stattfand, welcher im Jahre 1655 erfolgte, und man kann annehmen, daß Golonzon die Stadt verbrannte, ebenso wie er es mit Santa Marta machte, und obwohl dies nicht ganz sicher ist, so kann man es doch mit einiger Wahrscheinlichkeit annehmen. Einen Beweis für die damalige Zerstörung der Stadt giebt ferner der Umstand, daß der Pfarrer Lavañinos zur selbigen Zeit nach Santa Marta floh. Es mag ja sein, daß auch schon lange vorher die Raubzüge der Feinde zur See, und der Indianer zu Lande die Bewohner der Stadt derart in Schrecken setzten, daß dieselbe allmählich zu veröden anfing, allein der letzte Stoß muß der Stadt durch obigen Einfall vor etwa 80 Jahren versetzt worden sein.

Ueberhaupt scheint die Nordküste früher sehr viel stärker bevölkert gewesen zu sein, und in keinem Theile des Staates macht sich der allgemeine Verfall so sehr geltend, wie dort. Außer Salamanca de la Ramada lagen noch zwei andere Städte auf dem Wege zwischen Santa Marta und Rio Hacha. Die eine hieß Palencia, oder wie der Geschichtsschreiber von Venezuela — Oviedo — sie nennt, Tudela; die andere hieß Vetoma. Vetoma lag am Meeresufer zwischen den Paßübergängen von Maroma und besaß in ihrer Umgebung weite Sabanen, welche 1740 noch existirten und einer großen Menge Rindvieh zur Weide dienten. Ihre Zerstörung wurde sowohl durch die Indianer als auch durch die Piraten verursacht, und die bedeutenden Goldwäschen, die in den benachbarten Bächen betrieben wurden, mußten brach liegen bleiben. In der Stadt Vetoma hatte der Gouverneur von Santa Marta seinen Stellvertreter, und damals nannten sich die Paßübergänge Pasos de Vetoma, da man von ihnen aus zu der Stadt hinabstieg. Später wurde dieses verändert in Pasos de Maroma, d. h. Seilpaß, wegen des abschüssigen, schwierigen und gefährlichen Weges über jene Berge.

Die Stadt Palencia oder Tudela wurde wahrscheinlich von dem Galizier Losada, dem Eroberer jener Gegenden, gegründet und lag an dem östlichen Abhange der Pasos de Rodrigo. Dann wurde der Name vermuthlich in Palencia verändert, um das Gedächtniß des Losada auszutilgen, und heute noch bewahrt nicht nur ein Bach in der Nähe den Namen Palencia, sondern auch einige Baulichkeiten, welche eine Familie aus Santa Marta dort besaß. Auch in Palencia hatte der Gobernador von Santa Marta einen Stellvertreter, und auch hier gab es reiche Goldminen und gutgelegene Schächte, deren Abbau jedoch mit der Zerstörung der Stadt ebenfalls aufhörte. Heutzutage befinden sich auf dem ganzen Wege von Santa Marta nach Dibulla nur die oben erwähnten Ortschaften Bonda, Masinga und Mamatoco, aber zwischen Masinga und Dibulla liegt kaum noch irgend welche Hütte, und der Weg ist in einem so verwahrlosten Zustande, daß außer den beiden Postboten kein Mensch mehr darauf verkehrt. Die vielleicht noch vorhanden gewesenen kleinen Ansiedlungen sind in Folge von Fiebern und der wahrhaft ungeheuerlichen Fliegenplage verlassen worden.

Die oben genannten Städte waren spanischen Ursprungs. Wenn wir nun zu der Liste der verschwundenen Indianerdörfer übergehen, so finden wir eine lange Reihe von Namen, welche zum Theil noch auf der Karte als Bezeichnung von Oertlichkeiten existiren, in Wahrheit aber keinerlei Bevölkerungsansammlungen mehr bedeuten.

Vor allem scheinen nördlich von Santa Marta an der ausgezackten Küste eine ganze Anzahl von Fischerdörfern gelegen zu haben. In den leicht zerstörbaren Grünschieferketten, welche nördlich von Santa Marta den äußersten Vorsprung der Nevada bilden, hat sich das Meer eine Reihe von kleinen, tief einschneidenden Buchten ausgewaschen, welche die Namen der nach Nicolas de la Rosa früher dort vorhanden gewesenen Dörfer der Indianer noch heute bewahren, das sind die Ancones von Concha, Chengue, Gayraca, Nahuange und Cinto, an welchen früher die gleichnamigen Dörfer standen. Von dem Dorfe Concha waren 1740 noch Spuren und Reste der Kirche vorhanden, die sehr groß und geräumig gewesen sein soll. Das Dorf scheint schon vor dem Einfalle des Piraten Cox am 2. Juli 1673 verbrannt worden zu sein, da bei demselben kaum noch Indianer in Concha zu finden waren, und die meisten sich bereits nach Geriboca zurückgezogen hatten, nur einige waren noch vorhanden, von denen die Piraten den Weg nach Santa Marta erfahren konnten, wodurch denselben die Einnahme und Plünderung der Stadt ermöglicht wurde. In Chengue gab es eine große Saline, deren Salz sich durch dickes Korn und glänzend weiße Farbe auszeichnete und welche Staatseigenthum war. Auch von dem Dorfe Gayraca gab es 1740 noch Spuren sowie die Cisternen, aus welchen die Bewohner in Folge des Mangels an fließendem Wasser ihren Trank schöpften.

Nicolas de la Rosa erwähnt ferner das Dorf Tamaca, welches an dem gleichnamigen Bache lag, den die Quelle des Rio Gaira, gewöhnlich la Cabecera de Minca genannt, speist. Das Wasser ist sehr frisch, klar und weich, gilt für das beste der ganzen Provinz und wird zur Bewässerung mehrerer Felder verwandt. An der Stelle dieses Dorfes fand ich nichts weiter, als eine vollkommen verfallene Kaffee-Hacienda des Don Julian de Mier aus Santa Marta. Dieser besitzt auch die Hacienda von Papares, welche am Ufer des Rio Papares oder Toribio liegt, außer-

[1]) Wahrscheinlich wurde Cordoba 1655 beim Einfall des Piraten Guillermo Gauzón verbrannt.

[2]) Guillermo Golonzon, eigentlich Gauzón, ein englischer Pirat, brandschatzte am 3. Dec. 1655 die Stadt Santa Marta.

ordentlich fruchtbar ist, und wegen dieser Eigenschaft auch von Nicolas de la Rosa rühmend hervorgehoben wird.

Sodann erwähnt unser Gewährsmann das Dorf Corinca, ohne jedoch anzugeben, wo dasselbe gelegen habe, so daß ich, da mir dieser Name niemals vorgekommen ist, im Unklaren über seine Lage bin.

Zwischen Masinga, den Pasos de Rodrigo und der Küste breitet sich ein niedriges Hügelland aus, welches zahlreiche Sabanen trägt, und von kleinen Bächen durchflossen wird, die theils zum Rio Manzanares, theils zum Rio Jordan eilen. In dieser Gegend sollen auch nach De la Rosa zahlreiche Ortschaften sämmtlich nahe bei einander gelegen haben, von denen Masinguita möglicherweise identisch ist mit Masinga la Vieja, am Rio Manzanares. Hier fand ich auf einem kleinen Hügel die gewaltigen, steinernen Fundamente eines Hauses, sowie auch Topfscherben und Reste einer gepflasterten Straße, welche in schnurgerader Richtung über Thäler und Hügel von NW nach SO, und von der Küste nach dem Innern führte. Von den übrigen Ortschaften ist der Platz von Giro Casaca noch bekannt, die anderen Dörfer, welche De la Rosa nennt, sind wohl bis auf den Namen verschwunden; sie hießen: Dannama, Origua, Chimaguey, Maquenque, Chingueyca, Dionca und Mamacasaca.

Auch in dem Distrikte von Valle de Upar sind eine Menge von Indianerdörfern zerstört worden, an deren Stelle 1740 noch Viehhöfe desselben Namens vorhanden gewesen sind. Von allen den von De la Rosa genannten Namen kann ich jedoch heute nur noch Cañaveral identificiren, welches in der Gegend von Fonseca liegt. Das Dorf Chiriaymo dürfte wohl an dem Flusse gleichen Namens gelegen haben, welcher auf dem linken Ufer des Rio Cesar in denselben mündet. Ob das Dorf Peña-Gorda in der heutigen Ansiedlung La Peña wieder erkannt werden kann, ist mir zweifelhaft. Jedenfalls müßte die Größe des Dorfes seitdem stark abgenommen haben, da es ursprünglich ein Pfarrdorf (Parroquia) gewesen ist. Die übrigen angeführten Indianerdörfer — Mazamorra, San Pedro, Uniaymo und Santa Cruz de San Mateo — vermag ich nicht mehr unterzubringen.

Von den im Distrikt von Rio Hacha von De la Rosa als untergegangen angegebenen Dörfern, kommt mir nur Morocaza bekannt vor, vielleicht ist dasselbe in dem heutigen Marocaso, am Rio Marocaso, ein wenig oberhalb der Mündung desselben in den Rio Rancheria, wieder zu erkennen. Möglicherweise ist auch Zahirino identisch mit der heutigen Ansiedlung Sairin am oberen Rancheria, doch wird auch im Distrikte von Valle de Upar ein Dorf Sayrino als 1740 vorhanden angegeben. Wo die übrigen von De la Rosa erwähnten Dörfer des Distriktes Rio Hacha gelegen haben können, ist mir unbekannt geblieben. Ihre Namen waren: Santa Cruz, Sancóna, Zicarára, Chimirunhue, Cototáme, Ariguani und El Cereado, an welchem letzteren Orte sich 1740 noch ein Ackerfeld erhalten hatte.

Man sieht an diesen Aufzählungen von Namen, wie viel stärker die Bevölkerung zur Zeit der Eroberung durch die Spanier gewesen sein muß, und man erkennt deutlich, daß die Entziehung so sehr vieler Arbeitskräfte, sowie die Zerstörung so zahlreicher Ortschaften und Ackerfelder dem Aufkommen der Provinz Santa Marta gewiß keinesfalls förderlich sein konnten. Wir wundern uns nicht, daß auch in republikanischer Zeit der Verfall des Staates Magdalena immer unaufhaltsamer wurde, so daß eine Hebung dieses gänzlich verarmten, unglücklichen Landes, wenigstens unter den jetzt herrschenden Zuständen in Colombia, kaum mehr möglich sein dürfte.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Professor M. Holl hat in den „Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien“ (Bd. XVIII, H. 1), die Resultate seiner anthropologischen Untersuchungen in Vorarlberg veröffentlicht. Demnach herrscht heute in Vorarlberg geradeso wie in Tirol der brachycephale und hyperbrachycephale Schädeltypus ganz entschieden vor, während in früheren Zeiten wahrscheinlich der dolichocephale Typus vorherrschte. Professor Holl neigt dazu, dies durch Transformirung zu erklären (also nicht durch Einwanderung einer fremden Rasse). Die Zahl der Schädel, die er gemessen hat, betrug 907.

Asien.

— In einem Vortrage vor der Pariser Geographischen Gesellschaft verbreitete sich Louis Blanchet über das Schiffahrtsstraßen-Netz in Cochinchina und Cambodscha. Die großen Ströme Donnai, Saigon, Vaico und Mekhong sind durch eine ungeheure Zahl von „Arroyos“ und Kanälen mit einander verbunden, auf denen ein reger Bootverkehr herrscht. Die Exportartikel Cochinchinas und Cambodschas — Reis, getrocknete und gesalzene Fische, Baumwolle, Häute, Holz, Elfenbein ꝛc. — gelangen auf diesen Wegen nach den großen Märkten Saigon und Tscholon, um von da nach Singapore und Hongkong weiter verschifft zu werden. Die Wasserstraßen sind übrigens um so wichtiger, als der Eisenbahnbau in den fraglichen Ländern auf sehr große Schwierigkeiten stößt, und als man insbesondere mit der 72 km langen Strecke zwischen Saigon und Mytho, die man hergestellt hat, sehr schlechte Erfahrungen gemacht hat. — Die innere Verkehrspolitik der Kolonialregierung müßte sich deshalb darauf richten, die Wasserwege thunlichst weiter zu vervollkommnen und auszubauen. Die Dampfer der „Messageries fluviales“ befahren gegenwärtig bereits eine Gesammtstrecke von 3000 km. Im Mekhong gehen sie aber bis jetzt nur bis an den Fuß der Stromschnellen von Sambor, obgleich diese Schnellen nach Fésignys Untersuchungen (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 95) keineswegs als eine unüberwindliche Schwierigkeit gelten können, und obgleich Gatier seine Fahrt von Luang-Prabang thalwärts nur bei den Fällen von Khong zu unterbrechen genöthigt war. Auch der ganze Auslands-Verkehr der siamesischen Provinz Battam-bong, im Nordwesten von Kambodscha, ist von der Natur auf die Wasserwege von Französisch-Indien gewiesen.

Afrika.

— Ueber die Nachrichten, die Herbert Ward von der Lage des Major Barttelot nach dem unteren Kongo

gebracht hat, verlautet jetzt Näheres. Demzufolge litt die Besatzung des Lagers am Aruwimi sehr durch Nahrungsmangel und Krankheit, namentlich wegen der ausgedehnten Sümpfe in seiner Nachbarschaft. Barttelot entsandte verschiedene Recognoscirungs-Abtheilungen aus, und dieselben fanden die Straße, die Stanley gezogen, mit zahlreichen Menschengebeinen bedeckt, was auf heftige Kämpfe deutet, die zu bestehen waren. Tippo Tib wurde wiederholt um Verstärkungen angegangen, bis April aber ohne irgend welchen Erfolg. Stanley hatte sich in der Richtung auf Chartum bewegt, und Barttelot war sehr geneigt, seinen Spuren zu folgen. — Nach einer Mittheilung des „Mouvement Géographique“ (1888, p. 59), befindet sich Kapitän Van Gèle nunmehr auf der Fahrt nach den Aruwimi-Fällen, um dem Major Barttelot die begehrte Hülfe zu bringen. In Begleitung der Herren Bodson, Baert und Hinck ist er am 26. April auf dem Dampfer Stanley von Leopoldville aufgebrochen. — Aus eigener Initiative hat sich bereits vor Van Gèle der Stationschef von Bangala, Van Kerckhoven, auf einem Stationsdampfer nach Stanley-Falls begeben, um Tippo Tib zu veranlassen, endlich in der gleichen Richtung vorzugehen. Da Bangala nahezu mittwegs zwischen Leopoldville und Stanley-Falls (sowie auch Yambuga) liegt, so darf man vielleicht hoffen, daß vor Van Gèle auch noch von anderer Seite eine Hülfsexpedition in Yambuga eintrifft.

— Die Internationale Afrikanische Gesellschaft zu Paris hat kürzlich beschlossen, eine Expedition auszusenden, die Stanley und Emin Pascha zu Hülfe eilen soll. Zum Führer derselben ist Charles Soller, der verschiedene Reisen in Nordwestafrika ausgeführt hat, ausersehen worden. Die Hülfe, die die Expedition bringen soll, dürfte, dafern sie überhaupt nöthig ist, ziemlich spät kommen.

— Von Lupton-Pascha, dem lange Verschollenen, der seiner Zeit in die Gewalt des Mahdi gerieth, sind bei den englischen Vorposten zu Korosko Nachrichten eingelaufen. Ihnen zufolge befand sich Lupton Ende November 1887 wohl, und er hoffte, wenn man ihm nur Geld schickte, bald nach Europa zurückkehren zu können. Der englische Bevollmächtigte in Aegypten, Sir E. Baring, soll sofort Schritte gethan haben, ihm die gewünschte Summe zu senden. Der Brief Lupton's kommt aus Omdurman (bei Chartum).

— Lieutenant Wißmann ist nach einem fünfmonatlichen Kuraufenthalte auf Madeira fast vollkommen wieder hergestellt nach Deutschland zurückgekehrt, nachdem er vorher in London von der „R. Geographical Society“ die ihm ertheilte goldene Medaille in Empfang genommen, und dabei einen Bericht über seine letzten Beobachtungen in den Ländern südlich vom Kongo erstattet hat. Auf Madeira hat er auch die Bearbeitung seiner mit Pogge unternommenen Reise bewirkt. — Ebenso hat sich Lieutenant Tappenbeck von der schweren Verwundung, die er sich auf der bekannten Expedition in das Innere von Kamerun zugezogen hatte, rasch wieder erholt, und derselbe steht dem Vernehmen nach im Begriffe, demnächst wieder nach Afrika zurückzukehren.

Australien und Polynesien.

— In West-Australien sollen Goldfelder von unermeßlicher Reichhaltigkeit entdeckt worden sein. Die Entwickelung der im übrigen so stiefmütterlich ausgestatteten Kolonie dürfte infolgedessen plötzlich viel rascher vorwärts gehen, als es bisher der Fall gewesen ist. Die analysirten Erze sollen im Durchschnitt 27 Unzen Gold auf die Tonne enthalten haben.

— René Allain diskutirte in der Juni-Sitzung der Pariser Geographischen Gesellschaft die Thunlichkeit einer Annexion der beiden einsamen oceanischen Inseln Clipperton (10° 20′ nördl. Br. und 109° 10′ westl. L. von Greenwich) und Waihu (27° südl. Br. und 109° 20′ westl. L.), sowie auch des Santa-Cruz-Archipels an Frankreich. Von Clipperton glaubt er, daß es nach Eröffnung des Panama-Kanales eine hohe verkehrsgeographische Bedeutung erlangen werde.

Allgemeines.

— Das Organisations-Komitee des 7. Internationalen Amerikanisten-Kongresses hat nunmehr ein ausführliches Programm für seine am 2. bis 5. Oktober abzuhaltenden Sitzungen entworfen. Der erste Tag soll der Geschichte der Entdeckung der Neuen Welt, der Geschichte des praekolumbischen Amerika und der Geologie Amerikas, der zweite Tag der Archäologie, der dritte Tag der Anthropologie und Ethnographie, der vierte Tag der Linguistik und Paläographie gewidmet sein. Die hauptsächlichsten Gegenstände, über die verhandelt werden soll, sind: Der Name „Amerika“ (Berichterstatter: Herr Cora); neueste Forschungen über Chr. Kolumbus (Berichterstatter: Herr Geleich); Fahrten nach der Neuen Welt im Anfange des 16. Jahrhunderts, insbesondere die Reisen der Franzosen (Berichterstatter: Herr Gaffarel); die Stellung der Huasteken und ihre Beziehung zur Geschichte Mexikos (Berichterstatter: Herr Seler); Vorgeschichte und Wanderungen der Chibchas (Berichterstatter: Herr Uhle); die Frage der direkten Verbindung der Alten und Neuen Welt in der praekolumbischen Zeit; Alterthümer aus Veracruz (Berichterstatter: Herr Strebel); der Gebrauch von Formen bei Herstellung der Thongeräthe in Mexiko und Peru (Berichterstatter: Herr Reiß); Herstellungsart und Ornamentation der gewebten Stoffe im praekolumbischen Amerika (Berichterstatter: Herr Stübel); Küchenabfälle in Brasilien (Berichterstatter: Herr G. H. Müller); die Lehre von den geographischen Provinzen in ihrer Bedeutung für die Ethnologie des amerikanischen Kontinents (Berichterstatter: Herr Bastian); anthropologische Klassifikation der wilden Stämme des praekolumbischen und des heutigen Amerika (Berichterstatter: Herr Virchow); das Alter und die Herkunft der amerikanischen Rasse (Berichterstatter: Herr Cora); Schädeldeformationen der alten Indianer (Berichterstatter: Herr Virchow); Beziehungen der nordwestamerikanischen Küsten-Indianer zu den asiatischen Völkerschaften (Berichterstatter: Herr Aurel Krause); Anthropologie der Bewohner Alt-Mexikos zur Zeit des Cortez (Berichterstatter: Herr Hartmann); Recht und Sitte im alten Mexiko (Berichterstatter: Herr Grossi); Hausthierrassen im alten Peru (Berichterstatter: Herr Nehring); Nutzpflanzen der alten Peruaner (Berichterstatter: Herr Wittmack); Sprachfamilien am Amazonas und Orinoko (Berichterstatter: Herr Adam); Linguistik der Stämme im centralen Südamerika (Berichterstatter: Herr von den Steinen); Quichua und Aymara (Berichterstatter: Herr Steinthal); die Aehnlichkeit der chinesischen und toltekischen Schriftzeichen (Berichterstatter: Herr Charnay). Beitrittserklärungen zum Kongreß sowie andere Mittheilungen ꝛc. sind an den General-Sekretär des Organisations-Komitees, Herrn Dr. Hellmann, Berlin SW., Königgrätzer Straße 120, zu richten.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIV. № 6.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

XII.[1]

(Mit vier Abbildungen.)

Um von Uruguay aus die große Stromader wieder zu erreichen, an deren Ufern aus wir unsere „Wanderungen" begannen, haben wir die beiden Provinzen Corrientes und Entre-Rios zu durchqueren, und dabei lernen wir eigentlich dasjenige Stück des außertropischen Südamerika kennen, das in den verschiedensten Beziehungen als das reichste und kulturfähigste gelten muß. Sind schon in Paraguay, in den Missiones und in Uruguay die Naturverhältnisse im allgemeinen sehr dazu angethan, außer der Viehzucht auch den Ackerbau zu begünstigen, so scheint dies in Corrientes und Entre-Rios in einem noch weit höheren Grade der Fall zu sein. Und wenn die beiden Provinzen in der letzteren Hinsicht bisher ebenfalls nicht das geleistet haben, was man von ihnen erwarten sollte, so hat man die Ursache davon in ähnlichen Umständen zu suchen, wie in Uruguay und Paraguay. Auch das „argentinische Mesopotamien" — wie man die beiden Provinzen ganz treffend zu nennen pflegt — empfand bis in die siebziger Jahre unseres Jahrhunderts hinein die üble politische Ordnung, die in dem größten Theile des außertropischen Südamerika herrschte, die Einwanderung war unbedeutend, und die extensiv betriebene Viehzucht warf in dem dünn bevölkerten Lande leichtere und sicherere Erträge ab.

Der erste kulturgeographische Vorzug, den Corrientes und Entre-Rios — namentlich aber die letztere Provinz — vor den anderen Theilen des in Frage stehenden Gebietes voraus haben, liegt ohne Zweifel in ihrer bequemen natürlichen Zugänglichkeit. Im Osten der langgestreckten Stromhalbinsel, die im Mittel nur etwa 200 km breit ist, bildet der Uruguay bis Salto hin eine für kleine Seeschiffe benutzbare, vorzügliche Wasserstraße, und im Osten der Parana-Paraguay bis zur Stadt Corrientes und darüber hinaus eine noch viel vorzüglichere. In dem flachen südwestlichen Theile von Entre-Rios, der ein junges, durch die theilweise Ausfüllung des Laplata-Golfes entstandenes Alluvialland darstellt, zweigen sich von dem Parana auch eine ganze Anzahl Delta-Arme ab — der Paranacito, der Pillo, der San Lorenzo, der Pabon (Ibicuy) &c. —, die ebenfalls gut schiffbar sind; und außerdem durchziehen noch zahlreiche andere Wasseradern — wie der Gualeguay, der Rio Feliciano, der Rio Corrientes — das Land, die sich wenigstens während des größeren Theiles des Jahres mit größeren oder kleineren Booten befahren lassen. In diesem Theile seines Gebietes hat Argentinien auch selbst die mit natürlichen Wasserstraßen am besten ausgestatteten Gegenden der nordamerikanischen Union nicht zu beneiden.

Hinsichtlich seiner Bodenbildung ist das argentinische Zwischen-Strom-Land von einer Erhebung beherrscht, die von Nordnordost nach Südsüdwest mitten hindurch streicht, und die zugleich die Wasserscheide zwischen dem Parana und dem Uruguay bildet. Im Norden — in Corrientes — erscheint dieselbe stark verflacht, und von lagunenbedeckten

[1] Vergl. Bd. 53, S. 344 ff.

Niederungen durchsetzt, während sie im Süden — in Entre-Rios — stark undulirt und in zahlreiche niedere „Cuchillas“, die kaum irgendwo die Höhe von 80 m übersteigen, gegliedert ist. Zwischen Parana — der Hauptstadt von Entre-Rios — und Diamante stürzt diese Erhebung steil in den Parana hinab (S. Abbildung 1), anderwärts an diesem Strome sowie auch an dem Uruguay, dacht sie sich allmählicher ab, und im Südwesten schließen sich ihr die bereits erwähnten flachen Alluvial-Landschaften an, die zwar zur Zeit des Niederwassers mehrere Meter über den Wasserspiegel emporragen, dagegen aber zur Zeit des Hochwassers regelmäßig überfluthet werden. Die geognostische Zusammensetzung des „Landrückens“ ist dieselbe wie in Uruguay und in der westlichen Monte-Region. Es handelt sich auch hier im wesentlichen um eine Lage von röthlichem Pampas-Löß, die sich in größerer oder geringerer Mächtigkeit auf einem Grundgerüst aus älterem Gestein — Gneiß, Granit, metamorphischem Schiefer — ausbreitet, und die dieselbe Entstehungsgeschichte gehabt haben muß wie an den anderen Orten (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 113 ff.). Die Ströme und Bäche, die von der Höhe herab zumeist raschen Laufes entweder dem Uruguay oder dem Parana zu fließen, haben sich in den Löß hinein tiefe Thäler gegraben, ohne aber die krystallinische Grundlage dieser Formation irgendwo in bemerkenswerther Weise bloß gelegt zu haben.

Die jährliche Regenmenge beträgt in Corrientes (Stadt) 133 cm, in Concordia (am Uruguay) 117 cm und in Parana 93 cm, die Befeuchtung des Bodens ist also ganz unbedingt eine reichliche zu nennen. Freilich fällt der größte Theil der Niederschläge an einer vergleichsweise sehr geringen Zahl von Frühlings- und Herbsttagen und in starken Gewittergüssen, während namentlich der Winter sich durch anhaltende Trockenheit auszeichnet. Infolgedessen zeigen auch die fließenden Gewässer sämmtlich einen sehr starken Wechsel von Hoch- und Niederwasser. Aber die Quellen versiegen fast nirgends vollständig, es gibt keine „Salinas“ und „Salitrales“ sowie auch keine Flugsandstrecken — wie im Westen des Parana — und der Acker- und Gartenbau kann der künstlichen Bewässerung an vielen Stellen vollkommen entrathen. Wenn man namentlich von Entre-Rios



Die Stadt Parana.

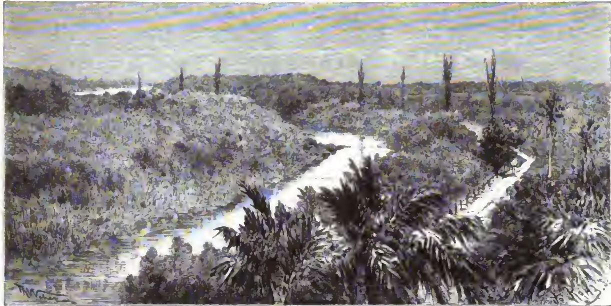
behauptet hat, daß dasselbe dazu bestimmt sei, die eigentliche Kornkammer Argentiniens zu werden, so wagen wir dem also nicht zu widersprechen. Thatsächlich sind die Ernteerträge der Ackerbaukolonien bei Parana, bei Diamante und bei Concepcion auch bereits sehr reiche gewesen [1]). Die Plagen, mit denen der Landmann am meisten zu kämpfen hat, sind auch an diesen Orten verschiedene Insekten — namentlich eine schwarze Ameise, die die Fruchtbäume bedroht, und die Heuschrecke. In jedem Falle sind dieselben aber in Corrientes und Entre-Rios nicht schlimmer als in anderen Gegenden des Landes, während die übrigen Verhältnisse doch ungleich günstiger liegen wie dort.

Das natürliche Vegetationskleid des höher gelegenen Landes ist durch einen bunten Wechsel von Grasland (Pampa) und Busch- und Hochwald charakterisirt, und die Arten, die dasselbe zusammensetzen, sind in der Hauptsache dieselben, welche wir in der Monte-Region sowie in Paraguay kennen gelernt haben. Die ausgedehnte Waldstrecke der „Selva de Montiel“, im Nordosten der Stadt Nogoya, besteht vorzugsweise aus Mimosen und Lorbeer- und Myrthenarten, von denen eine große Anzahl technisch sehr gut verwendbar sind. Die Provinz exportirt daher auch eine ganz beträchtliche Menge Holz.

Zu einer außerordentlichen Ueppigkeit entfaltet sich die Pflanzenwelt in dem niederen Deltalande des Parana. Dort wuchern neben Humboldtweiden (Salix Humboldtiana) verwilderte Pfirsichen, Bambusen, Scitamineen, Orchideen &c., und die Bäume und Sträucher sind an dem Tageslichte durch Lianen zu einem undurchdringlichen Dickicht mit einander verflochten, während sie unter der Erde mit ihrem Wurzelwerke in ganz ähnlicher Weise zusammenhängen. Durch diesen letzteren Umstand fördern die Pflanzen den beständig fortschreitenden Landbildungsprozeß an der Parana-Mündung in sehr energischer Weise. Zur Zeit der Hochfluthen, die auch an der Mündung des Stromes noch sehr mächtige sind, reißt das Wasser zwar öfters einzelne durch solches Wurzelwerk verflochtene Landstücken los und trägt sie als Naturflöße oder

[1]) Das Departement Diamante erzeugte 1887 an Weizen und Leinsaat für 4 Mill. Mark.

als schwimmende Inseln — „camalotes“ — weit fort (S. Abbild. 4), es sind dies aber doch nur vergleichsweise geringfügige Zerstörungen, und der besagte Prozeß schreitet demungeachtet rasch weiter vorwärts. Zu den direkten Schlammablagerungen des Flusses kommen auch hier die Staubablagerungen der trockenen „Pamperos“, die sich in



Im Delta des Parana.

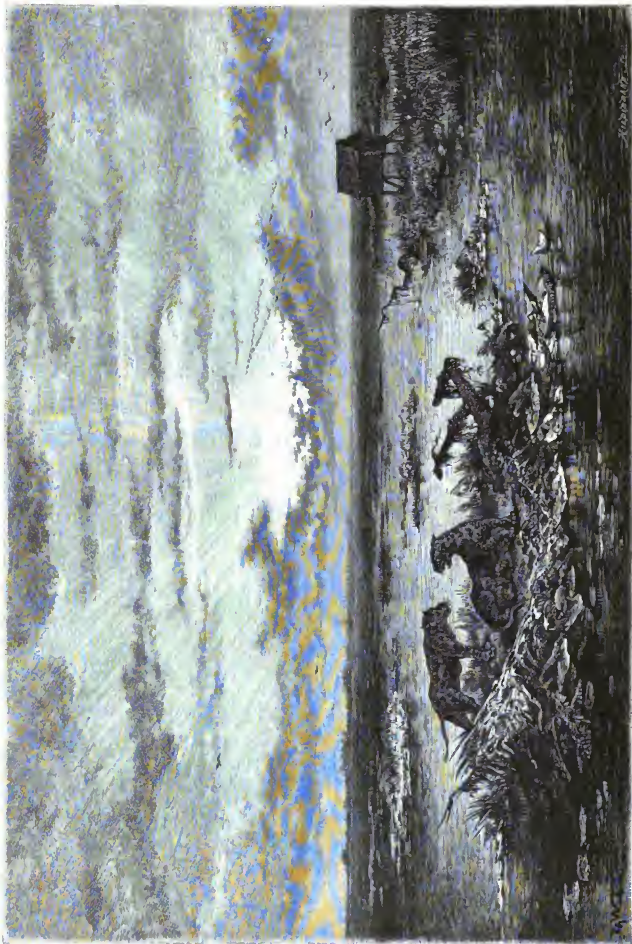
dem Laub- und Astwerke der Pflanzen ebenfalls fangen, um später von den Wurzeln festgehalten zu werden. — Zur Besiedelung und Bebauung eignet sich dieses junge Land natürlich nicht, und abgesehen von beschränkter Weidenutzung



Landhaus am Parana.

höher gelegener Strecken erscheint es dazu verurtheilt, eine von Jaguaren bewohnte Wildniß zu bleiben.

Was die thatsächliche Entwickelung der hier in Frage stehenden Provinzen betrifft, so belief sich die Einwohnerzahl von Corrientes im Jahre 1870 auf 129000, im Jahre 1882 aber auf 204000, und diejenige von Entre-Rios im ersteren



Naturflöße auf dem unteren Parana.

Jahre auf 135000, im letzteren aber auf 188000, bedeutende Fortschritte sind also auch hier unleugbar. Durch die stärkere Einwanderung lernte zugleich in der Bevölkerung, die ursprünglich ein Gemisch von Guarani-Indianern und Spaniern darstellte, das weiße Element mehr und mehr die Oberhand gewinnen. In Entre-Rios belief sich die Zahl der Ackerbaukolonien im Jahre 1875 nur auf zwei (San José und Rio-Urquiza), während sie im Jahre 1885 bereits 24 betrug. Mit Weizen, Mais, Gerste, Flachs, Kartoffeln, Erdnüssen (Mani) ꝛc. bestellt waren im Jahre 1885 etwa 73000 ha, das bedeutet von der Gesammtfläche der Provinz (circa 112000 qkm) allerdings noch immer nicht mehr als 0,66 Proc.

Alles in allem gilt wohl von Entre-Rios und Corrientes noch mehr wie von Uruguay und Paraguay das Wappäus'sche Wort: „Nichts fehlt diesen Ländern zu einem raschen materiellen und politischen Aufschwunge als eine zahlreichere, arbeitsame, sittlich frische Bevölkerung, und keinem Zweifel kann es unterliegen, daß eine planmäßig organisirte, gehörig geschützte Ansiedelung von Einwanderern germanischen Stammes binnen wenigen Jahrzehnten diesen Landstrichen eine nicht geahnte volkswirthschaftliche und kommerzielle Bedeutung geben würde [1]." In den letztvergangenen Jahren war der bei weitem größte Theil der neuen Ankömmlinge auch in Entre-Rios und Corrientes italienischen Ursprungs; dem neueingeströmten englischen und deutschen Elemente kommt aber auch hier der Ruhm zu, das rüstigste Vorwärtsstreben zu vertreten — dem englischen bezüglich der Veredelung der Schaf- und Rinder-Rassen sowie bezüglich der Vervollkommnung der Schlächter-Industrie, und dem deutschen bezüglich der Hebung des Ackerbaues und des städtischen Handels und Gewerbes. Die namhafteste Fleischextrakt-Fabrik von Entre-Rios, die neuerdings angefangen hat, derjenigen von Fray Bentos erhebliche Konkurrenz zu bereiten, ist diejenige unseres Landsmannes Kemmerich zu Santa Elena (nördlich von Parana). Daß die Eisenbahnen ihre belebende und kulturfördernde Kraft auch an Entre-Rios und Corrientes bewährt haben, brauchen wir kaum hinzuzufügen. Vor allen Dingen gilt dies von der wichtigen Linie, die Parana, Nogoya, Tala und Concepcion del Uruguay, und auf diese Weise die beiden großen Hauptströme quer durch Entre-Rios mit einander verbindet. In ihrer Nähe sind sozusagen über Nacht sehr ausgedehnte Landstriche dem Pfluge gewonnen worden. Schließt sich ihr erst eine Linie Parana — Nueva-Alemania — Concordia an, sowie ferner eine Linie Monte-Caseros — Mercedes — Corrientes, so wird aller Wahrscheinlichkeit nach das ganze argentinische Mesopotamien mehr und mehr von der Stufe eines Viehzuchtgebietes auf diejenige eines Ackerbaugebietes emporsteigen. An Parana, der Hauptstadt von Entre-Rios, ist der Aufschwung, den das Land neuerdings genommen hat, nicht weniger sichtbar, wie an den Städten westlich von seinem mächtigen Strome. Gegenwärtig mag sie etwa 25000 Einwohner zählen. In ihrer günstigen Verkehrslage und als ein zukünftiger Hauptknotenpunkt des argentinischen Eisenbahnnetzes steht ihr aber ohne Zweifel eine noch viel bedeutendere Entwickelung bevor [1].

[1] J. E. Wappäus, Deutsche Auswanderung und Kolonisation (Leipzig 1846), S. 100.

[1] Vergl. hierzu: Gustav Niederlein, Das argentinische Entre-Rios und seine Bedeutung für die deutsche Kolonisation (Export 1881, Nr. 1, 2 und 3).

Die Färöer.

Von Dr. H. Schunke.

II. (Fortsetzung.)

(Mit drei Abbildungen.)

Einen beträchtlichen Beitrag zum Lebensunterhalte der Färinger liefert die Vogelwelt durch ihre Eier, ihre Federn und ihr Fleisch. Der Reichthum der Färöer an Vögeln ist ja ein ungeheurer, und im Norden von Stromöe und Oesteröe sowie überhaupt an den entlegeneren Punkten umschwirren sie zu Millionen die Abhänge und Felsen. Wasserscheerer (Puffinus Anglorum), Pinguine (Alca impennis, A. torva und Mormon arcticus), Papageientaucher (Uria troile und U. grylle), Seemöven (Sterna, Lestris), Sturmvögel (Procellaria pelagica, P. glacialis), Taucher (Colymbus arcticus, Podiceps), Seeraben (Graculus) nisten hier — wie auch anderwärts im hohen Norden — in ungeheuren Schaaren, so daß sie, wenn sie etwa durch einen Flintenschuß aufgescheucht werden, thatsächlich die Sonne verfinstern. Auch hier beobachtet man, daß der Schreck, der ihnen beim Aufscheuchen zugefügt wird, nicht lange anhält, sondern daß sie sehr bald ihre alten Plätze wieder einnehmen. Sie verursachen mit ihren Flügeln ein solches Getöse und vollführen ein so betäubendes Geschrei, daß man vor solchem Höllenlärm sein eigenes Wort nicht hört.

Die Unerschrockenheit und Geschicklichkeit der Färinger im Ausnehmen der Vogelnester ist bewundernswerth. Um zu den Eiern zu gelangen, befestigen sie sich an Seile und lassen sich über fürchterliche Abgründe hinab. Bisweilen sind sie genöthigt, ihre Füße gegen die scharfe Kante eines Felsens zu stemmen und sich weit wegzuschleudern, um beim Zurückfallen in die Nähe einer Höhlung zu kommen, in welcher sie Nester vermuthen. Nisten die Vögel in tiefen Grotten, so binden sie sich vom Seile los, befestigen dasselbe an einem Felsblocke, bringen ihre Beute an sich und nehmen hierauf ihren gefährlichen Posten in der Luft wieder ein. Ist die Jagd vollendet, so läßt man sich in die Höhe ziehen und kehrt oft verwundet und grausig beschunden durch das Anstoßen an den scharfen Kanten zurück. Bleibt aber das Seil an einem Steine oder sonst an einem Gegenstande hängen, so kann der Unglückliche weder hinauf noch hinab und muß oft stundenlang zwischen Himmel und Erde schweben, ehe Hülfe gebracht werden kann. Es wird auch erzählt, daß manche Vögel ihre Nester durch Hacken mit dem Schnabel sehr muthig vertheidigen und ihren Fein-

den nicht unerhebliche Verwundungen zufügen (S. Abbildung 3).

Die immer wiederkehrenden Bezeichnungen Fuglefjord, Fugleberg, Fuglöe kennzeichnen zur Genüge das häufige Vorkommen von Vögeln; manche Inseln sind in der That weiter nichts als Vogelberge. So wird Store Dimon nur von einer Familie (mit den Dienstleuten aus 28 Köpfen bestehend) bewohnt, welche sich ausschließlich mit dem Einsammeln von Vogeleiern und Federn und mit der Zurichtung von Vogelbälgen beschäftigt. In der Mitte der Insel erhebt sich ein halbes Dutzend mit Stroh gedeckter Bretterhütten auf einer mit spärlichem Grün bewachsenen ebenen Fläche: das sind die Wohnungen der Leute. Man fragt sich mit Recht, wie dieselben bei der großen Beschwerlichkeit des Zuganges und bei der Abgeschlossenheit von allem Verkehr mit der Welt und den nächsten Nachbarn nur leben können, und man wird durch sie sehr lebhaft an die deutschen Halligbewohner erinnert. Auch auf dem benachbarten Lille Dimon sind reiche Vogelheerde. Dieser schwarze Basaltfelsen ist aber unbewohnt und nur Schafe theilen sich mit der geflügelten Welt in den Raum. Wenn die Eiersammler zu dieser außerordentlich steilen Insel kommen, klettert der beherzteste und geschickteste von ihnen an eingeschlagenen eisernen Stäben von Stufe zu Stufe bis zur Höhe; alsdann wirft er das Seil, das er mit hinaufgenommen hat, mit hinab und hilft seinen Gefährten beim Hinaufsteigen. Lille Dimon wird vorzugsweise von Papageientauchern bewohnt; dieselben halten sich in tiefen Löchern an den steilen Abhängen auf. Um sie zu fangen, überdecken die Jäger die Höhlen mit einem Netze und treiben die aufgescheuchten Vögel hinein.



Eine Mühle.

Der Ertrag der verschiedenen Zweige der Landwirthschaft ist äußerst gering. Wohl findet sich in den Mulden der niedrig gelegenen Thäler und an den Küstensäumen Ackererde, und zwei Drittheile der Bevölkerung treiben neben dem Fischfang auch etwas Landwirthschaft, allein das Klima ist dem Getreidebau so ungünstig, daß Roggen, Gerste und Hafer nicht in allen Jahren zur Reife gelangen. Gemüsepflanzen, insbesondere Kartoffeln und Rüben, gedeihen in genügender Menge. Obstbäume bringen ihre Früchte nicht zur Reife, aber in den von Mauern und Zäunen geschützten Gärten der Ortschaften im Süden der Gruppe werden Stachelbeer- und Himbeersträuche gezogen. — Auf Suderöe verhält sich das Kulturland zur gesammten Oberfläche der Insel wie 1:36; auf den nördlichen Inseln wie 1:96.

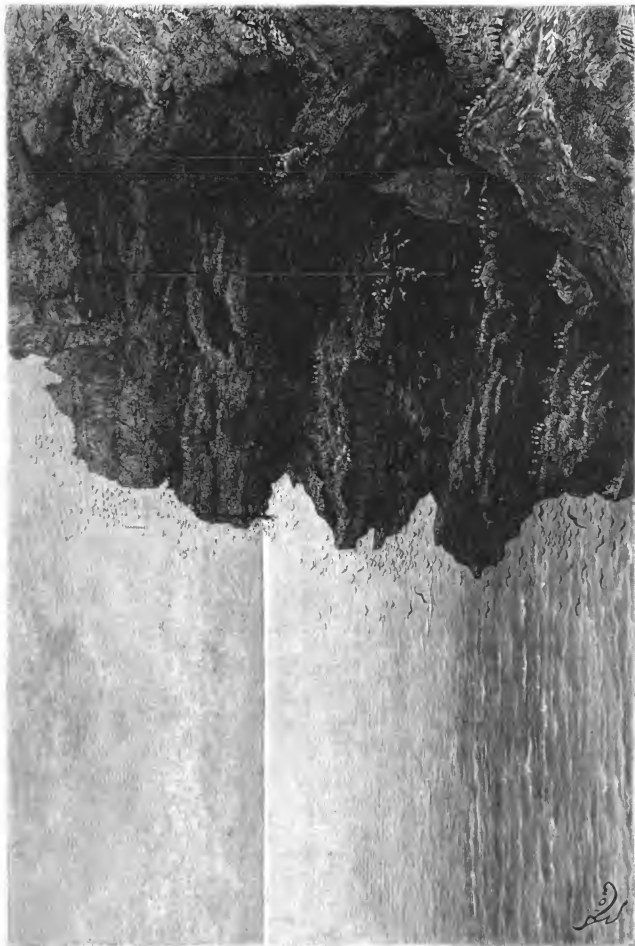
Von den Hausthieren ist noch das Pony zu erwähnen; und zwar liefern die Färöer neben den Shetlandinseln die kleinsten Thiere dieser Rasse. Aber gerade dieser geringen



Dorf am Kalsöfjord.

Größe halber kommt das Pony auf den Färöer wenig zur Verwendung, zum mindesten lange nicht in dem Maße, wie das verwandte isländische Pferd in seiner Heimath.

In neuerer Zeit hat man versucht, die Kohlenlager auf Suderöe auszubeuten, ohne indeß nennenswerthe Erfolge erzielt zu haben. In der Regel liegen zwei, manchmal aber auch noch mehr Flötze übereinander, deren Mächtigkeit aber außerordentlich schwankt (zwischen 0,20 und 0,30 m bis 2 und 4 m; an einer Stelle will man sogar eine Mächtigkeit von 20 m gefunden haben). Die Kohle ist theils eine der schottischen sehr ähnliche Glanzkohle, theils ist sie der Braunkohle ähnlich und zeigt noch deutlich die Holzfasern



Nestausnehmer bei der Trollhoved-Klippe.

und Jahresringe der Pflanzen, die sie bildeten. Die Flötze sind an mehreren Stellen abbauwürdig: Ein Lager findet sich im Norden von Suderöe bei Qvalböe und das andere in der Mitte derselben bei Trangisvaag. Das erstere versuchte die dänische Regierung abzubauen; sie hat indeß neuerdings die Gruben aufgegeben, da die Kohle zu geringwerthig und die Ausbeute nicht lohnend war [1]). Die Einwohner von Qvaböe holen sich aus den verlassenen Gruben auf sehr einfache Weise das Brennmaterial für ihren Hausbedarf und sollen jährlich gegen 100 Tonnen gewinnen. Das andere, viel abbauwürdigere Lager bei Frodböenypen am Trangisvaagfjord besteht aus zwei Flötzen, die durch eine 8 m mächtige Schicht Schiefer und braunen Thon getrennt werden. Man hat die Ausdehnung dieses Kohlenlagers auf 2000 ha und die mögliche Ausbeute auf 14 Mill. Tonnen geschätzt. Seit 1887 beutet eine französische Gesellschaft „Compagnie normale de pêcheries" das Lager aus, um nicht Kohlen aus England einführen zu müssen. Die Kohle ist etwa von der Güte der mitteldeutschen Braunkohle und die besten Sorten haben folgende Zusammensetzung:

Kohlenstoff	60,9	61,0	56,7
Wasserstoff	4,1	3,9	3,9
Sauerstoff und Stickstoff	20,3	18,2	17,4
Asche	2,5	2,5	10,7
Hygroskopisches Wasser	12,2	14,4	11,3

[1]) Vergl. Johnstrup, Om Kullagene paa Faeröerne samt Analyser etc. Oversigt over det Kgl. Dansk Vidersk. Selsk., 1873, p. 147.

Ueber die Entstehung dieser Kohlenlager sind die Meinungen getheilt. Die Einen halten dieselben für eine Bildung aus Pflanzen, welche einst an Ort und Stelle gediehen; die Anderen dagegen meinen, sie seien aus vorweltlichen Baumstämmen entstanden, welche durch Meeresströmungen angetrieben und von vulkanischen Auswurfsstoffen, von Tuff und Basalt, überdeckt worden seien. Die letztere Ansicht, welche besonders von englischen und norwegischen Gelehrten bekämpft wird, kann deshalb nicht die richtige sein, weil nach dem einstimmigen Zeugnisse aller Geologen die Färöer in einer jüngeren Erdperiode niemals unter den Spiegel des Meeres getaucht gewesen sind, und das müßte doch geschehen sein, wenn die Baumstämme über die Inseln ausgebreitet worden sein sollten.

Da ein Waldbestand den Inseln gänzlich fehlt, so ist es für die nördlichen derselben, die keine Kohlenlager besitzen, von hoher Bedeutung, daß sich in den muldenförmigen Hochthälern ausgedehnte Torfmoore von 1 bis 2 m Mächtigkeit finden. Man betrachtet dieselben mit Recht als eine Hinterlassenschaft der Eiszeit, dadurch entstanden, daß flache Wasserbecken, deren noch eine große Anzahl vorhanden sind, von Wasser- und Sumpfpflanzen besetzt und ausgefüllt wurden. Lehrreich ist, daß man an dem Boden der Moore zahlreiche Wurzeln und Zweige von Buschwaldpflanzen, anscheinend Wachholder und Birken, gefunden hat. Gebüsch und Niederwald, die heute beide fehlen, müssen also in früher Zeit auf den Inseln vorhanden gewesen sein; dieser Umstand würde natürlich auf eine große Veränderung der klimatischen Verhältnisse in der Vorzeit hinweisen.

Die Mythologie der nordwest-amerikanischen Küstenvölker.

Von Dr. F. Boas in New York.

V.

Außer Sonne und Mond leben noch eine Anzahl Geister im Himmel. Der merkwürdigste unter diesen ist der Tsōnóqoa der Kwakiútl, welcher von den Wik'énoq Atsi oder Tlipáatstitlána, von den Bilχula Snēnéiq genannt wird. Ich glaube aus einer Reihe von Andeutungen schließen zu müssen, daß derselbe eine mythische Form des Grizzlibären ist. Eigenthümlich ist, daß Besucher des Tsōnóqoa von demselben oft ebenso belohnt werden, wie die Besucher der Gottheit von der letzteren.

Der Snēnéiq (Bilχula).

Ein Mann, Namens Iálit, saß einst mit seiner Frau zusammen am Feuer. Die Frau hielt ihr Kind auf dem Schoße, und als dasselbe schrie, gab sie ihm die Brust und stillte es. Zufällig blickte sie in die Höhe und sah auf dem Dache über dem Rauchfange etwas Weißes, das sich bewegte, wie eine keuchende Brust. Sie rief ihren Mann und machte ihn darauf aufmerksam. Da nahm er seinen Bogen und Pfeil und schoß danach. Da sahen sie, wie das Weiße herunterfiel. Als es nun dämmerte, weckte die Frau ihren Mann und sprach: „Stehe doch auf und sieh, was du gestern Abend geschossen hast." Er erhob sich und sah draußen einen jungen Snēnéiq todt liegen. Sein Pfeil hatte ihm gerade die Kehle durchbohrt und er war so groß wie vier Büffel. Iálit grub nun ein tiefes Loch, warf den Snēnéiq hinein und deckte ihn wieder mit Erde zu. Nur die weiße Kehle ließ er unbedeckt. Er erzählte Niemandem, daß er das Ungeheuer getödtet hätte. Einst fuhren nun eine Anzahl Männer den Fluß hinauf und sahen bei Nutltléiχ den alten Snēnéiq auf einem großen Felsen sitzen und weinen. Da fürchteten sie sich und kehrten nach Nuχálkch zurück. Als Iálit von ihrem Abenteuer hörte, ging er mit zwei Freunden flußaufwärts, um den Snēnéiq zu sehen. Als sie ihn auf dem Felsblocke erblickten, kehrten die zwei Freunde um, denn sie fürchteten sich. Iálit aber fuhr furchtlos weiter. Als er an dem Felsblocke ankam, auf welchem der Snēnéiq saß, schob er seinen Kahn ans Ufer, stand auf und lehnte sich gegen den Stein. Da hörte der Snēnéiq auf zu weinen und wischte sich die Augen aus. Iálit sprach: „Mein Lieber, ich möchte dir helfen. Sage mir, warum weinst du so sehr?" Der Snēnéiq antwortete: „O, ich habe meinen Sohn verloren. Ich weiß nicht, wohin er gegangen ist und fürchte, er ist todt." Dann nahm er ein Kupfer und gab es Iálit. Er fuhr fort: „Siehst du das Häuptlingshaus dort droben auf dem Berge? Es gehört meinem Sohne." Iálit antwortete: „Ich sehe nichts." Da fuhr ihm der Snēnéiq zweimal mit der Hand über die Augen, und nun erblickte jener das schön bemalte Haus. Der Snēnéiq schenkte ihm das Haus mit allem, was drinnen war und sagte: „Wenn du nach Nuχalkch zurückgekehrt bist, so baue vier eben solche Häuser." Als er so geredet hatte, erhob er sich und wollte fortgehen. Iálit frug ihn:

„Wohin gehst du?“ Der Snēnéiq antwortete: „Ich verlasse nun dieses Land und gehe nach Naus“ (bei Fort Rupert). Iālit aber kehrte nach Nuχálkch zurück. In den folgenden vier Jahren baute er vier Häuser und trug alles, was in des Snēnéiq Hause war, zum Meere hinab. Und er bemalte seine Häuser ebenso, wie droben auf dem Berge des Snēnéiq Haus bemalt war.

Snēnéiq.

Eines Abends weinte die Tochter eines Häuptlings und wollte sich nicht beruhigen lassen; da sprach ihre Mutter, eine schöne Frau, mit langen Haaren: „Lege dich hin und sei ruhig, sonst wird der Snēnéiq kommen und dich holen.“ Um Mitternacht, als alle schliefen, kam der Snēnéiq in Gestalt einer alten Frau an die Thür und sprach zu dem Kinde: „Komm her, ich habe hier trockenen Lachs für dich, nimm hin und iß.“ Das Kind kam aber nicht. Da sagte die Alte: „Komm her, ich habe hier Bergziegenfett. Nimm und iß.“ Das Kind ging an ein Astloch in der Wand und sagte: „So reiche es mir hier durch.“ Die Alte kam herbei, blies in das Loch, das sogleich sehr groß wurde, ergriff das Kind und steckte es in einen Korb, den sie auf dem Rücken trug. Da schrie die Kleine: „O, Snēnéiq hat mich in ihren Korb gesteckt!“ Die Eltern erwachten. Sie machten ein großes Feuer, um sehen zu können und verfolgten die Snēnéiq. Als sie ihr aber nahe kamen, versank dieselbe in die Erde und so verloren sie ihre Spur. Da kehrten sie betrübt nach Hause zurück. Snēnéiq gelangte endlich nach Hause und sprach zu ihrer Sklavin Nusqēeχtitlputsáaχ: „Siehe her, ich habe eine Schwester für dich gefunden.“ Snēnéiq hatte sie einst in ihrem Korbe ebenso geraubt wie jetzt das Mädchen. Die Sklavin rief die letztere zu sich und sprach zu ihr: „Wenn Snēnéiq dir zu essen geben will, so nimm es nicht, sonst wird es dir ergehen, wie es mir erging. Siehe, ich aß von dem Bergziegenfett und da bin ich an der Erde festgewachsen.“ Sie zeigte ihr nun, daß ein Seil aus ihr herauswuchs und sich in der Erde verzweigte, gerade wie eine Wurzel. Sie sagte weiter: „Verstecke das Essen unter deinem Mantel und thue, als äßest du.“ Als Snēnéiq zurückkam, bot sie dem Mädchen Bergziegenfett an. Dieselbe folgte aber dem Rathe der Sklavin und stellte sich nur, als ob sie äße. In Wahrheit verbarg sie das Fett unter ihrem Mantel. Nach einiger Zeit hörte die Snēnéiq ein Kind schreien und lief fort, dasselbe zu holen. Vorher sagte sie zu dem Kinde, es solle im Hause bleiben, denn sie wolle ihm eine Schwester holen. Als die Snēnéiq fort war, rief die alte Sklavin das Kind herbei und sprach: „Nimm du Snēnéiq's Handschuhe, die dort hängen. Stecke sie dir an die Finger und erwarte draußen die Rückkehr Snēnéiq's.“ Das Mädchen that, wie die Sklavin sie hieß. Sie stellte sich an den Abhang einer Schlucht, und als die Snēnéiq zurückkehrte und sah, daß die Kleine ihre Finger gegen sie bewegte, fürchtete sie sich so, daß sie in die Schlucht hinabfiel und dort todt liegen blieb. Da ließ die Sklavin das Mädchen an einem Seile hinab und ließ sie die Brüste der Snēnéiq abschneiden und kochen. Sie sprach: „Wenn Snēnéiq's vier Söhne von der Jagd nach Hause kommen, so setze ihnen dieses Gericht vor, dann werden sie sterben.“ Bald kamen diese nach Hause. Sie frugen nach ihrer Mutter und Nusqēeχtitlputsáaχ antwortete: „Sie wird wohl bald kommen. Sie ist mit ihrem Korbe ausgegangen, Sklaven zu fangen. Wir haben unterdeß für euch gekocht; hier ist euer Essen“; und da nahm das Mädchen den Topf, in dem die Brüste gekocht waren und setzte ihn den Söhnen vor. Sie nahm einen Löffel voll und gab ihn dem Aeltesten! Dieser sprach: „Dies schmeckt ja gerade wie unserer Mutter Milch.“ Dann gab sie dem zweiten einen Löffel voll. Dieser schmeckte und sprach: „Du hast Recht. Es schmeckt genau wie unserer Mutter Milch“, und so sprachen auch die beiden jüngsten, als sie geschmeckt hatten. Die alte Sklavin aber hieß sie ruhig sein und essen. Sie gehorchten, als sie aber aufgegessen hatten, fielen alle todt nieder. Als die vier Kinder der Snēnéiq — vier Wölfe — todt waren, warfen sie die Leichen zu der Alten in die Schlucht hinab. Dann sprach die Sklavin: „Gieb mir das Fell einer Bergziege.“ Das Mädchen gehorchte. Da zupfte sie die Haare aus und machte ein langes Seil. Dann füllte sie einen Korb mit Fleisch und Fett, band dem Mädchen das Seil um und ließ es nach Hause gehen. Sie hielt das aufgerollte Seil fest, und ließ es auslaufen, während das Mädchen fortging. Endlich gelangte das Kind nach dem Hause seiner Eltern. Drinnen weinte die Mutter, und da ging die Kleine außen an die Wand des Hauses, dort, wo das Bett stand, in dem die Mutter schlief, und klopfte an die Wand. Die Mutter hörte das Geräusch und sandte ihren jüngsten Sohn hinaus, um nachzusehen, wer da sei. Als dieser seine verlorene Schwester erblickte, lief er zurück und erzählte seiner Mutter, daß sie zurückgekehrt sei. Sie aber glaubte ihm nicht und sprach: „Rede keine Thorheiten, deine Schwester ist lange todt.“ Da es wieder klopfte, sandte sie ihren ältesten Sohn hinaus, nachzusehen. Bald kam derselbe zurück und sprach: „Ja, da draußen steht unsere Schwester. Sie läßt dir sagen, du sollst das Haus reinigen, dann will sie hereinkommen.“ Da glaubte die Mutter es. Sie reinigte ihr Haus und das Mädchen trat herein, setzte sich ans Feuer und aß mit ihrer Mutter und ihren Brüdern. Dann sprach sie zu dem einen: „Hole doch meine Kiste, welche draußen vor der Thür steht.“ Derselbe gehorchte, konnte aber die Kiste nicht heben, obwohl sie sehr klein war. Alle Leute, einer nach dem anderen, gingen hinaus, die Kiste zu heben, keiner aber vermochte es. Da ging das Mädchen selbst hinaus und hob die Kiste an ihrem kleinen Finger auf. Sie öffnete sie und gab allen Geschenke. Dann sprach sie: „Geht Morgen immer dem Seile nach, an dem ich festgebunden war, in den Wald. Dort werdet ihr eine alte Frau finden, die am Boden festgewachsen ist. Versucht doch, sie zu befreien.“ Die Leute thaten also. Sie fanden die Alte und hieben das Seil durch, das sie mit dem Boden verbunden hielt. Da strömte Blut daraus hervor und sie starb.

Tl'ipáatstitlána (Bilχula).

Es war einmal ein Mann, der war mit seiner Frau unzufrieden und jagte sie fort, um sich eine neue Frau zu nehmen. Darüber wurden seine Söhne betrübt und liefen in den Wald, um nicht wieder zurückzukehren. Der älteste Bruder hatte seinen Bogen und seine Pfeile mitgenommen und schoß viele kleine Vögel. Diese gab er seinem Bruder und sprach: „Kehre du lieber nach Hause zurück. Ich will weit, weit fortgehen und du würdest nicht so weit gehen können. Nimm die Vögel und kehre um!“ Der Kleine weigerte sich aber, seinen Bruder zu verlassen, und schließlich willigte derselbe ein, ihn mitzunehmen. Sie gingen weit, weit den Fluß hinauf. Endlich erblickten sie ein Lachswehr und da sprach der ältere Bruder zu dem jüngeren: „Hier müssen Leute wohnen.“ Der Kleine sah sich rings um, konnte aber Niemanden finden und sprach zu seinem Bruder: „Nein, Niemand ist hier, es muß wohl ein Vorübergehender das Lachswehr gebaut haben. Laß uns hier bleiben und ein Haus bauen.“ Als das Haus fertig war, ging der ältere Bruder täglich zum Lachswehr hinab, während der jüngere oben blieb und die Fische trocknete. Während nun der ältere Bruder unten am Flusse war, hörte der Kleine

plötzlich ein eigenthümliches Geklapper oben am Berge. Er blickte auf und sah eine Frau herabkommen, deren Haar und deren rother Mantel mit Adlerdaunen bestreut war. An den Füßen trug sie Tanzschellen und sie klapperte beständig mit dem Munde. Da sie gerade auf das Haus zukam, fürchtete der Knabe sich und versteckte sich. Er sah nun, wie sie die Thür öffnete, an der Schwelle stehen blieb, und wie ihr Mund plötzlich riesenlang wurde und sie alle Lachse von den Trockengestellen fraß. Dann ging sie wieder fort. Als der ältere Bruder wieder herauf kam und alle Lachse verschwunden sah, wunderte er sich, daß der Kleine so viel gegessen hatte. Er sagte aber nichts, und jener erwähnte auch nicht den Besuch der Frau. Sie aßen zusammen einen Lachs, den der Aeltere mitgebracht hatte und legten sich schlafen. Als am folgenden Tage der Bruder wieder zum Flusse hinabgegangen war, kam die Frau wieder und fraß alle Lachse auf. Als er nun Abends alle Lachse verschwunden fand, frug er seinen Bruder: „Wie kommt es denn, daß du so viel ißt?“ Jener antwortete: „Ich habe gar nichts gegessen, jeden Tag kommt eine Frau hier her, stellt sich an die Thür und dann streckt sie ihren Mund bis zum Feuer aus und frißt alle Lachse.“ Da nun die Frau am dritten Tage wieder kam, beschloß der ältere Bruder, ihr aufzupassen. Morgens ging er wieder zum Flusse hinab, kam aber gleich darauf unbemerkt zurück, nahm Bogen und Pfeil und versteckte sich im Hause. Es währte nicht lange, da kam die Frau und fing an, die Lachse zu fressen. Sie war aber noch nicht zur Hälfte fertig, da schoß sie der junge Mann in ihre riesige Brust. Sie schrie vor Schmerzen und entfloh. Da sprach der ältere Bruder zu dem Kleinen: „Ich will sie nun verfolgen. Bleibe hier, gehe aber sparsam mit den Fischen um, damit du genug hast, bis ich wieder komme.“ Dann ging er fort. Die Frau hatte aber auf dem Wege Daunen verloren, und Blut bezeichnete ihre Spur, welche von der Erde zum Himmel hinaufführte.

Als er eine Zeit lang gegangen war, kam er bei Masmasalánix's Hause vorbei, der einen großen Hut trug. Er frug denselben: „Hast du nicht eine kranke Frau hier vorbeikommen sehen?“ Jener antwortete: „Ja, ich sah sie, es ist Tl'ipáatstitlána, die Tochter Atlq'ontóm's. Sie schien halb todt zu sein.“ Der junge Mann folgte der Spur weiter, die ihn ganz hinauf in den Himmel führte. Endlich gelangte er an einen kleinen See, aus dem ein Fluß entsprang, und sah Atlq'ontóm's Haus nahe am Ufer stehen. Da streute er sich die Adlerdaunen auf den Kopf, hüllte sich in seinen Mantel und setzte sich am Ufer des Sees nieder. Er war aber ein großer Zauberer und hatte gemacht, daß Niemand den Pfeil sehen konnte, mit dem er Tl'ipáatslitlána getroffen hatte. Die Adlerdaunen auf seinem Kopfe ließ er aussehen, als sei sein Kopf in Rauch gehüllt.

Er hatte nicht lange so gesessen, da kamen zwei Töchter Tli'páatstitlána's aus dem Hause, um Wasser zu holen. Als sie am Ufer einen Mann verhüllt von einer Rauchwolke sitzen sahen, wußten sie sogleich, daß derselbe ein Medicinmann sein müsse, und sie liefen zurück ins Haus, um zu erzählen, daß er draußen sitze. Tli'páatstitlána's Mann hatte aber schon alle Medicinmänner kommen lassen, um die Frau zu heilen. Keiner aber hatte es versucht. Er hatte seinen Diener Atlχulátenum [1]) an die Thür treten und der Reihe nach die Medicinmänner rufen lassen. Der Spēnēiq, der Donnervogel, der Kranich, der Grizzly und der Braune Bär waren gekommen: keiner konnte sie heilen.

Da sandte er hinaus, den Fremdling zu holen und versprach ihm eine der vier Töchter der Kranken zur Frau, wenn er sie wieder gesund mache. Die Leute saßen um die Kranke herum, konnten aber den Pfeil nicht sehen. Sie sangen und brauchten Trommeln und Pfeifen, aber sie ward nicht besser. Der junge Mann sprach nun: „Bringt mir einen Cederzapfen.“ Als er denselben erhalten hatte, zerbrach er ihn und legte die einzelnen Schuppen vor die Trommeln, die an einer Seite des Feuers standen, und als er nun singend um das Feuer herumging, begannen dieselben zu trommeln. Die Frau saß an der entgegengesetzten Seite des Feuers. Er sprach nun: „Deckt Matten über mich und die Kranke.“ Die Leute gehorchten, und da zog er den Pfeil ungesehen aus ihrer Brust, zerbrach ihn in viele Stücke, so daß er ihn in der Hand verbergen konnte und ging hinaus. Draußen warf er den Pfeil ins Wasser und wusch sich. Die Frau aber war wieder besser geworden.

Die Leute frugen ihn nun, welches der vier Mädchen er nehmen wolle. Sie hatten aber schon unter einander verabredet, daß er die Jüngste nehmen solle, die eine große Zauberin war. Da dieselbe sehr hübsch war, wählte er wirklich sie. Dann gingen sie zusammen zur Erde hinab. Als sie zu dem Platze kamen, wo der junge Mann seinen Bruder verlassen hatte, fand er denselben todt und seinen Leichnam verwest. Nur das Gerippe lag da, von dem aber ein Oberschenkel fehlte, den die Vögel fortgetragen hatten. Es hatte dem jungen Manne geschienen, als sei er nur einen Tag lang im Himmel gewesen; er hatte aber in Wirklichkeit ein Jahr dort geweilt. Da nahm die Frau etwas Lebenswasser, das sie aus dem Himmel mitgebracht hatte, und träufelte ihrem Schwager davon etwas in die Nase, ins Ohr und in den Mund und wusch seinen Körper damit. Da erhob er sich, als wenn er nur geschlafen hätte; aber fortan hinkte er, denn es fehlte ihm ein Knochen.

Die Beiden mit der jungen Frau reisten nun den Fluß hinab, bis sie zum Dorfe ihres Vaters kamen. Ein wenig oberhalb desselben trafen sie viele Leute, die gerade Brennholz holten. Da sandte der jüngere Bruder dieselben zurück zu dem Vater, um ihm zu erzählen, daß seine Söhne zurückgekehrt seien. Und er ließ ihm sagen, das Haus zu reinigen, denn sonst werde die junge Frau seines Sohnes nicht hineingehen. Die Leute gehorchten und der Vater ließ sein Haus reinigen. Dann sandte er zwei Männer, um seine Söhne aufzufordern, zu kommen.

Diese aber ließen ihm sagen: „Schicke erst deine neue Frau fort und nimm unsere Mutter zurück, dann wollen wir kommen.“ Als der Vater gethan hatte, wie sie verlangt, gingen sie ins Haus.

Im Laufe der Zeit gebar die Frau des älteren Bruders ein Kind. Sie hatte aber ihrem Manne eingeschärft, ja nicht zu lachen, wenn er seine frühere Geliebte sähe. Eines Tages bat sie ihren Mann, zum Flusse hinab zu gehen und etwas Wasser zu holen. Er that, wie sie gebeten hatte. Unten aber begegnete er seiner ehemaligen Geliebten und da lachte er, denn er freute sich, sie wieder zu sehen. Als er den Eimer voll Wasser seiner Frau brachte, da war das Wasser blutroth, und daran erkannte sie, daß er gelacht hatte, als er seine Geliebte gesehen. Sie ging fort und Niemand wußte, wohin sie verschwunden war.

Tlemáē. (Tlatlasiqoála.)

Die Tochter eines Häuptlings erkrankte und ihr Körper war über und über mit Geschwüren bedeckt. Da beschloß ihr Vater, sie zu verlassen. Er befahl allen Leuten, ihre Habseligkeiten zu packen, und früh Morgens beluden sie

[1]) Atlχulátenum wird beim Wintertanze durch eine roth und grün gestreifte Maske dargestellt. Die Streifen laufen schräg von links oben nach rechts unten über das ganze Gesicht. Der Tänzer trägt einen ebenso gestreiften Stab. Sein Platz ist an der Thür. Er ist gleichsam Herold der im Tanze auftretenden Götter.

ihre Boote und fuhren von dannen. Das arme Mädchen blieb ganz allein im Dorfe zurück. Einst kratzte sie ein Geschwür am rechten Oberschenkel, so daß die Kruste sich löste und siehe, sogleich verwandelte dieselbe sich in einen Knaben. Sie fühlte sich plötzlich wieder gesund, stand auf und legte das Kind in eine Muschel, die sie in einem hohlen Baume verbarg. Täglich ging sie, um nach dem Kinde zu sehen, und bemerkte, daß es rasch heranwuchs. Sie gab ihm den Namen Tlemáē (Geschwür), da es aus ihren Geschwüren entstanden war. Als das Kind größer geworden war, kehrte es mit der Frau zum Hause zurück. Der Knabe baute nun ein Lachswehr im Flusse und ließ sich von seiner Mutter einen Bogen und vier Pfeile machen. Am ersten Tage fing er einen Lachs im neu erbauten Wehr. Sie schnitten ihn auf und hängten ihn über das Feuer, damit er daselbst trockene. Dann gingen sie wieder zum Wehr hinab und fanden zwei Lachse; als sie aber mit denselben zum Hause zurückkamen, sahen sie, daß der erste gestohlen war. Sie wußten nicht, wer der Dieb war, denn sie hatten Niemand kommen sehen. Da ihnen, während sie wieder zum Wehr gingen, auch die neu gefangenen Lachse gestohlen waren, beschloß Tlemáē, aufzupassen und den Dieb zu ertappen. Er hängte die drei Lachse, welche sie dieses Mal gefangen hatten, über das Feuer, nahm seinen Bogen und die vier Pfeile und versteckte sich im Hause, während er seine Mutter wieder zum Lachswehr hinunter sandte. Es dauerte nicht lange, da hörte er draußen eine Stimme rufen: „Hü! Hü!" und bald trat eine Tsonóqoa in die Thür. Sie trug einen großen Korb auf dem Rücken, und streckte ihre langen Arme aus, um die Lachse zu nehmen und in denselben zu legen. Da schoß Tlemáē seine Pfeile auf sie ab. Der erste traf sie in die linke Brust, der zweite in die rechte, der dritte links in die Seite, der vierte rechts. Da schrie Tsonóqoa vor Schmerz und lief von dannen, und schlug mit den Händen um sich, so daß alle Bäume umfielen. Tlemáē verfolgte sie, indem er den umgeworfenen Bäumen und der Blutspur nachging, über vier Berge und durch vier Thäler. Endlich kam er zu einem Teiche und setzte sich daselbst nieder, um zu warten, bis Jemand käme. Als er daselbst eine kleine Weile gesessen hatte, kam die jüngste Tochter Tsonóqoa's, Wälalitliloχ, mit einem Eimer aus dem Hause, um Wasser zu holen. Tlemáē rief sie an: „He! wer bist du?" Sie war so erschrocken, da sie nur rief: „O! O!" Er frug nochmals: „Wer bist du?" Da antwortete sie: „Ich hole Wasser für meine Mutter, die sehr krank ist." „Was fehlt ihr denn?" frug Tlemáē. „Sie ging aus, um Essen für uns zu holen, und kam sehr krank zurück; wir wissen nicht, was ihr fehlt." „Ich bin ein Doktor", sprach Tlemáē, „und kann sie heilen. Sage deiner Mutter, ein Doktor säße am Brunnen und wolle ihr helfen." Die Tochter kehrte rasch ins Haus zurück und man rief Tlemáē dann hinein. Er sah sogleich die vier Pfeile, die für alle anderen unsichtbar waren, und versprach, die Mutter gesund zu machen. Da versprach diese ihm als Lohn ihre jüngste Tochter Wälalitlilox zur Frau. Er hüllte sich dann in ein Blanket und ließ sich die Stellen zeigen, wo die Tsonóqoa Schmerzen hatte. Er beugte sich dann über sie und zog mit den Zähnen die Pfeile aus ihrem Körper. Da schrie Tsonóqoa vor Schmerz: „ananá!" Kaum aber waren die Pfeile entfernt, so war sie wieder gesund. Sie gab ihm zum Lohn ihre Tochter zur Frau.

Dieselbe Sage wurde mir in folgender Form von den Nēmkis erzählt:

Tlemáē.

Die Tochter eines Häuptlings war über und über mit Geschwüren bedeckt und verlor endlich ihren Verstand. Da verließen sie alle, und als sie wieder zur Besinnung kam, fand sie sich mit einem Hunde allein. Da weinte sie und kratzte ihre Geschwüre, so daß das Blut zur Erde floß. Plötzlich bemerkte sie, daß eine kleine Hand aus ihrer Brust hervorwuchs. Als sie hinab sah, verschwand dieselbe sogleich wieder. Sie schloß die Augen, und nach einer kleinen Weile erschien die Hand wieder, um wieder zu verschwinden, sobald sie hinab sah. So geschah es drei Mal. Da dachte sie: „Ich will meine Augen geschlossen halten und sehen, was geschieht." Da fühlte sie, daß die Hand weiter und weiter herauswuchs und endlich ein ganzer Mensch herauskam. Als dieser ganz herausgekommen war, fühlte sie sich wieder ganz gesund. Sie nannte ihn Tlemáē. Dieser wurde rasch groß und sprach zu seiner Mutter: „Komm, laß uns zum Flusse hinabgehen und ein Haus aus Zweigen bauen." Dann ließ er sich von seiner Mutter eine Harpune machen. Als sie ihm dieselbe gab, wollte er zum Flusse hinabgehen, um Lachse zu fangen. Es war aber nicht ein Fisch im Flusse. Da nahm Tlemáē vier Fichtennadeln. Er warf die erste in den Fluß und sprach zu ihr: „Werde ein Silberlachs." Zur zweiten sagte er: „Werde ein dog-salmon." Aus der dritten machte er eine Forelle und aus der vierten ein Humpbacksalmon. So wurde der Fluß voller Fische, die er dann fing (u. s. w.; er geht dann zu Tsonóqoa, die ihm außer der Fackel des Todes und dem Wasser des Lebens noch alle ihre Tanzsachen giebt und kehrt zurück). Tlemáē glaubte vier Tage bei Tsonóqoa gewesen zu sein, es waren aber in Wahrheit vier Jahre. Er ging zurück zu seiner Mutter, fand aber nur noch ihre Gebeine, denn sie war längst gestorben. Da besprengte er sie mit dem Wasser des Lebens. Sie rieb sich die Augen und stand auf, als habe sie lange geschlafen.

Nach einiger Zeit beschloß Tlemáē, die Welt zu durchreisen. Er sah Möven auf dem Meere schwimmen und rief ihnen zu: „Wohin geht ihr?" Sie erwiderten: „Wir gehen in die weite Ferne." „So laßt mich mit euch gehen!" „Nein, unser Boot ist nicht gut, sein Bug geht zu tief." Da rief Tlemáē die Gänse an und frug sie, wohin sie gingen: „Wir wollen Wurzeln graben", erwiderten die Gänse. „So laßt mich mit euch gehen." „Nein, unser Boot ist zu schwer beladen." Dann rief Tlemáē den Taucher Tl'opánā, der auf seine Frage antwortete, er gehe in die weite Ferne. „So laß mich mit dir gehen." „Nein, mein Boot geht zu tief", erwiderte jener. Auch die Ente, welche ging, Wurzeln zu graben, und die kleine Ente (χúpē), welche weit fortzog, konnten ihn nicht mitnehmen. Er frug dann den großen Taucher, welcher auch in die weite Ferne reiste. Dieser frug Tlemáē, wohin er wolle. Er antwortete: „Ich will Kyíqamē besuchen." „Was willst du dort?" frug der Vogel. „Ich will mir eine Frau holen." „Gut, so gehe mit mir." Sie fuhren eine Strecke lang, da sprach der Taucher: „Wir werden nun gleich ins Meer hinabtauchen. Wenn du fühlst, daß du ersticken mußt, so kneife mich, damit ich dich Luft schöpfen lasse." Tlemáē that, wie der Vogel ihn geheißen hatte, und als sie vier Mal getaucht hatten, gelangten sie in Kyíqamē's Land. Dort sahen sie einen Teich, und der Vogel hieß Tlemáē sich in einen hohlen Stamm verbergen. Dann flog er fort.

Bald kam Kyíqamē's Sklave und holte den Stamm, in welchem Tlemáē verborgen war, als Brennholz, und warf ihn neben das Feuer nieder. Kyíqamē hatte vier Töchter, und Tlemáē hörte nun, wie er die jüngste schalt, weil sie noch keinen Mann hatte. Er sprach zu ihr: „Ich wollte, Tlemáē käme und holte dich." Da schlich er heimlich in ihre Kammer. Als das Mädchen hereinkam, gab er sich ihr zu erkennen und sie erzählte ihm, daß Kyíqamē ihr schon oft erzählt habe, er werde kommen. Am nächsten

Morgen ging sie hinunter und erzählte ihrem Vater, Tlmäā sei gekommen und habe sie geheirathet. Dieser wollte es zuerst nicht glauben, bis Tlmäā selbst herunter zum Feuer kam. Vier Tage lang blieb er oben, dann ließ er Kyiqamē durch seine Frau bitten, ihn wieder hinabzusenden. Dieser willfahrte seiner Bitte; er schenkte ihm das Wasser des Lebens und schickte ihn nach der Erde zurück. Wieder fand er seine Mutter todt, und erweckte sie mit dem Wasser des Lebens. Tlmäā aber liebte seine zweite Frau mehr als die erste, deshalb war Tsonóqoo's Tochter eifersüchtig und wollte ihre Kräfte mit der zweiten Frau messen. Sie verwandelte dieselbe zuerst in den Vogel Kültēm. Darauf verwandelte jene sie in einen Raben. Und sie maßen nochmals ihre Kräfte. Die Tochter Tsonóqoa's verwandelte die Tochter Kyiqamē's in einen Specht. Da fraß diese die Hauspfosten auf, so daß das Dach einstürzte. Diese verwandelte dann die erstere in eine Dohle, und beide kehrten in ihre Heimath zurück.

Kürzere Mittheilungen.

Die Kultur der Malediven-Insulaner [1]).

Einem interessanten Vortrage über die Kultur der Eingeborenen der Malediven, den Dr. Michael Haberlandt vor der Wiener Anthropologischen Gesellschaft gehalten hat, entnehmen wir die folgenden Ausführungen: Der Malediven-Archipel besteht aus einer sehr großen Anzahl von Inseln und Inselchen korallinen Ursprungs; wie manche sagen, aus 2000, wie andere meinen, aus 12000. Nicht alle sind aber bewohnt, und die Bevölkerung beziffert sich wohl insgesammt kaum viel höher als auf 20000. Dieselbe ist singhalesischen Ursprungs und wahrscheinlich aus Ceylon eingewandert, zu welcher Insel die Malediven auch im Alterthume in einem Abhängigkeitsverhältnisse standen. Außer den geschichtlichen Urkunden bezeugen dies namentlich die Haut- und Haarbeschaffenheit und die Sprache, und die letztere repräsentirt ähnlich wie die Sprache der wilden Wädda (Veddah) auf Ceylon eine alte Sprachstufe des Singhalesischen. Die Abzweigung der Maledivenbevölkerung von derjenigen Ceylons fand also sehr frühe statt, vielleicht im Beginne der christlichen Aera, als die ceylonesische Monarchie in höchster Blüthe stand und der jugendliche Buddhismus die Singhalesen zu allerlei größeren Unternehmungen ermunterte. — Die Araber bewirkten eine Ueberführung der Bevölkerung zum Islam, sowie damit zugleich auch eine Lockerung der Zugehörigkeit zu Ceylon, wahrscheinlich um den Anfang des 13. Jahrhunderts. Eine Analyse des Wortschatzes der Malediver ergiebt, daß 60 Proc. desselben singhalesisch, 10,6 Proc. persisch, und 24,3 Proc. arabisch oder unbestimmbar sind. Die Schrift ist ebenfalls singhalesisch, obzwar daneben auch die arabische Schrift den Insulanern bekannt ist, und die letztere mancherlei Einfluß auf die erstere geltend gemacht hat. — Die Kokospalme und die Fischerei bilden die Hauptnährquellen, es werden aber auch verschiedene Gewerbe, wie Mattenflechterei, Weberei, Stickerei, Tischlerei und Goldschmiedekunst betrieben. Sehr bedeutend sind die nautischen Leistungen der Malediven-Bewohner, und von den Arabern ist ihnen sowohl der Gebrauch des Quadranten als auch der des Kompaß wohl bekannt. — Das heutige politische Abhängigkeitsverhältniß der Inseln zu Ceylon beschränkt sich darauf, daß alljährlich eine feierliche Gesandtschaft mit Geschenken nach der „großen Insel“ abgesandt wird. Im übrigen ist der Archipel völlig sich selbst überlassen und unabhängig, und der Sultan läßt sich auf jedem der 13 Atolle (Distrikte) von einem Statthalter („Naib“) vertreten. Das Gerichtswesen zeigt viele Anklänge an Indien, und ebenso auch die bestehende Kasten- oder Berufsrangordnung. Hinsichtlich der Religion ist dem Islam sehr wahrscheinlich der Buddhismus vorangegangen, und daraus erklärt sich mancher seltsame Brauch und Aberglaube, der als Ueberlebsel aufzufassen ist. Auf dem Gebiete des Privatlebens der Malediver hat der Islam mit seiner unheilvollen Auffassung des Geschlechtsverhältnisses ganz und voll obgesiegt. — Die Kultur der Malediven ist somit als eine durchaus hybride zu bezeichnen, und es ist daselbst „in der Abgeschiedenheit des Meeres thatsächlich und im kleinen Maßstabe entstanden, was auf dem großen indischen Festlande trotz der mohammedanischen Ueberfluthung nicht gelingen konnte — ein kleines arabisirtes Indien“. E. D.

[1]) Vergl. die Sitzungsberichte der Anthropologischen Gesellschaft zu Wien, 1888, S. 30 ff.

Die Moa-Frage.

Der letzte Moa ist bekanntlich nach allgemeiner Annahme erst von einem Maori auf Neuseeland erschlagen worden und die Ausrottung dieser Riesenvögel somit in die allerneueste Zeit zu setzen. Es hat aber immer einzelne Forscher gegeben, welche dieser Ansicht widersprachen, und sie haben neuerdings in Herrn Edward Tregear einen sehr wichtigen Bundesgenossen gefunden. Herr Tregear hat in einem Vortrage, welchen er dem Londoner Anthropological Institute einsandte, die Moa-Frage vom linguistischen Standpunkte aus untersucht und gleichzeitig auch die neuseeländischen Traditionen, auf welchen die Behauptung von einem Zusammenleben der Maoris und der Moas beruht, einer erneuten Prüfung unterzogen. Die Resultate dieser Prüfung sind wesentlich negativ. Die Maoris haben bekanntlich eine sehr genaue und zuverlässige Tradition, sie kennen noch die Namen der Häuptlinge, welche die Einwanderer nach Neuseeland führten, sowie die Namen von deren Kanoes und die Punkte, wo sie landeten, und sie bewahren sogar noch Schmuckgegenstände, welche ihre Urväter mitbrachten. Engländer und gebildete Maoris haben auch die alten Sagen und Lieder um die Wette gesammelt, und unsere Kenntniß derselben ist eine ziemlich vollständige. Aus den ersten Häuptlingen sind mythische Heroen geworden, deren Heldenthaten denen des Herkules nicht nachstehen; dieselben erscheinen mit Vorliebe in Gesellschaft riesiger Thiere; Tinirau wird von einem Walfisch begleitet, Tangaroamihi von einer riesigen Eidechse; mit einem Moa zusammen wird aber kein Held genannt, so nahe das gelegen haben würde, wenn die Maoris diese lebend gekannt hätten. Herr Tregear hat überhaupt nur in einem Falle eine bestimmte Erwähnung eines Kampfes mit dem Moa gefunden; in der Legende von Pontini und Whaiapu wird nämlich erzählt, daß Ngahue auf einer Fahrt längs der Küste der Nordinsel (Wairere) den Moa erschlagen habe. Wer oder was der Moa gewesen, wird dabei nicht gesagt, auch kein

näherer Bericht über den Kampf gegeben. Ngahue aber ist eine durchaus mythische Persönlichkeit, die Personification des Nephrits, welchen er auf der Mittelinsel bei Arahura für alle Zeiten niedergelegt hat; er wurde aus seiner Heimath vertrieben durch Hine-tu-a-honga, die Großnichte des Gottes Maui. Die Zeugnisse über seine Fahrten dürften also für die Existenz des Moa zur Maori-Zeit kaum beweisender sein, als die der alten griechischen Göttersagen für die Existenz der Centauren oder der lernäischen Schlange.

Wohl kommt auch sonst noch der Moa hie und da in den Sagen vor, aber nicht als ein zu bekämpfendes oder zu jagendes Thier; der Name ist den Dialekten von Tahiti, Hawaii, Samoa und anderen gemeinsam und bedeutet, neben zahlreichen anderen Gegenständen, wenn auf einen Vogel angewandt, überall unseren Haushahn, der den Polynesiern schon lange bekannt ist und der jedenfalls auch den Maori bei ihrer Auswanderung nicht unbekannt war. Da sie ihn aber auf ihrer Wanderung nicht mitnahmen oder wenigstens nicht mit nach Neuseeland brachten, wurde die Erinnerung an ihn allmählich undeutlich und der Moa zu einem sagenhaften Wesen, das übernatürliche Dimensionen und Eigenschaften annahm, aber eigentlich nur noch im Sprichwort weiter lebte. Daß es Federn besessen und eßbar gewesen, war fast das einzige Genauere, was man noch wußte. Moafedern sollen noch hier und da im Besitz von Häuptlingen gewesen sein, aber sie werden beschrieben als von glänzender Farbe und mit einem Auge gezeichnet wie Pfauenfedern; der Moa glich aber in seiner Befiederung, wie Funde beweisen, wahrscheinlich ganz dem neuholländischen Emu; die Federn, von denen übrigens schon lange kein Exemplar mehr existirt, können somit nicht von ihm hergerührt haben. Auf die massenhaft vorkommenden Moaknochen scheinen die Maoris erst durch die Europäer aufmerksam geworden zu sein; trotz ihrer Armuth an zu Waffen geeignetem Material haben sie die Schenkelknochen des Moa niemals verwendet. Nirgends findet man auch den Versuch einer Darstellung des riesigen gefiederten Zweifüßlers, nirgends eine Beschreibung oder einen Bericht darüber, wie sein Fleisch gemundet habe. Heute ist freilich der Moa wieder in allen neuseeländischen Hütten bekannt. Haast, Hector, vor allen Colenso haben, um die Aufmerksamkeit der Eingeborenen auf die Moa-Reste zu lenken, Abbildungen nicht nur der wichtigsten Knochen, sondern auch des reconstruirten Dinornis allenthalben verbreitet und die Maoris darauf aufmerksam gemacht, daß die Knochen von einem Vogel stammten. Dadurch erst und durch die Bemühungen der Missionäre in den Schulen ist die halbvergessene Tradition von einem Vogel Moa wieder aufgeweckt worden. Denken wir uns einen ähnlichen Vorgang in Deutschland; er hat ja thatsächlich stattgefunden. Als die Mönche von Banz in den Jura-Schichten den wohlerhaltenen Kopf eines riesigen Sauriers fanden, sahen sie in ihm den unzweifelhaften Beweis für die Existenz der Drachen und Lindwürmer, mit denen die alten Helden gekämpft, und die deutschen Sagen und Ortsnamen bieten für die Existenz von Drachen in der ältesten schon fast historischen Zeit wahrhaftig doch mehr Anhalt als die neuseeländischen für die des Moa.

Jedenfalls verdient der von Herrn Tregear geführte Nachweis für die weite Verbreitung des Namens Moa für den Haushahn volle Beachtung; seine Beweiskraft für die Moafrage könnte nur dadurch geschwächt werden, wenn man sich der Ansicht der Herren Martinet und Lesson anschließen wollte, welche in dem mythischen Hawahiki der polynesischen Wandersagen die Nordinsel von Neuseeland und somit die Heimath und den Ausgangspunkt der Polynesier sehen; dann würde die Sache sich allerdings auch so deuten lassen, daß die Auswanderer in ihrer neuen Heimath den Namen Moa auf den Haushahn übertragen hätten, der ihnen erst dort bekannt wurde. Von den Mitgliedern der Anthropological Society scheint aber Niemand dieser neuen Theorie Bedeutung beizulegen. Ko.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach einer Mittheilung der „Deutschen Rundschau für Geographie" hat der bekannte Balkanforscher Professor Franz Toula eine Reise nach der Krim unternommen, um behufs geologischer Vergleiche das Jaila-Gebirge zu untersuchen.

— Wie die Engländer es allen anderen Nationen vorausthun in der Schnelligkeit der Ueberwindung der oceanischen Räume, die zwischen ihren Inseln und den anderen Welttheilen liegen (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 224 und Bd. 54, S. 63), so thun sie es auch hinsichtlich der festländischen Räume innerhalb ihrer Inseln. Der schnellste Eisenbahnzug, der sich auf letzteren bewegt, ist ein Zug der „Great Northern", der zwischen London und York 51¼ engl. Meilen (82½ km) in der Stunde, und zwischen Hithin und Peterborough, sowie zwischen Grantham und Newark sogar 55 engl. Meilen (88½ km) in der Stunde zurücklegt. Die Entfernung zwischen London und Edinburgh (392½ Meilen = 631½ km) wird von dem besten Zuge in 8½ Stunden, d. i. mit einer Fahrgeschwindigkeit von 49½ Meilen pro Stunde bemeistert; diejenige zwischen London und Glasgow (423 Meilen = 680⅔ km, mittelst der „Midland") in 9½ Stunden, d. i. mit einer Fahrgeschwindigkeit von 48½ Meilen pro Stunde.

— In Belgien hat am 31. Dezember 1887 eine Volkszählung stattgefunden, die für das Land eine Einwohnerzahl von 5 974 743 (also nahezu 203 pro qkm) ergeben hat. Auf die centrale Provinz Brabant kommen davon 1 091 083 oder 332 pro qkm, auf die Bergbau-Provinz Hennegau 1 041 713 oder 280 pro qkm, und auf das Arrondissement von Brüssel 709 000 oder 640 pro qkm.

— Auch Italien soll seinen „Canal des Deux Mers" erhalten. Wenigstens hat der Ingenieur Vittore Brocca das Projekt dazu entworfen und in allen Einzelnheiten studirt. Der Kanal soll in der Gegend von Civita Vecchia, am Tyrrhenischen Meere, seinen Anfang nehmen, dem Lago di Bolsena und Lago Trasimeno Abzug gewähren, den Apeninen quer durchschreiten, und bei Fano das Adriatische Meer erreichen. Seine Länge soll gegen 300 km, seine Breite 100 m, seine Tiefe 12 m betragen. Neben diesem Riesenwerke würden sich die übrigen intermarinen und interoceanischen Kanäle in der That sehr bescheiden ausnehmen. Die Vortheile davon springen auch deutlich genug in die Augen, wenn man die langgestreckte Halbinsel ansieht; jedoch verlohnt

es sich zuvörderst wohl kaum, davon viel zu reden. Die Kosten werden auf 400 Millionen Mark veranschlagt.

Asien.

— Die Forschungen Nikolski's in der Gegend des Balkasch-Sees werfen auf dieses große Wasserbecken ein ganz neues Licht. Die herkömmliche Annahme, daß der Balkasch-See in einer jungen geologischen Zeit ebenso mit dem Aral-See zusammengehangen habe wie der Kaspi-See, bestehen danach vor der genaueren Prüfung nicht, da die Bodenschwelle, die im Westen des Sees liegt, von sehr hohem Alter ist und aus jurassischen, devonischen und anderen alten Ablagerungen besteht. Sie erhebt sich auch ca. 370 m über den Meeresspiegel, während der Balkasch-See 280 m und der Aral-See nur 50 m hoch liegen. — Dagegen ist es durchaus wahrscheinlich, daß sich der in Frage stehende See bis in eine nicht sehr weit zurück liegende Zeit gegen Osten viel weiter erstreckt hat und den Sassyk-kul, den Ala-kul, sowie sogar den Jebi-Nor mit umfaßt hat. Das Wasser dieses Sees war, wie aus der übereinstimmenden Fischfauna zu schließen ist, entweder süß oder schwach salzig. Die Steppe, die den Balkasch See heute umgiebt, hat im NW Thonboden, der sich im Frühjahre mit Wassertümpeln bedeckt, im SO dagegen Sandboden, der in einer gewissen Tiefe reich ist an Quellen. — Vom November bis April ist der See regelmäßig mit einer starken Eisdecke überzogen (Vergl. „Compte rendu“, 1888, 325).

— Dr. Guppy ist Ende vorigen Monats nach Batavia aufgebrochen, um die Korallenriffe des ostindischen Inselmeeres genauer zu untersuchen. Unter anderem will er namentlich auch Christmas-Island, das man für eine der ältesten Korallen-Inseln dieser Gegend hält, besuchen.

— Die „Meteorologische Zeitschrift“ (1888, S. 237) enthält auf Grund der Wild'schen Arbeiten eine Zusammenstellung von Temperatur-Angaben aus Werchojansk, das bekanntlich als der kälteste Punkt auf der ganzen Erde gilt. Dieser nordsibirische Ort hat danach eine durchschnittliche Januar-Temperatur von — 53,1° C., und eine Juli-Temperatur + 13,8°. Unter — 60° sinkt das Thermometer außer im Januar auch im Dezember und Februar sehr häufig. Der stärkste Kältegrad, der überhaupt beobachtet wurde, beträgt — 64,5°, der höchste Hitzegrad dagegen + 30,4°, so daß die Extreme also 94,9° aus einander liegen. — Baron Toll, („Globus“, Bd. 53, S. 211) giebt die niedrigste beobachtete Temperatur auf — 68° an, was eine noch größere Differenz zwischen dem stärksten Kälte- und dem höchsten Hitzegrade ergeben würde (98,4°).

— Dem gewaltigen Baue des britischen Weltreiches scheint der letzte Schlußstein noch immer nicht eingefügt zu sein. Kaum haben wir unseren Lesern über die Annexion der Inseln Fanning, Christmas und Penrhyn im Großen Oceane berichtet (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 368), so kommt aus Singapore die Nachricht, daß am 6. Juni auch auf Christmas-Island im Indischen Oceane, das nicht mit seinem polynesischen Namensvetter verwechselt werden darf, die britische Flagge aufgepflanzt worden ist. Die betreffende Insel liegt unter 11° südl. Br. und 106° östl. L. und besteht nach den kürzlichen Ausführungen W. J. L. Wharton's vor der Londoner Geographischen Gesellschaft aus korallinen Bildungen, die auf einem vulkanischen Grundgerüste aufsitzen und zu beträchtlicher Höhe über den Meeresspiegel emporragen. Was die Engländer mit der Insel anzufangen gedenken, ist zunächst nicht recht ersichtlich. Die Lage derselben vor den Straßen in den Java- und Sunda-See ist ja zur Seeherrschung der Wege nach Ostasien und Neu-Guinea eine günstige, aber ihre steilen Ufer sind schwer nahbar, es fehlt an einem guten Naturhafen — nur im Nordwesten findet sich ein leidlicher Ankerplatz für kleine Schiffe — und es herrscht Mangel an Trinkwasser. Obzwar von einer dichten Vegetation überzogen, war Christmas-Island bisher doch niemals bewohnt. Daß die Briten sich schon auf viel unwirthlicheren Felsen wohnlich eingerichtet haben, weiß man aber.

— Nach einem Vortrage P. Ramanathan's vor der ceylonischen Abtheilung der „R. Asiatic Society“ bilden die sogenannten „Moors“ ihrer Schädelform wie ihren Sitten nach keine besondere Rasse, die von den Tamilen und Singhalesen verschieden ist, sondern sie sind nur Tamilen, die vor ihrer Einwanderung in Ceylon zum Mohammedanismus bekehrt worden waren. Die Verschiedenheiten zwischen den „Moors“ der indischen Küstengegenden und denjenigen Ceylons seien lediglich daraus zu erklären, daß die Einwanderung von Mohammedanern aufhörte, als das holländische Regiment begann, das diesem Glauben feindlich war. Höchstens ein kleiner Bruchtheil der betreffenden Volksklasse sei vielleicht auf eine alte Einwanderung aus Arabien zurückzuführen.

Afrika.

— Graf S. Teleky, der bekannte ungarische Afrika-Reisende, hat eine glückliche Besteigung des Kenia, im Norden des Kilimandscharo (bis 4500 m), ausgeführt. Im Dezember vorigen Jahres befand er sich an dem Baringo-See (westlich vom Kenia), und von dort gedachte er sich nach Samburu zu wenden, um besonders den beiden großen Seen, die sich daselbst befinden sollen, einen Besuch abzustatten.

— Der französische Reisende Jules Borelli dagegen hat von Antotto (im Königreich Schoa) aus Jiren (im Königreich Dschimma) erreicht, und will von dort versuchen, nach seinem Hauptziele Kullo (im Südosten von Kaffa) vorzudringen. Auf dem zurückgelegten Wege hat er namentlich zahlreiche Höhenmessungen ausgeführt. (Vergl. „Compte rendu“, 1888, p. 287.) Unter glücklichen Umständen wäre also recht wohl ein Zusammentreffen Borelli's und Teleki's in der „Terra incognita“ südlich von Abessynien möglich.

— In der Gegend des Nyassa-Sees dauert der kritische Zustand, der durch das feindliche Auftreten der Araber für die schottischen Missionsstationen geschaffen worden ist, an, und Dr. Croß theilt aus Ukonde (im Norden des Sees) mit, daß es nach einem stattgehabten unglücklichen Gefechte nothwendig werden dürfe, den Posten zu räumen, wenn nicht etwa innerhalb einer Woche Beistand herbei käme. Der Versuch der Herren Buchanan und Johnstone, die Araber zu beschwichtigen, wäre demnach vollkommen gescheitert, wie denn diese beiden Herren in Makanjiras (im Osten des Sees) selbst vollständig ausgeplündert worden sind (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 192).

— Da die Ausführung der viel berufenen Kongo-Eisenbahn trotz der günstigen Berichte, die von Cambier's Aufnahme der Route verlauten, wahrscheinlich noch lange auf sich warten lassen wird, so ist man in Brüssel an die Begründung einer Gesellschaft gegangen, die sich die Herstellung von praktikablen Straßen entlang dem Kongo zur Aufgabe machen soll. Die Straßen sollen ausschließlich auf den Ochsenkarren-Verkehr berechnet sein, und mit einem System von Fähren über den Kongo und seine Nebenflüsse in Verbindung gesetzt werden. Man hofft dadurch die wirthschaftlichen Hülfsquellen des Kongostaates bald so weit zu entfalten, daß man sodann auch an den Bau der Eisenbahn herantreten kann. Eine andere Gesellschaft will die Anlage von Gasthäusern und die Verproviantirung des Personals der verschiedenen Stationen in die Hand nehmen.

— Die Nachricht von dem „weißen Pascha", der mit starker Truppenmacht am Bahr-el-Ghasal angekommen sei, erhält durch neue Ankömmlinge in Suakim fortwährend noch Bestätigung, und es wird derselben auch noch hinzugefügt, daß der Pascha ein Engländer sei, und daß die Bewohner von Darfur mit ihm gemeinsam gegen den Mahdi zu Felde ziehen. Auf wen diese Nachricht zu deuten sein soll, wenn nicht auf Stanley oder Emin, ist völlig unerfindlich.

— In den Zeiten, in denen es sich noch um die Frage handelte, ob Deutschland überseeischen Besitz erwerben solle oder nicht, haben uns die Gegner der Kolonialpolitik immer gern Algerien als ein abschreckendes Beispiel hingestellt. Dem gegenüber ist zu beachten, daß die Franzosen gegenwärtig im Begriffe zu sein scheinen, mehr und mehr mit großer Genugthuung auf diese Kolonie zu blicken. Ohne Zweifel hat Algerien sehr viel Geld und Blut gekostet, aber jetzt scheint doch die Zeit gekommen zu sein, wo allgemeiner Friede in dem Lande herrscht, und wo die Hülfsquellen desselben reichlicher und reichlicher fließen lernen. Nach einem Vortrage, den Herr Sabatier aus Oran kürzlich vor der Pariser handelsgeographischen Gesellschaft gehalten hat, tauscht Algerien heute mit seinem Mutterlande alljährlich für ca. 500 Mill. Francs Waaren aus, so daß es in dem Gesammthandel des letzteren mit reichlich 16 Proc. figurirt. Die Linienlänge der Eisenbahnen beträgt 2020 km, die Fläche der Weinberge 80 000 ha, der Ertrag derselben 2 Millionen Hektoliter, die Kopfzahl der Heerden 16 Millionen. — Herr Sabatier ist aber der Ueberzeugung, daß die Weinbergsfläche sich auf 1/2 Million Hektar steigern lassen wird, und daß ebenso der Viehbestand und die Weizenernte einer Vervielfachung fähig sind. — Auch der Engländer Grant Allen, der den letzten Winter in Algerien zugebracht hat, spricht sich auf Grund seiner Beobachtungen sehr günstig über die kolonisatorischen Erfolge Frankreichs in Algerien aus, und zugleich betont derselbe, daß die französische Herrschaft als eine große Wohlthat für den schwarzen Erdtheil zu betrachten sei. — Die Heuschreckenplage, die das Land in diesem Jahre verheert hat, hat zwar für einen großen Theil der Bevölkerung arge Noth mit sich gebracht, es kann aber kaum einem Zweifel unterliegen, daß diese Krise rasch überwunden werden wird.

— Nach dem französischen Missionär Denoit ist das Königreich Uganda, das in den Berichten Stanley's, Emin-Pascha's und anderer Reisenden so viel genannt wird, älter als die meisten anderen centralafrikanischen Königreiche. Der Begründer desselben soll Kintu geheißen und im 10. bis 12. Jahrhundert gelebt haben. Nach ihm soll eine Reihe von 36 bis 87 Königen über das Land regiert haben. Daß Pater Denoit geneigt ist, anzunehmen, Kintu sei Christ gewesen, weil er nur eine Frau besessen haben soll, und weil der Lubales-Kultus erst nach seiner Zeit eingeführt worden sein soll, dürfte sich füglich durch eine Voreingenommenheit des Missionärs erklären. Nach Abessynien, wo das Christenthum so frühe und so fest Wurzel gefaßt hat, ist es von dem Albert-Nyanza, an dem Uganda liegt, doch noch ein guter Weg. (Vergl. „Compte rendu" der Pariser Geogr. Gesellschaft 1888, p. 289.)

Nordamerika.

— Die Seismologie wird demnächst eine bedeutende Förderung von Amerika aus erhalten. George E. Goodfellow hat daselbst das große Erdbeben von Sonora, das am 3. Mai 1887 stattfand, und das von Toluca in Mexiko bis Santafé in Neu-Mexiko, sowie von El Paso in Texas bis Fort Yuma in Arizona gespürt wurde, einer eingehenden Untersuchung unterworfen; und C. E. Dutton hat alle Materialien über das Erdbeben von Charleston gesammelt, dessen Stöße sich vom 27. August desselben Jahres an monatelang wiederholten, und dessen Schüttergebiet am 31. August etwa zwei Millionen Quadratkilometer umfaßte. Der letztgenannte Forscher ist nun gegenwärtig damit beschäftigt, beide Erdbeben in einer Monographie der Geologischen Landesuntersuchung vergleichend zu behandeln.

— Die amerikanischen Irrenärzte Bannister und Hektoen veröffentlichen in dem „American Journal of Insanity" eine interessante Untersuchung über die Beziehungen, welche in Amerika zwischen Wahnsinn und Rasse bestehen. Danach ist stiller Wahnsinn (Melancholie) verhältnißmäßig häufig unter amerikanischen Bürgern von germanischer und skandinavischer Abstammung, rasender Wahnsinn dagegen unter denjenigen von keltischer Abstammung. Die bekannte Thatsache, daß der Wahnsinn viel öfter unter Fremdgeborenen vorkommt als unter Einheimischen, erklären die Herren nicht sowohl daraus, daß eine verhältnißmäßig große Zahl von Defektiven, Nervösen und Epileptikern aus Europa einwandern (wie vielfach irrig behauptet wird), als vielmehr daraus, daß die neuen Ankömmlinge einen starken Wechsel der Scene und Gesellschaft über sich ergehen lassen müssen, daß sie am meisten Schwierigkeiten im Kampfe um ihr Dasein zu bestehen haben, daß ihnen in der neuen Heimath am häufigsten Enttäuschungen bereitet werden, daß sie an Heimweh leiden &c. Wir selbst sind geneigt, die ganze Frage in erster Linie als eine Frage der Acclimatisation anzusehen, und bei dem „Wechsel der Scene" vor allen Dingen an die schroffen, physikalisch-geographischen Gegensätze, die zwischen der Alten und Neuen Welt bestehen, zu denken. Die übrigen aufgeführten Umstände wirken aber natürlich damit zusammen.

— Die Zeitungen haben in den letzten Jahren mehrfach Berichte über die Zunahme des Wodu-Kultus in Hayti und auf den Antillen überhaupt gebracht und stellen denselben als einen echt afrikanischen Schlangendienst mit Kannibalismus und unsittlichen Gebräuchen dar. Im ersten Hefte des „Journal of American Folklore" beschäftigt sich Herr Newell eingehend mit dem Wodu und kommt zu dem überraschenden Resultate, daß weder der Name noch die angeblichen Gebräuche afrikanischen oder heidnischen Ursprungs sind. „Wodu", französisch „Vaudoux", in Amerika gewöhnlich „Woodoo" geschrieben, ist das französische „Vaudais" und stammt von Petrus Waldus und seinen Waldensern, denen im fünfzehnten Jahrhundert in Frankreich alle die Schändlichkeiten nachgesagt wurden, die man das ganze Mittelalter hindurch von allen Ketzersekten zu erzählen wußte. Von den eigentlichen Waldensern wurde der Name Vaudais auf Hexen und Zauberer im allgemeinen übertragen; in manchen Dialekten Frankreichs hat sich das Wort in dieser Bedeutung heute noch erhalten, und der Waadtländer nennt sich darum heute noch nicht Vaudais, sondern Vaudois; mittelalterliche Rechtsbücher setzen eine schwere Strafe für den, welcher einen anderen Vaudois nennt. Vaudae ist im Rhonethale der gefürchtete böse Geist, welcher Ueberschwemmungen der Rhone macht und das plötzliche Aufsteigen und Toben des Genfer Sees verursacht. Mit den französischen Auswandern ist der Ausdruck nach den Antillen und zu den Negern gekommen; was von den Wodu-Opfern erzählt wird, stimmt fast wörtlich mit den Berichten mittelalterlicher Schriftsteller über die Gräuel der Vaudais, nur, daß an die Stelle des Satans eine wirkliche Schlange getreten ist; die Rinderopfer und die geschlechtlichen Ausschweifungen sowie der Wehrwolfglaube, figuriren in diesen gerade so gut, wie in den neuesten Berichten Sir Spenser St. John's von Hayti. Der Autor verhält sich denselben gegenüber sehr skeptisch und legt auch den angeblichen Aussagen verurtheilter Wodu-Verehrer und Priester

und Priesterinnen kein sonderliches Gewicht bei, da dieselben gerade so gut durch die Tortur erpreßt sind, wie die Geständnisse der Vaudaises des fünfzehnten Jahrhunderts. Daß Wodu-Priester und Priesterinnen die abergläubischen Neger auf Hayti ausbeuten, stellt Newell durchaus nicht in Abrede; giebt es ja doch große und aufgeklärte amerikanische Städte genug, in welchen „Woodoo-Doktors" mit großer Kundschaft prakticiren, und zwar nicht nur bei der Negerbevölkerung. Wohl aber bestreitet er entschieden, daß man auf Hayti von einem Rückfall in afrikanischen Kannibalismus reden könne, wie Spenser St. John gethan. Bei den gerichtlich verhandelten Fällen hat es sich theils um den Brotneid rivalisirender „Papalois" gehandelt, theils wohl auch um Denunciationen aus anderen unlauteren Ursachen; sie stehen mit den europäischen Hexenprocessen genau auf derselben Linie und werden heute noch in derselben Weise geführt.

Australien und Polynesien.

— Einer Mittheilung des „Export" (1888, S. 407 f.) zufolge hat die wirthschaftliche Entwickelung des Königreichs Hawaii im Jahre 1887 eine merkliche Hemmung erlitten, zum Theil infolge eines großen Brandunglückes und zum Theil infolge politischer Umwälzungen. Die Ausfuhr des kleinen Inselreiches bezifferte sich 1887 nur auf ca. 9½ Dollars, gegen ca. 10½ Millionen Dollars im Vorjahre, und die Einfuhr stieg von 4 878 000 Dollars nur auf 4 944 000 Dollars. Der Hauptartikel der Ausfuhr war nach wie vor der Zucker (für 8,7 Millionen Dollars), die Zuckerernte war aber durch die herrschende Trockenheit eine geringere als 1886. Bananen, Reis, Kaffee kommen als Ausfuhrartikel nur nebenbei in Betracht. Die Einfuhr erstreckte sich vorzugsweise auf Industrieartikel und Getreide. Was die Richtung des Hawaiischen Außenhandels betrifft, so bewegte sich derselbe zu beinahe 91 Proc. nach den Vereinigten Staaten, zu 4,28 Proc. nach England, zu 1,27 Proc. nach Deutschland und zu 1,12 Proc. nach Australien und Neuseeland. Die Einwanderung war nur stark aus Japan, während die vor einigen Jahren eingewanderten Zuckerplantagen-Arbeiter von den Azoren das Land wieder verließen. Auf der Insel Hawaii wird zwischen dem Hafen Hilo und den Zuckerplantagen des Inneren der Bau einer Eisenbahn geplant.

Allgemeines.

— Die Pariser „Geographische Gesellschaft" beabsichtigt mit der nächstjährigen Universalausstellung einen Internationalen Geographen-Kongreß zu verbinden, und es sind zu diesem Zwecke bereits Einladungen an die verschiedenen geographischen Gesellschaften Frankreichs und des Auslandes ergangen. Als besonders erwünscht bezeichnet man eine Bearbeitung der Entwickelungsgeschichte der geographischen Wissenschaft in den letzten hundert Jahren (seit dem Revolutionsjahre 1789!).

Bücherschau.

— Dr. Wilh. Götz, die Verkehrswege im Dienste des Welthandels. Stuttgart 1888. Ferdinand Enke. — Verfasser bezeichnet sein umfangreiches Werk als „eine historisch-geographische Untersuchung", und bei der Lektüre desselben erkennt man, daß der Ton dabei auf das Wort „historisch" zu legen ist. Auf die Naturverhältnisse der in Frage kommenden Erdräume wird zwar allenthalben Bezug genommen, den leitenden Gesichtspunkt giebt aber die fortschreitende Verkürzung der Entfernungen durch den fortschreitenden Menschengeist ab, und die ganze Anordnung des Stoffes ist in Uebereinstimmung damit eine streng chronologische. Vom Jahre 3000 v. Chr. werden wir an der Hand eines reichen und guten Quellenmaterials bis zum Jahre 1887 herabgeführt, und wenn wir an diesem Ziele angekommen sind, so werden wir gestehen müssen, daß wir sehr viel aus dem Buche gelernt haben, und daß die Arbeit eine hochverdienstliche ist. Am stärksten und gründlichsten zeigt sich der Verfasser in der Behandlung der älteren Perioden, am schwächsten und oberflächlichsten in der Behandlung der neuen. — Für verunglückt halten wir die Einleitung und den darin gemachten Versuch, den Begriff und die Nothwendigkeit einer „geographischen Entfernungswissenschaft" zu begründen, sowie dieser Wissenschaft ihre Stelle im Lehrgebäude der geographischen Wissenschaft anzuweisen. Glücklicherweise ist der Zusammenhang zwischen dieser Einleitung und dem eigentlichen Werke aber kein allzu enger. Außerordentlich interessant und instruktiv — auch geographisch — sind die beigegebenen Isohemeren-Kärtchen, und dieselben legen auch zugleich Zeugniß ab von dem gewaltigen Fleiße, den der Verfasser bei seiner Untersuchung aufgewendet hat.

— J. Hann, die Vertheilung des Luftdruckes über Mittel- und Süd-Europa. Wien 1887. Eduard Hölzel. — Die Penck'schen „Geographischen Abhandlungen" bringen in dem zweiten Hefte ihres zweiten Bandes eine hochbedeutsame und für den betreffenden Erdraum grundlegende Arbeit aus der Feder des Altmeisters der deutschen Meteorologen. In streng kritischer Weise zeigt uns dieselbe, wie richtige und zuverlässige Isobarenkarten herzustellen sind, um uns dann die Resultate der Prüfung selbst vorzuführen, und so viel als möglich auch zu den Ursachen der Erscheinungen vorzudringen. Außerordentlich interessant sind in letzterer Beziehung namentlich die Ausführungen des zweiten Kapitels. Allen denen, die sich eingehender mit den Vorgängen im Luftkreise beschäftigen, bietet die Abhandlung eine unentbehrliche Ergänzung zu der berühmten „Klimatologie" desselben Verfassers.

— J. Duclout, Mapa de la Republica Argentina. Buenos-Ayres 1888. Ernst Nolte. — Eine recht brauchbare, saubere Karte der Argentinischen Republik, die der deutschen Verlagsfirma in Buenos-Ayres ebenso zur Ehre gereicht, wie dem französischen Bearbeiter, und die bei dem hohen Aufschwunge, den der betreffende südamerikanische Staat neuerdings genommen hat, doppelt willkommen geheißen werden muß. Der Maßstab (1 : 4 000 000) ermöglichte neben einer großen Fülle von Namen eine deutliche Zeichnung und eine gut lesbare Schrift, und außer den fertigen und geplanten Eisenbahnen findet man namentlich auch die mit Ackerbaukolonien besetzten Distrikte besonders markirt.

Redakteur: Dr. R. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIV. № 7.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Die antarktischen Regionen.

Von Arthur Silva White, Sekretär der Königlich Schottischen Geographischen Gesellschaft.

(Mit einer Karte.)

Innerhalb des Südpolarkreises giebt es einen Raum von nahezu 8 000 000 englischen Quadratmeilen, wo alle Naturkräfte sich vereinigt haben, um eine Schranke aufzurichten, die nur an wenigen vereinzelten Punkten von den kühnen Seefahrern der Neuzeit durchbrochen worden ist. Die Thatsache, daß in diesem Raume — oder genauer gesagt, innerhalb des 70. südl. Breitenkreises — eine große, vergletscherte Landmasse existirt, ist aber hinreichend bewiesen, und diese Landmasse allein dürfte nach Dr. John Murray eine Ausdehnung von nahezu 3 500 000 Quadratmeilen haben.

In Ermangelung genügender Angaben können ihre Grenzen und ihre Ausdehnung allerdings nur annähernd festgestellt werden, während ein Theil der schon gelieferten Angaben noch auf Bestätigung wartet. Daß eine große kontinentale Fläche den Südpol umgiebt, kann aber unter keinen Umständen bestritten werden; und es erübrigt nur ihre Lage genau festzustellen sowie alle ihre Theile zu erforschen, soweit sie unseren modernen Mitteln zugänglich sind, und es steht zu hoffen, daß dies bald ein Gegenstand edlen Wetteifers unter den Nationen werden wird.

Meine Absicht in dem gegenwärtigen Aufsatze ist es, die wahrscheinlichen Grenzen des antarktischen Kontinentes festzustellen, und in knapper Form die Thatsachen vorzuführen, welche von den wenigen Seefahrern, die seine Grenzen erforscht haben, gesammelt worden sind.

Die alten spekulativen Geographen hegten den Glauben, daß eine Landmasse am Südpol nothwendig sei, um das Gleichgewicht mit den bekannten Ländern am Nordpol herzustellen, und daher zeigen beinahe alle alten Karten eine „terra australis incognita“ von bedeutender Ausdehnung. Die Reisen von Kerguelen und Cook — und ohne Zweifel auch der Geist eines Zeitalters, das größere Genauigkeit forderte — führten zwar zur Vernichtung dieser Theorie, aber als Biscoe nach Süden segelte und am Südpolarkreise, südlich von Madagaskar, Land entdeckte (Enderby-Land), wurden die alten Theorien wieder lebendig. Fünf verschiedene Expeditionen machten nun den Versuch, die Eismassen, die den antarktischen Kontinent umgeben, und die einen Schutz gegen jeden Angriff gewähren, wie ihn die gesammten Flotten der Welt kaum bieten könnten, zu durchbrechen.

Ein Holländer, namens Dirik Guerritz, soll der Erste gewesen sein, der im Januar des Jahres 1600 in diese entfernten südlichen Regionen eingedrungen ist. Sein Schiff, das einer von Simon de Cordes geführten Flottenabtheilung angehörte, wurde von einem heftigen Sturme bis zum 64° südl. Br., südlich von der Magellans-Straße, getrieben. Mehrere Kapitäne von Schiffen, die mit Walfischfang beschäftigt waren (Weddell 1822 bis 1824, Biscoe 1830 bis 1832, Balleny 1839 rc.), haben die Gegend seit dieser Zeit flüchtig besucht, aber die einzigen wirklichen Expeditionen dahin sind die folgenden gewesen:

Cook 1772 bis 1775, Bellinghausen 1819 bis 1821, D'Urville 1837 bis 1840, Wilkes 1838 bis 1842 und Roß 1839 bis 1843. Auch der „Challenger", im Jahre 1874, kreuzte den Südpolarkreis in der Absicht, Beobachtungen zu machen über die Tiefe, die Temperatur und die spezifische Schwere der See in der Nachbarschaft des Eises, aber sein Aufenthalt war nur ein kurzer. Der „Challenger" ist übrigens das einzige Dampfschiff, das sich innerhalb des Südpolarkreises bewegt hat, und zwar besaß er keinerlei Schutzvorrichtungen gegenüber dem Eise. Einzig die Schiffe unter der Leitung von Roß waren speziell für die südliche Forschung ausgerüstet, und diese Expedition hat auch bei weitem die bedeutendsten Erfolge erzielt. Unsere Kenntniß der physikalischen und geographischen Verhältnisse der antarktischen Regionen stammt überhaupt beinahe ausschließlich von der britischen Expedition unter Roß, der französischen unter d'Urville und der amerikanischen unter Wilkes. Diese drei Expeditionen durchforschten die antarktischen Regionen ungefähr zu derselben Zeit und mehrfach zugleich auch an derselben Stelle, und daher entstand ein gewisser nationaler Wetteifer zwischen den verschiedenen Befehlshabern, der leider bei den Amerikanern und Franzosen in einem ärgerlichen Disput, die Priorität der Entdeckung des östlichen Theiles von „Wilkes-Land" betreffend, ausartete.

Roß brachte mit seinen beiden Schiffen, „Erebus" und „Terror" drei Jahre, hauptsächlich in den antarktischen Regionen, zu, um wichtige physikalische Fragen — unter anderen die des terrestrischen Magnetismus — zu untersuchen. Er errichtete vorübergehend an verschiedenen Stellen magnetische Observatorien, von denen aus gleichzeitige Beobachtungen gemacht wurden, während er sich selber am Pole befand. Sein Hauptstreben war, den magnetischen Südpol zu erreichen, aber es wird so oft im Laufe dieses Artikels Gelegenheit geben, auf sein Werk zurückzukommen, daß es jetzt unnöthig ist, näher darauf einzugehen.

Die amerikanische Expedition unter Wilkes bestand aus den beiden Schaluppen „Vincennes" und „Peacock", der Brigg „Porpoise", den beiden Schonern „Sea-gull" und „Flying-Fish" und dem Proviantschiff „Relief", und ihr Zweck war, den höchsten südlichen Breitengrad zu erreichen. Ob diese Expedition Wilkes-Land eher entdeckt hat, als die französische oder nicht, oder ob dieser Theil des antarktischen Kontinents schon früher von dem englischen Kapitän Balleny entdeckt worden war, wollen wir dahingestellt sein lassen. Wilkes segelte 1500 engl. Meilen an der Küste entlang und fand überall, wo er sich ihr nähern konnte, eine gleichförmige, senkrechte Eismauer.

Die französische Expedition unter d'Urville bestand aus den Schiffen „Astrolabe" und „Zelée" und war beauftragt, unter anderen größeren wissenschaftlichen Zwecken, einen einzigen Versuch zu machen, den höchsten Breitengrad zu erreichen, indem sie die Route Weddell's verfolgte. Ihre Bemühungen blieben gänzlich erfolglos, denn sie konnte nicht weiter vordringen als bis zum 65. Breitengrade, und überall wo man gehofft hatte, ein offenes Meer zu finden, stieß man auf unüberwindliche Eismassen. An einer anderen Stelle aber, wie schon erwähnt, entdeckten und „annektirten" die französischen Seefahrer Adélie-Land — womit sie sich einigermaßen trösten konnten.

Seit der Rückkehr dieser Expeditionen sind keine weitere Forschungen in den antarktischen Regionen angestellt worden. Vor einigen Jahren, bei Gelegenheit der britischen Naturforscherversammlung in Aberdeen, wurde eine Kommission gebildet, um eine weitere Expedition zu Stande zu bringen, ohne daß dadurch aber irgend welche Fortschritte in der fraglichen Richtung gemacht worden wären. Ernster schienen sich vor kurzem die Australier der Sache annehmen zu wollen. Die Regierung von Victoria erbot sich 5000 Pfd. St. beizusteuern, um zwei Schiffe auszurüsten, welche die antarktischen Länder südlich von der Gegend, wo die Untersuchungen von Roß aufhörten, durchforschen sollten — vorausgesetzt, daß die Regierung des Mutterlandes eine gleiche Summe zu diesem Zwecke spenden würde. Sir Allen Young hatte sich bereit erklärt, den Befehl der Expedition zu übernehmen und außerdem auch noch aus seinen eigenen Mitteln 2000 L. zur Deckung der Kosten beizutragen. Nachdem aber der Schatzkanzler die Angelegenheit „in Erwägung gezogen" hatte, lehnte die Centralregierung den Vorschlag ab.

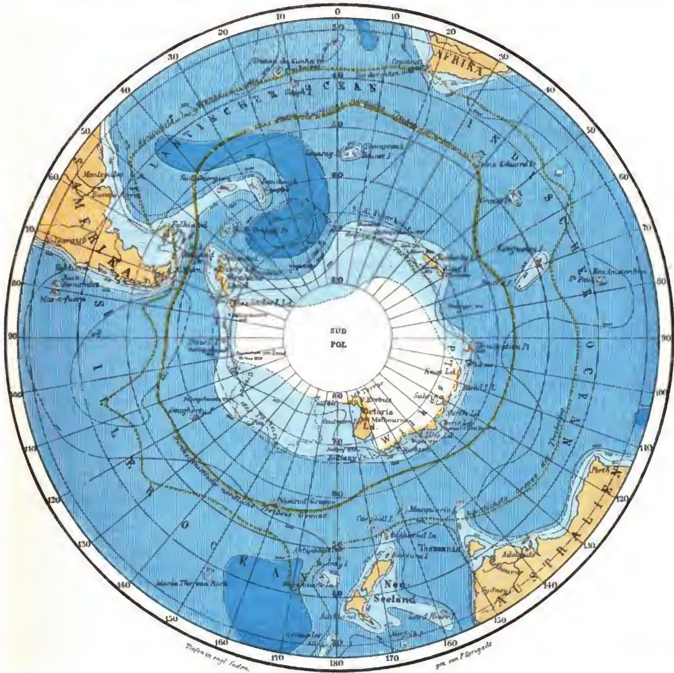
Nach diesen Vorbemerkungen wollen wir in kurzem die hauptsächlichen physikalischen und geographischen Verhältnisse klarzulegen suchen, die im äußersten Süden bestehen. Die ganze ungeheure Fläche von vier und einer halben Million Quadratmeilen, die von dem 70. Grad südl. Br. umschlossen wird, bildet eine Welt von Eis, die bis jetzt nur von den drei erwähnten Expeditionen betreten worden ist. Die Führer dieser drei Unternehmungen — die Kapitäne Cook, Weddell und Sir James Clark Roß — waren sämmtlich Engländer. Unter diesen drei kühnen Reisenden hat Kapitän Roß den höchsten südlichen Breitengrad — nämlich $78\frac{1}{4}°$ — erreicht, so daß er also nur 700 Seemeilen von dem geographischen Südpole entfernt blieb, während er Otago, auf Neuseeland, 2000 Seemeilen hinter sich gelassen hatte. Er entdeckte dabei eine hohe vulkanische Landmasse, die sich durch acht Breitengrade ausdehnte, und die er Victoria-Land nannte — das südlichste bekannte Land der Erde. Seine durchschnittliche Erhebung beträgt 8000 bis 10 000 Fuß, und seinen höchsten Gipfel, einen thätigen Vulkan, den Mt. Erebus, schätzt Roß auf 12 367 Fuß über dem Meeresspiegel. Die weitere Fahrt südwärts verhinderte eine senkrechte Eismauer, die 200 bis 250 Fuß hoch war, und an der man in östlicher Richtung entlang segelte, ohne auf einer Strecke von 450 Meilen eine Oeffnung zu finden. Weddell erreichte im Südosten des Kap Horn 74° 15′ südl. Br. und kehrte in einer verhältnißmäßig offenen See, die er auf seiner Karte als „schiffbar" bezeichnet, wieder um. An dieser Stelle hatte er kein Packeis, wohl aber viele Walfische und zahllose Vögel in Sicht. Um zu zeigen, wie wenig man sich auf die Schiffbarkeit dieser Meere verlassen kann, mag aber bemerkt werden, daß Roß einige Jahre später, dieselbe Route verfolgend, zehn Grad nördlicher als Weddell auf eine undurchdringliche Packeismasse stieß.

Kapitän Cook erreichte im Jahre 1774 71° südl. Br., unter 107° westl. L., entdeckte aber kein Land, obwohl es einige hundert Meilen nach Osten hin unzweifelhaft solches giebt.

Nachdem wir nun, wie gewisse ungeduldige Romanleser, das letzte Kapitel überblickt haben, so wollen wir jetzt auf das Vorwort zurückkommen.

Von dem 70. Breitenkreise bis zu dem Südpolarkreise giebt es eine Zone, in welcher an mehreren Punkten Land entdeckt worden ist, wovon die Hauptmassen an dem Südpolarkreise zwischen dem 100. und 160. Grade östl. L. liegen. Von dem Südpolarkreise bis zum 63. Breitengrade breitet sich eine Zone aus, in der die Temperatur des Meeres sowie auch die der Luft selten — selbst im Hochsommer — über den Gefrierpunkt des Seewassers steigt, und welche daher das ganze Jahr hindurch mit Eis bedeckt ist. Die Fläche des antarktischen Oceans wird durch den Südpolarkreis begrenzt, von welchem bis zum 40° südl. Br. ein tiefer Meeresgürtel die Erde umgiebt, der unter den modernen Geographen als die Große Südsee bekannt ist. Ihre nördliche Grenze ist zugleich die südliche des Süd-Atlantischen, des Süd-Pacifischen und des Süd-Indischen

Oceans. Einzig durch die südliche Verlängerung Südamerikas unterbrochen, bespült die Südsee die Ufer von keinem anderen Kontinente. Sie hat eine durchschnittliche Tiefe von zwei Meilen, und aus ihrer ungeheuren Fläche ragt nur eine Anzahl zerstreuter Inseln empor, von denen die hauptsächlichsten Neuseeland (Süd-Island) und Tasmanien sind. Ausgenommen eine einzige Stelle — bei der Weddell umkehrte —, wird dieser große Ocean gegen den antarktischen Kontinent hin allmählich seichter, gerade wie um die anderen Kontinente herum die Meerestiefen geringer werden, je näher man ans Land kommt. Als die durchschnittliche Grenze des Treibeises kann man im allgemeinen den Breitengrad von Kap Horn annehmen. Man kann also sagen, daß die antarktischen Regionen in diesem Raume



Die Südpolar-Regionen.

eingeschlossen sind, oder besser: in dem Raume, der von dem 60° südl. Br. begrenzt wird, welche Linie gleichbedeutend ist mit der Jahres-Isotherm von 32° Fahrenheit (0° Celsius).

Mit Ausnahme der Inseln sind sämmtliche antarktische Länder von Eis umlagert. Wo die Gestade niedrig sind, erhebt sich eine senkrechte Eisklippe durchschnittlich 175 Fuß über dem Meeresspiegel, welche ein für den Forscher unüberwindliches Hinderniß bildet. Hier entstehen jene mächtigen Eisinseln und Eisberge, die für das antarktische Meer so charakteristisch sind. Die Tiefe des Wassers betrug an einer Stelle, die eine Meile von der Eismauer entfernt war, und an der Lothungen vorgenommen wurden, nur 260 Faden, an einer andern dagegen ungefähr 400 Faden. Die Eismauer ist weiter durch Packeis beschützt, das aber mindestens im Sommer von dem stürmischen Wetter dieser Region fortwährend zerrissen und in nördlicher Richtung

fortgetrieben wird. Diese Eismassen dehnen sich mitunter auf mehrere Hundert Meilen aus. Roß hatte sich bei seiner ersten Fahrt auf einer Strecke von 200, auf seiner zweiten Fahrt auf einer Strecke von 250 Meilen durch ein solches Eisfeld durchzuarbeiten. Das Land übersteigt, wo man es über den Eiswall hinweg sehen kann, selten eine Höhe von 2000 bis 3000 Fuß. Die höheren Länder sind 1) das schon erwähnte Victoria-Land, 2) die Länder im Süden von Kap Horn, zwischen dem 55. und dem 75. Grade westl. L., welche von Bellingshausen (1821), Biscoe (1832), und d'Urville (1838) entdeckt wurden. Die übrigen Länder, die man kennt, erheben sich nirgends zu bedeutender Höhe. Die verschiedenen Landstriche zwischen dem 65. und dem 70. Breitenkreise sind verhältnißmäßig gut bekannt, aber Victoria-Land ist der einzige Theil des Kontinentes jenseits des 70. Grades, von dem wir wirklich zuverlässige Kunde besitzen.

Die Existenz der höher erhobenen Länder, die auf der Karte verzeichnet sind, kann leichter bewiesen, und ihre Grenzen können genauer bezeichnet werden, als es bei den tiefer gelegenen möglich ist. Wenn es sich um die letzteren handelt, werden wir sogar manchmal in Zweifel gelassen, ob die sogenannten Länder, die von Reisenden gesehen worden sein sollen, wirkliches Land und nicht viel mehr Eis oder Wolken gewesen sind, denn es giebt Fälle, wo das erblickte Land sich in Nebel aufgelöst hat, oder von der Stelle weggeschwommen ist — vor den Augen der enttäuschten Entdecker. So z. B. wurde, wie Sir Wyville Thomson berichtet, an Bord des „Challenger" in lebhafter Weise über das Auftauchen eines Landes diskutirt, als plötzlich ein Theil desselben ruhig davon schwamm; und die östliche Spitze von Wilkes-Land, die von der amerikanischen Expedition entdeckt und auf der Karte eingetragen worden ist, wurde von Kapitän Roß einfach übersegelt! Das Wort, daß der Schein trügt, ist in der That in den antarktischen Regionen ganz besonders wahr. Solche Täuschungen kommen aber meist nur bis zu der Höhe vor, bis zu welcher in diesen Regionen der Dunst steigen kann. Der obere Theil einer Wolke wird oft durch eine scharfe, unregelmäßige Linie begrenzt, und die unteren Theile werden von Dunst in den verschiedensten Stufen der Kondensation ausgefüllt, so daß der Eindruck eines bergigen Landstriches entsteht. Am täuschendsten sind diese Erscheinungen nahe bei dem Rande des Packeises, wo sich vor dem Blicke eine weite Fläche von Schnee und Eis ausbreitet, und besonders daraus erklärt es sich, daß der eine Reisende dort Land verzeichnet, wo der andere später eine offene See vorfindet. Man muß sich wundern, daß solche Fehler nicht häufiger vorgekommen sind. In einer Welt von Eis ist es auch manchmal sehr schwierig, zu unterscheiden, ob ein ferner Punkt eine Bergspitze auf einer ausgedehnten Landmasse oder nur ein kleines eisumgebenes Eiland ist. Dazu erheben sich die höher gelegenen Inseln und Länder auch steil aus der See heraus und sind in ein ewiges Gewand von Schnee und Eis gehüllt, indeß nur einzelne steile Wände, wo der Schnee nicht liegen kann, und einzelne hervorstehende schwarze Felsen Zeugniß von ihrer wirklichen Bildung geben.

Aber trotz allen diesen Hindernissen, welche einer genauen Kenntniß der antarktischen Regionen entgegen stehen, kann an der Existenz einer großen vergletscherten Landmasse daselbst nicht gezweifelt werden. Folgende festgestellte Thatsachen mögen den Beweis für diese Behauptung liefern:

1. Das allmähliche Seichterwerden des Meeresbodens gegen den Pol hin;

2. der blaue Schlamm um den Pol herum am Rande des Eisfeldes, der die Zerstörungsprodukte kontinentaler Felsen führt;

3. die Abwesenheit irgend welcher deutlich markirter, lokaler antarktischer Gegenströmung;

4. der Charakter der antarktischen Eisberge, die zu ihrer Entstehung einen Kern von festem Land von beinahe kontinentaler Ausdehnung nöthig haben;

5. kontinentale Felsen, Blöcke und andere Zeugen von der Beschaffenheit des Bodens, welche auf den Eisbergen gefunden werden;

6. die stete Bewegung des Eises gegen Norden und Osten rings um den Pol herum, als ob sie radienartig von einem und demselben Centrum ausginge.

Das Zeugniß aller Forscher seit Cook's Reisen ist auch durchweg mit dieser Annahme in Uebereinstimmung gewesen.

Die Eisnatur der betreffenden Meere ist der Abwesenheit irgend welcher lebhaften Strömungen an der Oberfläche zuzuschreiben. In den arktischen Regionen macht der Golfstrom seinen mildernden Einfluß überall bemerkbar, das Eis zerbrechend und eine beständige Cirkulation verursachend. Es ist nun wahr, daß wir nur sehr spärliche und unvollkommene Kunde haben von den Meeresströmungen in den antarktischen Gewässern. Eins ist aber im allgemeinen und ohne zu theoretisiren sicher: eine ständige nördliche und östliche Strömung, die eine Schnelligkeit von 20 bis 30 Meilen pro Tag besitzt, bewegt sich von dem Pole aus in der Richtung auf Neuseeland und Kap Horn. An der Küste von Südamerika gabelt sich diese Strömung, und der stärkere Arm geht nordwärts und bespült die Küsten von Chile und Peru (indem er dabei die Temperatur dieser Länder erniedrigt), der schwächere dagegen wendet sich nach Osten und Norden um das Kap Horn herum. Die Richtung, die ein Eisberg nimmt, ist daher zuletzt immer die nach Nordosten und die tägliche Schnelligkeit seiner Bewegung beträgt ungefähr 16 Meilen — außer in der Nachbarschaft des Kap Horn, wo die Eisberge bis zum 40° südl. Br. eine etwas nördlichere Bahn verfolgen, um erst dann in ihre östliche Richtung zurückzukehren und gleichzeitig die Schnelligkeit ihrer Bewegung zu vermindern. Sobald die Eisberge durch einen Vorgang, der später beschrieben werden soll, von dem Orte ihrer Entstehung losgelöst sind, bewegen sie sich mit einer Schnelligkeit vorwärts, welche dreiviertel Meile in der Stunde nicht überschreitet. Erst nach Westen getrieben, und später nach Norden und Osten, trifft man sie in der ersten Saison nach ihrer Abtrennung ungefähr 70 Meilen nördlich von der mehrfach erwähnten Barriere an. Beinahe an der Stelle, wo das Eisfeld aufhört, findet man, daß die Tiefsee-Ablagerungen aus einem sehr reinen Diatomeen-Schlamm bestehen, aber sobald man sich dem antarktischen Kontinente nähert, mischen sich die Diatomeen mit den Sedimenten von dem Kontinente, welche die Eisberge fallen lassen, und zusammen bilden sie einen blauen Schlamm, der bei näherer Untersuchung sämmtliche mineralischen Theilchen und Felsfragmente zeigt, die man in der Nähe des Landes zu finden pflegt; sie ähneln in vielen Beziehungen den Ablagerungen, welche in gleichen Tiefen unweit der atlantischen Küste von Britisch-Nordamerika gebildet werden. Daher würden es die Tiefsee-Ablagerungen in Verbindung mit den Tiefen ermöglichen, die Stellung und Ausdehnung des antarktischen Kontinents mit ziemlicher Genauigkeit aufnehmen zu lassen.

Die beständige Niedrigkeit des atmosphärischen Druckes in den antarktischen Regionen (unter 29 Zoll) ist eine merkwürdige Erscheinung in der Meteorologie. Sie scheint am merklichsten zu sein zwischen dem 40. und 70. Breitengrade — selbst in den Sommermonaten — und verursacht die heftigsten West- und Nordweststürme. Murray schätzt die gesammte jährliche Niederschlagsmenge auf 30 Zoll. Die Winde wehen im Wirbel um den Südpol. Von der Zone,

in welcher die südöstlichen Passatwinde herrschen, bis zum Südpolarkreise, herrschen westliche Winde, mit mehr oder weniger Stärke und Dauer, durch alle Jahreszeiten hindurch. Unsere Kenntnisse hinsichtlich der Winde innerhalb des Südpolarkreises sind äußerst dürftig, aber es ist wahrscheinlich, daß in den Sommermonaten (im Januar, Februar und März — der einzigen Jahreszeit, in der diese Region besucht worden ist) die Winde nach Westen oder nach Osten wehen, ohne große Beständigkeit und Regelmäßigkeit. Wetterextreme folgen einander mit großer Schnelligkeit, und es giebt fast beständige Niederschläge.

Die schönen Erscheinungen der Aurora Australis sind von allen antarktischen Reisenden bemerkt worden, meist in der Nähe oder innerhalb des 68. Breitengrades. Sie sind von den gleichartigen Phänomenen in den arktischen Regionen darin verschieden, daß die Länge der senkrechten Strahlen größer und ihr Erscheinen und Verschwinden häufiger und plötzlicher ist — gleich dem Blitze —, sowie auch darin, daß sie oft vollständig farblos sind. Lieutenant Wilkes, der Zeuge eines besonders schönen Südlichtes war, beschreibt es auf folgende Weise: „Es übertraf alles, was ich früher gesehen hatte. Seine Verwandlungen waren überraschend, es funkelte und blitzte vom Zenith bis zum Horizont. Schöne Lichtstrahlen, die von einem Punkte am Zenith herzukommen schienen, leuchteten plötzlich am Himmel auf, gleich elektrischen Funken in dem Vacuum. Einmal vereinigten sie sich zu einem fächer- oder schirmähnlichen Körper, dann wieder schossen sie mit Blitzesschnelle über den ganzen Himmel, sämmtliche Farben des Regenbogens auf einmal, oder in rascher Abwechselung zeigend. So wunderbar war das Phänomen, daß selbst unsere Matrosen fortwährend in bewundernden Ausrufen über seine Pracht ausbrachen. Die beste Lage, es zu beobachten, war die, sich auf dem Deck auszustrecken und emporzuschauen.“ (Fortsetzung folgt.)

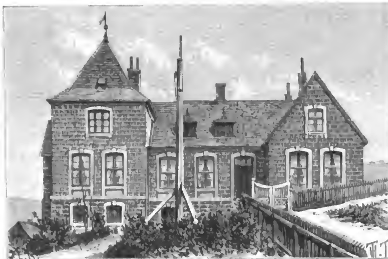
Die Färöer.

Von Dr. H. Schunke.

III.

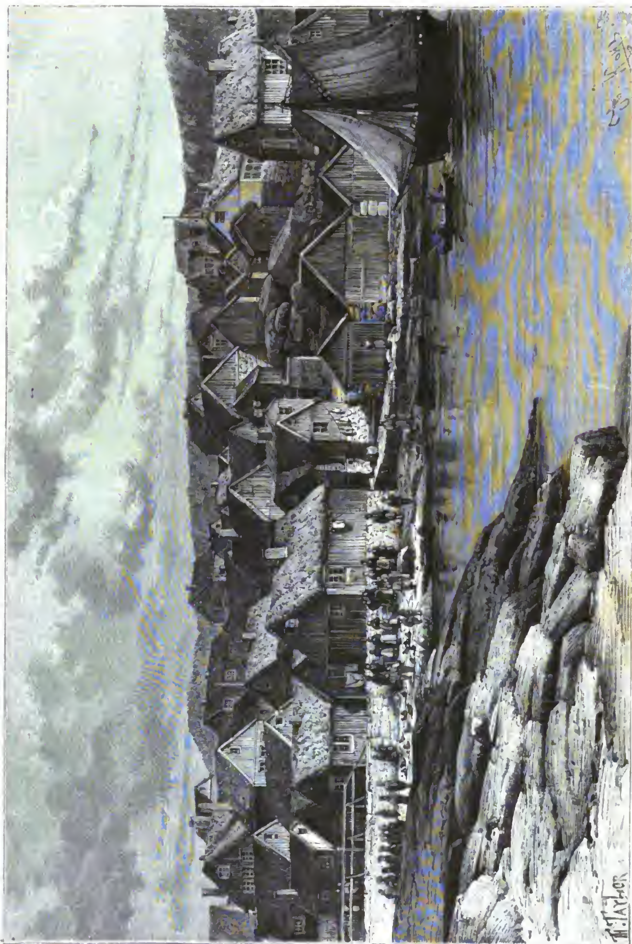
(Mit sieben Abbildungen.)

Der politische Mittelpunkt der Inselgruppe, die von etwa 12 000 Menschen bewohnt wird [1]), ist Thorshavn, die dem Thor geweihte Stadt, im Hintergrunde einer geräumigen Bucht an der Ostküste von Stromöe gelegen. Die Rhede ist breit und tief und besitzt einen guten Ankergrund. Im Sommer kann die Landung leicht bewirkt werden, im Winter jedoch ist der Hafen nicht immer eisfrei; doch aber gilt Thorshavn als der beste Landungsplatz der nördlichen Gruppe. Die Stadt steigt von einem schmalen Ufersaume ziemlich steil den Abhang auf, von dessen Höhen sie überragt wird. Die Straßen sind eng und winkelig und nur mangelhaft gepflastert; die den steilen Abhang hinaufführenden haben Treppen, über die bei Regenwetter aller Unrath von oben herabgespült wird. Die Häuser stehen regellos und zerstreut neben einander; auf eine alte Bretterhütte folgt ein neues Steinhaus. Es fehlt aber nicht an neumodischen Häusern, die von umzäunten Gärten umgeben sind, in welchen neben allerhand Zierpflanzen Ebereschen, Ahorne, Vogelbeerbäume, Weiden und kleineres Gesträuch zur Noth gedeihen. Eine auffällige Eigenthümlichkeit der Stadt ist es, die flachen Dächer der Häuser mit Rasen zu bedecken, so daß sie in ihrem sommerlichen Schmucke thatsächlich hängende Gärten darstellen; man bringt alsdann Schafe darauf, bindet dieselben am Schornsteine an und läßt sie das üppige Grün abweiden. Die älteren Häuser sind alle nach einem Plane erbaut und typisch für den Häuserbau auf den Färöer. Sie bestehen aus einem Erdgeschoß, welches als Küche und Aufbewahrungsraum dient und nur durch den Schornstein oder den Eingang Licht erhält, und aus einem Obergeschoß, das die durch Glasfenster erhellten Wohnräume enthält. Der Unterbau besteht meist aus Steinblöcken, während der Oberbau durchweg aus bearbeitetem Holze hergestellt wird. Gewöhnlich sind die Häuser Doppelhäuser und durch eine Bretterwand von einander geschieden. Das Aeußere der



Haus des Statthalters.

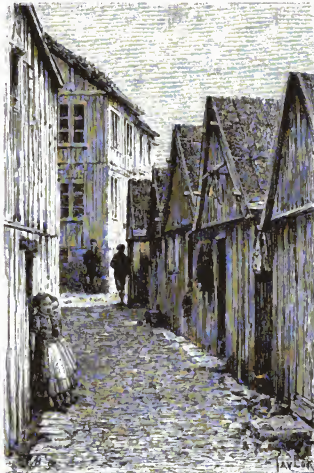
[1]) Nach der letzten Zählung am 1. Februar 1880: 11 220 Einwohner; davon kommen auf Oesteröe 2712, auf Stromöe 1153 und auf Suderöe 1974 Einwohner.

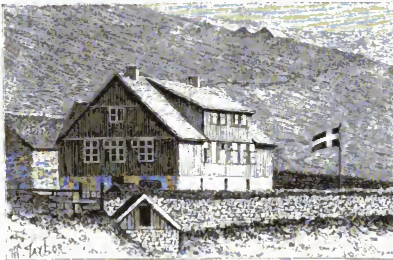


Thorshavn.

Wände sowie die Giebel werden häufig mit Erzeugnissen oder Sinnbildern der Fischerei geschmückt. Im Inneren freilich belästigen den Fremden oft der häßlichste Rauch- und Torfgeruch und die abscheulichen Ausdünstungen des Fischereigewerbes.

Thorshavn ist der Sitz der Regierung (des Amtmannes), der Steuer- und Gerichtsbehörden und des obersten Geistlichen (des reformirten Bischofs). Die Amtswohnungen dieser Behörden, die große und schöne Kirche und die neben derselben stehende Lateinschule, sind die stattlichsten Gebäude des Orts, denen sich nur noch die Wohnungen einiger wohlhabender Kaufleute zugesellen. Selbst ein Krankenhaus befindet sich in der Stadt; es ist zwar nur ein einfaches am Strande gelegenes Holzhaus, wird aber von einem tüchtigen Arzte geleitet. Auf einem Hügel am Westende der Stadt steht das einzige Denkmal derselben: eine Erinnerungssäule an die Anwesenheit des Königs Christian IX. im Jahre 1874. Auf der die Stadt überragenden Anhöhe erhebt sich die Festung, die freilich den Anforderungen, die man heutzutage an ein Festungswerk stellt, nicht im entferntesten entspricht. Sie beherbergt 10 bis 20 färingisch-dänische Polizeisoldaten, welche den ein- und auslaufenden Schiffen Signale geben, die meteorologischen Beobachtungen verzeichnen und die Ordnung in der Stadt aufrecht erhalten. Sie verdankt ihre Entstehung einem norwegischen Priester, Magnus Heinesen, der sich nach Einführung der Reformation im letzten Viertel des 16. Jahrhunderts hier niederließ, um dem Evangelium zu dienen. Er verließ jedoch, von der Sucht nach Abenteuern getrieben, seinen Beruf und wurde Seefahrer, d. h. er machte mit seinem schlecht ausgerüsteten und nur mit wenigen Genossen bemannten Schiffe Jagd auf die Seeräuber, die damals die nordischen Gewässer unsicher machten; selbst mit türkischen Piraten bestand er Kämpfe. Er befürchtete nun mit Recht, die Seeräuber würden ihn in seinem Schlupfwinkel aufsuchen und angreifen, und deshalb befestigte er die Stadt und bewehrte sie mit eroberten Festungsgeschützen. Bald drang der Ruf des Inselhelden bis an den Hof des Königs Friedrich II. von Dänemark, und dieser belohnte Magnus dadurch für seine Heldenthaten, daß er ihm eine dänische Fregatte anvertraute — eine Gunst, die dem wackeren Kämpfer zum Nachtheile gereichte. Er bemühte sich jetzt um so eifriger, die Gewässer von Seeräubern zu säubern und bemächtigte sich dabei sehr geschickt eines englischen Schiffes, das eben mit seinem auf den Färöer gemachten Raube entfliehen wollte. England forderte Genugthuung und Schadenersatz, behauptete, die Waaren kämen von den Schetland-Inseln, und klagte den Feind der Seeräuber selbst des Seeraubes an. Die eifersüchtigen Landsleute — welchem Glücklichen fehlte es jemals an Neidern — gaben falsches Zeugniß, und so wurde Heinesen der Seeräuberei bezichtigt und 1589 hingerichtet. Zu spät wurde man gewahr, daß man einen Unschuldigen verurtheilt hatte, und die Nachkommen feiern das Andenken an seine kühnen Fahrten und seinen Märtyrertod noch in überlieferten Gesängen.


Straße in Thorshavn.


Haus des Bischofs.

Ein anderer wichtiger Hafenplatz auf Stromöe ist das an der Südwestküste gelegene Kirkeböe; das Meer an der Südspitze ist ein äußerst stürmisches, und da ist Kirkeböe ein willkommener Zufluchtsort und Nothhafen. Vor der Bucht liegen zwei kleine Inseln, welche gänzlich mit Eidergänsen bedeckt sind. Der Ort besteht nur aus wenigen Häfen und ist zwischen dem Meere und grünenden Höhen malerisch gelegen. Hinter der kleinen refor-

mirten Kirche befindet sich die Ruine einer alten gothischen Basilika. Ein Bischof Hilarius wollte kurz vor der Einführung der Reformation hier eine prächtige Kathedrale für die ganze Inselgruppe schaffen, das Bauwerk gelangte indeß nicht zur Vollendung, weil es an Geldmitteln mangelte und weil unterdeß ein Wechsel in den kirchlichen Anschauungen eingetreten war. Es ist bewundernswerth, daß die Säulen, Bögen und Mauern so lange und so erfolgreich den Unbilden des feuchten Klimas widerstanden haben, wenn man namentlich bedenkt, daß der Mörtel für die Bausteine erst



Kirche und Lateinschule in Thorshavn.

mühsam aus den Kalkschalen von Muschelthieren hergestellt werden mußte.

Weiterhin an der Westküste von Stromöe liegen die Orte Qvivig, mit einer schmucken Holzkirche, und Westmannhavn, dessen landschaftliche Eigenthümlichkeiten und dessen Bedeutung für den Fischfang schon hervorgehoben wurde.

Auf Oesteröe ist der im Nordwesten der Insel gelegene Ort Eide der bedeutendste (Siehe Abbildung 5 in Nr. 4).



Haus eines Großhändlers.

Die Holzhäuser liegen zusammengeschaart auf einer Vorstufe der Anhöhen, die nach Osten zu im Slattaretind, dem höchsten Punkte der Insel gipfeln. In seiner Nähe befinden sich berühmte Vogelberge. Die Abbildung zeigt die Bewohner des Ortes mit der Heuernte beschäftigt. Von den übrigen nördlichen Inseln ist nur noch ein Ort, Klaksvig, zu erwähnen. Er liegt im Südwesten von Bordöe im Hintergrunde des tiefeinschneidenden Bordöevigs, dessen Sohle sich als flache Thalmulde nach dem nur wenige hundert Schritte entfernten Fjorde des nördlichen Ufers

hinzieht. Der Ort besitzt eine Kirche aus Holz mit einem würdigen umzäumten Friedhofe, gilt als Handelsplatz für alle Bedürfnisse des Vogel- und Fischfangs und zählt gegen 1000 Einwohner. — Der Verkehr der Orte unter einander wird meist auf dem Seewege bewirkt, da regelrechte Wege nirgends vorhanden sind. Nahe gelegene Orte, wie etwa solche auf der Ost- und Westküste von Stromöe, kann man wohl auch zu Fuß über das Gebirge erreichen, man muß aber, wie in den Alpen, ein guter Bergsteiger sein. Da bei einem derartigen Wege ein Gefährt irgend welcher Art ausgeschlossen ist, so müssen die Lasten auf dem Rücken getragen werden. Die einheimischen Lastträger befestigen dieselben durch lederne Riemen an der Stirn und ziehen ihre Bürde nach Art der Stiere.

Beamte, Geistliche und Aerzte haben oft bitter unter den Schwierigkeiten des Verkehrs zu leiden. Ein Pfarrer hat zuweilen fünf bis sechs Kirchspiele zu versorgen, die oft auf mehreren Inseln zerstreut liegen.

Um einzelnen Gemeindegliedern die Tröstungen der Religion zu bringen, Neugeborene zu taufen u. dergl., muß er nicht selten eine volle Tagereise unternehmen. Zuweilen hindern auch Stürme die Rückkehr über den Fjord und er ist gezwungen, tagelang mit den armen Fischern zu leben, ihr elendes Lager zu theilen und am Ende die weite und theure Fahrt noch aus seiner eigenen Tasche zu bezahlen. Nicht besser ergeht es den Aerzten, deren vier auf der Inselgruppe wirken: gar mancher ist von seinem Krankenbesuche nicht wieder heimgekehrt. Und das sind hochgebildete Männer, die ihre Studien in Kopenhagen und auf anderen Hochschulen vollendet haben und in allen Stücken auf der Höhe der Wissenschaft stehen! — — Thorshavn gegenüber liegt Naalsöe — die Nadelinsel — die ihren Namen von ihrer Gestalt erhalten hat. Sie ist ein schmaler Landstreifen, dessen südliches, 400 m hohes Ende von einer durchgehenden Höhlung, die das Meer ausgewaschen hat, durchbohrt ist. Am schmalen Nordende liegt auf einer flachen Rasenebene, beide Küsten berührend, der einzige Ort der Insel — Eide. Von Thorshavn aus kann man den Flecken bei ruhigem Wetter und günstigem Winde in zwei Stunden erreichen. Am Südende der Insel befindet sich eine Kupfergrube, von der sich der Besitzer großen Ertrag verspricht, über die aber,



Dorf Kirkebö.

ihrer geringen Ausbeute halber, manches Scherzwort unter den Färingern umgeht.

Der Ort, der in neuerer Zeit immer mehr an Bedeutung gewonnen hat und Thorshavn vielleicht in der Kürze überflügeln wird, ist Trangisvaag, der Hauptort auf Süderöe. Die Hafenbucht ist 3700 m lang und 580 m breit, ist gegen alle Winde viel besser geschützt als z. B. Thorshavn, ist das ganze Jahr hindurch völlig eisfrei und gewährt auch den größesten Fahrzeugen einen bequemen Zugang und sicheren Ankergrund. Die nahen Kohlenlager haben bereits eine starke Einwanderung hervorgerufen, und so ist in neuester Zeit die Bevölkerung erheblich gewachsen und der Hafen belebter geworden.

Der wirthschaftliche Zustand der ganzen Inselgruppe würde überhaupt ein weit blühenderer sein, wenn zwei der sehnlichsten Wünsche der Färinger in Erfüllung gehen würden: Herabsetzung der hohen Ein- und Ausfuhrszölle und bessere Verbindung mit dem Festlande. Zwar bringt das Mutterland alljährlich namhafte Opfer: die Staatseinkünfte sind stets geringer als die Ausgaben (Einnahmen 63000 Kronen, Ausgabe 74000 Kronen jährlich), aber es könnte doch noch manches zum Wohle der Färinger geschehen. Dieselben leiden oft Mangel am allernöthigsten und müssen einen großen Theil ihrer Bedürfnisse durch eigene unvollkommene Erzeugnisse decken, die sie von auswärts viel billiger und besser beziehen könnten, wenn die Zölle nicht zu hoch wären. Die benachbarten Schetland-Inseln besitzen eine telegraphische Verbindung mit England, nach Thorshavn aber kommt nur im Sommer alle acht Tage ein dänisches Postschiff, das den amtlichen Verkehr vermittelt. Ist aber das Wetter ungünstig, so kommt das Schiff gar nicht an die Inseln heran, und diese sind alsdann 14 Tage lang und noch länger von allem Verkehre mit der Außenwelt abgeschnitten. Und sollte eine telegraphische Verbindung ohne Einfluß auf den Fisch- und Fleischmarkt der Färöer bleiben?

So viel ist gewiß: die armen Einsiedler auf den Färöer würden durch die Anlegung eines Telegraphen und durch die Einrichtung einer öfteren Dampferverbindung nicht blos der festländischen Kultur näher gerückt, sondern es würde auch dadurch ohne Zweifel ihre ganze wirthschaftliche Lage wesentlich gehoben werden.

Bericht über eine Reise nach Kwang-si.

Von H. Schroeter.

IV.

Zurück nach Canton via Ting-u-schan.

Eine schnelle Fahrt von kaum acht Stunden brachte meinen „Pinguin“, welcher diesmal anstatt am Ufer, wie auf dem Hinwege, mitten durch die Stromschnellen und durch die Fischerfelsen hindurchsteuerte, nach Wu-tschou-fu, woselbst ich mich 1½ Tag lang aufhielt. Ich erneuerte daselbst die auf dem Hinwege gemachten Bekanntschaften cantonesischer Kaufleute und sammelte Notizen über den Handel der Stadt. Auch ließ ich mir eine den Fluß aufwärts gelegene Zündholzfabrik zeigen. Dieselbe ist ganz nach europäischem Muster gebaut, die in Canton gemachten Maschinen sind indessen sehr primitiver Natur und arbeiten schlecht. Die Zündmasse muß von Hongkong den weiten Weg herauf geholt werden, und trotzdem die für die Fabrikation der Holzschachteln erforderlichen Fichtenwaldungen in nächster Nähe der Fabrik stehen, ist dieselbe vorläufig nur ein Kuriosum und soll nach Ansicht chinesischer Freunde, ein verlustbringendes Unternehmen sein.

Dem Handel der Stadt widme ich noch ein besonderes Kapitel.

Am Vormittag des 9. Oktober verließ ich den Hafen Wu-tschou-fu's, um am folgenden Tage bis zur Mündung des Loting-Flusses zu gelangen, an welcher ein ärmliches Nest — Loting-kong-hou — liegt. Loting-tschou, die Präfekturstadt, ist ähnlich wie Tai-woo ein großer Markt für Cassia Lignea. Ehemals waren die von Loting kommenden Cassiabezüge wegen ihrer schlechten Qualität berüchtigt, seit aber die Plantagen im Laufe eines Viertel-Jahrhunderts sorgfältiger haben kultivirt werden können, ist die von Loting kommende Cassia nach Ansicht aller Sachverständigen allmählich ebenso gut geworden, wie die von Tai-woo und Yung-schien verschiffte, freilich machen die Canton-Kaufleute noch heute drei Kreuze bei Erwähnung des Namens „Loting“, und der Tradition gemäß, will man nur „Tai-woo“-Waare kaufen, es ist aber eine unleugbare Thatsache, daß mehr als der dritte Theil sämmtlicher von den Europäern unter dem Namen „Tai-woo-Cassia“ gekauften Waare in den Loting-Distrikten gewachsen ist.

Es war meine Absicht, den seichten Loting-Fluß hinauf bis zu dem durch seine Strohmatten bekannten Lintan und von da über Land weiter nach dem Cassia-Platz zu reisen, woselbst eine von den Herren S. & Co. gekaufte Quantität Cassia Lignea von den Mandarinen mit Beschlag belegt worden war. Ich war bereits im Begriff, ein passendes Fahrzeug zu miethen, als meine Chinesen mir die Nachricht brachten, die bewußte Waare sei inzwischen freigegeben worden und habe bereits Loting-kong-hou auf dem Wege nach Canton passirt. Da die ganze Cassia-Saison in Loting bereits vorüber war und es somit nicht mehr in meinem Interesse liegen konnte, durch das Aufsuchen dieses Ortes weitere neun Tage zu verlieren, entschloß ich mich, die projektirte Fahrt ganz aufzugeben. Lintan allein hatte für mich nicht genügendes Interesse, da die nach diesem Platze benannten Matten auch in Canton von aus Lintan bezogenen Coolies angefertigt werden, und da man unsere Matten-Industrie viel besser in dem Hauptproduktionsdistrikt Tung-kun, in Cantons (bezw. Hongkongs) Nachbarschaft, beobachten kann.

Am 12. Oktober besuchte ich Schao-king-fu, welches ich vor einem Monat nur in dunkler Nacht kennen gelernt hatte. Die von hohen Mauern umgebene Altstadt enthält sehr viele Tempel und Yameus, welche freilich im Laufe der Jahre, seit der Vicekönig nach Canton übergesiedelt ist, allmählich verlassen und vergessen worden sind.

„Ihre Mauern sind zerfallen
Und der Wind streicht durch die Hallen“

muß man unwillkürlich beim Anblick all der vom Unkraut überwucherten Tempel und Mandarinensitze, sowie der sonstigen, an die Herrlichkeit der alten Residenzstadt erinnernden Staatsgebäude rufen.

Die Hauptgeschäftsstraße enthält einige kleine Läden, in denen europäische Artikel verkauft werden. Der ganze Handel Schao-king-fu's ist aber ein rein lokaler, und außer Grundnüssen und Grundnußöl, die für Fatschan bestimmt sind, exportirt der Platz eigentlich nur Cerealien nach den nahegelegenen Ortschaften. Der Verkehr mit dem Canton-Delta ist absolut unbedeutend.

Auf meiner Rückkehr durch die Stromschnellen des Schao-king-hap frappiren mich überall die Verheerungen, welche die andauernde Hitze auf den seit reichlich zwei Monaten von keinem Tropfen Naß erquickt gewesenen Bergen angerichtet hat. Die vor vier Wochen noch frischgrünen Gräser und Gebüsche haben eine fahlgraue Farbe angenommen. An vielen Stellen sind sie auch von bösen Buben abgebrannt, so daß die schwarzen Brandstellen sich wie gigantische Schatten auf der in der Sonne glühenden Berglandschaft abzeichnen. Ueberhaupt erscheinen die ihrer frischen Farbe beraubten Ufer meinen freilich wohl noch von den Bergen des Yung-schien-Flusses her verwöhnten Augen lange nicht so schön, wie bei meinem ersten Besuch. Ich verstehe jetzt, daß Canton-Touristen, welche ja im Sommer — also während der die Natur verjüngenden Regenzeit — niemals, und nur während der trockenen Wintermonate gelegentlich jenseits unserer Sonntags-Piknik-Plätze gelangen, ein weniger enthusiastisches Urtheil über die Schönheit des Schao-king-hap abgeben, selbst wenn sie nicht im europäischen Hochgebirge groß geworden sind.

Am 13. Oktober verlasse ich schon vor Sonnenaufgang mein im Hafen von Houlik während der Nacht verankert gewesenes Boot, um eine Tour nach den am linken Ufer gelegenen Ting-u-schan-Bergen zu machen. Es bestehen dieselben aus einem von Osten kommenden, unweit Houlik und Kwong-li einige Zeit lang mit dem Fluß parallel laufenden Höhenzuge, welcher, die Schao-king-fu-Ebene im Halbkreis umschließend, bei dem Sam-neong-hap vom Strome durchschnitten wird. Der höchste Gipfel dieses Höhenzuges — der eigentliche „Ting-u-schau“ — ist ein etwa 3000 Fuß hoher, ganz und gar kahler Berg, dessen steile Wände wenig Interesse bieten; vor demselben steigt aber eine Art Vorberg, etwa 1200 Fuß hoch, aus der Ebene auf, dessen eine, dem Wasser zuliegende Seite mit dichtem Walde bewachsen ist.

In der Mitte des letzteren liegt das berühmte Kloster Ting-u-schan, eins der schönsten unserer beiden Provinzen.

Es beherbergt: wa 200 buddhistische Mönche und Klosterdiener, sowie 30 bis 40 junge Knaben, welche als Novizen auf den heiligen Beruf vorbereitet, und dabei dem Volksmunde nach etwas zärtlicher, als nöthig, behandelt werden. Die in mehreren Reihen sich den Berg hinaufziehenden Tempelhöfe, das reich ausgestattete Heiligste und Allerheiligste mit seinen vergoldeten Insassen — den Bildnissen Buddha's und anderer Heiligen — die geräumigen Hallen sowohl, als auch die Alkoven der Mönche, zeichnen sich durch Reinlichkeit, reiche Ausstattung und sorgfältige Pflege aus, und beweisen deutlich, daß das Kloster sich vieler wohlhabender Freunde und liberaler Gönner erfreut. Dasselbe ist weit und breit durch den Einfluß berühmt, den es auf den bekannten Regendrachen ausübt, welcher über ihm in den felsigen Abhängen des steil aufsteigenden Berges wohnt. Dieser Drache ist die Personifikation der göttlichen Allmacht über das Wohl und Wehe des Landes, sei es nun, daß sich die Gottheit in segenbringenden Regenschauern, in großer Dürre, oder in das Land verheerenden Stürmen und Ueberschwemmungen äußert.

Das befruchtende Naß sammelt sich an den Gipfeln der Berge, wohin der Drache auf Befehl der überirdischen Mächte die Regenwolken treibt. Unsichtbar dem menschlichen Auge, wirkt er dort oben für das Glück oder Unglück der Sterblichen, je nach deren Verdienst. Steigt er strafend ins Thal hinab, dicht über den Erdboden fliegend, so hat er Tod und Verderben im Gefolge. Am 11. April 1878 erschien er im Tornado, und zerschlug mit seinem geschuppten Schweif allein in Canton mehr als 1000 Häuser, um innerhalb weniger Minuten 10000 Menschen in Schutt und Trümmern zu begraben. Zweimal in diesem Jahrzehnt verheerten ungeheure Ueberschwemmungen die Felder, ganze Dorfschaften wurden weggeschwemmt, und gar viele Menschenleben gingen auch dabei zu Grunde! Ist der Drache aber dem Volke gnädig gesinnt, so gießt er im Frühling und Sommer in regelmäßigen Schauern aus hohen Wolken das segenbringende Naß in die Gefilde und tränkt die Erde, bis die Früchte gereift sind. Der Regendrache ist es, dessen langgeschweiftes Abbild wir während der Frühlings-Prozessionen durch die Straßen Cantons tragen sehen. Bei diesem Anlaß bittet das Volk die himmlischen Mächte um ein fruchtbares Jahr.

Gegen Ende des vergangenen Sommers zog sich der Drache plötzlich in die Verstecke der Berge zurück, und daher war die Regenzeit zu Ende, ehe die Reisfelder genügend befruchtet waren, um die Reife der Aehren zu ermöglichen; „und so verdarb der schöne Gottessegen" in der Gluth der Sonne. Ich selbst hatte ja während meiner Reise vielfach Gelegenheit, die Folgen des ausbleibenden Regens auf den mit jedem Tage mehr ausdörrenden Feldern zu beobachten. Die Sorge des Volkes um seine Reisfelder wuchs mit jeder Stunde und bemächtigte sich allmählich auch der großen Städte. Unser großer Vicekönig Tschang-tschin-tung sah sich sogar veranlaßt, gefolgt von den höchsten Beamten der zwei Provinzen in Trauerkleidern barfuß durch die Straßen Cantons nach den „Weißen Wolken" (einem in Cantons unmittelbarer Nachbarschaft liegenden Höhenzuge) zu begeben, um an der den Canton-Touristen so wohlbekannten, von einem kleinen Kloster umgebenen „Quelle" den Drachen um den fruchtbringenden Regen zu bitten. Als dieses nichts half, schickte er bald nach meiner Rückkehr nach Canton einen hohen Beamten mit großem Gefolge nach dem Ting-u-schan-Kloster, welcher von dort heiliges Wasser nach Canton zu bringen beauftragt war. In des Klosters Nachbarschaft, mitten in der Waldeinsamkeit, umgeben von lianenüberwachsenen, majestätischen Baumriesen und üppig wucherndem, undurchdringlichen Gebüsch, springt nämlich auch hier ein kräftiger Quell aus dem Gestein des Berges, der in das Thal hinabrauschend und in Millionen glitzernder Fünkchen zerstiebend, einen 120 Fuß hohen Wasserfall bildet. Ehe das silberhelle Wasser den Berg weiter hinunter fährt und allmählich zu einem polternden, das Steingeröll wild übersprudelnden Bache anschwillt, bildet es am Fuße des Wasserfalles einen kleinen, überaus reizenden, krystallklaren See. Hier, dicht unter dem herunterstürzenden Wasser ist es, wo der Drache haust. Der von buddhistischen und taoistischen Mönchen begleitete Mandarin — der Abgesandte des Pontifex maximus der ganzen Nation, nämlich des Kaisers, des Sohnes des Himmels — erfüllte seinen merkwürdigen Auftrag so:

Er schlachtet einen schwarzen Hund, wirft den noch warmen Körper sammt einem von Canton mitgebrachten, großen, lebendigen Fische dem Drachen zum Opfer in die Fluthen, und kühlt dann in demselben eine eiserne, in einem flackernden Feuer rothglühend erhitzte Pflugschaar. Während die Fluth noch aufzischt und die Jünger der beiden Priestersekten ihre Liturgien recitiren, füllt der Beamte eine große Porzellanurne mit dem heiligen Quell. Letztere zu empfangen, gehen die hohen Mandarine Cantons dem Sendboten bei seiner Rückkehr bis an den Landeplatz seines Bootes entgegen und bringen sodann die kostbare Flüssigkeit in feierlicher Prozession nach dem Tempel des Drachenkönigs. Vor dem Abbilde desselben bleibt die gefüllte Vase eine Nacht stehen, um am folgenden Tage auf den Gipfel der „Weißen Wolken" gebracht zu werden. Dort wird ihr Inhalt in kleine Krüge gefüllt und im Angesichte Cantons symbolisch als Regensaat für die durstigen Fluren der Hauptstadt von kleinen Kindern mittelst grünender Zweige ausgesprengt.

Ich muß gestehen, ich wußte damals, als ich am Fuße des Wasserfalles stehend, mich an den stolzen Kaskaden und der üppigen Natur erfreute, noch wenig von der Heiligkeit des vor mir liegenden Bergsees, oder besser des Wasserbeckens. Ich ließ mich daher verleiten, in den lockenden, eiskalten Fluthen ein Bad zu nehmen und mich von dem perlenden Gischt des grollenden Drachen überrauschen zu lassen. Die Krallen des Ungethüms, an dessen Brust ich lag, spürte ich nicht, wohl aber vernahm ich fernes Donnern aus dem Felsenharnisch, an welchen ich mich zu klammern suchte; ich würde dem Ungeheuer unfehlbar zum willkommenen Opfer gefallen sein, wenn dasselbe nicht, dank einer himmlischen Weisung, an die Eingeweide des Berges gefesselt gewesen wäre.

Den Rückweg nach meinem Boote nahm ich über Logan-tscheong, eine kleine Ortschaft, bei welcher der auf dem Ting-u-schan entspringende Bach mündet. Den Canton- oder Hongkong-Touristen, welche jene Gegenden einmal besuchen wollen, wird bei dieser Gelegenheit zu erfahren von Interesse sein, daß man das Ting-u-schan-Kloster, wie auch den Wasserfall, am schnellsten von obengenanntem Platze aus erreicht, und daß man sich ja nicht von seinen Bootleuten verleiten lassen soll, in Hou-lik oder in Kwong-li auszusteigen. Man findet in dem Kloster gastfreundliche Aufnahme, sowie auch gute Bettstellen mit Moskitonetzen. Damen müssen allerdings nach dem Klostergesetze in einem besonderen Zimmer schlafen. Der allmächtige Dollar wird es indessen wohl ermöglichen, daß Eheherren auch in diesem Gebäude ihre Gattinnen während der Nacht nicht allein zu lassen brauchen. Weiter möchte ich empfehlen, ja nicht zu versäumen, die nahegelegenen Marmorfelsen — die „Sieben Sternberge", welche ich näher beschrieben habe — zu besuchen. Zu dem Zwecke soll man bis an das westliche Ende von Schao-king-fu, an die Landestelle Nam-mun-hou fahren, von wo die Felsen nur 10 Li oder $3\frac{1}{2}$ eng-

lische Meilen entfernt liegen. Ich rathe besonders an, entweder den Hin- oder den Rückweg durch die Stromengen zu Fuß zu unternehmen; ein schöner Weg führt am linken Ufer entlang das ganze „Hap“ hindurch. Dampfpinassen sind in Canton stets zu haben, so daß man die außerordentlich lohnende Tour ohne irgend welche Beschwerden in zwei oder drei Tagen machen kann, falls man nicht vorziehen sollte, eine längere Rast in dem Ting-u-schan-Kloster zu halten, und in seinen herrlichen Waldungen einige Tage zu verweilen.

Am 14. Oktober machte ich mich von Kwong-li aus auf den Weg nach Canton, wechselte am Eingange des Fatschan-Kanals — bei Sahon — meine im Sande stecken bleibende Arche mit einem pfeilschnellen „Pantoffelboot“, und erreichte noch an demselben Abend den angenehmen Käfig der Kanton-Bleichgesichter — die Niederlassung der Fremden, Shameen — von dessen Rasenplätzen die flanellhemdbekleidete Jugend nach Beendigung des Tennis-Spiels soeben den geräumigen Hallen des Klubs zueilte.

Die Britisch-Afrikanische Gesellschaft und die Afrika-Forschung von 1788—1888.

Von H. Seidel.

Selten hat die Kulturwelt von den Tagen des Alterthums bis heute für die Durchführung einer einzigen Aufgabe mehr Zeit, Mittel und Kräfte geopfert, als für die Erschließung des schwarzen Erdtheils von jeher aufgewandt worden sind. Aegypter, Griechen und Römer haben sich bereits an der Lösung afrikanischer Räthsel versucht; aber nur unsichere und schwankende Nachrichten sind uns durch sie übermittelt, da ihre Geographen aus lückenhaften, oft ungenauen oder mißverstandenen Quellen schöpften und durch zufällige Namensgleichheit grundverschiedener Thatsachen zu den abenteuerlichsten Schlüssen verleitet wurden. Auch ist, Aegypten abgerechnet, die geographische Kenntniß der Alten nirgends weiter als 400 bis 600 km um den Nordrand Afrikas binnenwärts vorgedrungen.

Mit der Ausbreitung der arabischen Herrschaft wird zwar die Grenze der „terra incognita“ erheblich verengert, besonders an der afrikanischen Ostküste, welche die Araber schon sehr frühe bis nach dem goldreichen Sofala hinab bereisten. Zum Unglücke aber verwirrten sie ihr Wissen durch gehaltlose Hypothesen oder müßige Fabeln, so daß ihre geographischen Schriften in Zeiten unvollkommener Information über jene Räume durch das hyperkritische Bemühen mancher Gelehrten mehr Schaden als Nutzen gestiftet haben.

Christliche Forscher erschienen in Afrika im allgemeinen nicht vor der Umsegelung des Erdtheils durch die Portugiesen; höchstens, daß auf den im Mittelalter beliebten Pilgerfahrten zum heiligen Grabe, der eine oder der andere seinen Weg über die Sinai-Halbinsel und durch Unterägypten nahm. So besuchte in den Jahren 1336 bis 1341 und 1350 der deutsche Reisende Ludolf von Suchen das Nildelta und Kairo und erstattete über seine Erlebnisse in einer knapp gehaltenen Schilderung Bericht. Nach der Eröffnung des indischen Seeweges tauchten aber Europäer an verschiedenen Stellen des Kontinents auf. Am ehesten lockte Abessynien — das Reich des mythischen Erzpriesters Johannes — die abendländischen Gäste an sich, darnach das alte Wunderland der Pyramiden, und in Westafrika Senegambien und Timbuktu. An den Küsten Oberguineas setzten sich fast sämmtliche Großhandelsmächte jener Tage fest. Selbst vom Kongo klangen Nachrichten herüber, wo italienische Kapuziner-Missionäre das Werk der Heidenbekehrung versuchten. Ueber die Gebirgsländer des Atlas, über Tripolis und Barka, erfuhr man in Europa vor Shaw, Hebenstreit, Höst und Desfontaines, aus dem Anfange des vorigen Jahrhunderts, kaum eine irgend verläßliche Kunde. Gründlicher wurden die holländischen Besitzungen am Kap durchforscht, weil hier ein ganzes Volk mit seinem Troß unaufhaltsam von Weideplatz zu Weideplatz gegen das Innere vordrängte, daher auch für diesen Theil Afrikas zuerst die Anläufe einer geordneten Landesvermessung vorliegen, an welcher um 1777 der Engländer Patterson fleißig arbeiten sah. Im übrigen ruhte auf dem schwarzen Erdtheile geheimnißvolles Dunkel, und es bedurfte eines großartigen Anstoßes, um die Aufmerksamkeit Europas auf die weite „terra incognita“ jenseits des Mittelländischen Meeres hinzulenken. Dieser Anstoß ward durch Kapitän Cook's ruhmvolle Weltumsegelungen gegeben. Die Begeisterung für geographische Entdeckungen erfüllte von nun an die weitesten Kreise, und wo irgend auffällige Lücken in der Kenntniß unseres Planeten sich offenbarten, wurden Schiffe und Forscher hingesandt, um den Schleier zu lüften und das Antlitz der Erde in immer schärferen Linien zu zeichnen.

Unbekannt war damals vor allem noch Afrika, dann Asien und ein großer Theil Amerikas, wo man eben aufs neue die Suche nach der sagenhaften Anian-Straße aufgenommen hatte. Während aber im Osten und Westen der Umfang des Wissens sich stetig erweiterte, boten die Karten Afrikas im Inneren beharrlich eine leere Fläche dar, auf welcher „der Geograph, gestützt auf die Autorität des Leo Africanus und des nubischen Schriftstellers Edrisi, mit zögernder Hand einige Namen von unerforschten Flüssen und ungewissen Völkern eintrug“ (Sir Joseph Banks).

Um das afrikanische Dunkel endlich zu erhellen, that sich daher in England vor jetzt 100 Jahren eine Zahl bedeutender Männer zusammen, mit der Absicht, eine Gesellschaft zur systematischen Erforschung Afrikas ins Leben zu rufen. An der Spitze der Vereinigung stand ein Begleiter von Cook's erster Reise — der Botaniker Sir Joseph Banks, unter dessen Leitung am 9. Juni 1788 [1]) die Britische

[1]) Zum Gedächtniß dieses Tages brachten Petermann's Mittheilungen im diesjährigen Junihefte eine längere Abhandlung, betitelt: Ein Jahrhundert der Afrikaforschung. Zum hundertjährigen Gedenktage der Gründung der African-Association. Von Prof. Alex. Supan. Mit 10 Karten, die Fortschritte der Afrikaforschung von 1788 bis 1888 zeigend, einer größeren Uebersichtskarte zur Unterscheidung der bekannten, erkundeten oder ganz unbekannten Gebiete ꝛc. ꝛc.

„Association for promoting the Discovery of the Interior Parts of Africa" ihre Begründung erfuhr. **Hauptzweck der Gesellschaft war**, wie ihr Name sagt, die Erschließung Innerafrikas; doch sollten über den wissenschaftlichen Zielen keineswegs die praktischen vergessen werden, was die „Association" im ersten Bande ihrer „Proceedings" ausdrücklich bemerkt. „Von allen Vortheilen", heißt es dort, „welche eine bessere Kenntniß der inneren Gegenden von Afrika gewähren würde, ist der **wichtigste die Ausbreitung des Handels und die Förderung der britischen Industrie**".

Um ihrem Unternehmen den Erfolg zu sichern, ging die neue Gesellschaft von vornherein höchst vorsichtig und planmäßig zu Werke. Namentlich waren es folgende Momente, durch welche ihre Thätigkeit bahnbrechend und vorbildlich für die Zukunft gewirkt hat:

Die Britisch-Afrikanische Gesellschaft faßte erstens ganz bestimmte geographische Fragen ins Auge und suchte sodann die Forschungsarbeit von aller persönlichen Willkür und Regellosigkeit zu befreien, damit jeder Vergendung von Zeit und Geld gesteuert werde.

Zweitens bemühte sich die Gesellschaft angelegentlich um die Wahl ihrer Reisenden und scheute sich nicht, für die wissenschaftliche Ausbildung ihr geeignet erscheinender oder sonst schon bewährter Personen die nöthigen Mittel aufzuwenden. So hat sie z. B. unseren Landsmann Ludwig Burckhardt gefördert, der, obwohl ein Fremder wie Friedrich Hornemann, mit diesem zu den frühesten Sendlingen der „Association" gehört.

Drittens erkannte die Gesellschaft sehr bald, daß Durchquerungen des Festlandes das beste Mittel seien, um schnell über die Hauptväthsel der afrikanischen Geographie ins Klare zu kommen. — In diesem Sinne ist die Erforschung des schwarzen Erdtheiles fortan gehandhabt worden. Trotz aller Mißerfolge hielt man das Endziel, eine Reise durch Afrika von Ocean zu Ocean, in den betheiligten Kreisen unverrückbar fest, und die Fortschritte der letzten Jahrzehnte haben reichlich dafür belohnt.

Die Thätigkeit der Britisch-Afrikanischen Gesellschaft wandte sich aus wissenschaftlichen, wie praktischen Interessen, zunächst dem Niger-Probleme zu. Timbuktu, zu dessen Erreichung schon 1618 eine englische Handelskompagnie gegründet worden war, übte noch immer „eine zauberhafte Anziehungskraft aus", und die Frage nach der Richtung des Nigerlaufes gehörte zu den brennendsten für die damalige Erdkunde. Trotz älterer richtiger Angaben, die den Niger in den Benin-Golf münden ließen, klammerten sich die Geographen des vorigen Jahrhunderts an die Fabel, daß dieser Strom in äquatorialer Richtung nach Osten fließe und in einem Binnensee oder Sumpf endigen müsse. Von 1790 bis 1830 sehen wir jetzt in schneller Folge einzelne Forscher oder größere Expeditionen nach den Negerreichen des West-Sudan ausziehen. Die ersten Vorstöße unter Ledyard, Lucas und Houghton schlugen fehl, bis Mungo Park 1795 seine berühmte Reise durch ausgedehnte Strecken unbekannten Landes zum Niger antrat, den „er auf der Hinreise bis Silla verfolgte und auf der Rückreise bei Bammako verließ". Aber weder Park noch Hornemann, der 1798 von Norden her zum Niger durchbrechen wollte, konnten völlige Aufklärung über die Nigerfrage geben, die trotz vielfacher theoretischer Lösungsversuche bis 1830 ihre räthselhafte Natur bewahrte. Die endliche Schlichtung des Streites knüpft sich an die englischen Forscher Clapperton und Lander, von denen der erstere durch seine Reisen von 1822 bis 1824 und von 1825 bis 1827 den mohammedanischen Central-Sudan erschloß, während der andere das Werk vollendete, indem er 1830 den Niger stromabwärts befuhr und dessen Ausfluß in den Beningolf bestätigte. Nehmen wir noch hinzu, daß der Franzose Caillié in den Jahren 1827 und 1828 die erste glückliche Timbuktu-Reise ausführte, so ist das Niger-Problem bis 1830 in den Grundzügen gelöst worden. Ein wichtiger Abschnitt in der Entdeckungsgeschichte Afrikas war damit beendet; neue Fragen rückten in den Vordergrund — zunächst die Erforschung der Nilquellen, wohin die „African-Association" ihren letzten Reisenden, Linand de Bellefonds, aussandte, der zur selben Zeit, als Caillié in Timbuktu weilte, den weißen Nil befuhr. Bald darauf, am 23. Juli 1831, löste sich die Britisch-Afrikanische Gesellschaft als solche auf und ging in die „Royal Geographical Society" über, die ein Jahr zuvor in London gegründet worden war.

Die 57 Jahre, vom Eingehen der „African-Society" bis heute, lassen sich hinsichtlich der afrikanischen Forschungsarbeit in vier größere Perioden zerlegen.

Die erste Periode von 1830 bis 1850 ist die Zeit gemessener Fortschritte im Norden und Süden des Erdtheils und wird bedingt durch die Eroberung Algiers seitens der Franzosen, durch die wiederholten Vorstöße der Aegypter gegen die Aequatorialzone und durch die Auffindung des südlichsten der centralen Seenbecken, des Ngami, den der unermüdliche Livingstone 1849 entdeckt. In Abessynien arbeiten Russegger, Rüppel, Ferret, Galinier, Krapf und Beke, und von 1837 bis 1848 überziehen die Brüder D'Abbadie einen großen Theil des Landes mit ihrem trigonometrischen Netz. Langsam, aber stetig tritt die innere Gestaltung Afrikas ans Licht, so daß Alex. v. Humboldt, beim Vergleich der früheren Zustände des Wissens mit den neueren seine lebhafte Freude äußert, „da, wo lange alles geschlummert, wo man oft hyperkritisch sich bemüht, das schon Erstrebte wiederum wegzuleugnen, da unter unseren Augen Großes erwachsen und sich entwickeln zu sehen" (In einem Briefe an K. Ritter über Zimmermann's Karte der oberen Nilländer, aus 1843).

Die zweite Periode, von 1850 bis 1862, umfaßt die Lösung des Nil- und Zambesi-Problems und bringt zugleich unerwartete Aufschlüsse aus der Sahara und dem Sudan, wo Heinrich Barth auf sechsjährigen Reisen (1850 bis 1855) die räumliche Kenntniß jener Gegenden fast um das Zehnfache erweitert, während im Osten Erhardt, Rebmann, Krapf, Burton, Speke und Grant das muthmaßliche afrikanische Binnenmeer in einzelne Seen auflösen, von denen der Ukerewe bereits 1862 als das Hauptquellbecken des Nil erkannt wird. Im Verfolge der Zambesi-Forschung kreuzt Livingstone 1856 als der erste Europäer den dunklen Kontinent, betritt 1859 die Ufer des Schirwa- und Nyassa-Sees und empfängt durch zuverlässige Erkundigungen die Nachricht von einem bedeutenden Flußsysteme im Westen der innerafrikanischen Becken.

Die dritte Periode, von 1862 bis 1877, führt zur Entdeckung des Kongo-Laufes, wodurch die Forschungen im äquatorialen Ost- und Westafrika an einander geschlossen werden. Den Glanzpunkt bildet Stanley's denkwürdige Fahrt vom indischen zum atlantischen Gestade, der sich in rascher Folge eine stattliche Zahl mehr oder minder glücklicher Expeditionen englischer, deutscher, französischer, belgischer, amerikanischer u. a. Reisenden auf demselben Gebiete anreiht. Nebenher laufen im Norden die ausgedehnten Wanderungen unserer Landsleute v. Beurmann, Vogel, Rohlfs, Nachtigal, Schweinfurth, Junker u. a., unterdeß im Süden Hübner, Mauch, Merensky, Mohr und Gustav Fritsch durch fleißige Untersuchungen dem deutschen Namen neue Ehren erringen.

Die vierte Periode, seit 1877, ist die Zeit des Ausbaues und der tropisch-afrikanischen Kolonisation, ausgezeichnet

durch eine allseitig mit Eifer betriebene und verfolgte Aufklärung der letzten noch schwebenden Fragen, sowie durch das Streben der europäischen Staaten, auf dem jungfräulichen Boden Besitz zu erwerben. Kräftiger als je zuvor betheiligt sich Deutschland an diesem Wettstreit. Weite Räume werden unter den Schutz des Reiches gestellt; seine Kriegsschiffe erscheinen in den afrikanischen Gewässern und untersuchen zu Nutz und Frommen des deutschen Handels Küsten, Häfen, Flüsse, Strömungen, Wetter und Wind. Unsern Forschern voran weht das Banner der Heimath, und die „deutsche Afrikanische Gesellschaft" wirbt Jahre hindurch [1]) in allen Ständen um Theilnahme an dem von ihr vertretenen Werk.

Wir sehen davon ab, bei der Ueberfülle des Stoffes irgend eine der vorstehend charakterisirten Perioden genauer zu beleuchten und widmen statt dessen zum Schluß den „Aufgaben der Zukunft" noch einige Worte. Vor allem müssen wir mit Professor Supan der jüngst öfter geäußerten Meinung entgegentreten, als seien die Zeiten der Entdeckungen in Afrika für abgeschlossen zu betrachten. Das ist ein gefährlicher Irrthum, der die Afrikaforschung leicht auf verkehrte Bahnen lenken kann und leider schon gelenkt hat! Trotz aller Erfolge der Neuzeit warten in Afrika immer noch bedeutende Aufgaben der Lösung. Am mindesten bekannt ist gegenwärtig noch die nördliche Wüste. Zwischen dem 15. und 25. Grad nördlicher Breite durchlaufen nur vier dünne Routenstränge die Sahara. Der mittlere Sudan von Darfur bis Timbuktu ist nicht besser erschlossen, als das ostafrikanische Seegebiet, trotzdem dort die Forscher seit 66, und hier erst seit 30 Jahren am Werke sind. In der Nähe des Aequators bleiben drei weitere Striche noch übrig — das Mandingoland, hinter der Küste von Oberguinea, die Liba-Region, so genannt nach jenem See, der „Jahrzehnte hindurch hier sein Unwesen trieb", und die Galla-Somali-Länder im Osten. Dorthin besonders ist die europäische Forschung zu lenken, und der Reisende, der sich dies Feld erwählt, darf sicher sein, daß ihm die Möglichkeit zu überraschenden Entdeckungen nicht benommen ist.

Zudem liegen die drei letztbezeichneten Gebiete innerhalb des Interessenkreises der Kolonialmächte. Wie sehr die Entwickelung der deutschen Togo-Kolonie von der Exploration des Hinterlandes abhängt, hat kürzlich Ernst Henrici schlagend bewiesen. In der Liba-Gegend berührt sich der Kongostaat mit unserm Kamerungebiet und den englischen Erwerbungen am Benue, und die Somali-Halbinsel scheint von Großbritannien und Italien zu künftigen Besiedelungen ausersehen zu sein. Die große Entdeckungsperiode aber, die vor 100 Jahren mit der Gründung der „African Association" ihren Anfang nahm, ist heute noch längst nicht zum Abschluß gebracht, und erst dann, wenn das rohe Gezimmer vollendet ist, kann mit dem inneren Ausbau begonnen werden.

[1]) Leider zersplitterte zu Anfang dieses Jahres die Auflösung diesen Verein deutscher Freunde der Afrikaforschung (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 32).

Kürzere Mittheilungen.

Vulkan-Eruptionen in Japan.

Eine verheerende vulkanische Eruption, die kürzlich bei „Makamats" (vielleicht Wakamatsu in der Provinz Iwashiro, nordwestlich von Tokio) stattgefunden, und zahlreichen Menschen das Leben gekostet haben soll, veranlaßt uns, einen kurzen Rückblick auf die bisher stattgehabten Vulkan-Eruptionen Japans zu werfen. — Von dem japanischen Riesenvulkane Fusi-yama, der sich 3800 m über den Meeresspiegel erhebt, behaupten die japanischen Annalen, daß derselbe erst im Jahre 286 n. Chr. entstanden sei, bezw. daß er seine Vulkannatur erst in diesem Jahre offenbart habe. Zu gleicher Zeit soll sich auch durch eine instantane Landsenkung der große See Omi (Biwa) gebildet haben, und im Jahre 80 n. Chr. soll demselben die Insel Tsikubu-sima entstiegen sein. Diesen Berichten dürfte aber vielleicht ein gut Theil Legende anhaften. Viel besser bezeugt und viel glaubwürdiger sind die Aeußerungen vulkanischer Thätigkeit in der neueren Zeit. Da haben wir vor allen Dingen an den großen Ausbruch des Fusi-yama im Jahre 1707 zu erinnern, der zwei Monate andauerte, und bei Gelegenheit dessen sich die Gestalt des gewaltigen Berges durch Bildung eines neuen Ausbruchs-Kraters sehr erheblich veränderte. Die ausgeworfene Asche bedeckte die Felsen, Häuser und Tempel viele Meilen weit, in Yeddo, das 80 km vom Berge entfernt ist, wurde die Sonne davon verfinstert, und man hörte das Getöse, das mit der Eruption Hand in Hand ging, ganz deutlich. Die Eruption wurde auch von starken Erderschütterungen begleitet, die besonders entlang der Küste großen Schaden anrichteten. — Eine andere schlimme Eruption des letztvergangenen Jahrhunderts war die des Assama-yama (nordnordwestlich vom Fusi-yama), der etwa 2500 m hoch ist. Der Lavastrom, welcher sich im Jahre 1783 aus dem Krater dieses Berges ergoß, ist noch heute meilenweit zu verfolgen, und er sowie der ihn begleitende Regen von Asche und von vulkanischen Bomben zerstörten zahlreiche Dörfer und ausgedehnte Waldungen, und vernichtete Tausende von Menschenleben. — Im Jahre 1792 hatte der Osengatake (Unzensan, auf Kiu-siu, am Simabara-Golfe) eine ähnlich furchtbare Eruption, die 53 000 Menschen das Leben gekostet haben soll. — Das gegenwärtige Jahrhundert war zwar keineswegs frei von vulkanischen Ausbrüchen, dieselben waren aber sämmtlich nicht besonders verheerend, und diejenige des Jahres 1888 scheint bisher unter allen die heftigste gewesen zu sein. Nambaft zu machen sind hier: die Eruption des Mi-take (auf Sakura-sima, im Kako-sima-Golf von Kiusiu, 1828) des Komaka-take (auf Jeso, 1852 und 1856); des O-yama (auf Nipon, 1853); des Tarumai (auf Jeso, 1867 und 1874); des Sirame-san (auf Nipon, 1872) und des Aso-take (auf Kiusiu, 1874).

Der Grenzstreit zwischen Britisch-Guyana und Venezuela.

Einen wichtigen Beitrag zu der in der Ueberschrift erwähnten Frage giebt Herr P. M. Netscher in einem vor kurzem erschienenen Werke über die Geschichte der Kolonie Guyana [1]).

Es handelt sich dabei bekanntlich darum, ob man Amacura und Moruca als Grenze des englischen Guyanas zu

[1]) Geschiedenis van de Kolonien Essequebo, Demerary en Berbice van de vestiging der Nederlanders aldaar op onzen tijd. Door P. M. Netscher. Met twee Kaarten. 's Gravenhage 1888. Martinus Nyhoff.

betrachten hat, und diese Frage gewinnt eine höhere Bedeutung, seitdem auf dem streitigen Gebiet Gold gefunden ist und einige Engländer sich dort niedergelassen und den Schutz ihrer Regierung nachgesucht haben. Letztere hat denselben auch gewährt und durch eine Abtheilung Militär ein altes verlassenes Fort, welches dort lag, wieder besetzen lassen. Die englische Regierung giebt sich außerdem die größte Mühe, ihr Besitzrecht womöglich durch Beweise zu unterstützen, und sie hat zu diesem Zwecke u. a. auch in den alten niederländischen Archiven — ob mit Erfolg ist ungewiß — durch einen nach den Niederlanden geschickten Beamten nachsuchen lassen.

Ueber die Grenze hat von jeher Unsicherheit geherrscht. Hartsinck (Beschrybnig van Guiane of de Wilde kust in Zuid America 1770) sagt, daß er nicht mit Sicherheit angeben kann, ob der Barima, der sich in die Orinocomündung ergießt, oder der einige Meilen östlicher gelegene Waini die Grenze zwischen dem damals spanischen (jetzt venezuelanischen) und niederländischen (jetzt englischen) Besitz bildet, nimmt aber auf der Karte, die er seinem Werke beigiebt, letzteres an.

Auf der Karte des Major von Bouchenröder (1798), wird der Barima als Grenze angegeben, und Sir Robert Schomburgk nimmt (um 1840) den Amacuru, ein westlich von der Barima gelegenes kleines Flüßchen an; nach den spanischen Karten soll dagegen der viel östlicher gelegene Morucu (Morocco) oder gar der Pomeraon die Grenze bilden; manchmal wurde letztere gar bis an den Essequebo hinausgeschoben, und Venezuela scheint jetzt seine Ansprüche bis eben dahin auszudehnen. Die englischen Ansprüche werden hauptsächlich dadurch zu begründen versucht, daß schon im 17. Jahrhundert in der Nähe der Mündung des Barima und Amacuru ein holländischer Posten bestanden und demnach das niederländische (jetzt englische) Gebiet sich bis an den Orinoco erstreckt habe.

Gerade in Bezug auf den zuletzt erwähnten Punkt macht Herr Netscher in einem besonderen Nachtrage interessante Mittheilungen, deren Inhalt wir auszugsweise folgen lassen:

Im 17. und 18. Jahrhundert errichteten die Kommandeurs aller niederländischen Kolonien in Guyana in den abgelegensten Theilen ihrer Bezirke, um mit den Eingeborenen, den freien Indianern, Handel zu treiben, kleine Posten, die, manchmal mit einer gewissen Uebertreibung „Forts“ genannt wurden. Sie bestanden in der Regel aus einem „Posthouder“ oder „Ritlegger“ und ein oder zwei europäischen Gehülfen, gewöhnlich Soldaten, „Uyleggers“ genannt, und ein paar Indianern oder Negersklaven. Das Holzgebäude war gegen Angriffe durch einen Wall oder eine Pallisadirung geschützt, und die Flagge der W. Ind. Kompagnie wehte vor demselben.

Es scheint sicher zu sein, daß in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, wie Hartsinck angiebt, ein von Essequebo vorgeschobener Posten in der Nähe der Barima-Mündungen angelegt war, aber Netscher's Nachsuchungen im Staatsarchiv haben ihm die Sicherheit verschafft, daß dieser Posten schon im Jahre 1683 oder 1684 nicht mehr bestand, und also entweder von den Feinden genommen oder aufgegeben worden war. Man findet nämlich in dem im Niederländischen Staatsarchiv vollständig seit 1680 vorhandenen Briefwechsel der Kommandeurs von Essequibo und Pomereon den Posten am Barmia nicht erwähnt. In einem Berichte (vom 8. IX. 1691) über den Zustand der Kolonie Essequebo werden zwei Außenposten (am Demerary und am Pomereon) erwähnt, ohne daß ein Posten am Barima genannt wäre; in einem späteren Berichte (14. VI. 1703), wird von der Anlage neuer Posten berichtet, doch auch wird hier der Barima nicht genannt. Uebrigens hatte die W. Ind. Comp. bereits 1685 von dem Handel nach dem Orinoco Abstand genommen.

Als der Pomereon in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts verlassen wurde, ist wahrscheinlich der dortige Posten nach der Moruca-Mündung verlegt worden. Derselbe scheint eine gewisse Bedeutung besessen zu haben, denn 1797 wurde von ihm ein ernstlicher Angriff der spanischen Truppen mit Glück abgeschlagen. Auf einer im Staatsarchiv befindlichen, vermuthlich aus der Mitte des 18. Jahrhunderts herrührenden Karte wird der Waini als Grenze angegeben, doch nirgendwo ist ein westlicher gelegener Posten erwähnt. Es ist darum unerklärlich, das von Bouchenröder 1798 auf seiner Karte die Grenze bis an den Barima verschob, um so mehr als er jene Gegend nicht aus eigener Anschauung gekannt zu haben scheint, was sich auch daraus ergiebt, daß er die Namen Amacuru und Barima mit einander verwechselt.

Auf Grund aller dieser Thatsachen kommt Herr Netscher zu dem Schlusse, daß sowohl die englische Behauptung: der Barima oder Amacuru sei die Grenze, als auch die Behauptung der Spanier (resp. Venezuelas), ihr Gebiet erstrecke sich bis zu dem Pomereon oder Essequebo, zurückzuweisen sind, daß man vielmehr den Moruca als Grenze der beiden Gebiete an der Küste anzunehmen hat. Von hier aus wäre nach Netscher's Ansicht die Grenzlinie nach dem Punkte im Inneren zu ziehen, wo im ganzen 18. Jahrhundert ein Posten am Cayonni bestand, dessen Lage allerdings nicht mit Bestimmtheit angegeben werden kann, da es in einem Berichte vom 14. VI. 1703 nur heißt, daß dieser Posten „oben in der Savanne auf sechs Wochen Fahrt vom Fort Kijkoveral“ gelegen war; ob dies derselbe Punkt ist, den die Karte von Schomburgk angiebt, ist daher zweifelhaft; möglicher Weise lag er jedoch früher höher am Flusse und ist später erst mit Rücksicht auf feindliche Angriffe weiter stromabwärts verlegt worden. Uebrigens ist die ganze Westgrenze von Essequebo nie genau bestimmt gewesen und in den Archiven finden sich verschiedene Klagen über Belästigung von Seiten der Spanier, worauf der König von Spanien Abhülfe versprach, die jedoch nie gebracht wurde.

E. M.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Der bekannte englische Reisende Alfred Everett, der 19 Jahre in den Tropen zugebracht und sich besonders um die thiergeographische Durchforschung Borneos und der Philippinen hervorragende Verdienste erworben hat, ist aus Gesundheitsrücksichten nach England zurückgekehrt. — Ebenso befindet sich auch der Borneo-Reisende John Whitehead nach achtmonatlichem Herumklimmen auf dem Kina Balu wieder auf der Heimreise (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 159).

— Durch einen offiziellen „Report“, den der englische Vicekonsul W. J. Archer für das englische Parlament verfaßt hat, erfahren wir Näheres über die Reise dieses Herrn in dem nördlichen Siam. Dieselbe erstreckte sich von Zimmé am Meping aufwärts bis zur chinesischen Grenze, nordostwärts bis zum Mekhong und westwärts bis über den Meyum — zu einem guten Theile also über Gebiete, die Europäer vorher nicht betreten haben. Besondere Aufmerksamkeit widmete der Reisende den Bevölkerungs- und Wirth-

schaftsverhältnissen, und in dieser Hinsicht sind namentlich seine Ausführungen über die Thai-Bevölkerung und über die siamesischen Kolonien — die zum guten Theile Zwangskolonien sind — interessant. Als den eigentlichen Bevölkerungs-Heerd der Thai sieht er das sogenannte „Thai Yai“ an, von wo aus sich die in viele Stämme zersplitterte Rasse südwärts ausbreitete. Ihr mischten sich andere Rassen aus Birmah, China, Tonking 2c. bei, so jedoch, daß in jeder Niederlassung jede Rasse ursprünglich ihr gesondertes Quartier hatte, um sich erst im Laufe langer Zeiträume mit den anderen zu amalgamiren. Am vorgeschrittensten ist die Amalgamation in Bangkok, am wenigsten fortgeschritten in Zimmé, in Muang Fang (das erst vor neun Jahren begründet wurde) 2c. Da jede Rasse außer ihrer Tracht, Sitte und Sprache auch ihren Namen beibehält, und da jede Rasse die andere mit ihrem besonderen Namen bezeichnet, so ist der ethnologische Wirrwarr in Ober-Siam aller Orten ein ungeheuerer. — Zimmé ist ein wichtiger Handelsplatz, durch den die Straßen aus Yünnan und den Shanstaaten nach Mulmein führen, und den zahlreiche Maulthier- und Pony-Karawanen passiren, um im Dezember Landesprodukte nach diesem Hafen zu befördern und im Februar Baumwollenstoffe von dort zurückzubringen. Die Karawanen zählen in der Regel 50 bis 100 Thiere. — Elephanten werden nur bei der Ausbeutung der Wälder sowie bei der Bestellung der Reisfelder verwendet.

Afrika.

— Nach einem Berichte, den Curt von François am 6. April nach Deutschland abgesandt hat, ist die von ihm geleitete Expedition im Togo-Lande bisher in der glücklichsten Weise von statten gegangen. Am 4. März wurde die erste Hauptstation Salagh, am 22. März weiter Jendi und am 5. April Gambaga erreicht. Der letztere Ort ist etwa 300 km von der Küste entfernt und liegt bereits im Gebiete der Fallata-Völker. Von da wollte Hauptmann François am 7. April nach Waga-Dugu, das 300 km weiter binnenwärts liegt (unter 11° 15' nördl. Br.), aufbrechen.

— Nach einem Briefe, den Barttelots Begleiter Jameson am 15. April d. J. von Kasongo nach Sansibar gesandt hat, scheint sich Tippoo Tip endlich dazu entschlossen zu haben, die geforderte Verstärkung nach Yambuga zu senden, so daß Major Barttelot mit 900 Mann den Spuren Stanley's folgen kann. Die in Yambuga befindlichen Europäer sollen sich sämmtlich guter Gesundheit erfreuen. — Casati, der Gefährte Emin Paschas, hat mittlerweile mitgetheilt, daß Stanley auch im Dezember v. J. noch nicht an seinem Ziele angelangt war.

— In Sansibar sind am 31. Juli Nachrichten über Emin-Pascha und Stanley eingelaufen. Danach ist es wahrscheinlich, daß der vielberufene „weiße Pascha“ am Gazellenflusse identisch ist mit Emin Pascha. Von einem entscheidenden Schlage des Mahdi bedroht, soll sich Emin Anfang April trotz seiner schwierigen Lage dazu entschlossen haben, die Offensive gegen denselben zu ergreifen und mit seinem kleinen Heere so rasch als möglich am linken Nilufer über Lado vorzudringen. Als die Boten aus dem Inneren aufbrachen (Anfang April), erschien das Unternehmen noch wenig aussichtsreich, den Nachrichten aus Suakim zufolge muß dasselbe aber trotzdem von gutem Erfolge begleitet gewesen sein —, wie es scheint namentlich dadurch, daß es dem deutschen Helden gelang, Bundesgenossen unter den Eingeborenen zu gewinnen. — Von Stanley waren im März Gerüchte zu Emin-Pascha gedrungen, die einander widersprachen. Nach den einen soll seine Expedition nach schweren Verlusten an Menschen und Vorräthen in der Gegend zwischen Maboda und dem Albert-Nyanza von feindlichen Stämmen aufgehalten worden sein; und nach den anderen soll sie nach heftigen Kämpfen mit den Eingeborenen des Matongora Mino Distriktes in unbekannter Richtung weiter gezogen sein. — Die Könige von Unyoro (Kabrega) und Uganda (Mbanga) befanden sich zu der Zeit, als die Boten Emins ihre Länder durchzogen, mit einander im Kriege.

— Ueber das traurige Schicksal der zehn Europäer, die sich in den Händen des Mahdi befinden — Lupton-Beys, Slatin-Beys, Neufelds, Urwalders 2c. — enthält das letzte Heft der „Geographischen Mittheilungen“ (S. 219 ff.) einen ersten zuverlässigen Bericht, der im Mai d. J. von Chartum nach Kairo gelangt ist. Danach sind die Gefangenen täglich den ärgsten Demüthigungen und Mißhandlungen durch die Mahdisten ausgesetzt. Mit gutem Grunde finden die „Mittheilungen“ diese Thatsachen tief beschämend für ganz Europa — namentlich aber für das stolze England, das die Zustände im Sudan verschuldet hat, und das die nach Befreiung Seufzenden ebenso thatenlos in den Händen ihrer Peiniger läßt, wie es seiner Zeit Gordon untergehen ließ.

— Der schottische Missionär S. Arnot entfaltet seit sieben Jahren in Centralafrika eine ähnliche Wirksamkeit wie seiner Zeit Livingstone. Das Hauptfeld seiner Thätigkeit liegt im Lande Urua, am oberen Kongo (Luapula), und seine Hauptstation heißt Mukurru. Um ihn zu unterstützen, sind im August des Jahres 1887 zwei andere Missionäre — die Herren Swan und Faulkner — von Bihé nach dem Inneren aufgebrochen.

— Der Kongostaat hat einen neuen schweren Verlust erlitten durch den Tod des Lieutenants Deane, der seiner Zeit die Station Stanley Falls gegen die Araber vertheidigte. Derselbe verlor sein Leben auf einer Elephantenjagd bei Lukolela. — Gleichzeitig hat auch General Strauch sein Amt als General-Administrator des Kongostaates niedergelegt, und Lieutenant E. Baert, der besonders den Mongala-Lauf erforscht hat, ist nach Ablauf seines dreijährigen Kontraktes nach Belgien zurückgekehrt. Die Herren Jungers, Gustin und Le Marinel gedenken den Dienst des Kongostaates ebenfalls zu quittiren. — Ferner sind auf unbestimmte Zeit nach Belgien gegangen: Hauptmann Cambier, der bekannte Leiter der Kongobahn-Aufnahme, sowie Generalgouverneur Janssen, und Hauptmann Van Gèle, sowie Lieutenant Roget wollen dem Beispiele dieser Herren folgen. — Es ist damit wieder einmal mehr Raum für neue Kräfte geschaffen, als für das Gedeihen des Kongowerkes erwünscht sein kann.

Bücherschau.

— Ina von Binzer, Leid und Freud einer Erzieherin in Brasilien. Berlin. Richard Eckstein's Nachfolger. — Sehr lebendige, von Geist und Humor gewürzte Schilderungen des brasilianischen Lebens und Treibens, die man mit Vergnügen liest, und aus denen man zugleich auch mancherlei lernt.

(Schluß der Redaktion am 10. August 1888.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIV.



№ 8.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Die antarktischen Regionen.

Von Arthur Silva White, Sekretär der Königlich Schottischen Geographischen Gesellschaft.

(Fortsetzung.)

Unter den ungünstigen physikalischen Bedingungen, welche in den antarktischen Regionen walten, hat die höhere Pflanzenwelt natürlich daselbst keine Repräsentanten. Dagegen giebt es ungeheure Mengen von Diatomeen und mikroskopischen Pflanzen, die den verschiedensten Gattungen und Arten angehören, und die das Hauptfutter für die Seethiere bilden. Die Diatomeen findet man an der Oberfläche des Wassers, und ihre Panzer sammeln sich auf dem Meeresboden in der Nähe des 60. Breitengrades an und bilden außerhalb des blauen Schlammes der antarktischen Regionen einen reinweißen Diatomeen-Schlamm. In der Nähe des Eisfeldes findet man die hellblaue Farbe der See häufig durch einen schmutzigbraunen Ton getrübt, der von den daselbst sehr zahlreichen Organismen herrührt.

Die Seethiere nähren sich wechselseitig von einander, je nach ihrer Stellung in dem Reiche der Schöpfung, werden aber zuletzt alle von jenen winzigen Organismen, die den Ocean in ungeheurer Menge beleben, gespeist. Auf dem Eise und im Wasser giebt es unzählige Seehunde. Roß hat drei Spezies beobachtet, die in ihrer Farbe und Größe ziemlich verschieden waren. Ihre Farben variirten zwischen einem dunklen Grau, daß schön mit Flecken und Streifen von einer wesentlich dunkleren Farbe durchsetzt war, und einem fast vollkommenen Weiß. Die größeren, welche viel weniger zahlreich waren wie die kleineren Arten, waren mit mächtigen Zähnen bewaffnet, die ihnen ebenso wie ihre Kopfform, eine Aehnlichkeit mit dem Eisbär verliehen, und sie sind in der That ähnlich gefährliche Thiere, wenn man sich ihnen nähert. Der größte, der von Roß und seinen Begleitern getödtet wurde, wog 850 Pfund und lieferte 16 Gallonen Oel; er maß beinahe 12 Fuß in der Länge und sechs Fuß im Umfange, und beim Oeffnen des Magens fand man 28 Pfund Fische darin. Der mittelgroße Seehund — genannt See-Leopard von der Zeichnung seines Felles — sowie der weiße antarktische Seehund sind beide so zahm, daß man sich unbesorgt ihnen nähern und sie erlegen kann. Dann sind auch noch Seelöwen und Seeelephanten südlich von Kap Horn gesehen worden. Die weiblichen Seelöwen vertheidigen ihre Jungen mit großer Wuth und die männlichen versuchen durch ihr trotziges Gebrüll allen Eindringlingen Furcht einzuflößen. Die Wunden, die man bei ihnen sieht, zeugen auch von ihren wilden Kämpfen unter einander.

Das wichtigste Erzeugniß der Gegend bilden aber die Walfische. Diese sind von allen antarktischen Reisenden gesehen worden, trotzdem daß ihre Zahl durch die Thätigkeit der Walfischfänger in der letzten Zeit sehr vermindert worden ist. Sie gehören beinahe ausschließlich der Spezies mit Rückenflossen an und halten sich vorwiegend an dem Rande des Eisfeldes auf. Einige von denen, die von Roß beobachtet wurden, waren von riesiger Größe und mitunter so zahm, daß sie nicht einmal dem Schiffe Platz machen wollten. Nordkapern begegnet man auch.

Fettgänse sind sehr zahlreich zu See und zu Land; ihr Geschrei ist öfters trotz des Sturmes hörbar, und man

hat es bisweilen an Stellen vernommen, die mehr als 100 Meilen von jedem bekannten Lande entfernt waren. Es sind sehr große Vögel, die oft 60 bis 70 Pfund wiegen und sich hauptsächlich von Crustaceen nähren; wenn man ihnen den Magen öffnete, hat man bisweilen auch zwei bis zehn Pfund Kieselsteine herausgenommen. Weiße und blaue Sturmvögel, welche durch ihr Geschrei die Nähe von beträchtlichen Eismassen verkünden, sind ebenfalls in großen Mengen vorhanden, und auch schwarze Albatrosse, Kaptauben, Möven und andere Seevögel sieht man in bedeutender Zahl. Luft und See sind in der That allenthalben voll von Leben.

Die Eisverhältnisse bilden aber die hervorragendste Eigenthümlichkeit der antarktischen Regionen. Der Reisende, welcher die gemäßigte Zone verläßt, um in die gefrorenen Gewässer des fernen Südens einzudringen, bedarf in erster Linie eine bedeutende Kenntniß der Schiffahrt im Eis, und um sich längere Zeit daselbst aufzuhalten, hat er ein Schiff von mehr als gewöhnlicher Stärke nöthig, damit es nicht zerdrückt wird, wenn es zwischen die Eismassen geräth.

Was ist also die Lebensgeschichte dieser schwimmenden Eisberge und Eisinseln? Sie stammen alle von jener ursprünglichen Eiskappe her, welche den Südpol umgiebt, und welche dort — seit Jahrhunderten vielleicht — wächst und sich bewegt wie ein lebendes Wesen. Jedes Jahr wird ihre Stärke durch eine frische Schneeschicht vermehrt, die von den Sonnenstrahlen in mehr oder weniger festes Eis verwandelt wird. Langsam bewegt sich die ungeheure, schwerfällige Masse über die niedriger gelegenen Länder dem Meere zu, durch ihr großes Gewicht Felsen und einzelne Blöcke zermalmend, dieselben zuweilen in sich einschließend und mit sich führend, um sie endlich, nachdem sie sie geglättet und geschliffen hat, auf dem Meeresboden niederzulegen. Es wird versichert, daß die Mächtigkeit der Eisdecke mehrere englische Meilen betragen soll, indessen ist es, in Ermangelung positiver Beweise und angesichts der Analogie, die das Inlandeis Grönlands gewährt, wahrscheinlicher, daß sie nicht eine so bedeutende Mächtigkeit besitzt. Sir Wyville Thomson ist der Meinung, daß ihre durchschnittliche Stärke nicht mehr als 1400 Fuß betrage. Diese Annahme begründet er mit der Thatsache, daß das Eis, bei der Temperatur, die es in den antarktischen Regionen bei seiner Berührung mit der Erdoberfläche besitzt (d. h. über dem Gefrierpunkt), eine Eissäule von mehr als 1400 Fuß nicht tragen kann ohne zu schmelzen. Nach seiner Berechnung wird ein Druck von nicht weniger als einer Vierteltonne pro Quadratzoll auf das Eis ausgeübt, und aus den Beobachtungen zu urtheilen, die bei den großen Gletschern gemacht worden sind, die ihren Ursprung dem Inlandeise von Grönland verdanken, muß unter diesem ungeheuren Druck ein fortwährendes Zerschmelzen und Wiedergefrieren stattfinden. Nach dieser Theorie wird die Frontalseite der Eismauer bei ihrem Fortschreiten tiefer und tiefer ins Wasser (das an diesen niedriggelegenen Ufern im Verhältniß seicht ist) hineingeschoben, bis das geringere spezifische Gewicht des Eises eine aufwärtsdrängende Spannung verursacht, die dann das Losreißen und Wegschwimmen von mächtigen Theilen der Mauer zur Folge hat. Aber eine andere Ursache der allmählichen Zerstörung der Mauer ist in den heftigen Frösten und in dem plötzlichem Temperaturwechsel zu suchen, wodurch eine Zerspaltung der Eismassen verursacht wird, deren Bruchstücke dann von den herrschenden stürmischen Winden losgerissen werden. Im Winter, wenn die Luft eine Temperatur von 40 bis 50° unter Null, und das Wasser eine solche von 28 bis 30° über Null hat, kann die ungleichmäßige Ausdehnung jener Theile der Masse, die einem so großen Temperaturunterschiede ausgesetzt werden, nicht verfehlen, die Lostrennung von größeren Massen zu verursachen. Im Sommer ist die Luft dagegen selten mehr als drei oder vier Grad, niemals aber mehr als acht oder zehn Grad kälter wie das Wasser, und daher kommen solche Lostrennungen dann seltener vor. Die Tiefe, in welcher der erstgenannte Loslösungsprozeß stattfinden kann, wurde von Sir W. Thomson auf beträchtlich über 290 Faden geschätzt. In der Nähe der großen Eismauer von Süd-Victoria-Land hat Roß in Tiefen von 290 und 410 Faden Messungen gemacht, und dabei grünen, mit vulkanischen Steinen vermischten Schlamm herausgebracht, in beiden Fällen zog er also den Schluß, daß der Rand der Mauer weder auf dem Meeresboden noch auf Felsen ruhen konnte. Im ersten Falle war die Frontalseite der Eismauer an der höchsten Stelle nur 107 Fuß über dem Meeresspiegel. Von dieser Stelle an bis etwa zehn Meilen weiter ostwärts, wo sie ungefähr 80 Fuß hoch war, ward die Mauer immer niedriger, dann aber fing sie wiederum an zu steigen. Was jenseits der Barriere lag, konnte Roß selbst nicht von der Mastspitze seines Schiffes aus sehen, doch erhielt er einen einzigen Blick in die geheimnißvolle Region. Die Mauer, welche eine durchschnittliche Höhe von 150 Fuß hatte, sank an einer Stelle auf 50 Fuß, so daß die darüberliegende Fläche sichtbar wurde. „Sie schien“, sagt Roß, „ganz glatt zu sein und machte den Eindruck einer ungeheuren Ebene von mattem Silber“. Riesige Eiszapfen hingen von jeder hervorragenden Spitze der senkrechten Felsklippe herunter — ein Beweis dafür, daß es mitunter thaut.

Der Rand des Eisfeldes ist von einer dunkelblauen Farbe und immer sehr charakteristisch. Er besteht meist aus schweren Eisschollen, die von dem Meere zerwaschen, zerstückelt und zu Massen von sehr unregelmäßiger Form zusammengehäuft sind. Das Packeis der antarktischen Meere ist eben in Folge der heftigen Stürme weit mehr zersplittert als in den arktischen Regionen, wo die See gewöhnlich viel ruhiger ist. Die Nachbarschaft des Eisfeldes wird dem Seefahrer durch ein schönes meteorologisches Phänomen, welches darüber sichtbar wird — das sogenannte „ice-blink“ — verrathen, das als ein heller Streifen, der oben bisweilen von einer dunklen Wolke begrenzt ist, beschrieben werden kann.

Roß versuchte sechs Wochen lang durch das Packeis südlich von Kap Horn zu dringen, aber seine Schiffe wurden fortwährend von der nordwärtsgehenden Strömung ergriffen und zurückgetragen, und nachdem er mancherlei Gefahren bestanden, mußte er den Versuch endlich aufgeben. Von der Art dieser Gefahren kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man bedenkt, daß die antarktischen Eisberge manchmal eine Größe von vier Meilen im Durchmesser haben, also förmliche Eisinseln sind, und daß das Zusammenstoßen und Auseinandergehen bei ihnen jederzeit erwartet werden muß. Auch das Treibeis wird gleich schwimmendem Holze von den Wogen hin- und hergeschleudert, und der Zusammenstoß mit einer größeren Masse könnte jederzeit ein gewöhnliches Schiff ins Verderben stürzen. Die plötzlichen, heftigen Stürme, die diesen Regionen eigen sind, und die mit noch gefährlicheren Windstillen abwechseln, wo die Schiffe hülflos mitten im Eise herumschwimmen, bereiten dem Seefahrer andere Gefahren, das oft nebelige Wetter und die blendenden Schneegestöber verschlimmern seine Lage noch mehr, während die freie Bewegung seines Fahrzeuges noch weiter verhindert wird durch die rasche Bildung von neuen Eismassen, wodurch häufige kurze Wendungen an den engen offenen Stellen nöthig gemacht werden. Das Manipuliren mit den gefrorenen Tauen wird ebenfalls beinahe vollkommen unmöglich, wo die Wellen gefrieren, sobald sie auf das Deck fallen, und mit

Aexten abgehauen werden müssen. Ein Sturm mitten im Packeis oder eine darauf folgende vollkommene Windstille gehören also zu den bedenklichsten Lagen, in die sich ein arktischer Reisende befinden kann. Das Landeis, obwohl nicht mehr als fünf oder sechs Fuß über dem Meeresspiegel, und darum wahrscheinlich nicht über 40 Fuß stark, geht so unmerklich in den Schnee über, der sich von den höher gelegenen Landstrichen bis zum Ufer in ununterbrochener Fläche ausdehnt, daß es einem beinahe unmöglich gemacht wird, sich irgend eine Vorstellung von der Küstenlinie zu machen.

Indem sich der Reisende dem Pole nähert, wird sich die Nachbarschaft jedes größeren Eiskörpers, außer durch eine fühlbare Erniedrigung der Lufttemperatur, auch durch eine Veränderung in der Farbe der See kundgeben, er wird sich von einer Menge von weißen Sturmvögeln umschwärmt sehen, und er wird von schwimmenden Eisbergen und Eisberg-Bruchstücken in allen Stadien des Verfalles umgeben sein. Bei nebeligem Wetter wird er wahrscheinlich von der Nachbarschaft der Eisberge durch den Lärm des Wellenschlages an ihren Seiten gewarnt werden.

Die Eisberge — besonders die, welche man in den niedrigeren Breitengraden trifft — nehmen jede denkbare Gestalt an. Der „Challenger" z. B. hat einen gesehen, der „giebelförmig war, und der einen herrlichen, offenen gothischen Bogen in der Mitte und einen über 200 Fuß hohen, spitzen Thurm trug. Er glich einer prächtigen, schwimmenden Kathedrale, die aus Sapphiren gebildet und in mattes Silber gefaßt war". Unter anderen Reisenden beschreiben Wilkes und Roß die wunderbare Schönheit dieser Paläste, Dome und Inseln, welche aus festem Eise geschnitten, mit Schnee bestäubt, und — zum Beweise ihrer Wirklichkeit — oft von Fettgänsen bewohnt sind. Weiter gegen den Pol hin sind die Eisberge aber, weil sie noch nicht so zerfallen sind, gleichmäßig tafelförmig.

Treibeis trifft man in der Südsee für die Regel nicht unter einer niedrigeren Breite als am 58. Grad, aber in den strengen Wintern von 1832 und 1840 wurden Eisinseln bis zum 42. Grade beobachtet, und zuweilen sind sie 600 oder 700 Meilen von der Eismauer entfernt gesehen worden. Im Dezember 1854, sowie im Januar, Februar und März des nächsten Jahres, soll es eine mächtige schwimmende Insel gegeben haben, die von 21 verschiedenen Schiffen gesehen worden ist. Sie erschien in der Form eines Hakens, wovon das längere Stück eine Länge von 60, das kürzere von 40 und die dazwischen eingeschlossene offene Bucht einen Durchmesser von 40 Meilen hatte, ihre Höhe aber betrug an einer Stelle mehr als 300 Fuß. Diese ungeheure Eisinsel bereitete der Schiffahrt, wie man sich wohl denken kann, die größten Gefahren. Eins der Schiffe, welche in die Bucht hineinsegelten, war so glücklich, den Rückzug in Sicherheit bewerkstelligen zu können, aber ein Emigrantenschiff — der „Guiding Star" — wurde vollständig eingeschlossen und ging mit Mann und Maus zu Grunde.

Die Färbung der Eisberge ist eine prächtige. Die Hauptmasse hat das Aussehen von feinstem Zucker, die Spalten, Höhlen und Vertiefungen sind vom reinsten und tiefsten Azurblau, in der Nacht glühen und leuchten sie, und man hat Grund zu glauben, daß viele bis zu einem gewissen Grade phosphoresciren. Aehnlich wie die arktischen Eisberge sind sie auf allen Seiten von senkrechten Klippen umgeben. Einige sind über zwei Meilen, andere sogar vier Meilen im Umfang, während sie mitunter, wie bereits erwähnt, einen Durchmesser von vier Meilen besitzen. Sie haben gewöhnlich eine gleichmäßige Höhe von ungefähr 175 Fuß, während 90 Prozent ihrer ganzen Masse unter dem Wasser verborgen ist. Aber auch höheren Eisbergen ist man öfters begegnet, und die höchsten, welche Cook sah, sind auf 300 bis 400 Fuß geschätzt worden. Indem sie nach Norden schwimmen, werden sie immer mehr und mehr geneigt und verlieren allmählich ihr tafelförmiges Aussehen, bis sie in den wärmeren Gewässern ganz zergehen.

Hiermit beendigen wir unsere flüchtige Skizze von den Ländern und den physikalischen Verhältnissen der antarktischen Regionen. Da diese Länder im fernsten Süden — ganz anders wie ihre Antipoden-Länder — von allen Seiten und zu jeder Jahreszeit zugänglich sind, so wären sie schwerlich so lange unerforscht geblieben, wenn sie irgend welche bedeutende Vortheile für den Handel oder für die Schiffahrt gewährt hätten. Unsere ziemlich umfangreiche Kenntniß der arktischen Regionen stammt ja auch nicht daher, daß diese Regionen einen besonderen Anspruch gehabt hätten, wissenschaftlich erforscht zu werden, sondern vielmehr daher, daß so lange es eine nordöstliche und eine nordwestliche Durchfahrt, d. i. eine kurze Durchfahrt über den Pol hinweg nach Indien zu entdecken galt, der Handel in seinen Versuchen nicht müde wurde, die gefrorenen Barrieren des Nordens zu durchbrechen. In den antarktischen Regionen war der Handel im Gegensatz dazu nur mit dem Seehund- und Walfischfang interessirt.

Den Naturwissenschaften bieten diese Regionen beinahe jungfräulichen Boden, und bis sie systematisch erforscht und darüber durch synchronische Beobachtungen eine gründliche Kenntniß gewonnen worden ist, ist keine von diesen Wissenschaften genügend für ihre Untersuchungen über die Eigenschaften des Erdballes ausgerüstet.

Es kann noch lange dauern, ehe die Völker erkennen werden, wie sehr ihr allgemeiner Fortschritt von dem Fortschritte der Wissenschaft abhängig und bedingt ist, aber man darf die Hoffnung hegen, daß es immer eine Anzahl Männer geben wird, die es als ihre Pflicht betrachten werden, den öffentlichen Sinn von der Wichtigkeit der Erforschung der äußersten Enden der Welt — selbst der des unbekannten Kontinents des fernen Südens — zu überzeugen.

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

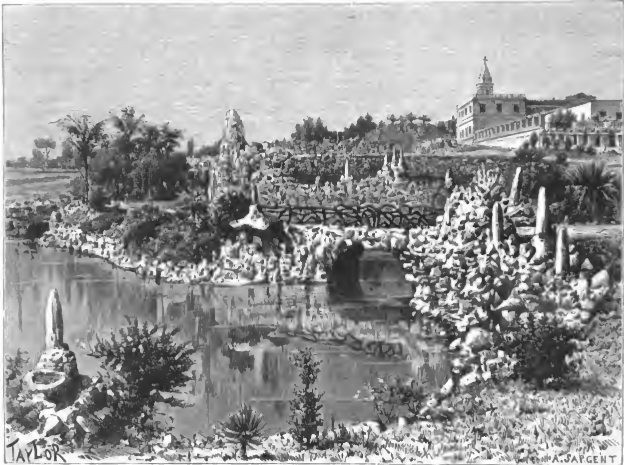
XIII.[1]

(Mit sieben Abbildungen.)

In Europa führen alle Wege nach Rom, wie man zu sagen pflegt, in dem außertropischen Südamerika führen alle nach Buenos-Ayres. Nachdem wir das ungeheure Gebiet des Laplata-Stromes durchstreift und hinsichtlich seiner kulturellen und wirthschaftlichen Hilfsquellen — so viel als uns eben möglich — geprüft haben, sehen auch wir uns wieder auf dem Wege nach der südamerikanischen Riesenstadt, deren Aufschwung in den letzten Jahrzehnten ein so

[1] Vergl. „Globus", Bd. 54, S. 81.

wunderbarer gewesen ist. Wir steigen von dem hohen Ufer des Stromes bei Parana hinab, wir begeben uns auf einen jener luxuriös eingerichteten Dampfer, die den Verkehr zwischen dieser Stadt und Buenos-Ayres vermitteln, wir



La Recoleta in Buenos-Ayres.



Die Avenue des Elften September in Buenos-Ayres.

werfen noch einen flüchtigen Blick auf das hochaufstrebende Santafé, das Parana gegenüber liegt, und wir gelangen zwischen flachen, niedrigen Inseln und einförmigen Uferwäldern wieder hinab in den unabsehbar breiten Laplata-



Die Sarmiento-Avenue im Parque Tres de Febrero.

Golf, bis wir uns endlich von neuem vor den Molen von Buenos-Ayres, und angesichts jener interessanten Landungsscenen befinden, von denen wir bereits früher berichtet haben (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 65 ff.). Wir finden nun Gelegenheit, in einer Umgebung, die uns bereits vertraut geworden ist, auszuruhen von den Strapazen, die wir gehabt haben. Denn wenn auch das Dampfroß zu Land und Wasser die Rundtour, welche wir zurückgelegt haben, heute an den meisten Orten zu einer ziemlich harmlosen und bequemen gestaltet hat, so konnten wir es doch nicht vermeiden, hie und da ziemlich tief in die Wildniß hinein zu gerathen, in der es mit dem Lebenskomfort, an den wir Kulturmenschen uns nur zu sehr gewöhnt haben, aufhört. Wir schlendern also wieder mit anderen Schlenderern in der Calle Florida auf und ab, wir sitzen mit alten Bekannten zusammen in den Kaffeehäusern, wir begeben uns wieder hinaus nach den hübschen Anlagen der Recoleta, nach der Plaza des Elften September (S. die Abbildungen 1 und 2), und nach dem Parke des Dritten Februar, und das Bild des Reichthums und des Kulturlebens, das wir an diesen Orten beobachten, erscheint uns doppelt glänzend, nachdem wir in den Pampas sowie in den Gebirgs- und Waldwildnissen so vielfach sein Gegenbild geschaut haben. Nur die Palmen der berühmten Avenida der Sarmiento in dem Parque Tres de Febrero sehen etwas frostig und dürftig aus, wenn wir sie mit denen in der Gegend von Asuncion vergleichen, und es scheint uns, daß der „Pampero“ ihnen zeitweise viel übler mitspielt, als er es in der Gegend näher dem Wendekreise mit den Palmen thut (S. Abbildung 3). Im übrigen benutzen wir unseren nochmaligen Aufenthalt in der südamerikanischen Weltstadt dazu, die bereits gewonnenen Anschauungen so viel als möglich zu befestigen und zu berichtigen.

Bevor wir sodann von den Ufern des Laplata Abschied nehmen, unterlassen wir es nicht, der blutjungen Rivalin von Buenos-Ayres einen Besuch abzustatten, die nach dem Strome selbst benannt ist, und deren Begründung erst sechs Jahre zurück datirt. Es muß uns ja interessiren, zu sehen, wie unter günstigen Umständen auch auf dem südamerikanischen Boden eine Stadt sozusagen vor unseren Augen

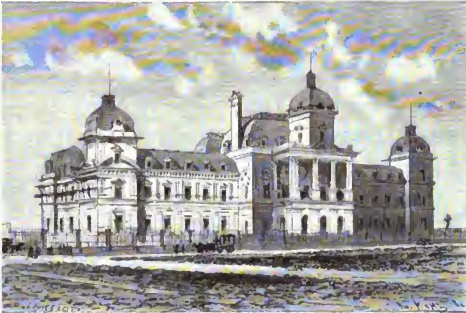


Begründung der Stadt Laplata.

emporschießt, und die Eisenbahn ermöglicht es uns, sie rasch und leicht genug zu erreichen.

Im Jahre 1880 dehnte sich an der Stelle der Stadt Laplata noch öde distel- und grasbestandene Pampas-Ebene aus, auf der nur die Gauchos mit ihren Rinder- und Schafheerden ihr Wesen trieben. Da ereignete sich eine Revolution, in der die Nationalregierung von Argentinien und die Provinzialregierung von Buenos-Ayres einander in blutiger Fehde gegenüber standen, und nachdem die letztere zur Kapitulation gezwungen war, wurde der Beschluß gefaßt, die Stadt Buenos-Ayres gänzlich von der Provinzialregierung zu befreien und fernerhin nur als Hauptstadt des Gesammtstaates gelten zu lassen — in ähnlicher Weise wie das nordamerikanische Washington. Die Provinzialregierung sollte sich anderweit eine Stätte suchen. Statt aber eine der kleinen Binnenstädte als solche zu erwählen, entschied sich dieselbe durch den Einfluß des Gobernadors Dardo Rocha dazu, an der besagten wüsten Stelle, unfern der Ensenada-Bucht des Laplata-Golfes eine vollkommen neue Stadt zu gründen, in der sie hausen könnte. Unverzüglich schritt man ans Werk. Es wurden von den betreffenden Estancieros vier Quadrat-Leguas Land gekauft, es wurden Straßen und öffentliche Plätze abgesteckt, es wurden Baustellen zu billigen Preisen an Unternehmer überlassen, unter der Bedingung, daß sie alsbald eingezäunt und bebaut würden, und am 19. November 1882 fand unter festlichem Gepränge, zu dem außer den Gauchos und Estancieros der Umgebung auch zahlreiche Bewohner von Buenos-Ayres herbeieilten, die Einweihung der neuen Stadt statt, noch ehe ein einziges Haus derselben dastand (S. Abbildung 4). Wenige Jahre vergingen nun, und die junge Gründung erwies ihre Lebensfähigkeit auf das glänzendste. Es erstand ein stolzer Gouvernementspalast, der denjenigen von Buenos-Ayres weit in den Schatten stellt (S. Abbildung 5), ein kaum weniger stolzer Justizpalast, ein Parlamentsgebäude, ein Cabildo, ein Polizeigebäude, ein Provinzialmuseum, ein Provinzial-Gesundheitsamt, ein Schulrathsgebäude, ein astronomisches Observatorium, ein Theater, und um diese öffentlichen Gebäude gruppirten sich sehr zahlreiche stattliche Privat- und Geschäftshäuser. Sechs Jahre nach ihrer Be-

gründung gewährten die berühmten nordamerikanischen Städtewunder Chicago und San Francisco bei weitem nicht ein so imposantes Bild, und auch Washington gedieh viel langsamer zu seinem heutigen Glanze. Mit der Begründung der letztgenannten Stadt hat die Begründung von Laplata aber selbstverständlich eine viel größere Aehnlichkeit, als mit derjenigen der beiden erstgenannten Städte. Bei Chicago ebenso wie bei San Francisco und bei der Mehrzahl der anderen mit pilzartiger Raschheit gewachsenen Städte Nordamerikas handelt es sich in erster Linie um eine wirthschaftliche That, bezw. um eine wirthschaftliche Entwickelung, bei Washington sowie bei Laplata dagegen handelt es sich vor allen Dingen um eine politische That, bezw. um eine politische Entwickelung. Das bezeugt schon die Aufzählung der öffentlichen Gebäude. Das Wachsthum der südamerikanischen Regierungs-Hauptstadt war aber wohl hauptsächlich deswegen ein noch rapideres als dasjenige ihrer nordamerikanischen Schwester, weil die Politik in dem Leben der südamerikanischen Völker bekanntermaßen eine noch viel aktivere Rolle spielt als in dem der nordamerikanischen. Wenigstens in den Zeiten George Washingtons und Benjamin Franklins traten die politischen Interessen bei den Nordamerikanern hinter anderen Interessen zurück. Bei den Porteños ist, wie wir schon früher betont haben, die Politik das Hauptgewerbe, und wie dieselbe in den zahllosen Bürgerkriegen oft genug zerstörend und hemmend auf die Blüthe der städtischen Gemeinwesen einwirkte, so schuf und förderte sie ausnahmsweise hier auch einmal die Blüthe eines solchen.



Der Gouvernementspalast in Laplata.



Die Hypothekenbank in Laplata.

Daß die Wurzeln der Größe von Laplata allein in dem Entschlusse und in der Thatkraft der Staatsmänner gelegen habe, die sie gründeten, können wir aber nicht glauben, so despotisch Entschlüsse und Persönlichkeiten auch zu Zeiten in den südamerikanischen Republiken wirken. Es bedurfte auch hier einer gewissen Gunst der Natur, die dem menschlichen Willen zu Hülfe kam, und die politischen Absichten mußten sich bis zu einem gewissen Grade von den wirthschaftlichen tragen lassen. Wäre dies nicht der Fall gewesen, so hätte Laplata unmöglich innerhalb der kurzen Frist von sechs Jahren zu einer Einwohnerzahl von 30000 bis 40000 (im Januar 1887 : 30800) gedeihen können. Man hätte die schönen Regierungspaläste aufführen und mit Beamten füllen können, die Straßen wären im allgemeinen leer geblieben. Was gleichzeitig mit den öffentlichen Bauten entstand, war aber ein rühriges großstädtisches Leben und Treiben rings um dieselben herum, und es hat zugleich auch ganz den Anschein, als wolle sich dasselbe in den kommenden Jahren noch gewaltig weiter steigern. In dem großen Bahnhofsgebäude, das einen empfängt, wenn man die 60 km lange Eisenbahnstrecke zwischen Buenos-Ayres und Laplata zurückgelegt hat, beobachtet man ein reges Kommen und Gehen, und den Banken, die der Spekulationsgeist neben den Regierungspalästen errichtet hat — der Provinzialbank, der Hypothekenbank (S. Abbildung 6) — scheint es auch nicht an Kundschaft zu fehlen, ebensowenig wie den Hotels und Kaffeehäusern, den städtischen Markthallen, den Pferdebahnen 2c.



Der Kanal von Laplata.

Einen guten Theil des lebhaften Geschäftstreibens von Laplata hat man natürlich auf Rechnung der rührigen Bauthätigkeit zu erklären, die durch den erwähnten politischen Akt hervorgerufen wurde. Man bedurfte dazu Holz, Steine, Eisen, Maschinen, Hände, Geld, Kredit — und das Alles mußte aus der Ferne herbeigebracht werden. Aber ganz ist das überraschend schnelle und hohe Aufblühen der jungen Stadt, die aus dem Boden herausgestampft worden ist, wie einst Wallenstein's Heere, auch damit nicht erklärt. Um die Erscheinung vollkommen zu begreifen, haben wir uns vielmehr hinab zu begeben nach der bereits erwähnten Ensenada sowie nach dem Schiffahrtskanale, der diese Einbuchtung des Laplata-Golfes mit der Stadt und ihren Docks verbindet (S. Abbildung 7). Dort lernt man ein ähnliches gewaltiges Werk der Wasserbaukunst kennen, wie man sie in London und Liverpool sowie in Hamburg bewundert hat. Dasselbe soll bis zum 1. September 1886 mehr als zehn Millionen Mark verschlungen haben, es kann aber keinem großen Zweifel unterliegen, daß sich dieses Anlagekapital so gut verzinsen wird, wie irgend eins in Argentinien — wenn nicht für die Unternehmer, so doch für das Gemeinwesen. Hier hat man ja eben an jene natürliche Gunst angeknüpft, mit der man bei der Begründung der Stadt rechnen durfte. Denn was bei Buenos-Ayres so ungemein schwierig ist — das Herannahen großer Seedampfer an die Küste, das ist bei der Ensenada relativ leicht möglich, und es war eigentlich nur der sumpfige Alluvialboden um die Bucht herum, der es verhinderte, daß bisher etwas anderes daselbst entstand als ein armseliges Fischerdorf und eine Quarantäne-Station. Dadurch daß man nun die

Bucht künstlich bis an das Weichbild der Stadt verlängert, schafft man den besten Zugang für Seeschiffe, den Argentinien überhaupt besitzt. Bislang ist das Werk noch lange nicht vollendet, und es sind zunächst nur kleine Küstenfahrzeuge, die bis Laplata hinauf gelangen können, aber man arbeitet rüstig daran weiter, und es wird aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr lange dauern, so lernt Laplata für Buenos-Ayres dieselbe Rolle spielen, wie Bremerhafen für Bremen, oder wie Havre für Rouen und Paris. Daß Buenos-Ayres von seiner jungen Rivalin dereinst in den Schatten gestellt werden wird, glauben wir ja nicht — dazu arbeitet die argentinische Hauptstadt viel zu eifrig an der Amelioration ihres eigenen Hafens, und dazu scheinen uns alle Wurzeln der Blüthe derselben zu tief zu liegen [1]), aber an einen fernerweiten starken Aufschwung von Laplata glauben wir angesichts seines Kanales, sowie angesichts der Ensenada gern. Die Sümpfe an der Ensenada, die zu Zeiten von dem Rio Laplata her überfluthet werden, werden vielleicht später zum Theil durch Eindämmung in fruchtbares Land verwandelt werden. Einstweilen erleichterten sie sehr die Herstellung jenes Kanales, der $7^3/_4$ km lang, anfänglich 156 m, dann 60 m breit und 6,40 m tief ist. — Der Baugrund, auf dem Laplata steht, erhebt sich ähnlich wie der von Buenos-Ayres, sehr beträchtlich (9 bis 12 m) über den Strom.

Was den Bauplan betrifft, nach dem die Stadt angelegt ist, so stehen wir nicht an, demselben unseren Beifall zu zollen. Ebenso systematisch und streng wie jeder andere neuweltliche Stadtplan, stellt derselbe doch kein reines Schachbrett dar, wie Buenos-Ayres und die Mehrzahl der nordamerikanischen Städte, sondern den sich rechtwinklich kreuzenden Straßen, die nordwestlich und nordöstlich verlaufen, entspricht ein System von Diagonalstraßen, die rein nördlich und rein östlich gehen, und die mit jenen auf größeren und kleineren Squares in spitzen Winkeln zusammenlaufen. Dadurch wird unseres Erachtens ein gut Theil der Geistlosigkeit und Langeweile, die den reinen Schachbrettstädten nothwendigerweise anhaften muß, vermieden, und an gewissen Kreuzungspunkten werden dadurch ganz hübsche architektonische Effekte ermöglicht.

Um das Baumgrün auf den Squares, sowie auch in dem großen Parke, der sich an der Seite der Stadt ausdehnt, die dem Strome zu gelegen ist, sieht es natürlich zunächst noch dürftig aus, und daran spürt man am meisten das Kindesalter der Stadt. Der Pampashauch und der Pampaslöß ließ ja auch hier keinen natürlichen Baumwuchs aufkommen, den man als Zierde der Stadt hätte benutzen können. Man hat aber schnell wachsende Eukalypten und Akazien, sowie auch Palmen und andere Bäume und Sträucher in ziemlicher Menge gepflanzt, und so ist Aussicht vorhanden, daß es in Laplata auch in dieser Beziehung in einer nicht sehr fernen Zukunft ähnlich aussehen lernt wie in Buenos-Ayres. Die Pflasterung der Stadt ist vortrefflich, und abends strahlt auf den Straßen elektrisches Licht.

Als einen großen Vortheil müssen wir ansehen, daß die Trinkwasserfrage durch einen artesischen Brunnen und durch eine große Wasserleitung eine befriedigendere Lösung gefunden zu haben scheint in Buenos-Ayres.

Indem wir von Begründung der Stadt Laplata sprechen, dürfen wir schließlich an dieser Stelle auch nicht vergessen, daß deutsche Arbeit dabei in sehr hervorragender Weise betheiligt gewesen ist. Bei der internationalen Konkurrenz, die bezüglich des Parlamentsgebäudes und des Stadthauses ausgeschrieben war, trugen deutsche Architekten den Sieg davon, und unter ihrer Leitung wurden diese sowie zahlreiche andere Bauten, die zu den schönsten der Stadt gehören, ausgeführt. Der Schiffahrtskanal von Laplata ist das Werk des holländischen Wasserbau-Ingenieurs Waldorp. Im übrigen giebt es aber wohl kaum eine europäische Nation, die nicht dieses oder jenes Verdienst bei der Ausführung des Gesammtplanes zu beanspruchen hätte.

[1]) Vergl. unsere darauf bezüglichen Ausführungen in unserer früheren Skizze, „Globus", Bd. 53, S. 67 f.

Erwerb und Besitz bei den Papua von Neuguinea.

Von Dr. A. Oppel.

Das viel gebrauchte Wort von der Ueberfülle und dem verschwenderischen Reichthume der tropischen Vegetation hat nicht selten die Meinung hervorgerufen, daß der Mensch, namentlich so lange er auf der Naturstufe verharrt, um zu leben, nur in jene schier unerschöpflichen Vorräthe hineinzugreifen und sich davon nach Bedürfniß anzueignen brauche, so daß ihm die produktive Thätigkeit, d. h. die Arbeit, die vielen unter den Kulturmenschen so hart ankommt, erspart sei; befreit von dem Zwange des Broterwerbes, unter dem diese seufzen, könne jener ganz sich selbst, dem Nichtsthun und dem Vergnügen leben. In der That aber wäre nichts falscher als eine solche Anschauung von der Lebensweise der uncivilisirten Tropenbewohner und im Speziellen der Papuas von Neuguinea. Denn wenn es schon richtig ist, daß die Pflanzenwelt zwischen den Wendekreisen — unter Voraussetzung einer ausreichenden Regenmenge — sich üppiger und reicher entfaltet als in unseren Breiten, so gehören doch weitaus die meisten wildwachsenden Pflanzen, vom Standpunkte der Genießbarkeit aus beurtheilt, wie bei uns unter das „Unkraut"; die für den täglichen Gebrauch dienenden Nährstoffe aber müssen durch Bodenanbau oder auf andere Weise gewonnen werden. Demnach muß auch der Papua, wenn er nicht verhungern will, ein bestimmtes Maß regelmäßiger Thätigkeit entfalten, um die verbrauchten Nahrungsstoffe zu ersetzen: er muß arbeiten, wenngleich seine Art von Arbeit sich selbstredend ganz wesentlich von der unsrigen unterscheidet. Für den natürlichen Verstand der Eingeborenen spricht der Umstand, daß, da nicht allerorten dieselben Naturverhältnisse vorliegen, sie dieselben in einer ihren Bedürfnissen entsprechenden Weise auszunutzen verstehen. Daher wie im anthropologischen Typus und in den ethnologischen Merkmalen überhaupt im ganzen Gebiet keineswegs eine starre Gleichmäßigkeit herrscht, so nehmen auch die Formen des Erwerbs und des Besitzes je nach den Oertlichkeiten eine etwas verschiedenartige Gestalt an.

Wenn wir uns nun im Folgenden etwas mit dem Erwerb und Besitz der Papua Neuguineas, speziell der Bewohner der Nord- und Ostküste beschäftigen wollen, so knüpft sich daran nicht nur ein allgemeines ethnographisches Interesse, sondern es kommt auch eine Art nationaler Theilnahme mit ins Spiel, insofern nämlich die Papua der Nordküste — des Kaiser-Wilhelmslandes — wie allbekannt, unter der Schutzherrschaft des Kaisers von Deutschland stehen. Die Thatsachen und Beobachtungen aber, durch welche wir die wirthschaftlichen Zustände charakterisiren wollen, entstammen dem kürzlich erschienenen Reisewerke des Dr. Otto Finsch[1]), des verdienstvollen Reisenden und Forschers, der mit dem kleinen Dampfer „Samoa“ jene Gegenden untersuchte und dadurch den Grundstein zu ihrem Erwerbe seitens der Neuguinea-Gesellschaft legte. Die „Samoafahrten“, das wollen wir nicht unterlassen hier hervorzuheben, sind Reiseschilderungen, die sich ebenso sehr durch ihren reichen vielseitigen und vielfach ganz neuen Inhalt, als durch den Gegenständen angepaßte, anziehende, durch Witz und Laune gewürzte Darstellung, sowie schließlich durch zahlreiche, meist gut ausgeführte Bilder, auszeichnen. Die „Samoafahrten“ sind zugleich das erste Originalwerk, welches von einem deutschen Reisenden über Neuguinea geschrieben ist, und daher berufen, in unserer geographischen Literatur eine hervorragende Stellung einzunehmen.

Die Papuas der Nord- und Ostküste Neuguineas — von Humboldt-Bai bis Milne-Bai — sowie der benachbarten Inseln und Inselgruppen sind, wie bereits angedeutet, der Hauptsache nach Ackerbauer von beschränkter Seßhaftigkeit, letzteres insofern als sie nicht immer dieselben Gegenden innehaben, sondern nach Bedürfniß oder bei gegebenem Anlaß ihre ursprünglichen Wohnsitze verlassen, und ihre leicht, aber zweckmäßig gebauten Häuser an anderen, passender erscheinenden Plätzen errichten. Diese Eigenthümlichkeit erklärt auch die Beobachtung, daß der eine Forscher eine Gegend bewohnt fand, in der ein anderer keine Menschen sah, und umgekehrt.

Die Wohnstätten der Papuas sind an der Küste wenigstens stets von Kokospflanzungen umgeben, und die Kokospalmen sind daher das eigentliche Leitmotiv von Neuguinea; wo sie erscheinen, zeigen sie das Vorhandensein von Menschen an; wo sie fehlen, giebt es auch keine Bewohner. Die Kokospalme ist eben eine Kulturpflanze, die, um ergiebig zu sein, eine bestimmte Behandlung erfordert. Da nun die verschiedenen Theile des in Rede stehenden Gebietes in ungleichmäßiger Dichte bewohnt, manche aber unbewohnt sind, so richtet sich danach auch das Vorkommen und die Häufigkeit dieser so nützlichen Palme. Einige Küstenabschnitte lassen sie fast ganz vermissen, so die Strecke von Chads-Bai bis Dyke-Acland-Bai und manche Theile von Kaiser-Wilhelmsland, in anderen findet man reichliche Bestände, so z. B. auf den d'Entrecasteaux-Inseln, speziell an der Südostküste von Normanby — „wahre Wälder“ von Kokospalmen — und ebenso am Nordrand der Milnebai. Zahlreiche Kokospalmen sah Finsch auch auf dem Inselchen Sanssouci und auf der gegenüberliegenden Küste des Kaiser-Wilhelmslandes; dieses Kopragebiet, das einzige von einiger Bedeutung an der ganzen Nordküste Neuguineas, scheint sich etwa 15 km weit bis in die Gegend von Lapar-Point hinzuziehen; weiter inlands erhebt sich das Toricelli-Gebirge.

Aber der Anbau der Papua beschränkt sich nicht auf die Kokospalme, sondern umfaßt außerdem noch viele andere Gewächse wie Yams, Taro, süße Kartoffeln, Zuckerrohr, Bananen, Bohnen, Tabak, Betelpfeffer, Melonen, Kürbisse, Sago, Pandanus und vereinzelt auch Mais. Während aber die Kokospalme sich allgemeiner Verbreitung erfreut, treten die übrigen Fruchtarten mehr oder weniger vereinzelt auf, indem hier diese Pflanzen, dort jene bevorzugt werden; ziemlich gleichmäßig und fast überall findet man Jams, Taro und Bananen angebaut, Mais aber nur da, wo sich fremder Einfluß geltend gemacht hat, nämlich in der Nähe des Kap de la Torre, infolge des längeren Aufenthaltes des kürzlich verstorbenen Reisenden Miclucho Maclay, und auf dem Inselchen Oroani, nahe der Milnebai, wo der Maisbau durch die Mission eingeführt worden ist.

Im weiteren Unterschiede von der Kokospalme sind die Pflanzungen mit den jeweilig gebauten Früchten keineswegs auf die Küste beschränkt, sondern reichen weit in das Binnenland hinein und finden sich sogar hoch in den Gebirgen; auch liegen sie nicht immer in der unmittelbaren Umgebung der Ansiedelungen, vielmehr sind sie oft in beträchtlicher Entfernung davon angelegt — meist an Bergabhängen oder mitten im Urwalde; an den Bergen werden mitunter die steilsten Stellen ausgesucht. So waren vom Schiffe aus z. B. auf Goulvain in der d'Entrecasteaux-Gruppe selbst an den Abhängen der steilen Kraterschluchten Plantagen der Eingeborenen zu sehen; als solche erwiesen sich ferner die von weitem kahl, grün und braun erscheinenden Flecke auf der Insel Bloisseville, wo in etwa 350 m Höhe am Kraterrande ein großes Dorf mit 20 Häusern stand; ja an der Goodenough-Bai lassen sich mit dem Fernglase in noch bedeutenderen Höhen — nicht selten bei 1300 m — unmittelbar unter der Waldregion, welche die Kammhöhe bedeckt, und selbst auf den höchsten Kuppen Kultivationen, Fußpfade, grüne Wiesen und einzelne Häuser wie Sennhütten erkennen.

Wie schon die Auswahl des Platzes andeutet, verfahren die Leute bei ihrem Bodenanbau nach einem bestimmten System. Diese Beobachtung tritt auch bei der eigentlichen Behandlung und Bearbeitung des Bodens hervor. Zunächst wird derselbe nämlich von den wildwachsenden Pflanzen gesäubert, was bei den oft mehrere Hektare großen Stücken für Menschen, die noch in der Steinzeit leben, sehr mühevoll und anstrengend ist. Man nimmt zwar das Feuer zu Hülfe, aber die Bäume verzehrt dieses nicht; die kleineren von ihnen werden daher mit der Steinaxt umgehauen, von den großen, zum Theil vom Feuer gefällten, die Aeste abgehackt, so daß nur die Stämme übrig bleiben, die dem Klima nicht allzulange Widerstand leisten. Auf solche Zurichtung des Landes folgt meist das Einzäunen desselben, das zum Schutz gegen wilde Thiere dient und wie jene Arbeit von sämmtlichen Dorfbewohnern gemeinsam geschieht. Der Zaun wird an der Astrolabe-Bai aus etwa mannshohen Stäben des wilden Zuckerrohrs gefertigt, die durch das später erfolgende theilweise Ausschlagen der Wurzeln dem Ganzen besondere Festigkeit verleihen; Eingangsöffnungen werden aus Rücksicht auf das Eindringen wilder Schweine nicht freigelassen, aber gewisse Vorrichtungen zum leichteren Ueberklettern werden angebracht. Wo Wildschweine fehlen, wie z. B. auf Fergusson, unterläßt man das Einzäunen.

Nach erfolgter Einfriedigung wird das Stück Land in so viele Theile unterschieden als das betreffende Dorf Familien zählt, und nun erst beginnt die spezielle Bearbeitung. Die Männer graben mittelst eines spitzen Stockes („Udja“) den Boden, der darauf von den Frauen mit Hülfe einer Art schmaler Schaufeln zerkleinert und aufgelockert wird. „Ich fand“, sagt Finsch, „über den Landbau an der Astrolabe-Bai

[1]) Samoafahrten. Reisen in Kaiser-Wilhelmsland und Englisch-Neuguinea in den Jahren 1884 und 1885, an Bord des Deutschen Dampfers „Samoa“. Von Dr. Otto Finsch. Mit 85 Abbildungen nach eigenen Originalen des Verfassers und 6 Kartenskizzen. Hierzu ein einzeln käuflicher Ethnologischer Atlas „Typen aus der Steinzeit Neuguineas“ enthaltend. Leipzig, F. Hirt und Sohn, 1888.

dieselbe musterhafte Wirthschaft, wie ich sie schon von der Südküste Neuguineas und aus Neubritanien kannte. Das Erdreich sah, sorgfältig aufgelockert, wie gesiebt aus. Die Ranken des Yams wanden sich an regelmäßig eingesteckten Stangen, zwischen denen andere Pflanzen wuchsen, wie in einem Hopfenfelde empor." In der Nähe des Friedrich-Wilhelms-Hafens fanden sich größere Bestände von Zuckerrohr in ausgezeichneter Entwickelung; Rohr von 6 cm Durchmesser, in Knotenabständen von 10 bis 11 cm und einer Länge von 4 m war nicht Seltenes! „Solches Zuckerrohr ist jedenfalls doch erst durch fortgesetzte Kultivation veredelt worden und diese den Eingeborenen und ihrem Fleiße zu danken." Ueber die große Sorgfalt des papuanischen Bodenanbaues spricht Finsch bei jedem Anlasse, besonders aber fiel ihm diese in Fergusson (d'Entrecasteaux) auf, wo eine Musterfarm, an Akkuratesse einer Ziergärtnerei vergleichbar, beobachtet wurde. „Man fühlte sich wie in einen Hopfengarten versetzt, so regelmäßig erhoben sich die Ranken des Yams an Stangen aus reichem, schwarzen Humus, der durchgesiebt schien. Zwischen dem Yams standen Taro, Zuckerrohr, Bananen und bunte Blattpflanzen, alles in schönster Ordnung und in größere Familienfelder getheilt." Nicht selten kommt es vor, daß die Bewohner von kleinen Inseln ihre Aecker auf der benachbarten Festlandsküste anlegen; dann errichten sie in den Pflanzungen kleine Hütten, einestheils zum Aufenthalt während der Bestellung und Ernte, anderentheils zum Schutze; gerade während der Feldarbeit pflegen nämlich am häufigsten Ueberfälle stattzufinden, „weil sich dann in der allgemeinen Verwirrung am leichtesten ein paar Frauen oder Kinder erschlagen lassen, was jeder Papuakrieger als sehr ruhm- und ehrenvoll betrachtet". Die Männer pflegen daher auch bei der Feldarbeit, wie fast stets, ihre Waffen bei sich zu tragen.

Je nach der Jahreszeit bieten die Plantagen der Papuas einen verschiedenen Anblick dar, denn die betreffenden Früchte werden nicht zur selben Zeit reif; damit wechselt auch die Zusammensetzung der Nahrung. An der Astrolabe-Bai z. B. bildet das Hauptnahrungsmittel von März bis August der Taro, eine Aroidee, von der sowohl die wohlschmeckenden Wurzelknollen, als auch die ein beliebtes Gemüse liefernden Blätter gegessen werden; von August bis November tritt dafür Yams mit seinen stärkemehlreichen und gutschmeckenden Knollen ein. „Wie die Arbeit, so der Lohn", dieser Spruch des weißen Mannes bewährt sich auch bei den dunklen Papuas; denn auf Grund des sorgfältigen Anbaues werden, stellenweise wenigstens, zahlreiche und vortreffliche Früchte gewonnen. Auf Normandy (d'Entrecasteaux) z. B. erhielt Finsch Kokosnüsse von ungewöhnlicher Größe, bis 73 cm im Umfang, und 11 englische Pfund schwer. Die Leute von Trobriand brachten eine Menge Yams, darunter wahre Riesenexemplare von 12 bis 17 Pfund Schwere und fast 2 m Länge. Daneben fanden sich allerdings auch Gegenden, wo den Samoafahrern nur wenige und schlechte Früchte angeboten wurden, ein Zeichen, daß wie der Boden, so auch der Anbau und die Ernte sich verschiedenartig zeigt.

Von besonderem Interesse ist die von Finsch gemachte Beobachtung, daß an verschiedenen Stellen Neuguineas die Eingeborenen Tabak pflanzen; solcher fand sich z. B. an der Astrolabe-Bai, auf der Dampier-Insel, bei Finschhafen, Hatzfeldthafen, Venushuk, Gaußbucht, Massilia und Angriffshafen. Der einheimische Tabak, dessen Anbau auch an der Südküste vorkommt, stimmt in Aussehen und Blüthe mit dem gewöhnlichen Bauerntabak überein und dient theilweise zum Tausch in dem Verkehre der Eingeborenen unter einander, gelegentlich wohl auch mit Fremden. Die Leute von Massilia z. B. hatten den Samoafahrern viel Blättertabak in Bündeln, sonst aber kaum etwas anzubieten; eine Menge Blättertabak — „Kas" — brachten auch die Eingeborenen von Hatzfeldthafen. Im Gegensatze zu den Bewohnern der Südostküste Neuguineas haben die Papuas der ganzen Nordostküste kein Rauchgeräth, sondern sie wickeln aus den unfermentirten, etwas getrockneten Blättern mit Hülfe eines großen Baumblattes als Decker eine Art Cigarette, die in Brand zu halten Mühe macht; vielleicht aus diesem Grunde raucht kein Papua eine ganze Cigarette, sondern er thut nur ein paar Züge und reicht sie dann seinen Genossen. Da neben Tabak in ganz Melanesien auch der Genuß des Betel vorkommt, und letzterer sein Hauptverbreitungsgebiet auf dem benachbarten südostasiatischen Archipel hat, so wird man wohl mit Finsch die Vermuthung aussprechen dürfen, daß beide Gewächse von daher nach Neuguinea gekommen sind. Wie? das läßt sich leicht erklären, denn der Verkehr zwischen Westguinea und den Molucken bietet keine Schwierigkeit; über das Wann? dagegen schweigt die Geschichte.

Gegenüber den Erträgen des für ein Naturvolk immerhin vielseitigen und wohl entwickelten Bodenanbaues spielen die Ergebnisse von Jagd und Fischfang eine untergeordnete Rolle, zumal die Jagd, denn Neuguinea hat wenig große, fleischgebende Thiere, und wenn man z. B. gewisse Känguruarten, erlegt, so scheint es fast mehr wegen des Felles, die vielerwärts zu Schmuck Verwendung finden, als wegen des Fleisches zu geschehen. Jedenfalls suchen aber die Leute die Natur, wie es eben geht, ihrem Gaumen dienstbar zu machen; dahin gehört z. B. die eßbare Erde, von der Finsch zwei Mal spricht, nämlich bei Venushuk und beim Sechstrohfluß, kurz vor der Humboldtbai. An letzterem wurde sie in Form flacher, 20 cm breiter Kuchen angeboten. Nach der qualitativen Untersuchung des Herrn Venator in Trier besteht die etwas fettig, wie getrockneter bläulichgrauer Thon aussehende Masse aus „vorherrschend Magnesia, Eisenoxyd, Thonerde, Kieselsäure und Spuren von Kalk und Phosphorsäure". Sie dient den Eingeborenen übrigens nicht als Nahrung, sondern als Leckerei. Die Leute am Angriffshafen schienen gewisse Nährmuscheln zu lieben, so Batissa violacea und B. angulata, Neritina Petiti.

Von einigem Belang, stellenweise sogar von beachtenswerther Bedeutung ist dagegen die Fischerei im Nordosten Neuguineas. Die dazu dienenden Geräthe sind mannigfaltig; in erster Linie nennen wir Netze, in Filetmanier gefertigt, darunter sehr große Zugnetze, ferner eigenthümliche konstruirte Fallen und mehrzackige Speere. Angeln kennt man nicht, wohl aber Fischhaken aus Schildpatt oder Tridacna-Muschel, die man an einer langen Leine hinter dem schnellsegelnden Kanu herzieht; der weiße leuchtende Muschelstift in Verbindung mit dem daran befestigten hellfarbigen Faserbüschel genügen, ohne besonderen Köder, Raubfische — meist Boniten — zum Anbeißen zu reizen. Auf Trobriand fängt man mit starken hölzernen Haken mit Vorliebe Haifische. Außer den genannten Boniten (einer Thunfischart, durchschnittlich von 9 kg Gewicht) fängt man noch kleine, sprottenartige Fische. An einigen Stellen versteht man sogar das Räuchern der Fische; so in Massilia, wo die Thiere in Form einer Spirale, Fisch an Fisch, jeder mit der Schwanzspitze die Schnauze berührend, an einem Stocke befestigt werden. Wegen des Mangels an Salz können sich aber auch geräucherte Fische nicht lange halten, und nehmen bald einen üblen Geschmack an.

Im Zusammenhange mit der Fischerei ist der Wasserfahrzeuge zu gedenken, von denen es mehrere Formen giebt. Zu den einfachsten gehören die besonders an der Ostküste gebräuchlichen Catamarans; dies sind einfache Bambusflöße von etwa 3 m Länge und 1 m Breite. Komplicirter sind die Kanus z. B. an der Astrolabebai, die aus einem aus-

gehöhlten Baumstamme von 6 m Länge und 60 cm Tiefe, aus einem durch Querstangen mit dem Stamme verbundenen Auslegerbalken, und aus einer von den Querstangen getragenen Plattform bestehen; letztere dient zur Aufnahme von Personen, Vorräthen und Waffen. Die vollkommensten Fahrzeuge von ganz Neuguinea sind die vielfach auf den d'Entrecasteaux-Inseln vorkommenden, bis 20 m langen Segel-Kanus, deren Konstruktion indeß ohne Zeichnung nicht gut erklärt werden kann. Wir verweisen daher auf den den „Samoafahrten" beigegebenen „Ethnologischen Atlas, Typen aus der Steinzeit Neuguineas enthaltend", Taf. VI.

Einen weiteren, wenn auch nicht belangreichen Bestandtheil der wirthschaftlichen Thätigkeit der Papua bildet die Viehzucht; diese beschränkt sich in der Regel auf Schweine und Hunde. Die ersteren sind Abkömmlinge der Wildschweine, von denen Neuguinea zwei eigenthümliche Arten besitzt. Die Thiere werden von den Frauen mit großer Sorgfalt gepflegt und werden ganz zahm; überhaupt sind Ferkel nebst jungen Hunden die erklärten Lieblinge der Papua-Frauen, und Finsch sah nicht selten Frauen außer ihrem Kinde noch ein kleines Schweinchen säugen. Wie die Schweine, werden auch die Hunde gegessen, aber nur bei festlichen Gelegenheiten aufgetischt. Außer diesen beiden Thierarten findet man an der Astrolabe-Bai noch Hühner; sie sind aber nicht Hausthiere im Sinne der unseren, werden auch nicht des Fleisches und der Eier, sondern hauptsächlich der Federn wegen, die als beliebter Kopfputz dienen, in beschränkter Zahl gehalten. In den Dörfern sieht man vielfach nur ein paar Hähne, während die Hennen meist versteckt im Walde leben.

Im Vorstehenden war ausschließlich von den auf Beschaffung von Nahrungs- und Genußmitteln gerichteten Beschäftigungen der Papuas die Rede; aber damit ist ihre Thätigkeit noch lange nicht erschöpft, vielmehr ist noch der Summe von Arbeit und Nachdenken Erwähnung zu thun, welche auf die Herstellung der Waffen, der mancherlei Geräthe und der zahlreichen, oft mit großem Geschicke zusammengesetzten Schmuckgegenstände verwendet wird, nicht zu reden von den Häusern, die stellenweise als wahre Kunstwerke bezeichnet werden müssen. Indeß würde uns die Erörterung aller dieser Verhältnisse viel zu weit führen. Wir beschränken uns daher auf die Erwähnung solcher Arbeitsleistungen, welche über das gewöhnliche Bedürfniß hinausgehend, einen Handelsartikel abgeben. In dieser Richtung ist vor allem der Töpferei zu gedenken, wie sie an mehreren Stellen z. B. auf der Teste-Insel (nahe den Louisiaden), auf dem Inselchen Bilibili (bei Friedrich-Wilhelmshafen) und an der Gauß-Bucht betrieben wird. Die Herstellung der Töpfe ruht durchaus in den Händen der Frauen und geschieht in der Weise, daß aus dem Thon mit den bloßen Händen wurstartige Rollen geformt, und diese dann an- und übereinandergelegt werden, bis das gewünschte Gefäß in rohen Umrissen dasteht. Darauf wird die Außenseite geglättet, eine Art Handelsmarke eingeritzt und der Brand ausgeführt. Man macht in Bilibili vorzugsweise zwei Arten Töpfe, solche mit weiter Oeffnung zum Kochen und solche mit enger als Wassergefäße. „Wie Port Moresby an der Südostküste Neuguineas das Centrum der Töpferei und des Topfhandels bildet, so Bilibili für die Astrolabe-Bai und wahrscheinlich weiter hinaus." Die Töpfe — „Wab" — welche Finsch in Konstantinhafen sah, stammten von dort, und bei einem Besuche, den die Bilibiliten unserm Reisenden abstatteten, brachten sie gleich ganze Kanu-Ladungen ihres Fabrikates mit. Die Töpfe der Leute an der Gauß-Bucht stimmen in der Form mit denen von Bilibili überein; doch gab es hier außerdem noch Gefäße von kolossaler Größe, die als Behälter für Sago dienten. „Keramik", sagt Finsch, „schien auch hier eine Quelle des Wohlstandes und Reichthums, denn es gab Töpfe im Ueberfluß."

Was nun fernerhin den Handel anbelangt, so beschränkt sich dieser im wesentlichen auf das regelmäßige Tauschgeschäft, das die Leute mit Hülfe ihrer Kanus unter sich treiben, und wovon wir den vornehmlichsten Zweig — den Topfhandel — eben erwähnt haben. Der Verkehr mit Fremden, d. h. mit Weißen, war bis zur Besitzergreifung seitens Deutschlands und Englands ein durchaus gelegentlicher, und nur auf das vereinzelte Erscheinen von Schiffen und Forschern beschränkt. Infolgedessen hatten bis zu Finsch' denkwürdiger Küstenfahrt manche Gruppen von Eingeborenen überhaupt noch keinen Weißen gesehen. Daher erklärt es sich auch, daß das allgemeine Verhalten der Leute je nach den Oertlichkeiten ein durchaus verschiedenes, ja fast entgegengesetztes war: an dem einen Punkte nämlich zeigten sie sich gegenüber der Annäherung der Samoafahrer scheu, zurückhaltend und fast abweisend, an einem anderen waren sie freundlich und entgegenkommend, ja liebenswürdig, an einem dritten waren sie unschlüssig, ob sie mit den Ankömmlingen in Verkehr treten sollten, an einem vierten benahmen sie sich so lärmend und übermüthig, daß Vorsicht geboten schien u. s. w. Wenn nun aber auch an den meisten Orten Neigung zum Stehlen hervortrat, so schwebten die Samoafahrer doch nirgends in einer ernstlichen Gefahr, und das verdient hervorgehoben zu werden gegenüber der Beobachtung, daß an gewissen Theilen der Ostküste die Unsitte des Kannibalismus noch im Schwunge ist. Ebenso verschiedenartig wie das allgemeine Benehmen zeigte sich die Kenntniß der Eingeborenen hinsichtlich fremder Gebrauchsgegenstände. Viele Gruppen hatten nicht die geringste Ahnung, was sie mit den ihnen vorgezeigten europäischen Sachen, wie Eisen Messer, Spiegel u. dergl. machen sollten. Andere wieder nannten dies und jenes oder verlangten sogar, daß ihnen bestimmte Dinge vorgelegt würden. Die Leute von Bongu an der Astrolabe-Bai z. B. forderten hauptsächlich Eisen, Beile und Aexte, deren Gebrauch durch den Aufenthalt des russischen Naturforschers Miclucho Maclay bekannt geworden war: um Messer dagegen gaben sie weniger, für andere Artikel aber wie Spiegel, Glasperlen, Fingerringe u. dergl. zeigten nur Frauen und junge Leute Interesse. Ueberhaupt machte Finsch die Erfahrung, daß bunter oder glänzender europäischer Tand bei den von ihm besuchten „Wilden" keineswegs so wirkungsvoll ist, wie es in einigen Theilen Afrikas der Fall sein mag; solche Sachen erregen wohl Aufmerksamkeit, verlieren aber die Anziehungskraft bald. Der Sinn der Leute richtet sich vielmehr auf Praktisches, also z. B. auf Eisen in irgend einer ihnen passenden Form. Am begehrtesten sind kleiner Stücke Flacheisen, in Ermangelung solcher Hobeleisen, ja selbst starkes Bandeisen, weil derartige Eisenstücke ganz in derselben Weise an die knieförmigen Holzstiele der Steinbeile befestigt werden können, wie die selbstgefertigten Steinklingen.

Aus den sämmtlichen, vorstehend gemachten Mittheilungen dürfte das zweifellose Ergebniß hervorgehen, daß die Papuas von der Nord- und Ostküste Neuguineas ihre regelmäßige Beschäftigung haben, d. h. daß sie arbeiten. Die Art ihrer Arbeit ist freilich von der unsrigen recht verschieden. Ein gewisser Eifer, zumal bei neuen Dingen, ist wohl vorhanden, aber das Feuer, das sie bei solchen Gelegenheiten entwickeln, erlischt, wie mit Stroh genährt, bald. Ein volles Tagewerk schwerer, anstrengender Arbeit durchzuführen, ist daher ihre Sache nicht, wenigstens nicht gegenüber den von den Weißen gestellten Anforderungen. Denn, daß es den Leuten an Geduld und Ausdauer schlechthin fehle, wird man nicht behaupten wollen, wenn man die Sorgfalt ihres Ackerbaues, die mühsame zeitraubende Herstellung der Schmucksachen,

die Langwierigkeit der Holzbearbeitung an Waffen, Kanus und Häuser bedenkt! Leute, die so schöne Kanus besitzen wie die Bewohner der Astrolabe-Bai, oder Leute, die 50 luxuriöse Bauten errichten wie sie an der Humboldt-Bai stehen, wird man nicht faul nennen können. Was den Unterschied in der Auffassung und Leistung von Arbeit bewirkt, das ist die Gewohnheit oder anders ausgedrückt die Eigenart der Lebensverhältnisse, die in gewissen Theilen von Neuguinea ganz unberührt und ungeschmälert ist, und daher die vorhandenen Gegensätze mit voller Schärfe hervortreten läßt.

Zum Schluß mag noch auf eine Eigenthümlichkeit hingewiesen werden, die wohl schon gelegentlich berührt worden ist, ich meine die bemerkenswerthe Verschiedenartigkeit in den Besitzverhältnissen der Eingeborenen Neuguineas. Gar zu leicht verbindet sich mit dem Begriff des Naturzustandes die Meinung als ob da allgemeine Gleichheit des Besitzes herrschte. Aber das ist ein großer Irrthum! Denn auch hier giebt es Reich und Arm, auch hier genießt, wie überall in der Welt, der Wohlhabende ein größeres Ansehen als der Dürftige, und auch hier ist der jeweilige Wohlstand von zwei Hauptbedingungen abhängig, einerseits nämlich von der Gunst des Wohnorts, anderseits von dem Fleiße und dem Geschick der Bewohner. In manchen Gegenden machten in der That die Eingeborenen auf die Samoafahrer den Eindruck der Aermlichkeit, so z. B. die von Dampier-Insel und bei Cap Rigny an der Maclayküste; erstere waren armselig wie ihre roh aus einem Baumstamm gezimmerten Kanus und brachten nichts als ein paar alte vertrocknete Kokosnüsse, einige Betelnüsse und Tabakblätter, hatten aber keinerlei Waffen, und von sonstigen Arbeiten nicht viel mehr. An anderen Punkten dagegen schienen die Leute in Wohlstand und Behäbigkeit zu leben, so z. B. auf den d'Entrecastaux, bei Guap, an der Gaußbucht und Bilibili. Solcher Papua-Reichthum findet seinen Ausdruck in dem entsprechenden Besitz an dem, was der Papua eben für werthvoll hält, und das sind besonders Lebensmittel, Waffen, Geräthe, Werkzeuge, Kanus und Schmucksachen. Geld dagegen ist unbekannt, selbst in der Form von Muschelgeld, das bekanntlich in Neubritannien unter den Namen „diwarra" vorkommt.

Daß die vorstehend geschilderten Zustände im Erwerb und Besitz der Papua am längsten gedauert haben, unterliegt keinem Zweifel, denn die Erfahrung lehrt, daß die Kultur von Naturmenschen, so eigenartig sie auch sein mag, dem Vordringen fremden Einflusses keinen zähen Widerstand entgegenzusetzen vermag. Die Zersetzung tritt ein, und zwar um so schneller, je häufiger der Verkehr stattfindet und je entschiedener die Ankömmlinge das mitunter nur vermeintliche Recht der höheren Civilisation geltend machen. Tod und Verderben hat bisher der weiße Mann vielfach in der Südsee unter die ohnehin dünnen Schaaren der Eingeborenen gebracht. Man denke an Tasmania und an Neuseeland! Möge es den Vertretern unseres Volkes, denen zum ersten Male die Aufgabe gestellt wird, mit Eingeborenen zusammen zu leben, beschieden sein, einen besseren modus vivendi zu finden!

Kürzere Mittheilungen.

Die Ausrottung der Seekuh.

Nordenskiöld's Behauptung, daß Rhytina Stelleri wenigstens in einem Exemplare noch bis 1854 gelebt habe, hat die Frage nach der Ausrottung der Seekuh wieder einmal zu lebhafterer Diskussion gestellt und für eine kurze Zeit sogar hie und da die Hoffnung geweckt, die interessante Art noch in irgend einer abgelegenen Bucht des Beringsmeeres lebend vorzufinden. Leonhard Stejneger, der im Auftrage der amerikanischen Regierung anderthalb Jahre in diesen Gewässern verweilte, hat aber alsbald nachgewiesen, daß das Thier, welches Nordenskiöld's Gewährsmänner gesehen haben, eher alles andere gewesen sein kann, als eine Rhytina, und er giebt nun in der Dezembernummer des „American Naturalist" nach russischen Quellen eine Geschichte der Ausrottung der Seekuh, welche die ältere Annahme von deren Ausrottung vor 1768 vollständig bestätigt.

Als Steller 1741 die Seekuh entdeckte, war das riesige Thier schon auf die Gestade der Beringsinsel und der Kupferinsel beschränkt, wo es sich in Heerden an der Mündung der Bäche und Flüßchen aufhielt und dort die Algen — besonders die größeren Laminarien — abweidete. Es war das offenbar der letzte erhaltene Rest einer früher weit verbreiteten Spezies, die bei ihrer Wehrlosigkeit und Hülflosigkeit an allen von Menschen besuchten Küsten längst ausgerottet war. Stejneger hat sorgsam alle Weideplätze, welche ihnen an den Küsten beider Inseln Nahrung bieten konnten, untersucht im ganzen 15 — und so kann die Anzahl der Thiere schon bei ihrer ersten Entdeckung nicht mehr als höchstens 1500 betragen haben. Von dem Moment an, wo die Nachricht von diesem Thiere und seinem wohlschmeckenden Fleische nach Kamtschatka kam, besuchten alle Jagdexpeditionen, welche zur Seeotterjagd an den Aleuten oder an der Küste von Nordamerika auszogen, die Inseln, um sich zu verproviantiren und brachten meist den ersten Winter dort zu, um eine möglichst große Quantität Fleisch einzusalzen. Das hülflose Thier wurde harpunirt und ans Land geschleppt, von seinem Fleisch aber nur so viel verwendet, als sich am ersten Tage verarbeiten ließ, da es am zweiten schon verdorben war. Diese rasch vorschreitende Fäulniß zwang auch die Jäger, für ihre Nahrung immer neue Seekühe zu tödten und nur einen ganz geringen Theil ihres Fleisches zu verwerthen. Stejneger hat aus den Akten in Petropaulowsk nicht weniger als 21 größere Expeditionen notirt, welche von 1743 bis 1763 auf der Beringsinsel überwinterten; von 1754 bis 1755 waren es 133 Leute, welche ausschließlich von Seekuhfleisch lebten. So ist es kein Wunder, daß schon 1754 der Bergingenieur Jakovleff, der mit der Erforschung der Minen auf der Kupferinsel beauftragt war, nicht mehr auf dieser Insel überwintern konnte, weil die Seekuh — neun Jahre nach der Entdeckung — dort schon vollständig ausgerottet war. Eine Menge Thiere gingen ganz nutzlos zu Grunde, indem sie von einzelnen Jägern verwundet wurden, und dann nicht ans Ufer gebracht werden konnten; sie flüchteten aufs hohe Meer, verendeten dort, und blieben völlig unbenutzt, wenn nicht die Wellen sie noch am selben Tag ans Ufer spülten. Jakovleff versuchte vergeblich, die Behörden von Kamtschatka zu einer Schutzmaßregel für die nützlichen Thiere zu bewegen, die Ausrottung dauerte also fort.

Schon mit dem Jahre 1763 hörten die Ueberwinterungen der Jagd-Gesellschaften auf der Beringsinsel auf; die Seekuh war so selten geworden, daß sie nicht mehr das nöthige Fleischquantum liefern konnte. In den vier Jahren bis 1768 mag sich die Zahl wieder ein wenig vermehrt haben, denn eine Expedition unter Popoff, welche 1768 Blaufüchse auf der Insel jagte, konnte wieder hauptsächlich von Seekuhfleisch leben, aber als 1772 Dmitri Bragin dort überwinterte, suchten seine Jäger vergeblich nach dem Thiere. Seitdem ist nie wieder ein Exemplar gesehen worden, und die Angabe Sauer's, daß Rhytina Stelleri in 1768 ausgerottet worden, muß als definitiv richtig angesehen werden. Ko.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Dem kürzlich erschienenen „Statistischen Jahrbuche" (Jahrgang 1888) entnehmen wir folgende Daten über die wirthschaftliche Entwickelung des Deutschen Reiches. Die Ausfuhr des Reiches bezifferte sich im Jahre 1887 auf 3 190 147 000 Mk. (gegen 3 051 371 000 Mk. im Jahre 1886), die Einfuhr auf 3 188 798 000 Mk. (gegen 2 944 854 000 Mk. im Jahre 1886). In der Ausfuhr verhielt sich der Werth der Fabrikate zu dem der Rohstoffe ungefähr wie 3 : 1, in der Einfuhr dagegen ungefähr wie 1 : 2. Der Rauminhalt der deutschen Handelsflotte betrug 1887 1 284 703 Tonnen, wovon reichlich 35 Proc. auf die Dampfer kamen. Die Nordseeflotte lernte die Ostseeflotte im Verlaufe der letzten Jahrzehnte immer mehr überwiegen, was in sehr deutlicher Weise die zunehmende „Oceanität" des deutschen Wirthschaftslebens bekundet. 1871 bis 1875 faßte die Ostseeflotte 458 943 Tonnen, die Nordseeflotte 555 519 Tonnen, 1887 dagegen die Ostseeflotte nur 396 666 Tonnen (davon 30 Proc. Dampfer), die Nordseeflotte aber 888 037 Tonnen (davon 37 Proc. Dampfer). Insgesammt wurden im Jahre 1886 von deutschen Schiffen 63 517 Seereisen unternommen (gegen 47 317 in den Jahren 1873 bis 1875), und in den sämmtlichen Häfen des Reiches liefen 57 014 Schiffe (10 048 236 Tonnen) ein. Die Schiffahrtsbewegung von Hamburg betrug 1886 : 7 491 423 Tonnen (12 963 Schiffe), diejenige von Stettin 2 077 665 Tonnen (6654 Schiffe), diejenige von Bremerhaven 1 863 739 Tonnen (2607 Schiffe). — Eisenbahnen besaß das Reich 1886 bis 1887 37 966,9 km, also 70,2 km auf je 1000 qkm und 80,6 km auf je 100 000 Einwohner. Die Zahl der auf sämmtlichen Linien zurückgelegten Personenkilometer belief sich in demselben Wirthschaftsjahre auf 8 385 161 000, diejenige der zurückgelegten Tonnenkilometer auf 16 516 277 000, was in beiden Fällen, namentlich aber in dem ersteren, eine starke Zunahme gegen das Vorjahr ergiebt. — Das deutsche Telegraphennetz maß Ende 1886 86 199 km, und die Zahl der eingegangenen Telegramme betrug 16 906 117, die Zahl der eingegangenen Briefe aber 1 223 239 000. — Die Kohlenproduktion des Reiches bezifferte sich 1886 auf 73 682 000 Tonnen, die Roheisenproduktion auf 3 528 700 Tonnen, die Roggenernte auf 6 092 849 Tonnen, die Haferernte auf 4 855 894 Tonnen, die Weizenernte auf 2 666 423 Tonnen, die Gerstenernte auf 2 337 206 Tonnen und die Kartoffelernte auf 25 143 229 Tonnen. — Durch Auswanderung verlor das Deutsche Reich im Jahre 1886 99 712 Personen, während die natürliche Bevölkerungszunahme (der Ueberschuß der Geburten über die Todesfälle) 512 396 betrug.

— Welche Bedeutung die deutsche Kolonisation für Rußland gehabt hat, zeigen die neuesten statistischen Aufstellungen über die Zahl der Fremden in Rußland. Danach wurden in den Jahren 1764 bis 1866 nicht weniger als 549 Ackerbaukolonien in Rußland begründet, und mehr als 75 Proc. derselben durch deutsche Einwanderer. Weitaus der größte Theil dieser Kolonien befindet sich in den Gouvernements Samara, Saratow, Krim, Cherson, Jekaterinoslaw und Bessarabien.

— Nach Dr. Hans Reusch, vom norwegischen meteorologischen Institut, sind Erdbeben in Norwegen eine viel häufigere Erscheinung, als man gewöhnlich glaubt. Im Jahre 1887 ereigneten sich nicht weniger als 23, von denen freilich nur einige so stark waren, daß sie allgemein empfunden wurden. Die stärksten beobachtete man auf den Bömmel-Inseln, auf den Lofodden Baerö und Röst, und bei Bodö. Auffällig zahlreiche schwache Stöße wurden auf Ytterö, das sehr weit draußen im Oceane liegt, notirt (Vergl. „Nature" 38, p. 326).

— Henri Meyners d'Estrey wird im Auftrage des französischen Unterrichtsministeriums eine Forschungsreise in die Gebirgsgegenden Skandinaviens unternehmen, und dabei seine Aufmerksamkeit namentlich gewissen ethnologischen und anthropologischen Fragen zuwenden.

Asien.

— Der russische Reisende Lidsky hat in den letzten Monaten das östliche Buchara und Karateghin durchforscht. Seine Absicht, von Schaar-i-sabz über den Sangardak-Paß nach Hissar zu gehen, wurde im Juni noch durch die Schneemassen vereitelt, die den Paß füllten, und er mußte deshalb auf einem Umwege nach dem Thale des Surkhan gelangen. In diesem von alljährlichen Ueberschwemmungen heimgesuchten Wiesenthale drang er bis Garm und Karatagh vor. Von da aus besuchte er Faisabad und das obere Daschti-Bidona-Thal. Das letztere ist in Wahrheit eher ein Plateau zu nennen — eins von den bekannten „Pamirs" oder „Syrten", die die Gegend charakterisiren. Es lagert sich zwischen die Thäler des Surkhab und des Kafirnigan. — In der Hauptsache ist das Land in seinen tieferen Theilen fruchtbar, und in seinen höheren Theilen von Wald bedeckt. Eine große Schattenseite ist aber seine strenge Gebirgsumrahmung und seine schwere Zugänglichkeit. Der Paß, der von Karateghin nach Samarkand führt, liegt volle 3850 m hoch. — Der Schnee erschwerte dem Reisenden oft das Fortkommen außerordentlich, und an vielen Stellen war dasselbe nur durch das Legen von Filzbändern zu ermöglichen (Vergl. „Compte rendu" der „Pariser Geogr. Gesellschaft", 1888, p. 336).

— Der englische Konsul E. L. Oxenham bespricht in seinem Konsularberichte aus Kiang-su die bekannte Stromlauf-Aenderung des Hoangho (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 129, 224 und 383) und vertritt dabei die Meinung, daß der Beschluß der chinesischen Regierung, den Fluß in sein nördliches Bett zurückzuleiten, ein weiser zu nennen sei. Falls es dem Hoangho gestattet werde, sein neues Bett bei-

zubehalten, so werde daraus nichts als Unheil für die tief gelegene, dicht bevölkerte und wohl bebaute Provinz Kiang-su hervorgehen. Die durch das Hochwasser des Jangtsekiang gespeisten Seen (Hung-tse-hu, Kao-jeu-hu, Kuang-jang-hu, Lo-jang-hu ꝛc.) seien ohnehin schon eine beständige große Gefahr für die Gegend. Um ähnliche Katastrophen wie die von 1887 für die Zukunft zu verhüten, solle man sich aber nicht damit begnügen, den Dammbruch bei Tschöng-tschui zu verstopfen, sondern man solle gleichzeitig eine umfassende Aufforstung der Gebirge von Schan-si und Schen-si vornehmen. Wir fürchten, daß Herr Oxenham bei diesem seinen Vorschlage nicht genügend mit dem durchlässigen und waldfeindlichen Lößboden Nordwest-Chinas rechnet. Thatsächlich ist übrigens die fragliche Dammbruch-Stopfung bis jetzt nicht gelungen, und der Sommermonsun ist soeben im Begriffe, neue gewaltige Regenfluthen auf Schan-si, Schen-si, Kuang-su und Ho-nan niedergehen zu lassen, so daß bedrohliche neue Hochwasser in den Tributärströmen des Hoangho sowie in dem Hoangho selbst unausbleiblich erscheinen.

— Die aus Atjeh einlaufenden Berichte sind fortdauernd sehr trübe gefärbt, und mehr als je beherrschen die Angelegenheiten von Atjeh alle andere Fragen in Niederländisch-Indien. Trotz aller Desinfektion nimmt die Berri-Berri-Krankheit zu, sie wüthet nicht allein unter den den Anstrengungen des Krieges bloß gestellten Soldaten, sondern ergreift auch die in den Bureaux thätigen Officiere und die europäischen Frauen; letzteres ist bisher noch nie beobachtet worden, und diese ganz neue Erscheinung scheint darauf hinzudeuten, daß der Grund der Krankheit weder in dem in den Kasernen und Militärgebäuden enthaltenen Ansteckungsstoffe, noch in der übergroßen Abmattung der von derselben ergriffenen Personen zu suchen ist. Erregt also in dieser Hinsicht die weitere Ausbreitung der Krankheit große Aufmerksamkeit, so ist dies auch hinsichtlich der Veränderungen, welche ihre Erscheinungen zeigen, der Fall. In neuerer Zeit sind plötzliche Todesfälle durch Berri-Berri vorgekommen, ohne daß vorher bei den betreffenden Personen das kleinste Symptom der Krankheit beobachtet worden wäre. Unter diesen Umständen hat die so entsetzlich um sich greifende Krankheit mehr und mehr den schrecklichen Charakter des Unerforschlichen und Unvermeidlichen angenommen. Kein Wunder, daß die Stimmung sehr gedrückt ist. Auch der Guerillakrieg dauert fort; die Concentration der Truppen hat den Feind nicht ermüdet, sondern ihn, wie es scheint, in der Ueberzeugung bestärkt, daß das Verschwinden der holländischen Truppen aus Atjeh nur eine Frage der Zeit ist.

— Nach einer Mittheilung des russischen Reisenden Korotnew, der zum Zwecke zoologischer Beobachtungen die hinterindische Inselwelt bereist hat, hat sich die Stätte des durch den bekannten Vulkanausbruch zerstörten Anjer auf Krakatau nicht blos rasch wieder mit einer üppigen Vegetation bekleidet, sondern es sind darauf auch bereits wieder mehrere kleine Ortschaften entstanden. Das Meer dagegen fand Korotnew noch weit und breit mit Bimsteinstücken bedeckt, und ohne alles Thierleben (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 237 f.).

— Der offizielle Bericht über die Fortschritte des britischen Nord-Borneo seit 1881, wo die betreffende Kompagnie ihren „Charter“ erhielt, lautet sehr günstig, und derselbe verdient namentlich im Hinblick auf unser Kaiser-Wilhelmsland Beachtung. 1883 waren die Ausgaben der Borneo-Gesellschaft noch fünfmal größer als die Einnahmen, heute sind die Einnahmen größer als die Ausgaben. Der Export der Kolonie bezifferte sich 1883 auf 159 000 Dollars, 1887 aber auf 535 000, und der Import stieg in dem gleichen Zeitraume von 429 000 Dollars auf reichlich eine Million. Sehr bedeutend hat sich die Tabakkultur entwickelt, und das betreffende Produkt rivalisirt erfolgreich mit demjenigen Sumatras. Im übrigen sind die Hauptexportartikel: Bienenwachs, eßbare Vogelnester, Kampfer, Kokosnüsse, Kaffee, Früchte, Nutzhölzer ꝛc. — Die Fläche der Kolonie wird auf 31,106 engl. Quadratmeilen angegeben und die Einwohnerzahl auf 150 000. Verhältnißmäßig beträchtlich war die chinesische Einwanderung, und es wird derselben, da ihr ein guter Theil der wirthschaftlichen Entwickelung zu danken ist, keinerlei Hinderniß in den Weg gelegt.

Afrika.

— Der englische Reisende Joseph Thomson, von dem wir wiederholt berichtet haben (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 239 und Bd. 54, S. 31), hat den Atlas ohne jede bemerkenswerthe Abenteuer überschritten und von Gundafy aus einige Exkursionen unternommen. Zuletzt hat ihm der Kaid des Ortes aber Schwierigkeiten bereitet, indem er ihm verboten hat, das Zelt vor seiner definitiven Abreise fernerweit zu verlassen. Thomson kehrte von Gundafy aus auf einem südlicheren Wege nach Amsmiz zurück, während sein Begleiter Crichton-Browne dem Nefis-Flusse folgen und auf diese Weise nach Amsmiz gelangen sollte.

— Camille Coquilhat, der an der Begründung und Verwaltung des Kongostaates in einem hervorragenden Maße betheiligt gewesen ist, hat ein Buch über den oberen Kongo geschrieben, in dem er besonders von der Aequator-Station sowie von den Bangala und von Stanley Falls handelt. Trotz der kritischen Lage, die durch die Araber-Invasion in der Gegend geschaffen worden ist, hält er an der Hoffnung fest, daß die europäische Civilisation und der europäische Handel daselbst eine Stätte finden werden, sobald sich nur erst mehr Kapitalien in dem Kongo-Werke engagiren.

— Die Gründung des Forts Seguiri, die der französische Oberst Gallieni im April d. J. beendigt hat, ist nach „Tour du Monde“ (27ème année, Nr. 1439) ein ziemlich schwieriges Werk gewesen. Das Land zwischen Niagassola und Seguiri, das von der betreffenden militärischen Expedition zu durchmessen war, war nicht nur beinahe vollkommen unbekannt, sondern auch von einer dichten Urwaldvegetation bewachsen, und von zahlreichen Bächen und großen Strömen durchflossen, die von der Artillerie und den Wagen nur vermittelst Brücken überschritten werden konnten. Bei Kokoro mußte namentlich eine große Hängebrücke aus Eisendraht hergestellt werden. Steine zum Bau, sowie auch Holz fand man zwar in der Nähe des auserlesenen Platzes, aber trotzdem kostete es Mühe genug, sie an Ort und Stelle zu bringen. Den Kalk mußten die Muscheln des Niger liefern. Glücklicherweise verhielten sich die Eingeborenen freundlich, sie leisteten beim Baue hilfreiche Hand, und es gelang ebenso die Sofas von Samory von einem Angriffe fernzuhalten. Nachdem das Fort fertiggestellt ist und eine auf ein ganzes Jahr verproviantirte und mit Munition versehene Compagnie Senegal-Tirailleure sich darin häuslich eingerichtet hat, hat Frankreich einen neuen starken Stützpunkt für seine aggressive Kolonialpolitik im Nigergebiete gewonnen. — Seguiri liegt an dem Zusammenflusse des Tankisso mit dem Niger. — Daß das Fort mit Niagassola durch eine Telegraphenlinie verbunden worden ist, berichteten wir bereits früher (S. „Globus“, Bd. 53, S. 240). In Ober-Guinea soll es den Franzosen gelungen sein, sich die Schutzherrschaft über Abeokuta, im Hinterlande von Lagos, zu sichern, so daß der französische Einfluß also auch in der nächsten Nachbarschaft des deutschen Togo-Gebietes im Wachsen zu sein scheint.

— Die Expedition des Lieutenant Plat nach Futa-Djallon, welche Oberst Gallieni entsandt hat, ist

von dem besten Erfolge begleitet gewesen, und sie hat dazu geführt, eine ganze Anzahl „Almamys" unter das französische Protektorat zu stellen. Freilich hat dies nicht verhindert, daß der Offizier Olivier von den fanatischen Eingeborenen ermordet worden ist.

— Charles Soller befürwortet in dem „Bulletin" der Handelsgeographischen Gesellschaft zu Paris (X, p. 280 ff.) die wirthschaftliche Nutzbarmachung der Insel Arguin, die nahe dem äußersten Nordpunkte der Küste des französischen Sudan gelegen ist, und die sich nach seiner Meinung sowohl in vorzüglicher Weise dazu eignen würde, als Hauptplatz der aussichtsvollen westafrikanischen Fischerei, als auch als ein Hauptausgangspunkt der Karawanenstraßen nach Timbuktu zu dienen. Mit gutem Grunde weist Herr Soller dabei auf die Erfolge der von Donald Mackenzie im Jahre 1878 am Kap Dschuby gegründeten englischen Faktorei hin, die nur den Nachtheil habe, auf einer schlechter nahbaren, niedrigen Insel, und zu nahe bei dem Festlande zu liegen, so daß sie bereits dreimal von den europäerfeindlichen Sahara-Nomaden überfallen und zerstört werden konnte (zuletzt im Jahre 1887). Der Kanal zwischen Arguin und dem Festlande ist 1½ Meile breit, und die daselbst gelegene Rhede ist gut zugänglich und sicher. Vor zweihundert Jahren war die Insel Arguin kurbrandenburgischer Besitz.

Südamerika.

— Marcel Monnier hat in einer der letzten Sitzungen der Pariser Geographischen Gesellschaft über seine Reise quer durch Südamerika (1886 bis 1887) Bericht erstattet. Seine ursprüngliche Absicht, in der Republik Ecuador die Anden zu übersteigen, um dann im Thale des Rio Pastassa zum Amazonas zu gelangen, mußte er aufgeben, weil die Bevölkerung des Plateaus gerade von großer Furcht erfüllt war durch den heftigen Wiederausbruch des Tunguragua-Vulkans, der an dem Wege lag. Dagegen drang er in Peru über die West-Cordillere zum Marañonthale, bei Pataz, und dann von Tayabamba über die Ost-Cordillere zum Huallaga-Thale vor, um den Rio Huallaga bis zu seiner Vereinigung mit dem Marañon, also auf einer Strecke von 550 km zu verfolgen, und vermittelst eines Floßes („balsa") seine 42 Stromschnellen zu passiren. In einer Faktorei am Marañon gelang es ihm, einen kleinen Dampfer zu miethen, und mit Hülfe desselben die Pastassa-Mündung, sowie auf diesem Flusse aufwärts fahrend, das Gebiet von Ecuador zu erreichen. Die Feindseligkeit der Achuelos-Indianer und die wachsenden Hindernisse der Stromschiffahrt zwangen den Reisenden aber dort bald umzukehren. Den Marañon und Amazonas abwärts kam er dann über Manaos nach Para, nachdem er zwischen dem Pacifischen und Atlantischen Ocean eine Wegstrecke von ungefähr 7000 km zurückgelegt hatte.

Australien und Polynesien.

— Die Herren von der deutschen Neuguinea-Expedition sind sämmtlich wieder nach Deutschland zurückgekehrt, und ihre Berichte sollen demnächst von der Neuguinea-Compagnie veröffentlicht werden. Der Botaniker der Expedition, Herr Dr. Max Hollrung, hat außerdem am 7. Juli vor der „Berliner Gesellschaft für Erdkunde" einen längeren Vortrag über seine Forschungen im Kaiser-Wilhelmsland gehalten. Von der Entwickelungsfähigkeit der großen deutschen Kolonie hegt dieser Reisende eine sehr günstige Meinung.

— Lieutenant Israel hat, im Auftrage von Kapitalisten der Kolonien Victoria und Westaustralien, im Juli d. J. von Perth aus eine Forschungsreise zu wissenschaftlichen und kommerziellen Zwecken unternommen. Begleitet von acht Mann reiste er zunächst per Eisenbahn nach dem 85 km nach Nordost gelegenen Städtchen Newcastle, und von da aus dann in nordöstlicher Richtung zwischen den Salzlagunen Monger und Moore weiter.

— Eine andere „Exploring Party" kehrte im Juli dieses Jahres von den Campton Plains unter 30° 55′ südl. Br. und 122° 25′ östlich von Gr. in der Kolonie Westaustralien zurück und will dort große Strecken gut begrasten und reichlich bewässerten Landes entdeckt haben, welches sich für Ackerbau und Weidezwecke bestens eignet.

— Kapitän Kitchen lief im Mai dieses Jahres auf seiner Fahrt von San Francisco nach England bei der im Jahre 1767 von Carteret entdeckten Pitcairn-Insel an. Dieselbe wird bekanntlich von den Nachkommen der Meuterer auf dem englischen Schiffe Bounty bewohnt, welche im Jahre 1789 ihren Kapitän Bligh mit 18 Mann in einem offenen Boote auf der See aussetzten, sich dann Weiber von Otahaiti holten und mit diesen sich auf Pitcairn niederließen. Erst im Jahre 1824 erhielt man die erste Kunde von ihnen. Die Insel, berichtet Kapitän Kitchen, ist nur 2¼ miles (3,72 km) lang und eine mile (1,60 km) breit und steigt bis zu einer Höhe von 310 m an. Im Centrum liegen fruchtbare Thäler mit gutem Quellwasser. Die Bewohner zählen zur Zeit 112, von denen ungefähr drei Viertel aus Weibern und Kindern bestehen; sie sprechen gut Englisch. Ihr Körperbau ist hoch und kräftig, ihre Gesichtsfarbe ziemlich dunkel, und sie haben durchweg auffällig schlechte Zähne. Ihre Kleidung ist zwar sehr einfach, aber doch reinlich und schicklich. Sie besitzen ein Schulhaus und eine Kirche mit einer Orgel — einem Geschenk der Königin von England — sowie auch eine kleine Bibliothek. Sie sind sehr religiös und neigen dem Methodismus zu, doch feiern sie anstatt des Sonntags den Sonnabend. Die Leute des Kapitän Kitchen tauschten Orangen, Bananen, Kürbisse, Melonen, zierliche Körbchen, Kränze von getrockneten Blumen, Muscheln u. s. w. gegen Mehl, Schiffszwieback, alte Kleider, Angelhaken und andere Artikel von ihnen ein.

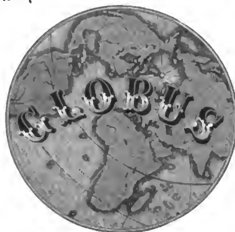
— Bezüglich der wirthschaftlichen Entwickelung von Kaiser-Wilhelmsland ist ein neuer wichtiger Schritt vorwärts geschehen, indem die Neuguinea-Compagnie eine regelmäßige Dampferverbindung zwischen Finschhafen und Cooktown (auf dem australischen Festlande) hergestellt hat. Im Anschluß an die Hauptdampfer, die allmonatlich auf dieser Linie verkehren, sollen Zwischendampfer mit Kelano, Konstantinhafen, Hatzfeldhafen, Kaluna, Matupi, Mioko und Kerenbare verkehren.

Bücherschau.

— G. Stutzer, das Itajahy-Thal und die Kolonie Blumenau. Goslar 1887. Ludwig Koch. — Die Lektüre dieses kleinen Büchelchens ist allen denen, die sich für die Frage der deutschen Auswanderung und Ackerbau-Kolonisation interessiren, angelegentlich zu empfehlen, da es die Verhältnisse, welche in der namhaftesten deutschen Kolonie Südbrasiliens obwalten, eingehend, klar und wie es scheint, zugleich auch nüchtern und objektiv beleuchtet.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIV. № 9.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Deutsch-Witu-Land.

Von Lieutenant A. R. Schmidt.

(Mit einer Karte.)

An der Ostküste Afrikas lenken Deutsch-Ostafrika und Deutsch-Witu-Land, die beiden deutschen Schutzgebiete, unser Interesse in hohem Grade auf sich. Durch die nachstehenden Ausführungen und die beigegebene Kartenskizze unternehme ich es, die Leser in das letztgenannte Gebiet einzuführen.

Das Witu-Land umfaßt die etwa 25 Quadratmeilen große Besitzung der deutschen Kolonialgesellschaft, und das Land des deutschen Schützlings Sultan Achmed von Witu, welches von der Grenze des Gesellschaftsbesitzes an der Küste sich bis zum Nordende der Manda-Bucht erstreckt. Im Jahre 1885 trat Sultan Achmed an den Deutschen Clemens Denhardt das auf der Karte als „Deutsch-Witu-Land" bezeichnete Land mit allen Hoheitsrechten vertragsmäßig ab. Das Land sollte begrenzt sein: im Westen durch den Magogoni, im Süden durch den Osi, im Osten durch den Indischen Ocean, im Norden durch den Mkonumbi-Creek und durch gerade Linien, welche die Plätze Mkonumbi, Fungasombo und Witu verbinden, ferner durch eine gerade Linie, welche Witu mit dem fernsten Punkte des Magogoni verbindet. Dieses Land befand sich jedoch zur damaligen Zeit nicht vollständig in dem thatsächlichen Besitze des Witu-Sultans, indem Theile desselben von Zansibar-Söldnern okkupirt waren. Durch die Grenzregulirung vom Dezember 1886 indeß wurde der Besitz des Sultans Achmed in dem deutsch-englisch-zansibaritischen Abkommen festgesetzt, und zwar wurde hierbei nicht der Osi als Grenzlinie im Süden, sondern eine künstliche Linie — von einem Punkte 650 Schritt[1]) östlich von Kipini bis zu Kikoni[2]) gezogen — bestimmt, während als Nordgrenze des Sultanats das Breitenparallel durch die Nordspitze der Insel Kwaihu bezeichnet wurde. Eine Abgrenzung des Sultanats nach dem Inneren wurde jedenfalls wegen der hier noch sehr unklaren Verhältnisse nicht vorgenommen. Da Denhardt im Juni 1886 das von ihm vertragsmäßig erworbene Land an Se. Durchlaucht den Fürsten zu Hohenlohe-Langenburg, Präsidenten des Deutschen Kolonialvereins, zum Zweck der Bildung einer Kapitalgesellschaft, verkauft hatte, so war hiermit der Besitzstand dieser unter dem Vorsitz Sr. Durchlaucht gebildeten „Deutschen Witugesellschaft" geregelt; bereits im September 1886 war uns, zwei Bevollmächtigten Sr. Durchlaucht, das Land zur Erforschung und Bewirthschaftung übergeben worden.

Der Sultan Achmed ist der Nachfolger des Fumo Luti, seines Onkels (nicht seines Vaters, wie solches die ihm von deutschen Forschern zu Theil gewordene Bezeichnung Achmed ben Fumo Luti besagen würde), welcher letztere auf Siu residirte und dort harte Kämpfe gegen die Araber, welche die Herrschaft ihres Zansibarsultans auf die Insel Patta ausdehnen wollten, zu bestehen hatte. Vorübergehend haben auch die Vorgänger Achmed's — die Nabahani, wie sich die Familie nennt — ihre Herrschaft auf die Inseln Manda

[1]) Von der Mitte des Forts aus auf dem Strande gemessen.
[2]) Eigentlich ist Kiko sprachlich richtig.

und Kwaihu erweitert gehabt, ein Umstand, der auch seiner Zeit zum Geltendmachen von Ansprüchen für Achmed benutzt worden ist. Als nach dem Tode Fumo Luti's Achmed als Aeltester in der Familie nach mohammedanischem Brauch folgte, zog dieser es vor, die Kämpfe mit den Arabern nicht fortzusetzen, sondern auf das Festland, wo bereits vorher die Orte Kipini und Kau am Osi von Fumo Luti begründet waren, überzusiedeln. Doch auch an diesen Plätzen konnte er sich nicht gegen die arabische Macht auf die Dauer halten, weswegen er sich weiter zurückzog nach dem jetzigen Witu — der Stadt, die er unter dem Schutze des den Ort umgebenden Urwaldes anlegte und befestigte, und wo er nunmehr fast 27 Jahre residirt. Bis zum Jahre 1885 hat sich Achmed in der verborgenen, verpallisadirten und bewachten Stadt gegen die Angriffe der Araber gehalten und ihnen theilweise sogar erhebliche Verluste zugefügt, indeß würde er wohl dem damals besonders heftigen Vorstoß der zahlreicher als vorher aufgetretenen Zansibarsoldaten unter dem Said Bargasch'schen General Mathews nicht mehr lange haben widerstehen können, wäre er nicht gerade zur rechten Zeit unter den Schutz der deutschen Regierung genommen worden. Durch diesen Schutz ist nun der Sultan in der Lage, unbehindert von seinen bisherigen Erbfeinden in seinem durch die Grenzregulirung erheblich erweiterten Lande zu walten, indem durch jenes Abkommen die Autorität der Deutschen sowohl als des Sultans sehr gestiegen ist. Zu bedauern bleibt nur, daß die Orte Kipini und Kau am Osi dem Sultan nicht zugesprochen wurden und daß so die deutsche Witu-Gesellschaft nicht im Mitbesitze des Osi als des natürlichen Grenzflusses ist; doch ist zu hoffen, daß die Zukunft uns hier manche und noch weit wichtigere Errungenschaften bringen wird.

Ich gehe nun zu einer Skizzirung von Land und Leuten über, wobei ich mir vorbehalte, auch andere zum Witu-Land in Beziehung stehende Völker und Orte in den Kreis meiner Betrachtungen zu ziehen.

Für das Witu-Land bezw. für den Witu-Sultan hört man häufig den Namen Suaheli-Land und Suaheli-Sultan gebrauchen. Es ist dies aber insofern nicht richtig, als erstens die Grenzen des Witu-Landes, mit denen des viel ausgedehnteren Suaheli-Landes, dessen Küste sich ja an der ganzen Zansibarküste hin erstreckt, sich nicht decken; zweitens der Sultan von Witu folgerichtig immer nur der Beherrscher einer beschränkten Zahl von Suaheli ist, während er andererseits auch andere Eingeborene — Waschensi — zu seinen Unterthanen zählt; und drittens man von den Eingeborenen auch nicht die Bezeichnungen „sultan ja Suaheli“ und „barra ja Suaheli“ — wenigstens letzteres auf das Witu-Land bezüglich — vernimmt.

Die Insel Lamu, mit der gleichnamigen etwa 15000 Seelen zählenden Hauptstadt an der Nordostseite, an der — allerdings in einiger Entfernung, wegen der gefährlichen Korallenriffe — die Dampfer der „British India Line“ vierwöchentlich anlegen, ist vom Festland nur durch einen 100, an den weitesten Stellen 400 m breiten Kanal getrennt; dieser ist aber von der Südspitze der Insel aus, wo der Südwest-Monsun — „Kaskasi“ — zu seiner Zeit mit gehöriger Kraft hineinbläst, nicht ohne Gefahr zu passiren, während umgekehrt zur Zeit des Nordost-Monsuns — „Kusi“ — die Passage vom Festlande nach der Insel schwierig ist, so daß bei Märschen — z. B. nach Mkonumbi — der Fußmarsch und die Ueberfahrt auf der weiter nördlich befindlichen Fähre weit sicherer erscheint. In dem Kanal befinden sich außerdem viele Sandbänke und Korallen, die bei niedrigem Wasserstand für einen des Wasserweges nicht genau Kundigen gefährlich sind. Tiefer und breiter hingegen ist der die Inseln Lamu und Manda scheidende Kanal, während letztere Insel wiederum vom Festlande durch einen an den meisten Stellen nur schmalen und ganz seichten Wasserstreifen allerdings — ohne steinigen Untergrund — geschieden ist. Bekannt sind bereits die Vorzüge der Manda-Bucht, welche die größten Kriegsschiffe aufnimmt, und ihnen Schutz gegen den Monsun gewährt, während bei Lamu größere Schiffe geschützt nicht Anker werfen können, so daß bei besonders heftigem Südwest-Monsun ein Anlegen der Postdampfer verhindert wird. Immerhin erleichtert die Thatsache, daß wenigstens der Regel nach alle vier Wochen die Post die Witu vorgelagerten Inseln anläuft, sehr die Kolonisation des Witu-Landes. Beim Nordost-Monsun ist auch der Bootsverkehr von der Insel Lamu nach dem Festlande selbst in der Formosa-Bai möglich, während zur Zeit des „Kaskasi“ diese doch zu exponirt erscheint. Vom Lamu-Kanal gehen mehrere Meeresarme ins Innere hinein, und zwar der Südspitze der Insel Lamu gegenüber der Creek von Mkonumbi, von dem sich nach Südwest der Kimbo- oder Kiongue-Creek abzweigt. In demselben Breitenparallel mit Kipungani etwa geht der Hedio-Creek ins Innere ab. Der bedeutendste Meeresarm zweigt sich aber nördlich der Insel Manda ab und erstreckt sich mehrere Meilen ins Land hinein. An diesen Theilen der Küste ebenso wie längs der in Rede stehenden „Creeks“ finden wir zahlreiche Mangrovesümpfe, während weiter nördlich und auch südlich in der Formosa-Bai die Küste sandig wird.

Das Witu-Land weist nur äußerst geringe Erhebungen auf, welche eine Höhe von 80 m über der Hochfluthmarke des indischen Oceans nicht übersteigen; im Westen und Nordwesten, dem Gebiet der Bararetta-Galla, steigt das Land stärker an, bis es sich endlich zu den viel versprechenden, noch gänzlich unerforschten Hochländern der Borani-Galla erhebt. Der Boden ist im allgemeinen fruchtbar; bei Witu selbst und an einigen Orten, wo viele Korallen zu Tage treten, nimmt die Güte desselben ab; am Osi kommt in Folge der Wirkung der Gezeiten (bis an den Beledsoni) viel salzhaltiger Sand vor, der, obschon sonst wenig brauchbar, zur Anlage von Kokosnußplantagen auffordert. Im Galla-Land und am Tana ist der Boden fetter; dort findet sich auch besseres Weideland, so daß die Suaheli ihre Heerden früher zum größten Theile den Galla zur Pflege übergaben, da die meist harten, wenig Saft enthaltenden Gräser im Witu-Lande keine gute Nahrung für das Vieh bilden.

Der Pflanzenwuchs des Landes besteht im allgemeinen aus Dumpalmenstrecken, meist mit Mimosen oder Savannengras durchsetzt, oder aus Savannenstrecken, vereinzelt finden wir noch — so bei Witu, bei Utwani, bei Mpeketoni — kürzere Urwaldstrecken, deren das Galla-Land mehrere aufweist. Nur selten — so bei Kipini, von wo aus nach Norden an der Formosabai sich Dünen entlang ziehen — sieht man nicht anbaufähigen Sand. Bei der großen Zahl von Sklaven, die sich die meisten Leuten halten, ist ein für afrikanische Verhältnisse ziemlich bedeutender Theil des Landes bebaut; auch werden alljährlich immer neue Wald- und Steppenstrecken in Kultur genommen, während andere, deren Boden nicht mehr ertragfähig genug ist, verlassen werden. Häufig bildeten — wenigstens bis vor kurzer Zeit noch — auch Kriegszüge der Araber und der einzelnen Negerstämme, sowie Sklavenjagden, Veranlassung zum Aufgeben der Niederlassungen; auch geben die Eingeborenen bisweilen an, durch besonders ungünstige klimatische Verhältnisse zum Verlassen innegehabter Dörfer bewogen worden zu sein.

Bei einer Schilderung der Bewohner des Witu-Landes beginne ich mit dem Sultan Achmed. Derselbe ist ein etwa 70jähriger Mann, der gegenwärtig durch Elephantiasis, ein — in jenen Ländern bekanntlich sehr häufig auftretende Leiden — zumeist an seinen Wohnraum und an die „Kitanda“

(Negerbettstelle) gefesselt ist, und nur mit großer Mühe einige Schritte gehen kann, da die Elephantiasis seit bereits einer längeren Reihe von Jahren an einer sehr unangenehmen Stelle des Körpers aufgetreten ist. Achmed erscheint — oder er will vielleicht gerade erscheinen — als sehr frommer Mohammedaner; stets wenn man ihn besucht, wird man ihn im Koran lesend antreffen. Trotzdem muß man entschieden gestehen, daß er nach mohammedanischen Begriffen ein sehr aufgeklärter, toleranter Herrscher ist, speziell in religiösen Sachen; so unterstützte er in höchst anerkennenswerther Weise die Neukirchener Missionare bei Anlage ihrer Station im Piokomolande. Den Deutschen bringt er großes Wohlwollen entgegen, besonders wohl deshalb, weil es Deutsche waren, die ihm zuerst hülfreiche Hand boten, und weil er durch den Schutz der deutschen Regierung, außer der Befreiung von seinen Erbfeinden, die ihm hierdurch zu Theil wurde, einen großen Theil seines beanspruchten Landes wiedererhalten hat, während er, wenn ein Angehöriger einer anderen Nation seine Stadt besucht oder sein Land berührt, diesem großes Mißtrauen entgegenbringt. Im übrigen ist er, obgleich er durch schlau betriebenem Handel nach Negerverhältnissen ein ungeheuer reicher Mann geworden, sehr geizig; auch theilt er mit den gewöhnlichen Negerhäuptlingen eine gewisse Habsucht, die besonders in der Behandlung der Weißen an den Tag tritt; da diese in der Regel viele für ihn sehr begehrenswerthe Dinge mitbringen, weiß er ihnen, wenngleich in durchaus verbindlicher Form, viel dergleichen zu entlocken, was für den Europäer häufig eine nicht gerade angenehme Art der Besteuerung ist. Indeß zeigt er sich hierfür auch immer dankbar, wie überhaupt sein zuvorkommendes Wesen den Deutschen gegenüber nur rühmend hervorzuheben ist. Mir hat er auch während der Zeit meines Aufenthaltes in Witu große und sehr schätzbare Gefälligkeiten erwiesen. Bei seinen Unterthanen genießt Achmed großes Ansehen und er übt bedeutende Macht aus; außerdem reicht seine Autorität weit über die Grenzen seines Landes zu den Galla, Waboei, Wapokomo, sein Name aber sogar noch viel weiter hinaus; angeredet wird Achmed zumeist als bana inkuba (großer Herr), oder munyemui (Herr der Stadt), bisweilen als sultan. Den Namen „Simba" (Löwe), den Brenner als seinen Beinamen angiebt, hatte Achmed nur in seiner Knabenzeit gewissermaßen als Spitznamen; wenn Dr. Fischer aber sagt, daß Achmed als wenig kriegerisch veranlagt, diesen Namen nicht verdiene, so kann ich dies als nicht zutreffend bezeichnen, da mir gegenüber die Eingeborenen gerade immer das feurige, ungestüme Wesen Achmed's in seiner Jugend in ihren Erzählungen hervorhoben; jetzt freilich, wo er durch häufige Fieberanfälle geschwächt ist, die sein immerwährendes Leiden mit sich bringt, und der damit verbundene Aufenthalt im geschlossenen nicht immer besonders parfümirten Raum, merkt man wenig von seinem kriegerischen Sinn. Indeß hört es Achmed nicht gern, wenn er als „Simba" bezeichnet wird. Als ich ihm z. B. im Decken'schen Reisewerk die ihn behandelnden Stellen in die Suaheli-Sprache übersetzte, zeigte er sich, als er dort als „Simba" vorgeführt wurde, nicht besonders freudig überrascht. Seinen Harem, aus mehreren Suaheli- und Galla-Frauen bestehend, behütet er sorgfältig und läßt diese Damen nicht an's Tageslicht, geschweige denn Europäern zu Gesicht kommen. Die Art und Weise, wie er mit den Haremsdamen bei seinem Alter und seiner Krankheit verkehrt, eignet sich nicht zur Besprechung. An Kindern hat er nur eine Tochter, wie überhaupt die Zahl der Kinder bei den Suaheli meist eine geringe ist. In Betreff der Verwahrung und der Lebensweise der Frauen gelten bei den vornehmen Suaheli in Witu dieselben Normen, wie beispielsweise bei den Arabern in Kairo und Zansibar, wie sie der Islam mit sich bringt.

Der Nachfolger des Sultan Achmed ist Fumo Bakari, der Mann jener Tochter, als Sohn des Fumo Luti, sein Vetter und Schwiegersohn. Fumo Bakari ist ein friedlich gesinnter, lenkbarer, gemüthiger Suaheli-Neger, der den Deutschen sehr geneigt ist und auch einiges Verständniß für europäische Kultur zeigt; es ist zu hoffen, daß sein großes einst zu ererbendes Vermögen dem Lande zu gute kommen wird, während sein Schwiegervater die Dollars verborgen und auch, wie man vermuthet, zum Theil vergraben hat. Die herrschende Klasse in Witu bilden die Suaheli, welche zum größten Theil von Patta stammen, indem die meisten von dort zugleich mit Achmed ausgewandert sind. Dieselben leisten ihrem Sultan strengsten Gehorsam und bringen ihm große Verehrung entgegen. Nach dem Sultan und dem Thronfolger gelten als die Vornehmsten unter den Suaheli einzelne Scherife — Nachkommen des Propheten, deren es selbst unter den Suaheli-Negern ziemlich in jedem größeren Orte einen oder mehrere giebt; nach ihnen kommen die Mitglieder der Herrscherfamilie. Von den anderen Suaheli erwähne ich den Kathi, dem die Gerichtsbarkeit (theils in Gottesgerichten bestehend), untersteht, und den Malim (den Schulmeister) wozu ein des Schreibens und Lesens Kundiger genommen wird; in den Schulen selbst wird der Koran auswendig gelernt und von praktischen Sachen die Anleitung zur Anfertigung von Strohmatten ertheilt. Die Thätigkeit dieser Suaheli, welche bekanntlich durchweg — wenigstens im Witu-Lande — Mohammedaner sind, besteht ausschließlich im Besuchen der Moscheen deren (jedes Dorf eine, wenn irgend angängig, aus Korallen gebaute, hat), zu den nach dem Islam vorgeschriebenen Zeiten, in gegenseitigen Besuchen (besonders der Sultan und die Europäer werden von den meisten mit täglichen Besuchen beehrt) und in dem Besuch des Schauri-Platzes (des Berathungsortes), wo die Tagesneuigkeiten ausgetauscht und über irgend welche wichtige und unwichtige Sachen berathen wird. Dabei gehen sie stets sehr sauber gekleidet; angethan mit einem weißen, bis auf die Füße herabreichenden Suahelihemd und einer in Siu oder Lamu gewebten, eigenartigen, weißen Suahelikappe auf dem Kopf, dem unvermeidlichen Spazierstock, dem Zeichen des freien Mannes, in der Hand, promeniren sie durch die Stadt, und machen, wenn es hoch kommt, auch wohl einen Spaziergang auf die von ihren Sklaven bearbeiteten Schambas (Felder) hinaus, um diese zu kontroliren. Als strenge Mohammedaner enthalten sich die Suaheli des Witu-Landes vollkommen des Genusses der geistigen Getränke, wovon im Lande selbst nur der Palmwein (tembo) ins Gewicht fällt; letzterer wird von ihnen nur unmittelbar nach der Gewinnung, wo er noch süß ist und nicht berauschend wirkt, als tembo damu genossen, vom Tage nach der Gewinnung jedoch als tembo mkali verschmäht. Die sonstige Lebensweise ist wie die der meisten Neger sehr einfach und unterscheidet sich kaum von der der Sklaven. Reis oder bisweilen auch nur Negerhirse — wenn ersterer zu theuer ist — bilden mit den anderen Feldfrüchten die Nahrung der Leute; nur an hohen Feiertagen (sikkukuu genannt) oder bei besonderen Gelegenheiten wird gemeinsam ein Stück Vieh geschlachtet. Der juna (Freitag) wird als mohammedanischer Sonntag auch von Sklaven nicht zur Arbeit benutzt. Die letzteren, welche keine Suaheli sind, sondern im Gegensatz zu diesen als „Waschensi" (Barbaren oder Heiden) bezeichnet werden, die verschiedenen Stämmen des Inneren angehören, leben meist in einer sehr gelinden, ihnen selbst durchaus nicht unangenehmen Sklaverei. Sie heirathen unter einander nach Belieben, erhalten eine Hütte und ein Stück Land für sich zum Bebauen und müssen allerdings ihren Herren (in Witu selbst ist Sultan Achmed Herr fast aller Sklaven, von denen er jedoch den Suaheli

Deutsch-Witu-Land.

Indischer Ocean

nach Bedürfniß eine Anzahl überläßt) den oft ziemlich ausgedehnten Landbesitz kultiviren. Indeß haben die Leute stets genügend, um ihre sehr geringen Bedürfnisse zu befriedigen. In einzelnen Plätzen des Witu-Landes ist auch die Einrichtung von den Sklavenhaltern — soweit sie größere Rindviehheerden besitzen — getroffen, an zwei Tagen der Woche (in der Regel Mittwoch und Donnerstag), die gemolkene Milch ihren Sklaven zur Nahrung oder Verwerthung zu geben — eine Einzelheit, die ich als Beispiel für die gewiß anerkennenswerthe Fürsorge der Herren für ihre Sklaven anführen wollte. Außer den erwähnten Suaheli und den Waschensi wird die Einwohnerschaft des Witu-Landes gebildet durch einige Galla (Wapokomo) die sich daselbst theils freiwillig niedergelassen haben, theils als Sklaven leben; unter letzteren befindet sich auch eine große Zahl ihren früheren Herren, besonders dem Zansibarsultan entlaufener Sklaven, Watuballi genannt, sowie einzelne auf Kriegszügen erbeutete Sklaven, unter welchen ich sogar bereits Massais sah, die zum Hüten der Suaheliheerden verwandt wurden. Außerdem ist die zu keinem bestimmten Stamm gehörende Küstenbevölkerung zu erwähnen. Diese rechnet sich meist zu den Suaheli, wie überhaupt der Begriff Suaheli ein sehr unklarer ist. Die Suaheli bilden eigentlich eine Mischrasse von Arabern und Eingeborenen und den Nachkommen dieser Mischlinge; im allgemeinen indeß nennt sich jeder, der kein Araber ist, aber der sich besser als ein Waschensi dünkt, Suaheli. Auch einige Araber in Lamu und auf dem Witu-Festland, die mit dem Regiment des Zansibar-Sultans unzufrieden waren, dokumentirten diese Unzufriedenheit dadurch, daß sie sich zum Suaheli-Stamme rechneten; letzteres thut, wie erwähnt, auch die Küstenbevölkerung, ohne Rücksicht auf ihre wirkliche Abstammung. Wie nun die einzelnen Stammesgenossen, — z. B. die Bewohner von Patta, Lamu, Mombassa, Zansibar, welche meist Suaheli sind — von einander sehr verschieden sind, so zeigt auch ihre Sprache (das Kisuaheli) in den einzelnen Dialekten große Abweichungen; ich persönlich habe den Zansibar- und den Lamu-Dialekt kennen gelernt und besonders bezüglich der Wortbildung, zum Theil auch bezüglich der Aussprache — nicht in demselben Maße in grammatikalischer Beziehung — erhebliche Verschiedenheiten gefunden.

Außer der Bestellung der Felder werden im Witu-Lande auch einige Handwerke betrieben, besonders das Tischler-, Schmiede-, Schneider- und Drechsler-Handwerk; auch Silberschmiede findet man nicht nur auf den Inseln und an den Küstenplätzen, sondern auch an Orten des Inneren; in Lamu und besonders in Siu ist außerdem noch die Spinnerei, Weberei und Wollknüpferei im Betrieb und liefert zum Theil bedeutende Industrieerzeugnisse. Auf dem Festland ist besonders das Schmiedehandwerk, in dem trotz der mangelhaften Werkzeuge Tüchtiges geleistet wird, wie man z. B. an den Waffen der Neger sieht. Hübsche Erzeugnisse der Schnitzerei bilden die Thüren, welche besonders auf der Insel Patta, aber auch auf dem Festlande, mit vieler Mühe, durch Schnörkel, arabische Inschriften und Bilder verziert hergestellt werden; ferner sah ich ein Meisterstück der Drechslerei von Siu beim Sultan Achmed, nämlich Schachfiguren, die weißen Figuren aus Elfenbein, die anderen aus Horn gefertigt; das zugehörige Schachbrett war allerdings ziemlich primitiv. Das Schachspielen bildete bisweilen einen Zeitvertreib der gebildeten Suaheli; die Spielregeln waren wie die unsrigen (ist ja doch das Schachspiel aus Asien erst zu uns gelangt), die Figuren wurden bezeichnet mit: roch (Thurm), ferass (Pferd = Springer), fil (Elephant = Läufer), sultan (König), wezir (Minister = Königin), askari (Soldaten = Bauern). An übrigen Spielen bildeten Kartenspiele (unserm Sechsundsechzig ähnelnd) und Stein- und Brettspiele einen Zeitvertreib der Suaheli.

In den meisten Orten finden wir auch Medizinmänner, deren Sache die Verabreichung von Arzneien und die Wundbehandlung ist; oft wird besonders weiter im Innern großer Unfug hiermit getrieben, und hat ein derartiger Medizinmann dort meist den Ruf eines Hexenmeisters par excellence; an der Küste und in deren Nähe jedoch wird das Gewerbe des Medizinmannes meistentheils nur nebenbei betrieben. Nach dem Einblick, den ich in diese Verhältnisse gethan habe, muß ich sagen, daß die Leute, soweit sie ihre Kenntnisse von den Arabern haben, auf einer erstaunlich hohen Stufe in medizinischer Beziehung stehen, besonders was die Wundbehandlung anlangt. Die Medizinmänner haben sehr große botanische Kenntnisse, besonders ganz genaue Kenntniß der verschiedenen Wurzeln und Pflanzen, die sie zur Herstellung von Arzneien, und bisweilen auch zur Verabreichung als Gegengift bei Schlangenbissen, vergifteten Pfeilschüssen und dergleichen anwenden. Auch ist mir von ganz glaubwürdigen Schwarzen versichert worden, daß sie ausgezeichnete Mittel haben gegen venerische Krankheiten, die ja dort in so erstaunlichem Maße auftreten. Die meisten Leute, wenigstens die ärmeren Neger scheuen übrigens die geringen Kosten einer derartigen Kur, welche bei Harnröhrenkatarrhen eine innerliche (Zubereitung gewisser Arzneien: Wurzeln mit Hammelfett und Wasser gekocht), bei Syphilis eine (auch die Zähne stark angreifende) Schwitzkur ist, indem der Patient in Tücher und Decken eingeschlagen und durch Anbrennen einer Mischung verschiedener tropischer Gewürze eingeräuchert wird; ich kenne Fälle, wo diese Kur ein sehr stark vorgeschrittenes Leiden in weniger als sieben Tagen beseitigte! — Gegen Verwundungen wird häufig zum Brennen und Schneiden gegriffen, sonst auch häufig das Schröpfen angewandt; das Kneten liebt jeder Suaheli; dasselbe wird zumeist von Sklavinnen oder Surias (Nebenfrauen, wie sie der Islam in unbegrenzter Zahl gestattet), besorgt. Gegen die klimatischen Krankheiten, denen auch der Eingeborene — besonders, soweit ihm Arbeit und Bewegung fehlt — sowie der Araber und Indier sehr ausgesetzt ist, freilich hat der Medizinmann keine Mittel. Im allgemeinen ist jeder Europäer sehr gesucht als Arzt, und hat, mögen auch noch so renommirte Medizinleute am Orte sein, einen großen Zuspruch von Patienten, den ich wenigstens trotz aller angewendeten Mittel mir vom Halse zu schaffen für unmöglich erkannt habe.

Die Bewohner von Witu werden sämmtlich vom Sultan zum Waffendienst nach Belieben herangezogen, d. h. sie werden im Bedürfnißfalle mit Gewehren, welche der Sultan in ziemlich bedeutender Zahl (mehrere Hundert Stück verschiedener Art) besitzt, ausgerüstet und nach Belieben verwandt; wie wir später sehen werden, leisten auch die Galla zum großen Theil dem Sultan Achmed Heeresfolge und großentheils ebenso die Waboni. In dem Lande der deutschen Witu-Gesellschaft hingegen hat diese selbst mit der Anwerbung arabischer Soldaten, wie sie der Sultan von Zansibar hat, begonnen.

Wie schon erwähnt, sind die Suaheli, obgleich sie in mancher Beziehung aufgeklärt erscheinen, im großen und ganzen eifrige Mohammedaner. Dies spricht sich auch in der Art und Weise aus, wie sie andere nichtmohammedanische Völkerschaften beurtheilen, z. B. sogar die ihnen freundschaftlich gesinnten und nahe stehenden Galla und Waboni auf der einen Seite, auf der anderen aber die zwar mohammedanischen, aber hinterlistigen und räuberischen Sanali, die den Suaheli schon viel Schaden zugefügt haben. Als ich mich einst bei einigen Suaheli über einzelne auf die Galla und Waboni bezügliche Details erkundigte, gaben sie mir ungefähr folgendes zur Antwort: Die Galla und Waboni

haben keine Ueberlieferung und kein Buch (Koran), sie kennen unseren Gott und den Propheten nicht; solche Leute verdienen als Sklaven aufgegriffen und auf unsere Felder geschleppt zu werden, um für uns Sklavenarbeit zu verrichten; da sind die Somali immer noch besser, die haben doch Verstand und besitzen das Buch, das sie lesen können, und glauben an Allah und den Propheten! — Jedoch nicht alle sind so fanatisch; der Fanatismus muß jedenfalls erst künstlich bei den Negern von orthodoxen Scherifen und Malim's (Schulmeistern) entfesselt werden, ehe er solche Form annimmt. Dann richtet er sich aber natürlicherweise auch gegen die Christen mit, obgleich man selten Aeußerungen dieserhalb hört. Fest steht — wie mir einzelne gebildete Neger, bei denen ich mich erkundigte, sagten — daß auch die mohammedanische Sekte der Ostküste, zu welcher die Suaheli gehören, in etwa sechs Jahren, wo nach ihrer Lehre der Wind nur noch aus dem Südwesten kommen wird, und wo die europäischen Schießwaffen ihren Dienst versagen werden, einen Mahdi, Namens Mohammed ben Abdulmutalim (wie man ihn nannte) erwartet, unter dessen Führung sie die in Afrika anwesenden Europäer, die Gallas und sämmtliche heidnischen Stämme entweder überwältigen oder zum Islam bekehren, und mit dem sie dann, den Südwest benutzend, nach Europa segeln und dies Land überfluthen und mit Hülfe der Türkei dem Islam gewinnen werden.

Ein großer Prozentsatz glaubt an dieses Märchen, die meisten jedoch ohne die Andersgläubigen wirklich deßhalb mit ihrem Hasse zu verfolgen. — Im übrigen giebt es an der Ostküste drei Sorten von Mohammedanern: die Araber und Suaheli, die Hindus, und die fanatischten endlich, von denen nachher noch die Rede sein soll — die Somali.

Die meisten Gebräuche der Suaheli sind daher auch übereinstimmend mit den Vorschriften des Islam, nur daß im Inneren noch mancher Aberglaube und manche heidnische Beimischung hinzutritt, und daß sich so bisweilen spezifische Eigenthümlichkeiten herausbilden. Die Ceremonien bei der Geburt, der Beschneidung und der Trauer sowie dem Begräbnisse, sind in Witu die gleichen wie in Zansibar. Nach dem Tode werden die vornehmsten in möglichster Nähe der Moschee begraben; um Ungläubige (Sklaven) kümmert man sich gar nicht, sondern überläßt es ihren Genossen, für die Bestattung zu sorgen. Die Hochzeitsfeierlichkeiten beginnen, nachdem die Ceremonien in der Moschee beendet sind, mit dem üblichen Schmaus, worauf dann, nachdem alle, auch die Armen, reichlich gegessen haben, die Fest- und Waffentänze folgen; hierbei wird die Frau dem Ehemanne übergeben.

Die Frauen der wohlhabenderen Suaheli haben keine Beschäftigung, während ärmere die Wirthschaft und die Küche besorgen müssen, und Sklavinnen besonders zum Wasserholen, Holztragen und der Arbeit auf den Feldern verwandt werden. Was die Sittlichkeit des weiblichen Geschlechts anlangt, so ist dieselbe zwar nicht zu rühmen, es giebt auch in den meisten Plätzen eine Anzahl öffentlicher Mädchen, immerhin aber ist sie noch hervorragend zu nennen im Vergleich zu der der männlichen Personen, bei denen Unnatürlichkeiten der widerwärtigsten Art nicht zu den Seltenheiten gehören. Es ist dies vor allen Dingen auf den Einfluß der Araber zurückzuführen, die mit den guten Lehren des Islam auch die mit der Zeit bei einem entnervten Geschlechte aufgekommenen Laster den Küstenbewohnern aufoktroyirten. (Fortsetzung folgt.)

Dieulafoy's Ausgrabungen in Susa.

Nach dem Französischen der Madame Jane Dieulafoy.

(Mit fünf Abbildungen.)

VII [1]).

Die Fortsetzung der Ausgrabungen auf der Stätte des alten Susa drohte dem Dieulafoy'schen Ehepaare unmöglich gemacht zu werden, da man in Arabistan des festen Glaubens lebte, daß die Fremden schuld seien an der in Disful eingetretenen Teuerung, an den täglich drohenden schwarzen Wolken und sündfluthartigen Regengüssen, an allerlei Krankheiten, kurz an allem Unheil, das in den letzten Jahren über das Land gekommen und das, allerlei schlimmen Anzeichen zufolge, noch bevorstehe, weil man die frommen Schläfer der Vorzeit in ihrem tausendjährigen Schlummer gestört und den Schoß der Erde seiner Talismane beraubt habe.

Trotzdem, und ohne die Gewährung eines sicheren Schutzes seitens der iranischen Regierung, machten sie sich im Oktober des Jahres 1886 wieder nach Persien auf und erreichten nach einem kurzen Aufenthalte in Maskat im November glücklich Buschir und Basra, und von dem letzteren Orte gingen sie den Tigris hinauf nach Amarah. Hier wurde die Expedition diesmal mit Freuden begrüßt, und ebenso machte es wenig Schwierigkeiten, Maulthiere für den Transport der Ausrüstungsgegenstände zu finden. Eine Karawane aus Disful zeigte sich bei der Aussicht auf gute Belohnung überaus dienstfertig. Um sich vor Ueberfällen auf dem von unbändigen Räubernomaden belagerten Wege zu sichern, galt es nur noch M'sban, den Scheikh der Beni-Laam, zum Freunde zu gewinnen.

Im letzten Frühjahr war ein von Amarah nach Susa gesandter Courier von den Beni-Laam ergriffen, mißhandelt und seiner Depeschen beraubt worden, und die Reisenden, die seit sechs Monaten ohne jede Nachricht aus der Heimath gewesen waren, hatten das ihnen dann von einem Reiter überbrachte Briefbündel, welches sein Bruder „gefunden“, nur gegen eine ansehnliche Belohnung ausgeliefert erhalten.

So bat man M'sban um einen Geleitsbrief, damit Aehnliches sich nicht wiederhole. Nach einigem Zögern schrieb er Folgendes nieder:

„Aufgepaßt, ich sage es euch einmal, ich sage es euch zweimal, daß Niemand es wage, die Besitzer dieses Geleitsbriefes auch nur zu berühren, oder die an diese Franzosen gerichteten Briefe an sich zu nehmen.“

Als Dieulafoy diesen Geleitsbrief in den Händen hatte, folgten die Reisenden Lazem, dem Sohne des Scheichs, welcher von seinem Vater beauftragt worden war, ihnen

[1]) Vgl. „Globus“, Bd. 52, S. 289 ff. und Tour du Monde 1888, Nr. 1411 ff.

das Geleit zu geben. Beim Anblick der Fremden stürzten Männer, Weiber und Kinder mit wüstem Geschrei aus ihren Zelten herbei. Mit besonderer Beharrlichkeit sah sich Madame Dieulafoy vom jüngsten, etwa sieben Jahre alten Sohne M'sban's verfolgt. Dieser hatte struppiges Haar, trug am Halse eine silberne, reich mit farbigen Steinen verzierte Kette und im linken Ohr eine große, schwere 8 als Schmuck. — Madame Dieulafoy, die an den tollen Sprüngen des Jungen Vergnügen fand, entdeckte plötzlich zwischen Hemd und Brust des Kleinen ihr feines Taschentuch, worauf sie rasch danach griff und, wie sehr die Hand des Knaben auch den Raub zu vertheidigen suchte, so erwies sich doch die der rechtmäßigen Eigenthümerin stärker. Rasch entfloh nun die ganze lästige Begleitung, und mit ihnen waren zahlreiche Taschentücher, Messer, sowie auch einiges Kleingeld der Reisenden verschwunden.

Es begann bereits zu dunkeln, und man begab sich zurück in das Zelt des M'sban, wo auf einigen noch glimmenden Kohlen knorriges Astwerk zum Anzünden bereit lag. Rasch war eine helle Flamme entfacht, bei deren Licht die Gesichtszüge der rings umher lagernden Araber scharf hervortraten. Dumpfes Schweigen herrschte, ein böses Omen für die Gäste. Zuerst erschien der Pilau für die Christen, dann erst der Reisberg für die Muselmänner, in dessen Tiefe M'sban sogleich seine Hand versenkte, um einige Hammelkeulstücke ans Tageslicht zu fördern, worauf er sorgfältig das Fleisch von den Knochen ablöste, um diese dann seinen Untergebenen zuzuwerfen, welche sie wie Hunde auffingen. Als der Scheikh gesättigt war, überließ er das Reisgericht der Gefräßigkeit seiner Untergebenen, und nachdem ein Kübel mit Wasser zur Reinigung der Hände und des Mundes herumgereicht worden war, gab M'sban, indem er aufstand, das Zeichen zum allgemeinen Aufbruch, worauf die Araber sich in die Zelte der Frauen verfügten.



Arabischer Fischer.

Nach ungestört verbrachter Nacht nahm man vom Scheikh der Beni-Laam Abschied.

Am 1. Dezember kamen die sehnlich erwarteten Depeschen vom Dr. Tholazan und De Balloy an, mit der günstigen Meldung, daß die Wege nach Susa frei seien, worauf die Diener Mohammed, Abdallah und Reza sofort durch Madame Dieulafoy von dem auf den nächsten Tag festgesetzten Aufbruch unterrichtet wurden. Diese waren gerade bei dem in Persien so beliebten, höchst einfachen Fliegenspiel, das weder körperliche, noch geistige Anstrengung erfordert. Nachdem die Spieler auf einem Teppich einander gegenüber sich niedergelassen, wirft jeder einen Kran vor sich hin. Bald kommen erst vereinzelt, dann in mehr oder weniger zahlreicher Gesellschaft summend und surrend Fliegen herbei, und es gilt nun die lästigen Stiche derselben ruhig zu ertragen; denn Abwehr hieße dem Gegner in die Hände arbeiten, da das ganze Spiel darauf hinausläuft, abzuwarten, auf welchem der Geldstücke eine Fliege sich niederläßt. Oft wird die List beobachtet, die Kraus heimlich mit Honig oder Fett zu bestreichen.

Am 3. Dezember waren die Reisenden, von Attar geführt, unterwegs und fuhren in sechs Belem den Mahmudieh-Kanal hinab. Nach vierstündiger Fahrt hielten die Barken gegenüber den Dattelpalmen von Saf-Saf. Da ihre eigenen Zelte am Danielsgrabe zurückgeblieben waren, so mußten die Reisenden sich mit der Hälfte des Zeltes der Maulеseltreiber begnügen, welches man von diesen gemiethet hatte. Vier Stücke eines aus Ziegenhaaren hergestellten Stoffes dienten als Dach, und die Scheidewand zwischen dem Schlafraum der Christen und demjenigen der Mohammedaner bildete das zusammengestellte Gepäck.

Um Mitternacht brach ein gewaltiger, sturmgepeitschter Regen los, worauf Regen und Nebel während der nächsten 24 Stunden sich beständig ablösten. — Herr Babin hatte einen heftigen Fieberanfall. Der Kranke erregte das Mitleid einer schönen Araberin, welche aus einem benachbarten Lager gekommen war, um den Mauleseltreibern Butter zum Verkauf anzubieten. Sie äußerte ihr Mitgefühl dadurch, daß sie sich Nase und beide Ohren mit der Schale einer von dem Kranken verzehrten Apfelsine vollstopfte, worauf sie stolz in ihr Lager zurückkehrte.

Bald darauf erschienen halbnackte Büffeltreiber, und einer derselben (S. Abbildung 1), wie Poseidon mit einem Dreizack bewaffnet, bot einen großen Fisch zum Verkauf an, den er im frischen Wasser des Kanals gestochen hatte. Am Abend kamen Reiter, um den Lastviehbestand der Karavane zu zählen und den Tribut einzuholen, welchen jede



Zeltlager des Scheichs Mentschet.

unter dem Schutz des Scheikhs der Beni-Laam reisende Karawane zu zahlen verpflichtet ist.

Man hatte am 3. Dezember das Lager von Saf-Saf nur mit der Hälfte des Gepäcks verlassen können, da Attar nicht das ganze Vieh zusammenzutreiben vermocht hatte. Bis gegen 2 Uhr führte der Weg nur durch wüste Steppe; dann gelangte der Zug zum ausgetrockneten Hor, der mit dichtem Gestrüpp bedeckt war. Nur langsam vermochte man vorwärts zu dringen, da bei dem vom Regen schlüpfrigen Boden die Maulthiere oft ausglitten, wobei das schwere Gepäck zuweilen herabfiel und Menschen und Thiere verletzte. Dazu verfinsterten schwarze Gewitterwolken die Luft, und dicht über der Erde schwirrten unzählige Insekten.

Endlich gelangte die Karawane zu einer Lichtung, woselbst sie einige armselige Nomadenzelte vorfand. Neben diesen wurde gelagert, um den nahenden Orkan erst vorübergehen zu lassen. Aehnlich wie in Saf-Saf wurde rasch ein schützendes Dach aufgeschlagen und das kleinere Gepäck so aufgestellt, daß es als Abwehr für Regen und Sturm dienen konnte.

Gegen Abend erschien Attar mit der anderen Hälfte der Karawane.

Am nächsten Morgen, dem 6. Dezember, hatte der Gewitterregen aufgehört, die Luft war lind und mit Wohlgerüchen erfüllt; stückweise war sogar durch das dünne Gewölk der Himmel zu schauen, und nur leise wurde das Schilfrohr von einem sanften Winde bewegt. Nach 9 Uhr wurde aufgebrochen, indem die Hälfte des Gepäckes unter Attar's Schutz zurückblieb.

Als am 10. Dezember die Karawane den Hor verlassen hatte, passirte sie eine wellenförmige Ebene. Vier Stunden später erreichte sie ein großes, unter dem Schutze des Scheikhs Menschet stehendes Lager der Beni-Laam.



Arabische Gefangene.

Da Menschet wenig zu trauen war, so wurde das Zelt hier nicht aufgeschlagen, doch rieth Attar's Sohn, Vater, nicht davon ab, „den Räuber, Dieb und Mörder“ Menschet in seinem Zelte aufzusuchen, da der Scheikh kaum wagen dürfte, das Gesetz der Gastfreundschaft zu verletzen.

Menschet's stechende Augen, seine gebogene Nase, überhaupt seine einem Raubvogel gleichenden Züge hatten wenig Vertrauen Erweckendes, doch wurden die Reisenden zunächst ganz gut empfangen. Nachdem der Scheikh den eben frisch gerösteten Kaffee für die Gäste eigenhändig bereitet hatte, suchte er seine Neugier durch folgende Fragen zu befriedigen:

„Woher kommst Du? Wohin gehst Du? Welcher Religion gehörst Du an? Wie viel Kinder hast Du? Wie viel Frauen hast Du? Lebst Du in Deiner Heimath unter einem Zelte? Hast Du vorher auch schon Pferde und Hammel gesehen? Sind in Deiner Heimath die Büffel eben so schön wie in Arabien? Was enthalten diese großen Kisten? Warum sind sie so schwer?“

Sie sind ganz mit Kugeln gefüllt.

Menschet's Neugier schien befriedigt zu sein, und Dieulafoy bat ihn jetzt um die Ermächtigung, den Stamm zu besuchen. Während Jean-Marie als Wache bei dem Gepäck zurückblieb, verließ Dieulafoy mit seiner Gattin, nachdem sie sich mit ihren Flinten bewaffnet, das Zelt und betraten die breite Straße, an deren beiden Seiten mehr als 100 Zelte aufgeschlagen waren (S. Abbildung 2). Nachlässig lagerten, in schöne braune Aba (Mäntel) gehüllt, Männer, Weiber und Kinder umher, auf grauen, mit grellfarbigen Franzen versehenen Teppichen. Hier wurde ein junger Büffel geschlachtet, dort häutete man mehrere fette Hammel ab. In keinem der Zelte fehlte auf dem Feuer der Topf mit dem unvermeidlichen Pilau. Obgleich dieser Räuberstamm weder ein Korn Reis säet, noch eine Aehre Korn erntet, so lebt er doch in einem Ueberfluß, welchen arbeitsamere Nomaden nicht kennen.

Am späten Abend betraten die Reisenden zu gleicher Zeit das Scheikhzelt mit zwei gefesselten Männern (S. Ab-

bildung 3). Menschet gab den Gefangenen ein Zeichen, sich ans Feuer zu setzen, und Dieulafoy erhielt auf seine Anfrage den Bescheid, daß er auf Befehl des Gouverneurs von Disful die Sträflinge auf zwei Monate habe fesseln lassen, da diese drei persische Pilger getödtet hatten. Auf Dieulafoy's Hinweis, daß diese Strafe den Satzungen des Korans nicht entspreche, entgegnete der Scheikh, die Pilger seien nur getödtet worden, weil sie sich vertheidigt hätten, außerdem nütze es ihm nichts, so arme Leute wie die Gefesselten hinrichten zu lassen.

Nach dem Essen sprach Menschet gegen seine Gäste die Befürchtung eines nächtlichen Ueberfalles aus und bat sie daher, ihm ihre Gewehre zu leihen. — Lachend wurde dieses Ansinnen zurückgewiesen, und um dem Scheikh zu zeigen, wie wenig Glauben man seinen Befürchtungen schenkte, wurde beim Scheine zweier Lichter Domino gespielt.

Gegen 1 Uhr Nachts wurde das Zelt rasch aufgerissen, ohne daß jedoch die Hunde angeschlagen hätten, drei Schüsse ertönten dicht hinter der Zeltwand, worauf mit bestürztem Gesicht Menschet hereinkam mit dem Ausrufe: „Die Räuber sind da, leiht mir Eure Flinten, kommt mir zu Hilfe und helft die Fliehenden verfolgen!"

Als die Reisenden jedoch in diese Falle nicht gingen und sich auf das entschiedenste weigerten, vor Tagesanbruch das Zelt zu verlassen, zog Menschet sich wuthschäumend zurück.

Der Rest der Nacht verging in ungestörter Ruhe.

Am Morgen kam Attar an. Leider erwies sich, daß der im Verhältniß zum Gepäck geringe Viehbestand wieder abgenommen hatte, da ein Kameel, das ein Bein gebrochen hatte, im Stiche gelassen werden mußte; auch war ein Maulthier unbrauchbar geworden.

Sofort erbot sich der Scheikh zum Leihen von Lastthieren und schlug seinen Sohn zum Führer vor.

Den ersten Vorschlag nahm Dieulafoy an, ließ sich auf Führerschaft jedoch nicht ein, da er den Weg nach Susa genau kannte. Aber Menschet ließ sich nicht abweisen, und so bot Dieulafoy ihm fünf Kran Führerlohn an. Da der Scheikh damit nicht zufrieden war und zu feilschen begann, zeigte ihm Dieulafoy seinen Geleitsbrief, worauf der liebenswürdige Gastfreund sich verblüfft zurückzog.

Zehn Minuten später erschien Mohammed mit der Meldung, daß, während er geschlafen, ein Sack Reis, der Inhalt einer Theebüchse, die statt dessen mit Asche gefüllt worden war, ein Hammel und zwei Hühner gestohlen worden waren, welcher Verlust sich als unersetzlich erwies, da der Scheikh das strenge Verbot ergehen lassen hatte, den Fremden nicht irgend etwas zu verkaufen. So sahen diese sich genöthigt, mit Datteln, welche die Diebe zurückgelassen und mit regendurchnäßtem Brot fürlieb zu nehmen.

Um die Mittagszeit erschien ein Scheikh aus der Nachbarschaft, der ein etwas mehr Vertrauen erweckendes Aeußeres hatte. „Sind die Franzosen noch bei Dir?" fragte er Menschet, worauf sie mit einander flüsterten und das Zelt verließen, um sich besser aussprechen zu können. Im selben Augenblicke ertönte Freudengeschrei, und es erschienen ein alter Mollah und einige zerlumpte Perser auf Mauleseln. Beim Anblick der Reisenden riefen sie aus:

„Die Franzosen sind da, wir wollen uns unter ihren Schutz stellen und die Reise gemeinsam machen!"

Die Muselmänner kamen aus Kerbela, wo sie am Grabe Mohammed's gebetet hatten, und wo sie von der Habgier der Mollahs ausgesogen worden waren. Dieulafoy miethete die Maulesel der Pilger zum Tragen des Gepäckes, und am nächsten Morgen wurde die Reise gemeinsam angetreten.

Als Dieulafoy beim Aufbruche dem Menschet Vorwürfe darüber machte, daß unter seinem Zelt ihnen so viel gestohlen worden war, entgegnete dieser: „Beim Namen Allah's schwöre ich, daß ich Euch nichts gestohlen habe. Alle Männer meines Stammes sind ehrlich, sie erwerben ihr Eigenthum mit der Waffe in der Hand. Sollte Euch Etwas fehlen, so haben es Euch meine Weiber und Kinder gestohlen. Lohnt es sich der Mühe, so untergeordneten, gewissenlosen Wesen etwas vorzuwerfen?"



Tscharwadar.

Ein dichter Nebel bedeckte die Ebene. Bald gelangte die Karawane in einen lichten Tamarindenwald. Es zeigte sich ein Fluß, der mit Mühe durchwatet wurde. Als letzter stieg Fellahyee — der ihnen von Menschet aufgedrungene Führer — ans Ufer. Er machte der Schule seines Vaters Ehre, indem er den Maulthiertreibern beim Frühstücken die besten Bissen wegstahl. Gegen zwei Uhr setzte die Karawane sich wieder in Bewegung. Die Sonne hatte die Nebel siegreich durchbrochen, und heiter war die Stimmung der Reisenden. Der alte Mollah hatte einen Gesang angestimmt, in welchem fromme Erinnerungen mit sehr irdischen Hoffnungen vereint waren. — Vom Fluß an erstreckte sich ein jeder Vegetation bares ödes Flachland in grellstem Gelb. Da erschienen plötzlich am Horizonte schwarze, bewegliche Punkte. Fellahyee rief aus: „Dochmanha" (Feinde)! Die Treiber hielten sofort. Unglaublich schnell wurden die Thiere dicht zusammengetrieben; denn Raschheit giebt bei den Männern von Disful den Ausschlag, nicht die Waffe.

Rasch wurden sämmtliche Karabiner und Revolver geladen und zum Zielen angelegt. Da rief Fellahyee erregt aus: „Bei Allah, schießt nicht, es sind Freunde!" Darauf sprengte er dem Führer der Bande entgegen, küßte ihn wiederholt und überzeugte ihn offenbar von dem zweifelhaften Erfolge eines Angriffes. Während sie aber friedlich

nahten und sich mit Dieulafoy höflich unterhielten, zeigte sich in der Ferne eine neue Schaar Araber. „Du hast zu viele Freunde in dieser Ebene“, rief Dieulafoy Fellahyee zu. „Halte diese, wenn Dir ihr Leben lieb ist, in gehöriger Entfernung!“ — Als die Karawane wieder gesichert schien, ging die Reise weiter. — Dieulafoy schlug Fellahyee vor, sich seinen Freunden anzuschließen, um wieder zu seinem Stamme zurückzukehren. „O nein, ich werde auf der ganzen Reise Euer Führer bleiben!“

Bei Sonnenuntergang zeigten die Treiber auf große weiße Punkte hin, die sich auf einer grünen Wiese zu bewegen schienen. Es waren flüchtige Gazellen. Längs der Wiese rieselte ein Bach. Hier wurde Rast gehalten.

Am nächsten Tage kam die Karawane am Doßelladsch vorüber, durchschritt eine abschüssige, kieselreiche Hügellandschaft und gelangte endlich in das Becken der Kerkha. — Bald war der Tumulus von Susa und die weiße Spitze vom Danielsgrab in Sicht; die Hoffnung jedoch, Susa noch am Abend zu erreichen, erwies sich als trügerisch, weil es unmöglich war, über die durch Gewitterregen angeschwollenen Flüsse zu gelangen.

Fellahyee benutzte den Aufenthalt, um die mitreisenden Pilger zu berauben und schien eben im Begriff zu sein, den alten Mollah zu erdrosseln, als Dieulafoy durch das Geschrei des Furchtsamen herbeigerufen, Fellahyee nöthigte, von seinem räuberischen Vorhaben abzustehen. Als er dann auch die Hoffnung, schließlich wenigstens noch einen erhöhten Führerlohn zu erbetteln, vereitelt sah, schied er mit der Drohung, daß er von sich hören lassen würde!



Susa.

Seit zwei Tagen waren die Reisenden ganz ohne Reis. Zum Glück hatte Mahmud noch etwas Mehl, das, mit Wasser angerührt, über glühender Asche gebacken wurde. Die Nacht über hielten sie abwechselnd Wache. Als Dieulafoy im Gebüsche ein verdächtiges Geräusch vernahm, gab er nach der entsprechenden Richtung sechs Revolverschüsse ab, worauf alles ruhig blieb.

Am Morgen des 11. Dezember wurde der „Kelek“ fertig gestellt. Nachdem die Schläuche gefüllt waren, wurde er in Bewegung gesetzt und nach der Sandbank gelenkt, auf welche man bei Tagesanbruch das Gepäck getragen hatte. Zwei Koffer, welche die Schätze der Reisenden zur Hälfte enthielten, wurden aufgeladen und Madame Dieulafoy fuhr mit denselben über den Strom. Die Bootsleute trugen die Koffer ans Land und sodann das Fahrzeug selbst so weit am Ufer hinauf, als es die Strömung nöthig machte, um an die richtige gegenüberliegende Stelle zu gelangen.

Inzwischen sah Madame Dieulafoy sich allein bei dem werthvollen Gepäck; ein 300 m breiter Fluß trennte sie von ihrem Gatten und dessen Begleitern. Da brachen plötzlich aus dem Sumpfdickicht acht mit langen Spießen bewaffnete Araber hervor. Als sie nach dem ersten Schreck ihre Geistesgegenwart wiedererlangt hatte, schrie sie ihnen mit möglichst männlicher Stimme entgegen: „Ich habe noch 14 Kugeln zu Eurer Verfügung, holt noch sechs Eurer Freunde herbei!“ Eingeschüchtert durch den auf sie gerichteten Revolverlauf machten sie Halt. Nach 30 bangen Minuten erschienen Dieulafoy und Jean-Marie, und so war die Gefahr glücklich überstanden.

Eine Stunde vor Sonnenuntergang setzte sich der Zug wieder in Bewegung; aber die Tscharwadare (S. Abbild. 4) hatten oft viele Mühe, die auf dem schlammigen, unebenen Wege fortwährend ausgleitenden Maulesel vorwärts zu bringen. Gegen zehn Uhr gelangte man an den Schawur, welcher in Folge der Winterregen ebenfalls angeschwollen war. Es war aber unmöglich, in der Dunkelheit eine Furt zu entdecken, so daß man gezwungen war, erst den Morgen abzuwarten.

Am 12. Dezember erfolgte dann der Uebergang über den Schawur ohne weiteren Zwischenfall. Büffeltreiber, welche die Reisenden umringten, hatten jedoch einen Koffer mit Jean-Marie's Werkzeugen gestohlen, den sie indessen sofort wieder aus dem Schilfrohr herbeiholten, als man ihnen mit dem Tödten zweier Büffel drohte.

Sobald die Rückkehr der Reisenden in der Gegend bekannt wurde, kamen ihre besten Arbeiter rasch herbeigelaufen, schrien vor Freude und küßten die Kleider ihrer Arbeitgeber. Die Hirten vom Danielsgrabe brachten die unter dem Schutze des Motavelli zurückgelassenen Zelte, schlugen sie rasch auf, und die ermüdeten Reisenden überließen sich der schwer verdienten Ruhe.

Am 15. Dezember begannen sodann die Arbeiten an der alten Citadelle von Kudurlagamer, jener Festung, welche nach der Meinung des Aristagoras ihrem Besitzer eine dem Jupiter gleiche Macht lieh, und die noch zur Zeit Alexanders für uneinnehmbar galt, wenn sie nicht durch Flucht des Königs oder durch Verrath in die Hand des Feindes fiel.

Nach zweimonatlichen Ausgrabungen hatten 50 Arbeiter in den beiden Gräben I und J, von denen der eine quer über zum Zugange der eigentlichen Festung, der andere von einer ziemlich in der Mitte sich befindenden Vertiefung gezogen worden war, nur einige Bruchstücke von steinernen Stieren gefunden, welche denjenigen im Apadâna des Artaxerxes glichen, doch von kleinerem Maßstabe waren; ferner die Gewandung einer spät-griechischen Statue; einige Ziegel aus gebranntem Lehm mit archäischer Keilschrift; und einige mächtige, durch runde Thürme befestigte Grundmauern.

Bei den Ausgrabungen im Tumulus Nr. 2, östlich von der Citadelle, stieß man eines Tages auf sehr dicke, rohe Lehmmauern, welche aus regelmäßig gesetzten Ziegeln bestanden. Diese Mauern waren von senkrechten Schächten und Grabhöhlen durchlöchert, worin sich viele, theils liegende, theils stehende, durch harten Thonmörtel mit einander verbundene Urnen befanden, deren spitze Basis fest und tief in das Mauerwerk eingelassen war. Als eine dieser Einfassungen zertrümmert wurde, sah man auf der Schmalseite großer Ziegel die Bruchstücke einer menschlichen Figur. Die zu Staub gewordenen Gebeine vermischten sich mit der Erde; andere Urnen, deren Mündungen mit einer Steinkugel versehen waren, enthielten wohlerhaltene Skelette.

Die Lage dieser Todtenstätten, sowie auch das öftere Vorfinden von arsakischem Kleingeld, welches wohl für einen asiatischen Charon bestimmt war, bewiesen unzweifelhaft, daß zur Zeit der Parther die Stadt schon unter ihren eigenen Trümmern begraben lag, da die Bewohner sie als Leichenstätte benutzten.

Nachdem man zum Theil die erste Befestigungslinie bloß gelegt hatte und auf der anderen Seite des Außenwerkes auf ähnliche Mauern gestoßen war, fand man noch ein sorgfältig gelegtes Fliesenpflaster. Die unerträgliche Hitze, welche die Reisenden aus Susa forttrieb, verhinderte sie, das Endergebniß der Ausgrabungen abzuwarten.

Eine zweite Ausgrabung F war in der Längsseite des Tumulus vorgenommen worden. Dieser Graben war dazu bestimmt, den muthmaßlichen Weg, welcher den äußersten Vorsprung des Festungswerkes mit der Oeffnung der Höhle verband, zu durchschneiden. Man stieß dabei auf ein fast viereckiges Becken, das auf einen großen Hof schließen ließ.

Jenseits von dieser Senkung und etwas östlich von der Axe des Tumulus, fanden die Ausgrabungen H statt. Auch hier stieß man überall auf sehr tiefe und ungeheuer große Mauern aus Lehmziegeln, die oft von Schächten durchbrochen waren und als Todtenstätten dienten. Auch hier war das Ergebniß der Ausgrabung ein nur geringes; einige wunderschöne emaillirte Ziegel, hübsches Thongeschirr, ein kleiner Elfenbeinknopf, einige Trinkgefäße aus nummulitischem Kalk, Zauberformeln in hebräischen Schriftzügen, Cylinder, Eimer, Waffen, Glasfiolen, parthisches Geld, das war Alles.

Was den achämenidischen Tumulus anlangt, so fand man die Fliesenpflasterung des vor dem Thronsaale sich befindlichen Hofes mit 3 bis 4 m Erde bedeckt. Hier war die Ausbeute eine reiche. Dieulafoy verfolgte bei den Ausgrabungen hauptsächlich das Ziel, die großen Linien einer alten Architektur — große Baudenkmäler — bloß zu legen, da diese die vollkommensten Aeußerungen der geistigen und wirthschaftlichen Entwickelung eines Volkes sind.

Die langen, mitten durch den rechtwinkligen Tumulus gezogenen tiefen Gräben L und F mußten aus Zeitmangel liegen gelassen werden.

Die im vorigen Jahre gemachte Entdeckung von Ziegellagern, welche im hohen Grase versteckt lagen, in diesem Sommer jedoch durch die Gluthstrahlen der Sonne zu Tage getreten waren, erweckten die Baulust Dieulafoy's in hohem Grade.

Was die Ausgrabungen im achämenidischen Tumulus anlangte, so beabsichtigte Dieulafoy:

1. die Ring- und Befestigungsmauern wieder herstellen zu lassen;

2. den Palast des Artaxerxes bloß zu legen;

3. nach dem Standorte der großen Treppe zu forschen, deren Absatz man in einer von den Sassaniden wieder hergestellten Mauer begegnet war;

4. die noch nicht beendete Ausgrabung am Fundorte der emaillirten Löwen zum Abschluß zu bringen.

Am 18. Dezember wurde, wie schon seit mehreren Tagen, fleißig gesät und gebaut.

Usta Hassan schwang die Maurerkelle und verschmierte einige Löcher, die von den habgierigen, nach dem muthmaßlichen Schatze der Franzosen Verlangen tragenden Arabern in das Mauerwerk geschlagen worden waren. Er theilte die Wohnung (S. Abbild. 5) und gewann zwei Stuben, ein Eßzimmer und einen Lagerraum zum nächtlichen Verschlusse der Werthsachen.

Die Mythologie der nordwest-amerikanischen Küstenvölker.

Von Dr. F. Boas in New York.

VI.

Während die bisher besprochenen Sagen von überirdischen Wesen und den Gestirnen handelten, sollen in dem folgenden Abschnitte eine Reihe von Ahnensagen gegeben werden. Dieselben spielen eine ungemein wichtige Rolle im Leben dieser Stämme. Bekanntlich sind dieselben durchweg in Geschlechter getheilt, welche bei den nördlichen Stämmen je ein Thier als Wappen führen. Diese Geschlechter sind wieder in Unterabtheilungen getheilt, die ihre Abstammung von einem sagenhaften Ahnen ableiten, der große Abenteuer bestanden hat. Die meisten Schnitzereien von Nordwestamerika stellen derartige Sagen dar. Bei den großen Festen, welche häufig gefeiert werden, machen die Häuptlinge die Abenteuer dieser Ahnen zum Gegenstande ihrer Reden. Die Sagen tragen im ganzen Gebiete einen sehr gleichförmigen Charakter. Interessant ist es, zu beobachten, daß die mannigfachen Sitten und Gebräuche der einzelnen Stämme und Geschlechter auf die Erlebnisse eines solchen sagenhaften Ahnen zurückgeführt werden.

Ich lasse zunächst eine Sage der Tsimpschian folgen:

Tsumšáisk.

Tsumšáisk fuhr einst mit seinen drei Schwägern aus, Seehunde zu jagen. Obwohl sie viele sahen, gelang es ihnen nicht, dieselben zu erlegen. Drei Tage lang blieben sie aus, ohne etwas zu fangen. Am Abend des dritten Tages wurden sie sehr müde, und Tsumšáisk beschloß Anker zu werfen und die Nacht über zu ruhen. Sie befanden sich gerade am Fuße eines steilen Berges. Zuerst banden sie einen schweren Stein an ein Seil aus Cedernzweigen, warfen denselben als Anker aus, und legten sich nieder schlafen. Gerade an dieser Stelle lebte aber Nugulăkš (ein Walfisch) am Grunde des Meeres. Der Stein fiel auf das Dach seines Hauses und weckte ihn aus seiner Ruhe. Da sagte er zu seinem Sklaven, dem Hai (Nótak): „Stehe auf und siehe, was dieses Geräusch verursacht.“ Der Sklave gehorchte. Er tauchte auf und sah das Boot, dessen Anker gerade auf dem Dache des Hauses lag. Er kehrte zu seinem Hause zurück und berichtete, was er gesehen hatte. Nugulăkš schickte ihn zurück und trug ihm auf, den vier Männern zu befehlen, den Anker fortzunehmen. Der Sklave gehorchte. Er schwamm zum Boot und klopfte an dasselbe. Die Männer erwachten von dem Geräusch und Tsumšáisk frug den im Buge des Bootes sitzenden Mann: „Was verursacht dieses Geräusch?“ Derselbe blickte in das Wasser und sah den Fisch, der beständig gegen das Boot schlug. Er sagte: „Es ist ein Haifisch.“ Tsumšáisk versetzte: „So fang ihn und wirf ihn weit fort.“ Sein Schwager that also und der Fisch schwamm zu seinem Hause zurück. Er sprach: „Tsumšáisk hat mich nicht verstanden. Sie haben mich hart angefaßt und weit fortgeworfen.“ Nugulăkš sandte ihn nun nochmals hinauf und wieder klopfte er an das Boot, um sich verständlich zu machen. Da wurde Tsumšáisk zornig und sprach zu seinem Schwager: „Nun fange den Fisch und mache ihn todt.“ Der Schwager fing ihn, riß ihm die Vorderflossen aus und warf ihn ins Meer. Da schrie er jämmerlich, eilte zu Nugulăkš und klagte: „O, Tsumšáisk hat mir die Arme ausgerissen.“ Da hieß dieser ihn sich niederlegen.

Es war nun alles stille und die vier Männer schliefen. Nugulăkš aber ging mitten in der Nacht aus, ergriff das Boot und zog es auf den Grund des Meeres herab. Links vor der Hausthür (beim Eintreten) setzte er es auf den Boden. Die vier Männer aber schliefen ruhig weiter. Der im Buge des Bootes sitzende Mann träumte morgens, es regne, denn das Wasser tropfte ihm beständig ins Auge. Er erwachte und erblickte erstaunt das fremdartige Haus. Er glaubte zu träumen und rieb sich die Augen. Als er sie aber wieder öffnete, das Haus wieder sah, die Leute sprechen und das Feuer knistern hörte, wußte er nicht, wie ihm geschehen war. Er versuchte das Boot in Schwankung zu bringen, merkte aber, daß sie festsaßen. Da weckte er Tsumšáisk und rief: „Siehe, Jemand hat uns ins Wasser heruntergezogen.“ Da erwachten alle und sahen sich erstaunt um.

Nugulăkš aber freute sich, daß die Leute bei ihm waren. Er ließ seine Sklaven (die Fische) Holz spalten und Feuer machen, und ließ das Haus reinigen. Dann schickte er einen Sklaven zu den Männern und ließ sie einladen, ins Haus zu kommen. Sie traten ein und sahen, daß das Haus viele Stufen hatte. Sie weinten vor Furcht, denn sie sahen, daß das Haus ganz mit Fischen bemalt war und viele schreckliche Wesen darin wohnten. Nugulăkš aber lud sie freundlich ein, heranzukommen und sprach zu Tsumšáisk: „Du sollst mein Bruder sein.“ Er schenkte ihm seinen Mantel, der ganz aus Seegras gearbeitet war, und lud ihn ein, zwei Tage dort zu bleiben. Tsumšáisk aber wollte ihm ein Gegengeschenk machen und bat einen seiner Schwäger, die Kiste zu holen, welche in dem Boote stand, und in der Bergziegenfett und Farbe und Feder zum Bemalen des Gesichtes lag. Diese gab er Nugulăkš, welcher sie dankbar annahm und aus dem wenigen Fette, der wenigen Farbe und der einen Feder sehr viele machte. Dann lud er alle Häuptlinge, die mit ihm unten im Meere wohnten, zu einem großen Feste ein. Ehe sie eintraten, legten dieselben ihren Tanzschmuck an und verwandelten sich in Fische. Nugulăkš schenkte jedem Bergziegenfett, Farbe und Feder und sprach dann zu Tsumšáisk: „Nun achte auf, was hier geschieht.“ Plötzlich drang das Wasser ins Haus ein, und die Fische fingen an zu tanzen. Selbst Tsumšáisk's Kahn und der Stuhl auf dem er saß, tanzte. Als der Tanz zu Ende war, verlief das Wasser wieder. Dann beschenkten Nugulăkš und all die anderen Häuptlinge Tsumšáisk und befahlen ihm, alles, was er gesehen habe, auf der Oberwelt nachzumachen. Abends setzten die vier Männer sich wieder ins Boot, und als sie fest schliefen, brachte Nugulăkš den Kahn wieder an die Oberfläche des Wassers. Früh morgens, als der Mann im Buge des Bootes erwachte, fühlte er dasselbe auf dem Wasser schaukeln. Er weckte seine Brüder und seinen Schwager und rief: „Seht, was mit uns geschehen ist.“ Sie erwachten alle. Sie sahen, daß sie wieder auf der Oberfläche des Wassers waren und fühlten, daß das Boot schaukelte. Sie blickten sich um und sahen, daß Tang und Seegras auf ihrem Körper, ihren Kleidern und auf

dem Boote festgewachsen war. Sie fuhren nach Hause zurück, aber dort erkannte sie niemand. Man hatte sie für todt betrauert, denn nicht zwei Tage, sondern zwei Jahre waren sie auf dem Grunde des Meeres gewesen.

Tsumsáisk aber baute ein großes Haus und schmückte es aus, wie das des Nuguláks. Daher gebrauchen die Nachkommen seiner Schwester noch heute den Haus- und Tanzschmuck, den er vom Grunde des Meeres heraufbrachte. So ward er der Ahne des Walgeschlechts.

Die folgende Ahnensage sammelte ich bei den Bilχula.

Tsäeaχlitl.

Tsäeaχlitl war Häuptling in Sätsq. Einst ging derselbe ins Gebirge, um den Berggeist T'óolatlitl zu sehen, welcher eine Hündin Namens Numáualaχsuts hat, die er auf den Armen umherträgt, und die für ihn Bergziegen fängt. Endlich fand Tsäeaχlitl den Geist und er wollte seine Kleider und Waffen mit ihm austauschen. Dieser aber war nicht mit dem Angebote einverstanden, sondern tauschte nur seinen Tanzstab gegen den des Häuptlings aus. Da gewann Tsäeaχlitl Macht über die Bergziegen und fing zwanzig jeden Tag. Er rief alle Leute zusammen und gab ihnen ein großes Fest. Er hatte aber so viel Fleisch, daß er zwei Häuser viermal damit füllen konnte. Dann baute er sich vier große Häuser. Sein Geschlecht lebt noch heute in Sätsq.

Bei den südlichen Stämmen, den Kwákiūtl, zeigen die Sagen der Hauptgeschlechter und der Unterabtheilungen dieser Geschlechter einen auffallenden Unterschied. Die Ahnen der Hauptgeschlechter stiegen meist in Vogelgestalt vom Himmel herab, während die Ahnen der Unterabtheilungen Menschen waren, die abenteuerliche Begegnungen mit Geistern hatten. Die folgende Sage behandelt die Abstammung eines Hauptgeschlechtes der Naqómqilis von C. Scott.

Lélaχa.

Zwei Adler und ihr Junges flogen vom Himmel hernieder nach Xúmχatē (C. Scott). Dort nahmen sie ihre Federkleider ab und wurden Menschen. Der Vater hieß Náläχōtau, die Mutter Anqālayuqoa, der Sohn Lélaχa. Sie bauten sich ein Haus in Xúmχatē und lebten daselbst. Eines Tages ging Lélaχa in seinem Boote aus, um Seehunde zu fangen, und sah einige auf einer Klippe liegen. Vorsichtig ruderte er näher und traf einen mit sicherem Wurfe der Harpune. Sogleich sprang der Seehund ins Wasser und zog das Boot weit hinaus ins Meer. Dann verwandelte er sich in einen ungeheuren Tintenfisch, welcher das Boot in die Tiefe zog und Lélaχa tödtete. Dieser aber erwachte zu neuem Leben, tauchte wieder auf und flog als Adler zum Himmel.

Da er nicht zurückkam, betrauerten ihn seine Eltern, denn sie glaubten er sei todt. Sie tödteten zwei Sklaven und bestrichen die Pfeiler des Hauses mit ihrem Blute. Zwei andere banden sie vor dem Hause fest. Da plötzlich sahen sie einen Adler von der Sonne auf ihr Haus herniederschweben, und sie erkannten ihren Sohn. Er trug eine kleine Kiste in den Klauen, welche er schüttelte. Da hörte man vielerlei Gegenstände darinnen rasseln. Und um seinen Hals hing ein Ring aus rothgefärbtem Cedernbast. Dann verwandelte er sich wieder in einen Menschen, und die Herzen seiner Eltern waren froh. Sie zündeten ein großes Feuer an, und er begann zu tanzen. Aus der Kiste nahm er viele Flöten hervor, mit denen er die Stimmen der Adler nachahmte; und er trug die große Doppelmaske Naχnakyaqumtl (die innere Maske stellte einen Mann, die äußere einen Adler vor). Nach dem Tanze bewirthete er alle Leute. Er hatte eine große Schüssel, welche einen Tintenfisch vorstellte. Diese füllte sich stets von selbst mit Fischöl, ohne daß Jemand etwas hineinschüttete. Lélaχa hatte einen Sohn, welcher den Namen Qaqālis erhielt. Er war der Stammvater des Geschlechtes Lélaχa.

Hélikilikila und Lōtlemáqa (Tlatlasiqoala).

Hélikilikila stieg vom Himmel herab zur Erde, einen Halsring aus rothgefärbtem Cedernbast tragend. Er baute sich ein Haus und zündete ein Feuer darin an. Als das Haus vollendet war, stieg eine Frau aus der Erde empor, Namens Lōtlemáqa. Er sprach zu ihr: „Du sollst hier bei mir bleiben und meine Schwester sein.“ Beide wohnten fortan an zwei entgegengesetzten Ecken des Hauses. Eines Tages forderte Hélikilikila seine Schwester auf, mit ihm ins Freie zu gehen. Dort wollte er seine Kräfte zeigen. Sie setzten sich dort auf zwei große Steine, und er hieß Lōtlemáqa, ihm einen großen Stein bringen. Hélikilikila ergriff ihn und schleuderte ihn weit fort in einen See. Der Stein aber tauchte bald wieder auf und schwamm auf dem Wasser. Am Abend desselben Tages lud er viele Leute zum Feste ein. Als alle versammelt waren, tanzte er selbst und Lōtlemáqa. Zuerst tanzte Hélikilikila, und Lōtlemáqa schlug den Takt dazu. Er trug einen kurzen Stab, den er bald in die Luft schleuderte. Da traf er zehn Leute, die alle von dem Stabe erschlagen wurden. Die Kwats'ēnoq hatten aber von Hélikilikila's Halsring gehört und wünschten denselben zu besitzen. Deshalb fuhren sie heimlich zu seinem Hause und kamen an, als jener schlief. Ein junger Mann versuchte sich ins Haus zu schleichen und den Halsring zu rauben, als er aber eben die Thüre öffnete, fiel er nieder, und eine fremde Gewalt zwang ihn, unaufhörlich um das Haus zu laufen und zu schreien. Da erhob sich Hélikilikila, trat vor die Thür und sprach: „Warum wollt ihr meinen Halsring rauben? Bittet mich doch darum, dann gebe ich ihn euch.“ Und sie baten ihn: „O, heile jenen jungen Mann, laß ihn nicht sterben. Wir sandten ihn, den Ring zu rauben.“ Da ging Hélikilikila ins Haus zurück, holte den Ring und gab ihn dem jungen Manne. Nun ward dieser gesund; sein Herz war froh, und die Kwats'ēnoq reisten nach Hause zurück. Seitdem tanzen sie den Wintertanz Tsetsáeqa, bei dem die Ringe aus rothgefärbtem Cedernbast gebraucht werden. Nun begann Lōtlemáqa zu tanzen, und Hélikilikila schlug den Takt dazu. Sie trug einen ausgestopften Minkkopf auf der Stirn, und plötzlich im Tanze rief sie: „mamamamamá!“ Da fiel Hélikilikila todt nieder. Das hatte Lōtlemáqa gethan. Aber bald erstand er auf, und nun wechselten sie die Rollen: Hélikilikila tanzte und Lōtlemáqa schlug den Takt. Da schleuderte er seinen Stab auf sie. Blut strömte sogleich aus ihrem Munde hervor, und sie fiel todt nieder. Hélikilikila aber heilte sie wieder. Dann warf er den Stock in die Luft, so hoch, daß er nicht wieder zurückkam.

Hélikilikila nahm sich eine Frau Namens Ts'óqamē (Tsaēqamē). Von dieser hatte er zwei Töchter. Naualakoáalis und Ts'óqamē. Die letztere ward die Frau von Nomóqois, Q'anikilaq's Bruder. Sie hatten einen Sohn Namens Nēmóqotsālis.

Nomaséņχilis (Tlatlasiqoala).

Nomaséņχilis stieg vom Himmel herab und baute ein Haus. Auf seinem Wappenpfahl saßen zwei Adler, die sein Haus bewachten. Er hatte drei Kinder. Das älteste war eine Tochter, welche den Namen Aikyáoeqa erhielt. Sie war blind. Dann folgte ein Sohn Namens Tlēχyálikila und endlich eine Tochter Namens Naχnaisilaóqoa.

Einst wollte Aikyáoeqa nach Yaqamális (Hope Island)

fahren, um Beeren zu sammeln. Sie fuhr mit einem ihrer Sklaven im Boote fort, und da sie lange unterwegs zu sein schienen, frug sie ihren Sklaven: „Wo sind wir? Wir sollten doch bald in Yaqamális sein?“ Da sprach dieser: „Ich weiß nicht, wo wir sind, ich sehe nicht mehr Yaqamális, und ich sehe nicht mehr die Adler auf deinem Wappenpfahle.“ Lange fuhren sie umher, ohne Land zu sehen. Endlich tauchte in weiter Ferne eine Insel auf, und als sie näher kamen, erblickte der Sklave ein Haus. Dort wohnte Tláqoakila. Als dieser das Boot sah, lud er beide ein, in sein Haus zu kommen. Und er nahm Aikyáoeqa zur Frau. Nomasénχilis aber betrauerte seine Tochter, als sei sie todt. Sein Herz war betrübt und er ließ seine Leute den Wappenpfahl umstürzen und ins Meer werfen. Da trug ihn die Fluth nach Yaqamális, und Nomasénχilis baute sich daselbst ein neues Haus.

Aikyáoeqa aber gebar zwei Kinder, Tláqoakila und Tläsutewälis. Eines Tages legte sie dieselben am Feuer nieder und ging zum Meere, Muscheln zu sammeln. Die Kinder spielten am Feuer umher und fielen zum Oefteren auf die Füße ihrer Großmutter. Endlich ward diese ungeduldig und sagte: „Nun laßt das. Stört mich nicht immer. Ich weiß ja nicht einmal, wo eure Mutter herstammt.“ Die Kleinen wurden betrübt hierüber und frugen ihre Mutter, als sie zurückkam: „Mutter, wo ist deine Heimath? Großmutter sagt, sie wisse nicht, woher du gekommen.“ Da sprach die Mutter: „Ich fuhr mit einem Sklaven weit ins Meer hinaus und gelangte nach langen Irrfahrten hierher.“ Da sagten die Kinder: „O, erfreue uns, laß uns zu unserm Großvater gehen.“ Da erzählte sie ihnen, daß jener Nomasénχilis heiße und ein mächtiger Häuptling sei. Ihr Vater gab ihnen ein Kupferboot, und die Mutter sagte ihnen, ehe sie fortfuhren: „Ehe ihr meine Heimath erreicht, werdet ihr die Adler auf unserm Wappenpfahle schreien hören.“ Sie fuhren ab und nach langer Zeit hörten sie zwei Adler schreien. Da wußten sie, daß sie Nomasénχilis's Haus erreichen würden; und als sie ankamen, beschenkten sie ihren Großvater mit vielen Kupferplatten. Ihr Vater hatte nämlich ihr Boot mit denselben beladen. Das Boot, die Ruder und der Schöpfer waren von Kupfer und Nomasénχilis verwunderte sich, als er das sah. Nach einiger Zeit sehnten die jungen Männer sich nach Hause zurück und baten ihren Großvater, sie zurückzusenden. Da füllte er ihr Boot mit Pelzdecken, und sie kehrten in ihre Heimath zurück.

Walasnomóqois (Kwákiūtl).

Walasnomóqois kam von der Sonne zur Erde herab und baute sich ein Haus in Tsáχis (Ft. Rupert). Sein Sohn war Om'aχtálatlē. Dieser sah viele Seehunde und Seeottern auf Q'ámsiχtlē (Shell Island). Er nahm einen Stamm Treibholz, den er als Boot benutzte, fuhr hinüber und fing dieselben. Dann gab er ein großes Fest und schenkte jedermann Otternfelle und Seehundsthran. Dann fuhr er nach Kyókχ und ging den dort mündenden Fluß hinauf. Daselbst traf er einen Mann Namens Mákakyu, welcher ihm ein Boot schenkte. Alsdann fuhr Om'aχtálatlē gen Osten und traf im Lande der Mamaleleqála mit Qawatileqála zusammen. Dieser lud ihn ein, mit in seine Heimath, ins Land der Tsawat'ēnoq zu gehen. Om'aχtálatlē folgte ihm und bekam dort Qawatileqála's Tochter, Häaχ'qolátlemaqa zur Frau. Sein Schwiegervater gab ihm ein großes Haus, dessen Dachbalken doppelköpfige Schlangen (Sisiutl) waren. Er zog nun mit seiner Frau nach Ky'áqa (nahe Ft. Rupert) und baute daselbst ein Haus. Die beiden Pfosten vorne in seinem Hause sind zwei Männer: Yéq'ent'eqa (etwas, das drinnen spricht) und Wawēχēmitl (der Redner). Die hinteren Pfosten sind ebenfalls Männer: Lēχélaχsta (der Prahler) und Hasaqawásui (versucht lauter zu sein als alle übrigen). Die beiden vorderen Pfosten tragen unmittelbar die Längsbalken, welche Sisiutl darstellen, während die hinteren Pfosten mit einem Querbalken bedeckt sind, der einen Sisiutl (oder Wolf?) darstellt. Die Thür des Hauses hängt oben in Angeln, und wer nicht schnell herausläuft, wird von ihr erschlagen. Seine Tanzmaske ist ein Wolf, welcher auf dem Kopfe getragen wird, und Olikyen heißt. Der Tanz, welchen Q'awatiléqála ihm gab, heißt Walasaχáq (etwas Großes, von oben Gegebenes). Als er das Haus vollendet hatte, gab er ein großes Fest und alle Pfosten und Balken wurden lebendig. Die Sisiutl fingen an, ihre Zunge zu bewegen und die Männer, welche hinten im Hause stehen, sagten ihnen, wann ein böser Mann hereinkam. Dieser wurde sogleich von den Sisiutl getödtet.

S'ęntlaē (Kwákiūtl).

Séntlaē, die Sonne, stieg in Gestalt eines Vogels zur Erde herab, verwandelte sich in einen Menschen und baute ein Haus in Yiq'ämen. Von dort wanderte er nach Qomoks und besuchte dann die Tlanitsis, die Némkis, die Náqoartoq, und kam endlich nach Tliksiuaē im Lande der Kwákiūtl, wo er sich in Q'aioχ niederließ. Unter jedem Stamme nahm er eine Frau, und sein Geschlecht führt den Namen Sisintlē. In Tliksiuaē beschloß er zu bleiben und nahm eine Frau aus dem Stamme der Kwákiūtl. Von ihr hatte er einen Sohn, Namens Tsχtsχälis. Auf jeder Seite seines Hauses ist eine große Sonne gemalt. Die Hauspfosten sind Männer, welche Sonnen tragen. Ihr Name ist Lölóχts'otpes, und sie waren Sklaven Séntlaē's. Die Querbalken über den Pfosten stellen ebenfalls Männer dar; die Längsbalken Seelöwen. Die Stufen zum Hause sind drei Männer, Namens Tlénonis. Im Wintertanze gebrauchen die Sisintlē die Sonnenmaske, Tlésēlaqemtl, beim Tanze Yániχa die Maske des Hundes, Kuloχsä, der mit Séntlaē vom Himmel herabgekommen sein soll (der Name soll bedeuten, die roth durch die Wolken scheinende Sonne). Der Wappenpfahl der Sisintlē heißt Sęntléqem. Der Pfahl stellt eine Reihe über einander stehender Kupfer dar. Darüber ist ein Mann, Namens Láχt'otpes (Sing. von Lölóχt'otpes; der Name soll bedeuten: der nur Fremden etwas Schenkende), welcher den Arm zur Rede erhoben hält; zu oberst ist die Sonnenmaske von einem Strahlenkranz umgeben.

Wéqaē (Wiwēqaē).

Wéqaē stieg vom Himmel zur Erde herab und baute sich ein Haus in T'ékya. Er hatte drei schöne Töchter, welche vor diesem Hause zu sitzen pflegten, um dort Matten zu flechten. Ihre Gesichter waren mit rother Farbe bunt bemalt. Eines Tages kamen vier junge Wölfe auf sie zugelaufen. Sie fingen dieselben und nahmen sie mit ins Haus, und sie gewannen sie so lieb, daß sie sie Abends mit ins Bett nahmen. Die Wölfe aber rasten im Hause umher, und deshalb beschlossen die Schwestern, sie wieder laufen zu lassen. Nur den jüngsten, dessen Fell sehr schön gezeichnet war, behielten sie. Da träumte die jüngste der Mädchen von den Wölfen, und sie sprach morgens zu ihrem Vater: „Ich will den jungen Wolf zu seinen Eltern zurückbringen. Aengstige dich nicht und weine nicht um mich, die Wölfe werden mir nichts anhaben.“ Sie nahm den jungen Wolf auf die Arme und trug ihn zum Hause der Wölfe. Da gaben ihr diese den Wolfskopfschmuck und eine Rassel, die so groß war, daß zwei Leute sie tragen mußten. Sie sagten zu ihr: „Dein Vater wird nun ein großer Häuptling werden.“

Als das Mädchen zurückgekommen war, baute Wéqaē ein großes Haus, und beschloß, um Kunkunχulikya's (des Donnervogels) Tochter zu werben. Er wanderte zum Hause des Donnervogels und warb um dessen Tochter: „Laß uns zuerst unsere Kräfte messen, damit ich sehe, ob du stark und mächtig bist", sprach Kunkunχulikya. Er hieß jenen sich an der Mitte der Wand niedersetzen und ließ dann das Wasser des Meeres höher und höher steigen, so daß es das ganze Haus füllte. Wéqaē nahm ein Stückchen Schiefer in die Hand, drückte dasselbe auf den Boden und dasselbe wuchs mit dem wachsenden Wasser, so daß er immer auf dem Trocknen saß. Da sah der Donnervogel, daß jener stark war, und gab ihm seine Tochter. Als Wéqaē zurückkam, malte er den Donnervogel an sein Haus.

Dann beschloß er die Tochter des Häuptlings der Wik'énoq zur Frau zu nehmen. Durch diese Heirath gewann er die Geister der Hámats'a. Der Häuptling hieß ihn, sein erstes Kind Ts'ẹ̄mqoa nennen.

Dann ging Wéqaē nach Bilχula, um sich daselbst eine Frau zu nehmen. Er fand alle Leute in einem Hause versammelt. Ihre Gesichter waren zerkratzt und sie weinten, weil ihr Lachswehr zerstört war. Wéqaē lachte über ihren Kummer; er brach einen gewaltigen Baum mitten durch und baute ihnen ein Lachswehr. Da freuten sich jene und ihr Häuptling gab ihm zum Lohne seine Tochter, der er viele mit Haliotisschalen besetzte Fellmäntel mitgab. Wéqaē ward zornig, daß man ihr nicht mehr und nichts Besseres gegeben hatte, und tödtete diese Frau.

Als er zurückkam, reinigte und malte er sein Haus und gab ein großes Fest.

Siátlqam (Çatlóltχ).

Vor langer, langer Zeit stieg Siátlqam vom Himmel herab. Er trug das Vogelkleid Xoáeχoē und ließ sich in Ṉgáiçam (bei Mudge) nieder. Er wurde der Stammvater der Çatlóltχ. Mit ihm kam seine Schwester Tésitla, welche so groß war, daß sie zwei Boote bedurfte, um über das Meer zu fahren. Die Geschwister durchwanderten alle Lande, und besuchten die Nanaimo, Ṉsiutl, Tlahūs und viele andere Stämme, die alle ihre jüngeren Brüder wurden.

Die hier erzählten Sagen beziehen sich auf die Entstehung des Totems der verschiedenen Geschlechter. Nur die Hauptgeschlechter stammen unmittelbar von dem Totem ab; in den meisten Fällen verlieh dasselbe einem der Ahnen einen besonderen Schutz und wird seitdem als dem Geschlechte freundlich betrachtet. Aber selbst die Hauptgeschlechter haben nicht immer unmittelbar ein Totem, sondern viele erwarten dasselbe durch die Thaten der Urahnen. Das Geschlecht Omeatl stammt unmittelbar vom Raben ab, und derselbe ist sein Totem, ebenso stammt das Geschlecht Lóloχa unmittelbar vom Adler, Sēsintlē von der Sonne ab. So weit mir bekannt geworden, sind diese aber die einzigen unter den Kwákiūtl, welche ihren Ursprung vom Totem ableiten. Weder die Sage von Hálikilikila, noch die von Nomasēnχilis oder Walasnomóqois, sagen irgend etwas über das Totem aus. Bei den Kwákiūtl sind die wichtigsten Totems die folgenden: Sonne, Mond, Rabe, Adler, Donnervogel, Grizzlybär, Tsōnóqoa, Sisiūtl, Qōmóqoa, Walfisch. Eine Gruppirung derselben, wie bei den Tlingit ist nicht vorhanden, vielmehr haben häufig mehrere Geschlechter gemeinsam dieselbe Figur, je nach den Sagen, welche einem der Ahnen zugeschrieben werden. Es würde vielleicht richtiger sein, diese Figuren mit dem Namen Wappen, statt Totem zu bezeichnen, denn wenngleich in der Mehrzahl der Fälle — bei den nördlicheren Stämmen immer — die Wappenfigur als Stütze des Geschlechtes erscheint, so fehlt es nicht an solchen, wo dieselbe nur an eine Großthat der Ahnen erinnert. So führt die Unterabtheilung Kuéχakila des Geschlechtes Omeatl den Sisiūtl, welcher von Kuéχakila erlegt wurde, als Wappen. Jedenfalls ist das Totem der südlichen Stämme nicht identisch mit dem der Tlingit und Naida, und wir gewinnen den Eindruck, daß sich dasselbe nur durch den Einfluß der letzteren zu seiner gegenwärtigen Form entwickelt hat.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Die russischen Reisenden Kalinowsky und Delattewitsch haben der Petersburger Gesellschaft der Naturforscher die Berichte über ihre 2½ jährigen Forschungsreisen in Korea eingesandt, die besonders über die Gegend zwischen Söul und der russischen Grenze viel werthvolles Material enthalten. Die Karte der Halbinsel, welche Petermann's Mittheilungen seiner Zeit veröffentlicht haben (Bd. 29, Taf. 10), soll dadurch in verschiedener Hinsicht berichtigt und vervollständigt werden.

Afrika.

— Lieutenant Wißmann hat eine neue Afrika-Reise angetreten, die in einer gewissen Beziehung zu der Stanley- und Emin-Pascha-Frage, sowie auch zu der ostafrikanischen Araber-Frage steht. Zunächst begiebt sich der rühmlichst bekannte Reisende nach Zansibar, und von dort aus wendet er sich eventuell durch Deutsch-Ostafrika nach dem Gebiete des Weißen Nil. — Gleichzeitig haben auch die Amerikaner unter Lieutenant Schufeldt eine förmliche Stanley-Entsatz-Expedition organisirt, die ebenfalls von Zansibar aus in das Innere vordringen soll; und in Deutschland ist die Ausrüstung einer Expedition zu Emin-Pascha, die nebenbei handelspolitische Ziele verfolgen soll, im Gange. — Was die neueren Nachrichten vom Bahr-el-Ghasal betrifft, so deuten dieselben darauf hin, daß der fragliche „weiße Pascha" eher Stanley als Emin sein dürfte. Jüngst in Suakim angekommene Pilger aus Sokoto reden von einer ganzen Colonne von weißen Männern, mit denen sie am Bahr-el-Ghasal vier Tage kampirt haben.

Redakteur: Dr. R. Kiepert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIV. № 10.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Deutsch-Witu-Land.

Von Lieutenant A. R. Schmidt.

(Fortsetzung.)

Das Klima des Witu-Landes läßt sich nicht mit einem Worte als zuträglich oder unzuträglich bezeichnen; es kommt dies natürlicherweise ganz auf die Lage der einzelnen Ortschaften, und bei europäischen Niederlassungen ganz auf die Auswahl der Stationsplätze an. Witu selbst, diese im Urwalde gelegene Stadt mit drückender Temperatur, wo durch den Urwald die regelmäßigen und erfrischenden Winde von der Stadt abgehalten werden, mit ihren engen Gassen, ihrer Unreinlichkeit in den Häusern, und mit dem schlechten Trinkwasser der unmittelbar bei den Kloaken befindlichen Brunnen, ist beispielsweise sehr ungesund; ebenso einzelne in der Nähe von Mangrovesümpfen gelegene Orte, besonders an der Küste, wofern diese nicht sandig ist. Andererseits bietet das Land wiederum für Ansiedelungen auch in sanitärer Hinsicht recht günstige Plätze dar, was allerdings in noch höherem Maße in dem höher gelegenen Galla-Lande — dem Hinterlande von Witu — der Fall ist. Ein durch seinen Handel sehr wichtiger, wenn auch klimatisch ungünstiger Platz des Witu-Landes, der sich vorläufig allerdings noch in den Händen des Zansibar-Sultans befindet, ist Kau am Osi. Dieser Ort ist rings von Flüssen, an deren Ufern sich Mangrovesümpfe hinziehen, umgeben; es sind dies im Süden der Osi, im Westen der in den Osi sich ergießende Magogoni, im Norden ein den Magogoni und den Kirimando verbindender Kanal — der Dumembamba (verdrehtes Wort, eigentlich Mtomembamba, enger Fluß) — und im Osten der Kirimando. Diejenigen, welche vom Norden aus nach Kau gelangen wollen, müssen den Ort Kikoni (eigentlich Kikoni-Fähre) passiren, um hier auf einem Kanu über den Kirimando gesetzt zu werden. Das Uebersetzen und die Kontrole wurde hier früher von Soldaten des Said Bargasch ausgeführt, so daß wir Deutschen theilweise ganz davon ausgeschlossen waren. Seit dem Dezember 1886 indeß befindet sich Kikoni im Besitze der deutschen Witu-Gesellschaft.

Kau ist wegen seiner niedrigen Lage inmitten der Sümpfe ein sehr ungesunder Ort. Die Bevölkerung von Kau wird gebildet durch wohlhabende Araber und Suaheli, welche durch schwungvollen Betrieb vom Sklavenhandel reich geworden sind und noch weiter reich werden, aber auch den sonstigen Handel, neben drei Banianen, die sich am Orte befinden, in der Hand haben; ferner durch eine Anzahl von Repräsentanten der verschiedenen benachbarten Stämme, z. B. Galla, welche große Viehheerden in der Nähe haben; und Wapokomo, die theils als Sklaven dienen, meist aber kommen, um die reichen Erträgnisse ihrer Felder abzuliefern. Auch Somali kommen häufig nach Kau, um dort Vieh- und auch Elfenbeinhandel zu treiben. Für den Elfenbeinhandel ist Kau überhaupt ein wichtiger Platz, indem nach hier sowohl von Gallas als auch von Somali viel Elfenbein aus dem Inneren gebracht wird. Sonst sind die Hauptplätze für den Elfenbeinhandel Kismayn, Siu und (so lange durch die Anwesenheit Achmed's der Handel dort betrieben wird) Witu. Auch für den Kautschuk-Aufkauf ist

Kau ein wichtiger Platz, wie auch von hier aus der ganze Bedarf der am Tana ansässigen Stämme gedeckt wird. Der Sultan von Zansibar hat daselbst eine stärkere Besatzung — zur Zeit 100 geworbene arabische Söldner, unter einem ebenfalls arabischen akadi (Hauptmann) stehend, eine Zahl, die 1886 auf 250 erhöht war. Zu jener Zeit hatte ich mich einige Wochen dort aufgehalten; es war mir jedoch damals der Einlaß in die Stadt nur unter den größten Schwierigkeiten und nach mehreren vergeblichen Bemühungen gelungen, und war ich dann den ärgsten Anfeindungen seitens der Araber, besonders des akida, und der Said Bargasch'schen Partei, die jeden Deutschen fanatisch mit ihrem Hasse verfolgten, ausgesetzt. Durch die Grenzregulirung sind aber auch dann diese Verhältnisse sehr zu unseren Gunsten verändert worden, so daß ich später, wenn ich den Ort einmal wieder passirte, stets gute Aufnahme fand.

Die Produkte der Feldwirthschaft, welche das Witu-Land liefert, sind Reis, Mais, Negerhirse, Bataten, Mhogo, Bohnen, Zuckerrohr, Bananen, Ananas, Kürbisse und Wassermelonen; ferner Kokosnüsse bis ziemlich weit in das Innere (etwa drei Meilen) hinein; und Mangos, die, einmal angepflanzt, auch ohne Pflege gedeihen und sich vermehren, wie wir an den Stellen der verlassenen Dörfer sehen; endlich nicht zu vergessen Tabak, von dem man glaubt, daß er bei besserer Pflege und technischer Zubereitung auf dem Weltmarkte eine Rolle spielen wird; und Sesam, der besonders zur Zubereitung des Sesamöls durch von Kameelen gedrehte Mühlen (alte ägyptische Mühlen) verwandt wird. Von diesen Produkten wird jedoch keines in solchem Maße angebaut, daß eine Ausfuhr jetzt schon stattfinden könnte; im Gegentheil, die Eingeborenen sind noch auf den Import aus anderen tropischen Gebieten (besonders beim Reis von den Komoren, Indien, Madagaskar her) angewiesen. Zu hoffen ist indeß wohl, daß auch Versuche, die mit werthvollen tropischen Produkten von der deutschen Kolonial-Gesellschaft und von den anderen dort thätigen Deutschen vorgenommen werden, zu einem günstigen Resultate führen; besonders der Kaffee, den das Somali-Land und das Boranigalla-Land in ganz guter Qualität liefert, gleichwie Baumwolle und Tabak, dürften zum Anbau zu empfehlen sein; Kokosnußplantagen werfen, nach fünf Jahren zwar erst ertragsfähig werdend, dann sicheren Gewinn ab.

Freilich sind auch hier, wie überhaupt im binnenländischen Ostafrika, die Arbeiterverhältnisse zur Zeit noch ungünstige, und wäre es Unrecht, sich über diese Schwierigkeit hinwegzutäuschen. Doch zeigt sich diese Schwierigkeit meiner Erfahrung nach im Anfang immer größer. Es ist schwer, die genügende Anzahl Leute zur Arbeit zu erhalten, und erhält man sie, so fordern sie vom Europäer meist einen Preis, im Vergleich zu dem ihre Arbeitsleistung — und mit dieser wird der Europäer überhaupt schwer zufrieden sein — minimal ist. Indeß zeigt sich doch — wenigstens habe ich Gelegenheit gehabt, dies zu beobachten — daß sich dem Europäer mit der Zeit erstens mehr Arbeitskräfte und zweitens auch zu billigeren Löhnen zur Verfügung stellen; außerdem — und dies ist die Hauptsache — findet man durch Benutzung der Sklaven reicher Grundbesitzer häufig zu sehr geringen Preisen Gelegenheit, Arbeiter zu erhalten, und diese sind dann auch gerade die besten Arbeiter; in letzterem Falle kann man sogar die Arbeiterverhältnisse als leidlich gute bezeichnen. Solche Grundbesitzer, die einen größeren Sklaven-Etat haben, als sie für ihre Zwecke bedürfen, finden sich in jedem Orte; in Witu ist hierbei besonders mit Sultan Achmed zu rechnen, in Kiongue fand ich bei dem dort sehr einflußreichen Suaheli Mohamed ben Abdrchman in dieser Beziehung schätzenswerthe Hülfe, und ebenso in Kimbo bei dem Ortsältesten. Dies sei nur als Beleg angeführt, daß es meistens möglich sein wird, die Verhältnisse zum eigenen Vortheil zu benutzen, wenngleich man sich über die bestehenden Schwierigkeiten nicht hinwegtäuschen darf.

Der Bestand an Rindviehheerden ist in mehreren Plätzen des Witu-Landes ein ziemlich bedeutender, Schaf- und Ziegenheerden finden sich überall, gleichwie besonders Federvieh. Das Rindvieh kommt indessen nicht besonders gut fort; viele Stücken gehen zumal in den ungünstigen Jahreszeiten, wie die Leute sagen, an Fieber ein. Wird ein Stück Vieh erst einmal krank, so krepirt es stets sehr bald, spätestens im Verlaufe weniger Tage; die Neger ziehen es dann vor, das Stück bald zu schlachten, da sie Fleisch von gefallenem Gethier nicht genießen. An dem schlechten Fortkommen des Rindviehs ist übrigens jedenfalls nicht das schlechte Klima oder das Vorkommen bösartiger Fliegen, wie die Eingeborenen häufig angeben, sondern deren mangelhafte Pflege schuld, da sie das Vieh den Tag über den scharfen, gefährlichen Sonnenstrahlen aussetzen, während sie es in der Nacht vielfach bis an die Knöchel im Sumpfe stehen lassen, anstatt es zu diesen Zeiten in luftigen Stallungen unterzubringen und so auch mehr die das Vieh beunruhigenden Insekten abzuhalten, obwohl gerade die als besonders gefährlich verrufene Tsetsefliege im Witu-Lande nicht vorkommt. Einen Grund für das schlechte Gedeihen des Viehs bildet auch die mangelhafte Nahrung, indem die harten Gräser, welche die Natur selbst produzirt, die ausschließliche Nahrung desselben bilden.

Sonst kommen noch Esel, die zum Lasttragen, und ganz vereinzelt Kameele, die zum Drehen der Oelmühlen verwandt werden, vor; von Pferden sind die ersten Exemplare im vorigen Jahre eingeführt worden; es dürfte hier das Somalipferd besonders zum Import geeignet sein. Edlere Arten kommen im tropischen Klima nicht fort, wie man z. B. an den arabischen Pferden in Zansibar und sogar in Aden sieht.

Einen Haupterwerbszweig bildet in Witu die Bereitung des Kautschuk; Kautschuk-Lianen finden sich besonders in den Urwäldern zwischen Pangani und Witu, bei Mpeketoni und Kipini, sowie im Galla- und Waboni-Lande. Zur Ehre des Sultans Achmed muß erwähnt werden, daß derselbe in seinem Lande einer eigennützigen, für den Augenblick allerdings sehr vortheilhaften, Ausbeutung der Wälder steuert. Der Preis des frasila (35 Pfd.) Kautschuk variirt zwischen 8 und 11 Dollars, war auch gelegentlich noch erheblich geringer. Der Kautschuk des Witu-Landes wurde bisher von den Indiern nach Zansibar oder gleich direkt nach den großen Kautschuk-Märkten besonders in Indien versandt; jetzt haben wir Deutschen schon begonnen, den Kautschukhandel an uns zu ziehen, und haben hierin sowohl die Deutsche Witu-Gesellschaft als auch der im Sultansgebiete operirende Herr Gustav Denhardt erfreuliche Resultate erzielt. Außer Kautschuk bildet Elfenbein den Hauptexportartikel daselbst; der Elfenbeinhandel muß indeß noch sehr gehoben werden, da bisher, trotz des Vorhandenseins von größeren Quantitäten an den Handelsplätzen der Witu-Küste und auf den Inseln, nur wenig gekauft wurde, indem bisher die Hindus und Banianen allein den Handel in der Hand hatten und diese nicht genügend kauften; auch geht bisher ein großer Theil des Elfenbeins nach den Plätzen der nördlichen Somali-Küste und von da nach Aden. Meiner Ansicht nach bieten sich der deutschen Kolonialgesellschaft im Witu-Lande für den Elfenbeinhandel günstige Aussichten. Im übrigen kommen für den Ausfuhrhandel noch in Betracht: Straußenfedern, die, wenn auch in geringer Quantität, aus dem Galla- und Waboni-Lande kommen; Felle; Hörner; in ganz geringer Menge wird an der Mandabai Ambra, ein weiches von der Meeresbrandung ausgeworfenes Harz, das zum Räuchern

dient, gesucht. Andere Ausfuhrartikel müssen durch Plantagenbetrieb erst geschaffen werden. Obwohl in den Wäldern des Witu-Landes die verschiedenartigsten und auch wohl zu verwerthende Holzsorten vorkommen (auch Ebenholz kommt zahlreich vor, dies jedoch meist nur mit recht schwachem Kern, da solches bereits sehr ausgebeutet ist), so ist doch an einen Export vor der Hand noch gar nicht zu denken, da hierfür noch keine Kommunikationen bestehen. Was den Import von Waaren nach dem Witu-Lande anlangt, so befindet sich dies Geschäft ausschließlich in den Händen der Indier, die allerdings zum Theil selbst Abnehmer der großen europäischen Handelshäuser auf Zansibar sind. Einer auf dem Kontinente selbst sich etablirenden und daselbst Handel treibenden Gesellschaft möchte ich auf dem Gebiete des Einfuhrhandels wenigstens zur Zeit noch keine günstigen Aussichten stellen. Zu meiner Freude höre ich indeß, daß in der letzten Sitzung der Deutschen Kolonialgesellschaft durch den Referenten, Herrn Konsul Weber, auch auf diesem Gebiete schon von Erfolgen berichtet werden konnte.

Die Niederschläge, von denen naturgemäß die Fruchtbarkeit des Landes abhängig ist, sind — wozu auch die reichliche Bewaldung des Landes selbst und besonders der angrenzenden Distrikte beiträgt — sehr reichlich. Die Regenzeiten fallen in die Monate Mai und Juni (große Regenzeit) und November und Dezember (kleine Regenzeit, und Zeit der schwersten Gewitter); aber auch die anderen Jahreszeiten bringen öftere Regenfälle, mit Ausnahme meistentheils der Monate Januar, Februar und März, welche die heißesten und trockensten des Jahres sind.

Die Jagd ist in vielen Strecken des Witu-Landes und besonders des Galla-Landes lohnend; man trifft besonders alle Raubthierarten, Büffel, Rhinocerosse, in den Flüssen Nilpferde, mehrere Antilopenarten, Wildschweine und sehr viel Geflügelwild an, so daß ich eine Reihe von theilweise erfolgreichen und interessanten Jagdzügen unternahm.

Als Zielpunkt für unbemittelte Auswanderer wird das Witu-Land als solches in absehbarer Zeit nicht in Frage kommen, wegen der auch für gesunde Europäer, wenn sie sich dort eine lange Reihe von Jahren oder auf Lebenszeit aufhalten wollen, immerhin vorhandenen klimatischen Gefahren. Vielleicht bietet bezüglich der Auswanderung in späterer Zeit einmal gleich dem Kilimandscharo-Gebiete das Boranigalla-Land bessere Aussichten. —

Bisher sind im Witu-Lande thätig: die Deutsche Witu-Gesellschaft in Deutsch-Witu-Land, wo sie einige Stationen, — auch eine auf der Insel Manda, in günstiger Lage zur Mandabucht — angelegt hat; ferner im Sultanat Witu Herr Gustav Denhardt (sein Bruder Clemens, der Begründer der deutschen Kolonie, lebt seit über drei Jahren in Deutschland); der Bevollmächtigte des Sultans Achmed, mit einer kleinen Zahl von Beamten; und endlich zwei deutsche Kolonisten, die bei Hedio in günstiger Lage eine Niederlassung, welche sie Baltia nannten, begründeten.

Ich sehe in dem Witu-Lande hauptsächlich einen Schlüsselpunkt für sein reiches Hinterland — sowohl für die Gebiete am Tana und die Galla-Länder (vornehmlich mit dem Hochlande der Borani-Galla) als auch für die bisher von Europäern nur berührten hoffnungsreichen Somali-Länder, die im Norden einen ausgedehnten Küstenstrich besitzen; ich lasse daher die kurze Beschreibung einzelner Völkerschaften, welche zu Witu in besonderer Beziehung stehen, folgen.

(Fortsetzung folgt.)

Dieulafoy's Ausgrabungen in Susa.

Nach dem Französischen der Madame **Jane Dieulafoy.**

(Mit sieben Abbildungen.)

VIII.

Die an den Ufern der Kercha zahlreich lagernden Nomaden brachten in Ueberfluß Eier, Hühner, Hammel und saure Milch zum Verkauf. Die früheren Arbeiter, welche von flinkeren verdrängt zu werden fürchteten, kamen herbei und griffen sofort nach Hacke und Schaufel.

Die Reisenden erfreuten sich eines Wohlseins, das sie bis dahin noch nicht empfunden, sogar in geselliger Hinsicht, denn sie wurden von Besuchern fast überlaufen. So kamen am 16. in Begleitung des Imam Dschuma von Disful mehrere berittene Muselmänner.

Vor kurzem hatte Mozaffer el-Molk die Kühnheit gehabt, zu befehlen, daß von der niederen mohammedanischen Geistlichkeit Steuern erhoben werden sollten. Ein solches Verbrechen war noch niemals in Arabien begangen worden. Mollah's und Akhounda's erhoben ein Geschrei wie lebendig gerupfte Seeadler und wandten sich an den Imam Dschuma von Disful, welcher ihre Sache aufs wärmste vertrat. So begann die religiöse Behörde einen offenen Kampf mit der bürgerlichen Regierungsgewalt.

Mozaffer el-Molk beharrte bei seinem Befehl.

Als der Imam Dschuma von Disful nach zweistündigem Aufenthalt nach Nedschef weitergereist war, indem er erklärt hatte, daß er niemals seine Zustimmung zur Erhebung einer so gottlosen Steuer geben würde, versammelte sich das Volk in den Moscheen. Die sonst friedliebenden Disfuler waren jetzt ganz wild. Immer drohendere Nachrichten drangen zum Palast des Mozaffer el-Molk, worauf dieser von Furcht ergriffen, Mohammed Taher beschwor, die böse Angelegenheit beizulegen und durch Zurückziehung des Steuerbefehles die Rückkehr des Imam zu bewirken. Dieser zeigte sich den Friedensvorschlägen geneigt; seine Rückkehr glich einem Triumphzuge.

Als er und seine Begleiter die Reisenden besuchte, kam das Gespräch auf die wichtigsten volkswirthschaftlichen Fragen: auf die theuren Brotpreise, auf das allgemeine Elend, auf das überregenreiche vergangene Jahr und die gegenwärtige Trockenheit; dies Alles sollten die Franzosen verschuldet haben. Der Imam Dschuma wunderte sich, daß diese in ihren leichten Zelten sich nicht vor nächtlichen Ueberfällen fürchteten. Er meinte, daß kein Araber oder Perser es wagen würde, auf diesen wüsten Anhöhen zu lagern, wo des Nachts böse Geister vorüberziehen und ungesunde Winde streichen. Was nützen Waffen gegen eine Legion Geister? — „Hast Du Kinder"? fragte er Madame Dieulafoy. — Auf ihre verneinende Antwort hin sagte er: „Nicht einmal Töchter?" — Als sie auch diese Frage ver-



Arabisches Mädchen.

meinte und hinzufügte, daß man in Frankreich ganz zufrieden sei Töchter zu haben, sagte ein schlauer Araber, der sich offenbar der Unwissenheit seines Vorgesetzten schämte: „Das ist ganz natürlich!

In Frankreich bildet der Bart das einzige Unterschiedszeichen der beiden Geschlechter; Männer und Frauen tragen dieselbe Kleidung und führen dieselbe Lebensweise; beide können lesen, schreiben, rechnen, reiten und mit Flinte und Revolver umgehen.

In Arabien ist das freilich ganz anders! Bei uns sind Frauen und Mädchen nicht einmal gut genug zum Pilau-Ueberwachen!“

Als der Imam sich verabschiedet hatte, erschien Papi Khan und sein Neffe Mohammed Khan.

Papi war der Vater des epileptischen Kindes, welchem Madame Dieulafoy im vergangenen Jahre aus Ermangelung von Bromkali nur eine regelmäßige Lebensweise verordnet hatte, während in Arabien Alkohol und andere Reizmittel von den Zauberern gegen Epilepsie gebraucht werden. Madame Dieulafoy hatte nun, ihrem gegebenen Versprechen gemäß, das wirksamste Heilmittel mitzubringen, drei Flaschen Brom zur Verfügung. Als Herr Houssay die erste Dosis abgewogen hatte und Papi sagte, er solle in einigen Tagen wiederkommen, fing dieser an zu schreien, er wolle alle drei Flaschen haben, damit sein Sohn sobald als möglich den ganzen Brom schlucken und gesunden könne. Auf die Zurückweisung dieses Ansinnens entfernte er sich unter lauten Verwünschungen.



Inangriffnahme der Arbeiten.

Mohammed Khan verkündete den Reisenden den Friedensschluß zwischen seinem Stamm und demjenigen der Segvends und schien auf diesen diplomatischen Erfolg nicht wenig stolz zu sein. Außerdem war er unübertrefflich im Stehlen der den Beni-Laam gehörenden Büffel und im vollständigen Ausplündern von Karawanen. Selbstbewußt beabsichtigte er sich von seinem Vater zu trennen und etwa 30 Familien mit sich zu führen. Da er jedoch kein Zelt besaß und es außerdem sehr fraglich war, ob Kerim Khan dem aufständischen Sohne das zur Bestellung eines Ackers nöthige Korn geben würde, so bat Mohammed die Reisenden ihm 100 Toman zu leihen und schwur bei Allah, dieselben mit Zinsen zurückzuerstatten. — „Du hast sehr Unrecht, Deinen alten Vater zu verlassen“, sagte Madame Dieulafoy, „Du bist sein Aeltester, und er liebt Dich zärtlich. Mit ihm zusammen kannst Du ruhig, glücklich und sorglos leben“. — Er erwiderte hierauf: „Mein Weib und meine Mutter können einander nicht ausstehen. Sie werden sich noch umbringen.“

Am 16. Dezember war M. Houssay in Begleitung von Msa-ud und Jean-Marie nach Dissul abgereist, am 19. kam er wieder mit einer zahlreichen Karawane, welche mit Gepäckstücken beladen war, die man während des letzten Sommers in einem Zimmer des Palastes eingeschlossen hatte. Außerdem brachte Houssay 120 Kisten mit, die er Krämern in Dissul, die darin indischen Zucker bezogen, abgekauft hatte. Dem Oeffnen der Koffer folgte eine unangenehme Ueberraschung. Die Hitze hatte unzählige Bohrwürmer hervorgebracht, welche die in den Koffern befindlichen Zwillichkleider bis auf die Hornknöpfe vernichtet hatten.

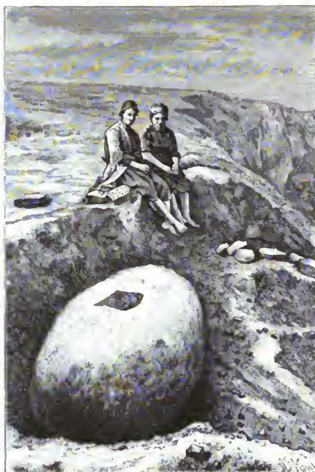
Papiere, Bücher, Winkelmaße hatten ebenfalls furchtbar gelitten, und nur die Photographien befanden sich in einem etwas besseren Zustande.

Am 19. Dezember kamen in der Verlängerung des Löwengrabens emaillirte Basreliefs zum Vorschein, die durch weite Zwischenräume von einander getrennt waren, was die Ausgrabung sehr erschwerte. Hier stieß die Schaufel auf Zahnschnitte oder Palmetten, da kam ein Relief aus dem Rumpf eines Thieres zum Vorschein, noch weiter ein Bruchstück einer Mähne, eine Tatze oder ein Auge.

Es war unmöglich, die Haufen von Materialien methodisch zu ordnen, ohne die einzelnen Stücke, welche fest untereinander lagen, zu zertrümmern. Die mit dem Messer losgetrennten Stücke wurden ohne weiteres nach dem Lager geschickt. Die Löwenbruchstücke ließen sich zusammensetzen, denn die Zeichnung der Friese ist immer die gleiche; leider sind aber die Farben nicht überall dieselben.

Das Fell des Thieres ist immer weiß, der Grund des Basreliefs immer in mattem Türkisblau dargestellt. Jedoch die Farben der Muskulatur und der Mähne wechseln. Der Email schien gelitten zu haben. Wenn zuweilen ein Bruchstück in die Höhe gehoben wurde, bemerkte Madame Dieulafoy auf dem Schutt, mit welchem es zusammenhing, einen feinen blauen Ueberzug, der sich von der Steingutmasse abgelöst hatte. Oft geschah es, daß die losgelöste, aber noch nicht abgefallene Glasur bei der ersten Reinigung abging. Und doch konnte man die glasirten Ziegel nicht eher einpacken, als bis man sie von anhaftender Erde und dem dicken Mörtel befreit, weil sie sonst zweifelsohne ihrer vollständigen Zerstörung entgegen gegangen wären. — Der türkisblaue Ueberzug des Grundes ist zerbrechlicher als alle anderen Emailarten. Unter dem abgelösten Schmelz bewahrte jedoch die Steingutmasse in matteren Tönen ihre ursprüngliche Farbe.

Nicht so verhielt es sich mit den überschmolzenen Ziegeln der letzten Ausgrabung. Vielleicht ließ diese Zerbrechlichkeit die achämenidischen Töpfer auf die Terracotta verzichten und veranlaßte sie, eine poröse Masse zu bilden, mit welcher sich die Lösungen besser verbanden. Um die allzu zerbrechlichen Schmelzüberzüge zu festigen, tauchte Madame Dieulafoy sie in eine Lösung von Gummi arabicum. Ein in ganz schlechtem Zustande befindlicher Ziegel wurde auf diese Weise vor gänzlichem Zerfall verschont und nach halbjährigem Liegen in der Erde unversehrt wieder herausgenommen. Dennoch sah Madame Dieulafoy in der Folge von diesem Verfahren ab, da sie des Erfolges doch nicht vollkommen sicher war.



Gond-Stein.

Den 21. Dezember. Nach Fertigstellung des Hauses (S. Abbildung 5 in Nr. 8) wurden die dazu gebrauchten Arbeiter wieder bei den Ausgrabungen verwendet.

Der rechtwinkelig gelegene Hof zwischen dem Thronsaal und den Hauptthüren, mußte im Osten von zwei Flügeln begrenzt worden sein, der eine mit den Terrassen und Gärten in Verbindung stehend, der andere mit den Palästen des Tumulus Nr. 2. — Achtzig Arbeiter begannen die Ausgrabungen in der Verlängerung des Grabens C.

Die äußere Abtragung der Befestigungen wurde mit Erfolg vorgenommen. Nachdem man die Kiesschicht durchstochen, wurde eine Mauer untergraben. Als diese einstürzte, erblickte man ein Grabgewölbe und einen zu demselben führenden Gang; denn die Befestigungen im Osten und Westen haben den Parthern als Todtenstätte gedient. Die Oeffnung des Schachtes befand sich 40 cm unter der jetzigen Bodenfläche. Der mit Erde und kleinen Thonscherben verstopfte Gang mündete in einen durch eine Ziegelmauer gebohrten Tunnel. Die mehr oder weniger rissigen Urnen, welche bis an den Rand mit Erde gefüllt waren, standen aufrecht. — Der Thonmörtel, welcher sie verband, war so hart und fest, daß ihm mit der Picke nur schwer beizukommen war. — Vier Urnen wurden bloßgelegt, hinter denen man noch andere erblickte. Zwei der besten Arbeiter, Agha und Baruni (= der Regnerische, so genannt, weil er während eines großen Platzregens unter einem Baume geboren wurde) sollten am nächsten Tage mit der Bloslegung der Todtenstätte beginnen.

Vom liebenswürdigen Scheikh Mohammed Taher, dem die Reisenden es dankten, einst vor einer Steinigung bewahrt zu bleiben, erhielten sie einen herzlichen Brief, in welchem er sie bat, den Ueberbringer des Briefes, Maschte Mahommed Ali, einen großen, gutmüthig und ehrlich aussehenden Menschen, der vor kurzem zum zweiten Motavelli ernannt worden war, als Aufseher anzustellen, welche Bitte gern erfüllt wurde.

Als am 21. die Reisenden von der Todtenstätte heimkehrten, erschien Msand in großer Aufregung, um Mahommed Ali wegen Diebstahl anzuzeigen. Es galt den Arbeitern zu zeigen, daß man nicht gewillt war, Diebstähle ungestraft zu lassen.

Sobald alle Arbeiter versammelt waren, wurde der Dieb gerufen; aber als man ihm sein von ihm als Aufseher verübtes und daher doppelt schweres Unrecht vorhielt, leugnete er. Hierauf wurde er gefesselt in das Haus geführt, um bis zu seinem Geständniß im Lagerraum ohne Essen und Trinken eingeschlossen zu bleiben.

Der Tag verging ohne weiteren Zwischenfall. Doch als

am Abend die Arbeiter ihren Tagelohn holten, verlangten die kühnsten von ihnen die Befreiung Mohammed Ali's und als diese ihnen verweigert wurde, versammelten sich alle am Danielgrabe. Am nächsten Morgen erschien kein einziger von ihnen, um Schaufel oder Hacke zu holen.

Eine Stunde nach Sonnenaufgang rief man die Aufseher herbei. Dieulafoy sagte ihnen, daß zur Strafe für die Unpünktlichkeit der Lohn fortan um ein Drittel herabgesetzt werden sollte, und daß diejenigen, welche bis Mittag ihre Arbeit nicht aufnehmen würden, sich als entlassen zu betrachten hätten.

Noch vor 12 Uhr waren alle auf ihrem Posten. Nun galt es sich noch mit dem Gefangenen auseinandersetzen. Das einzige Mittel, ihn zum Geständniß zu zwingen, war ihn auf den Koran schwören zu lassen.

Zu dem Behufe schickte man zwei Arbeiter zum Imam nach dem Koran. Feierlich brachten sie einen in Seide eingewickelten Band. Da jedoch beim Anblick desselben der Dieb ruhig blieb, schöpfte Dieulafoy Verdacht, öffnete das Buch und fand, daß es nicht der Koran war. Diesen konnte man überhaupt nicht erlangen, da er an zwei Stunden von Susa lagernde Nomaden ausgeliehen worden war.

Um ihren Zweck dennoch zu erreichen, legte Madame Dieulafoy dem Diebe eine Hugenottenpartitur vor, indem sie vorgab, daß dies der Koran in französischer Sprache sei. Der Gefangene drückte ehrfurchtsvoll die Partitur an die Stirn, küßte eine mit möglichst vieler Druckschwärze versehene Seite, wurde sehr unruhig, und gestand den Diebstahl ein, worauf er in Freiheit gesetzt wurde.



Apadâna Artaxerxes.

Als Madame Dieulafoy die letzten Gepäckstücke nach ihrem Zimmer getragen hatte, erschien ein alter Araber, um einen kostbaren Talisman zum Kauf anzubieten. Es war ein wundervoller Türkis von der Größe einer halben Nuß, als Teufelsfratze modellirt und in einen goldenen Ring gefaßt. Das Kleinod wurde erworben.

Am 24. übernahm Madame Dieulafoy die Leitung der Arbeiten im Gemüsegarten. Das Kartoffellegen mußte sie jedoch ganz allein besorgen, da die Disfuler durch die Berührung mit den Knollen sich zu beflecken fürchteten.

Kaum irgendwo hatte die Natur sich so verschwenderisch in ihren Gaben gezeigt, als „seiner Zeit in Susiana“ mit seiner überaus üppigen Vegetation, die es seinen reichen Wassern verdankte.

Die alten Schriftsteller berichten, daß Susiana von vier großen Strömen, dem Pasitigris, dem Koprates, dem Choaspes und dem Eulaeos durchflossen war. — Wohl haben diese Namen sich geändert, doch ist es leicht im Karun den Pasitigris, im Ab-Disful den Koprates und in der Kercha den Choaspes oder Khubasp (Strom der schönen Pferde) wiederzuerkennen.

Letzteren Namen haben die Perser überhaupt vielen Flüssen beigelegt. Nur dem Eulaeos allein entspricht kein neuerer Flußname.

Nordwärts von den Ruinen, und einen Farsang [1]) vom Palast entfernt, liegen noch die mächtigen Dämme eines weiten ausgetrockneten Kanals. Dieulafoy versicherte, daß dies der Eulaeos sei, nämlich ein Ableitungskanal vom Cho-

---

[1]) Madama Dieulafoy schreibt „farsack“ (?), aus parasanga = 30 Stadien oder 3/4 deutsche Meilen.

aspes, welcher dazu diente, diesen Fluß mit dem Koprates zu verbinden. So lag die Hauptstadt der Elam zwischen drei großen Strömen, wie in der Riesenmasche eines Netzes — dem Choaspes oder der Kercha im Westen, dem Koprates oder Ab-Disful im Osten, dem Eulaeos im Norden, und alle drei Flüsse waren schiffbar.

Wie haben die Zeiten sich geändert! — Keine einzige Stadt, nicht einmal ein armseliger Weiler liegt heutzutage aufwärts oder abwärts von Susa an den Ufern der Kercha. Wüst und öde ist heute das Land. Der einst so berühmte Choaspes verliert sein träg hinfließendes Wasser in den chaldäischen Ebenen, welche er durch die schädlichen Dünste der von ihm gebildeten Sümpfe verpestet, die sumpfigen Kanäle, in welche er sich ergießt, sind unbefahrbar.

Der wasserreichere Karun ist im Winter bis Schuster, im Sommer bis zum Damm von Ahwas schiffbar.

Was den oft eingedämmten und lächerlich gekrümmten Schawur anlangt, so ist dieser zum Befahren ebensowenig geeignet.

Der Scheikh Ali hatte den Reisenden gerade heraus erklärt, daß der einzig für sie passende Weg derjenige auf dem Ab-Disful sei. Er gab an, daß dieser Fluß von den Felsen von Kalai-Bender, welche acht Farsang von Susa gelegen sind, bis zu seiner Mündung in den Karun befahrbar sei; doch hielt er die Fahrt für außerordentlich gefährlich.

Andererseits sagten Machte Papi, Usta Hassan, sowie sämmtliche Arbeiter, daß der Ab-Disful nicht befahrbar sei.

Es galt demnach selbst zu prüfen. Zu dem Behufe wurden zwei Reiter nach Ahwas und zwei Leute zu Fuß nach Schuster geschickt, um den Flußlauf zu untersuchen und Schiffe zu miethen.



Ausgegrabene Säulen.

Seit der Vertreibung des Unter-Motavelli vergingen die Tage einförmig und in ungestörtem Frieden, niemals wurde fleißiger gearbeitet.

Die Ausgrabungen wurden in der entdeckten Höhle von 12 Arbeitern fortgesetzt. Am 23. wurde unter vielen irdenen Scherben eine kleine Statue der Anaitis gefunden; am 24. fand man eine schwarze, mit persischer Keilschrift bedeckte Marmorplatte. Dicht neben dieser Platte stand eine schlecht gebaute, theilweise aus Erde, theilweise aus Säulenstumpfen und Trümmern von behauenen Steinen errichtete Mauer. Mehrere Bruchstücke gehörten einer Thürumrahmung an. Hie und da fand man einige abgelöste Emailtheile, die wie es schien, vom Löwenfries stammten.

Ein günstiger Zufall beschleunigte den Erfolg der Arbeiten. Die Hirten am Danielsgrabe trieben mit Vorliebe ihr Vieh in die feuchten Schluchten, in welchen es eher grünte als in der trockenen Ebene. Besonders gern suchten sie solche auf, in welchen sie Freunde zu finden hofften. Unter gemeinsamen Gesprächen spähten sie dann eifrig herum nach irgend welchem kostbaren Funde.

So kam es, daß eines Tages der Schäfer den Reisenden eine Hand voll Bronzestücken brachte, die er in der großen Höhle, ungefähr 60 m hinter der Stelle, an welcher die Arbeiter gerade gruben, gefunden hatte.

Sofort wurden die Ausgrabungen an der bezeichneten,

Stelle aufgenommen und bald kam ein ungeheurer Rollstein zum Vorschein (S. Abbildung 3). Am oberen Theile desselben bemerkte man eine ausgemeißelte Höhlung, die für die Metallpfanne bestimmt war, in welcher sich die Thürangel bewegte. Das Ganze ruhte auf einer Kiesunterlage. Rechts stand die kleine Alabastervase, in welche man die Denkschriften zu legen pflegte. Schon vorher jedoch war diese Thür erbrochen worden, und man hatte unter dem Steine einen engen Weg ausgegraben und die Cylinder oder die mit dem Namen des Erbauers versehenen Siegel entwendet. In der Erde fand man getriebene Bronzeblätter, die unzweifelhaften Beschläge von Thürpfosten aus Cedernholz, dessen Fasern noch an den Nägeln hafteten. Die Zeichnung war einfach, anmuthig und frei aus der Verwendung der Stoffe hergeleitet. Man denke sich eine Blendung, die aus Metallplatten zusammengesetzt ist, deren Seitenlänge einen Fuß beträgt. Jede Platte ist mit der benachbarten durch drei Bronzebändchen verbunden, die in den Thürflügel jene bei den assyrischen Verzierern so beliebten großen Nuten (Falzen) gräbt, welche die Steinmetzen als Lagerfugen und Steinsprünge bezeichnen. Der Mittelpunkt jeder Platte ist mit einer doppelten Gänseblume verziert, deren Umrisse mit dem Hammer getrieben sind, und da diese Metallplättchen unter sich vernietet und an die Bohlen befestigt werden mußten, so umgab man sie mit einer Reihe rundköpfiger Nägel; worauf man noch Nägel an die Spitzen der Blumenblätter und in die Mitte des Fruchtknotens schlug. Das aufgefundene Bruchstück ist eins dieser Vierecke und zeigt alle wesentlichen Bestandtheile der Verzierung.

Die in kolossalen Verhältnissen eingemeißelte Pfanne, die Trümmer schöner Thüreinfassungen und die übrigen eben genannten Funde beweisen klar, daß hier sich das äußere Thor befand, welches den königlichen Wohnsitz mit der Stadt in Verbindung setzte. Dieulafoy schloß aus dem Style des Mauermantels, aus der Inschrift, sowie aus den Marmorbildwerken, noch mehr aber aus der Lage der Fliesenpflasterung in der Nähe der Riesenpfanne, daß alle diese verschiedenen Denkmäler aus der Achämenidenzeit stammen.



Bibi-Mfanda.

Seit dem 24. Dezember herrschte anhaltender Regen. Madame Dieulafoy war überglücklich, denn der Herr des Regens (barometer-Barançaheb, ein Wort susianischer Bildung), zeigte schönes Wetter an, außerdem war eine großartige Entdeckung gemacht worden. Vor kaum 14 Tagen hatte Dieulafoy die Arbeiten in einem neuen Graben vornehmen lassen, welcher dazu bestimmt war, die vermutheten, zwischen dem Apadâna und den Pylonen gelegenen Wohngebäude zu durchschneiden und nach einer Anhöhe zulief, die noch gar nicht untersucht worden war. Mehrere Tage lang hackte, grub und schaufelte man umsonst. Eines Tages jedoch wurde eine Todtenurne bloß gelegt, in der sich ein noch wohl erhaltenes Skelett befand. Dieulafoy glaubte am nächsten Tage auf die Fundamentslinie des Apadâna zu stoßen, worauf er die Arbeiten an der bis dahin so wenig ergiebigen Stelle vollständig aufzugeben gedachte. Da kam am Abend Dor Ali herbeigestürzt, als man gerade im Begriffe war, das am Fuße eines Tumulus gefundene Bruchstück einer Statue auf einem Karren wegzuführen. „Ich habe einen wunderschönen Gegenstand gefunden“, rief er noch ganz athemlos aus. „Die Arbeiter behaupten, daß dies Gold sei, ich halte es aber für einen Kaschy.“ Die Perser bezeichnen unter diesem Namen die Email-Verkleidung des Steingutes, welche im 12. Jahrhundert in Kaschan gearbeitet wurde.

Der Fund erwies sich als ein Block aus schneeweißem Steingut. Auf einem der äußeren Ränder sah man in erhabener Arbeit eine schöne Halbkugel von gelbem Email. Blaue, grüne und weiße Sterne bedeckten die Halbkugel, welche von einem Strahlenkranze umgeben war. Das Stück war nicht vollständig, doch erwies es sich als ein Meisterwerk der Töpferkunst. Dieulafoy hielt es für das Bruchstück eines apokalyptischen Panthers.

Am 1. Januar war der neue Graben bis zur Kiesfundamentlinie des Apadâna vertieft worden.

Dieulafoy war höchst überrascht, als er bemerkte, daß die Fliesenpflasterung an manchen Stellen fehlte und daß hie und da die Kiesel Raum ließen für Mauern, die aus noch größerer Tiefe emporragten. Sofort wurden Hacken und Schaufeln an den von Kies befreiten Stellen in Be-

wegung gesetzt und bald zeigten sich ungeheure Grundmauern, welche mit wundervollen Emailziegeln wie gespickt waren. Diese Grundmauern waren gestützt von einer sorgfältig gebauten Ziegelmauer, die wiederum auf festem Trümmerwerk ruhte. Man hatte jetzt das Stockwerk desjenigen Dariuspalastes erreicht, welches zur Zeit des Xerxes vom Feuer zerstört, von Artaxerxes Memnon 80 Jahre später nivellirt und mit einer neuen Kiesschicht bedeckt wurde, als der König den Plan zum Baue des neuen susianischen Apadâna faßte.

Jeden Abend wurde der Lagerraum um 30 bis 40 weiße, feste und solide Fliese bereichert, deren Ränder mit erhabenem, außergewöhnlich gut erhaltenem Email von bewunderungswürdiger Schönheit bedeckt waren. — Zuerst erschienen drei Ziegel, welche über einander gelegt, die Zeichnung eines langen Aermels ergaben, ferner schwarze Füße, welche mit goldgelben Halbstiefeln bekleidet waren, sowie schwarze Beine und Hände.

Durch Zusammenstellung der Bruchstücke gewann Dieulafoy Personen von natürlicher Größe, und als er diese wieder zusammenstellte, so waren es zwei fast vollständige Krieger, bei deren einem nur ein Mittelstück in der Brust und bei dem anderen eines in der Gesichtshöhe fehlte.

Es waren von der Seite dargestellte, vorwärts schreitende Bogenschützen mit dem Wurfspieße in den Händen. Die Gewänder sind in den Farben verschieden, im Zuschnitte jedoch alle gleich, der Rock an der Seite geschlitzt, das Hemd kurz und langärmelig, an den Hüften mit einem Gürtel zusammengezogen, das Wams auf der Brust geschlossen. Die vom Handgelenke bis zum Ellbogen offenen Wamsärmel lassen die reichen Hemdfalten hervorquellen. Eine reiche Borte umrändert die Stoffe. Der Kopf trägt eine grüne Fransenkrone, welche an den Kameelhaarstrick erinnert, welcher noch heute die Stirn der Araber umgürtet. Die Ohren und Handgelenke sind mit goldenen Ohrringen und Armbändern beladen. Die Fußbekleidung von schönem Gelb ist am Spann mit Knöpfen und Stäbchen geschlossen. Außerordentlich reich sind die verschiedenfarbigen Stoffe. Der erste der Krieger trägt gelbes, mit blauen und grünen Gänseblumen gesticktes Wams und Gewand über einem



Durchstochener Hügel.

Hemde von dunkelfarbigem Purpur; der zweite ist mit weißem Stoff bekleidet, welcher mit schwarzen Wappenschildern bedeckt ist, unter denen die Citadelle von Susa besonders hervortritt. Vereinzelte Stücken geben Proben von weißen mit Blumen und Sternen besäten Gewändern, von blauen Schuhen und gelben Aermeln.

Der Typus der Personen allein verändert sich nicht. Die Haut ist immer schwarz, der Bart mit blaugemaltem Schatten umrahmt mit seinen Locken schmale, carminroth geränderte Lippen. Die Haare sind gelockt, wie der Bart.

Der Entwurf ist bewunderungswürdig, die Zeichnung groß und edel, die Technik überraschend in ihrer ebenso großen Einfachheit als Vollkommenheit. Der Faltenwurf erinnert an die äginetische Kunst. In Persepolis und am Danielsgrabe hatten die Reisenden schon die Bekanntschaft dieser berühmten Krieger gemacht, doch war die Krone der persepolitanischen Krieger aus Metall und von gerader Form. Ein wichtigerer Unterschied als der in der wenig belangreichen Kopfbekleidung bestand darin, daß die Krieger von Persepolis Arier und weißer Rasse waren, die von Susa jedoch, ebenso wie die Bogenschützen, welche Memnon, der Sohn der Aurora, zu Priamus Hilfe herbeibrachte, schwarze Hautfarbe hatten.

Die interessanten anthropologischen Studien, welche M. Houssay an in den Todtenurnen gefundenen Skeletten vorgenommen hatte, und die Messung der jetzigen Bewohner von Susiana ließen auf die Existenz einer früheren Negerrasse in Elam schließen. Die gefundenen Unsterblichen würden jedoch zum susianischen Theil der königlichen Wächter zählen. Sie sind schön in Linien und Farben und haben schöne Formen. Als keramisches Kunstwerk stehen sie weit über den mit Recht so berühmten Basreliefs des Lucca della Robbia.

Und doch waren die Mittel, welche den Künstlern zur Verfügung standen, die allergewöhnlichsten: ein grober Thon, der in feste Formen gedrückt, unzweifelhaft noch einmal mit dem Bossirholz überarbeitet wurde und von Farben das Türkisblau, das Mangan, Gelb, Weiß und ein Anflug von Purpur.

Am Abend des 1. Januar wurde, nachdem die Arbeiter bezahlt worden waren, ein langer Spazierritt im Thal

unternommen. Man ritt die Tumuluslinie entlang, welche vom Takhte Soleiman bis zu einer im Nordosten von Susa gelegenen Anhöhe sich am Euläus hin erstreckt.

In dieser Richtung waren weiße Steine bemerkt worden, die sich als drei Säulenbasen achämenidischen Styls erwiesen, jedoch von kleinerem Maßstab waren, als diejenigen des Apadâna.

Auf der Anhöhe waren zwei Gräber frisch ausgegraben worden.

Wie seltsam ist die Ueberlieferung, welche die Araber veranlaßt, die antiken Tumuli sich als Grabstätten auszuwählen und auf den zerstörten Bauwerken verschwundener Geschlechter den letzten Schlaf zu schlafen! Je nachdem die Heerden rechts oder links, im Norden oder Süden weideten, beerdigten die Väter ihre Vorfahren in der Landschaft von Tschundi Kapur, bei dem Danielsgrab, auf den Berghöhen von Doßelladsch, auf dem Ackerland von Soleiman, von Susa, Seudschar oder auf den kleinen runden Berghügeln, denen man gar keine Beachtung schenken würde, wenn sich daselbst nicht von Zeit zu Zeit frisch aufgeworfene Erdhügel von Menschenlänge bemerkbar machten. Die zuletzt ausgegrabenen parthischen Todtenurnen beweisen, in welch weite Vergangenheit man zurückgreifen müßte, um den Ursprung dieser Sitte zu finden. Die jetzigen Gräber ruhen auf den Trümmern der Vergangenheit und schützen diese vor Entweihung der Menschen.

Am 2. Januar kamen die nach Schuster, Ahwas, Bende-Akhil und Kalai-Bender abgesandten Boten unverrichteter Sache wieder zurück. Sie erklärten einstimmig, daß niemand es wagen wollte, einen wegen seines Pesthauches und wegen der in seinem Wasser und an seinen Ufern hausenden Ungeheuern und Bestien so gefährlichen Fluß zu befahren.

Es blieb nun nichts Anderes übrig, als die verschiedenen Bruchstücke von Säulenkapitälen auf Karren nach Ahwas zu schaffen.

Jean-Marie arbeitete am Gestell, welches die vier im vergangenen Jahr mitgebrachten Räder verbinden sollte, aber es fehlte an Zugvieh und Geschirr.

Am nächsten Tage reiste M. Houssay nach Disful, um den Gouverneur zu bitten, gegen entsprechendes Entgeld ihnen seine beiden Artilleriepferde zu leihen. Im Falle der Weigerung war Houssay beauftragt worden, sämmtliche Sattler der Stadt mitzubringen, damit diese das Geschirr herstellten, während man die Maulthiere und Fuhrleute einübte.

Am Abend fand am Fuße der Citadelle ein Leichenbegängniß statt. Die Orientalen verstehen besser als wir die Majestät des Todes zu würdigen. Sie kennen nicht den im Abendlande so beliebten Todtenschmuck, wie Blumengewinde und dergleichen, einfach und in aller Stille begraben sie ihre Todten.

Seit dem 2. Januar stand das Lager unter Wasser. Nachdem die einzelnen Stücken der Bogenschützen nummerirt und aufgezeichnet worden waren, wurden sie in 20 Kisten verpackt.

Als die letzte Kiste geschlossen worden war, erschien ein alter Scheikh, welcher Einnehmer der direkten Steuern war und dessen Zelte sich im Norden vom Tumulus befanden. Er behauptete, die Franzosen hätten ihren Palast auf derjenigen Stelle gebaut, auf welcher seine Heerden täglich vorbeizuziehen pflegten, und daher verlangte er zur Entschädigung ein Messer. Als man ihm erklärte, daß er kein Recht dazu hatte, etwas zu fordern, daß man ihm das Messer jedoch geben wollte, falls er dieses als Freundschaftszeichen und Geschenk guter Nachbarn betrachten wollte, rief er aus: „Ihr sprecht so weise wie ein Mollah, gebt mir aber doch das Messer“.

Am 8. Januar hatte die Ueberschwemmung fast ganz aufgehört, ein Regenbogen umspannte den noch feucht nebligen Horizont. Der Graben der Unsterblichen jedoch blieb unzugänglich, da er noch unter Wasser stand.

Seit Beginn der Woche hatten die Arbeiter die Ausgrabungen am Apadâna wieder aufgenommen und legten in einer Tiefe von zwei bis drei Metern die Fliesenpflasterung bloß.

Der Boden unter der Ostkolonnade zeigte sich reicher an starkwurzligem Gebüsch, irdenen Scherben und anderen kleinen Trümmerstücken als an Marmorbildwerken.

Glücklicherweise war die Westkolonnade eine um so reichere Fundstätte. Man fand daselbst nicht allein drei Säulenbasen, sondern auch das Bruchstück eines kannellirten Säulenschaftes und bei diesem den Körper eines derjenigen paarweise zusammengestellten Stiere, welche das wichtigste Element der Kapitäle des Apadâna bilden. (S. Abbild. 4 u. 5.)

Alle diese Stücke lagen auf derselben Stelle, auf welcher sie vor 2000 Jahren zu Grunde gingen.

Was den Kopf des Stieres anlangte, so ließ dieser sich noch fortschaffen, der Körper des Thieres jedoch, welcher aus einem einzigen Marmorblock ausgehauen war, wog allein mehr als 12 000 kg. Man berechnete daher gar nicht erst den Kubikinhalt des Säulenschaftes; denn bei seiner Schwere war an eine Fortschaffung desselben an die Küste nicht zu denken.

Am 9. Januar kam Houssay zurück und berichtete, daß der Gouverneur von Disful ihn sehr kühl empfangen und die beiden Artilleriepferde verweigert hatte, da er seine Zustimmung zur Fortschaffung der Palastfliese nicht geben konnte.

Ueberdies herrschte gerade Aufruhr in der Stadt, was nicht zur Hebung der üblen Laune des Untergouverneurs beitrug.

So waren die Reisenden einzig auf die Hilfe der Sattler von Disful angewiesen.

In den ersten Tagen des Februar mußten 12 Thiere mit Geschirr versehen sein. Der Plan, die Tumuli der Ebene weiter zu untersuchen, wurde, nach Durchschneiden eines derselben, der schon Jahrhunderte lang vom Schawur unterwaschen worden war, und indem man den Fußboden eines Hofes und eingestürzte Mauern, aber keinerlei Spuren vornehmer Wohnungen gefunden hatte, aufgegeben. (S. Abbildung 7.) Inzwischen verlängerte sich der Kriegerfries immer mehr. Nach und nach wurden auch die Lücken ausgefüllt. Fast verzweifelte man daran, ein vollständig erhaltenes Bogenschützenantlitz zu finden, denn das Gesicht war immer die bevorzugteste Zielscheibe der Zerstörer gewesen. Schließlich kam jedoch ein Emailziegel mit Wange, Nase, unterem Augenlid eines von vorn dargestellten Auges und sorgfältig gekräuseltem grünen Haar noch zum Vorschein.

Emailwaaren von derselben Farbe und demselben Styl als die bereits genannten, stellen Bogenschützen dar, die ihren Brüdern entgegenkommen. So sind uns alle Einzelheiten ihrer Tracht bekannt. Die Hand eines der Krieger berührt eine weiße Keilschrift.

Wie in Persepolis, so bezogen auch diese Krieger die Wache vor einer großen Inschrift, welche den königlichen Stammbaum enthielt und welche berichtete, daß der Palast unter dem Schutz Ahuramasda's (Ormuzds), des höchsten Gottes, gestellt war.

Neben dieser Hand wurden Emailziegel entdeckt, auf welchen in drei Sprachen der Name des Königs Darius und derjenige des Ostanes stand, welch letzterer das Haupt der Verschwörer gegen den Magier Smerdis war. Dies Dokument bestärkte Dieulafoy in der Vermuthung, daß die Krieger vom Palast des Sohnes des Hystaspes stammten.

Der Name des Darius steht im Stammbaum aller achämenidischen Herrscher; aber Ostanes ist der treue Begleiter Darius des Ersten.

Auf die Emailziegel mit erhabener Arbeit folgten halberhabene Friese, deren Zeichnung in ihrem griechischen Styl an die Zierrathen erinnerte, welche die Basreliefs der Löwen umgaben. Nur die Krone ist verschieden, statt der an den Seiten emaillirten Zackenreihe sah man dreireihige blaue Mauerzacken auf weißem Grunde.

Als am 12. Januar die Sonne unterging, erschien der erste vom Consul von Bassorah gesandte Bote, der mit großer Freude empfangen wurde. Hastig öffnete zunächst jeder seine Briefe; dann kamen die Zeitungen an die Reihe.

Madame Dieulafoy machte ferner zwei werthvolle Erwerbungen.

Tagtäglich kamen Nomadenfrauen, um alterthümliche Steine zum Kauf anzubieten. Gewöhnlich kaufte die Französin die angebotenen Gegenstände ohne danach zu fragen, wie die Verkäuferinnen zum Besitz ihrer Kleinode gekommen.

An diesem Abend brachte die schöne Verwandte eines der benachbarten Scheikhe zwei entzückende Cylinder. Bibi Msauda gehörte demselben Stamm an, wie die Mehrzahl der arabischen Arbeiter der Expedition. (S. Abbild. 6.)

In Anbetracht der sorgfältigen Kleidung der jungen Frau wurde sie von Madame Dieulafoy besonders rücksichtsvoll empfangen. Die Araberin trug ein gelbes Hemd, einen purpurrothen Schleier und Turban, welcher in anmuthigem Faltenwurf ihren Kopf umschloß. Ihre weiten, zugespitzten Aermel reichten fast bis zur Erde.

Vergeblich war Madame Dieulafoy's Bemühen, die Frau zum Verkauf ihres Anzuges zu veranlassen; obgleich das Weib die Tochter eines hohen Beamten der Wüste war, besaß sie doch nur ein einziges Hemd.

Auf dem einen Cylinder aus Bergkrystall bemerkte man einen geflügelten Stier mit menschlichem Antlitz und hohem Diadem gekrönt. Ein vierzeilige Inschrift in susischer Schrift gab den Namen des Besitzers und denjenigen der Schutzgöttin an. Rings um den zweiten war eine Scene von köstlicher Lebenswahrheit dargestellt. Der feine Styl wies auf die künstlerisch kundige Hand eines griechischen Steinschneiders hin.

Als Madame Dieufaloy die Kleinode an die Schnur reihte, an welcher die früher gekauften sich schon befanden, fragte Bibi Msauda:

„Wirst Du das schöne Band um den Hals oder um das Handgelenk tragen?"

Sie wußte freilich nicht, daß die Französin, einer Biene gleich, nicht für sich arbeitete.

James' Reise in der Mantschurei.

Von H. Seidel.

Die Mantschurei gehört noch immer zu den weniger bekannten Räumen unserer Erde, obschon sie hart vor den Thoren des ostasiatischen Völkerverkehrs liegt, und als die natürliche Grenzfeste zwischen der russischen Macht im Norden und China und dem Bereich des englischen Einflusses im Süden, das Interesse der Geographen, Politiker und Stratagen, gleichmäßig beansprucht. Von den Provinzen nördlich der großen Mauer darf sich keine höherer Bedeutung für China rühmen, weshalb wir dankbar jede Nachricht verzeichnen, die unsere Kenntniß des mantschurischen Landes erweitert. Die neueste Kunde von dort brachte uns ein Engländer, ein Beamter der indischen Regierung, Herr E. M. James, der in Gesellschaft zweier Freunde, des Dragonerlieutenants Herrn Younghusband und des Herrn H. Fulford, aus dem Konsulatsdienste, im Jahre 1886 eine längere Reise durch die Mantschurei ausgeführt hat. Die Expedition war anfänglich nach Südchina bestimmt, wählte aber später die Mantschurei zu ihrem Arbeitsfelde, einmal wegen des verhältnißmäßig bequemeren Reisens daselbst, und sodann, weil dieses Gebiet den Herren mindestens ebenso unbekannt schien, wie das zuerst ins Auge gefaßte. Mit der letzteren Voraussetzung befanden sie sich allerdings in einem erheblichen Irrthum, der lediglich aus dem Beiseitelassen der deutschen und russischen Schriften über die Mantschurei herzuleiten ist.

Von den älteren, heute noch werthvollen Quellen scheinen ihnen nicht mehr als die Berichte der Jesuiten Verbiest (1692), Regis, Jarton und Friedel (1709 und 1710), aus der „Description de la Chine et de la Tartarie Chinoise" von Du Halde, natürlich in englischer Uebertragung, zugänglich gewesen zu sein. Von neueren Autoren werden Ravenstein, Meadows, Alex. Williamson und Konsul Adkins erwähnt. Russische Namen, einzig den Archimandriten Palladius ausgenommen, fehlen gänzlich, ebenso die deutschen von Eberhard Ysbrand Ides (1692) und Lorenz Lange (1715 bis 1736) bis herauf zu L. v. Schrenk, Gustav Radde und Ferdinand v. Richthofen.

Den etwas volltönenden Lobsprüchen der Engländer auf die Verdienste der Herren James und Genossen können wir darum nicht ohne weiteres beistimmen, namentlich nicht, wenn wir uns der Beschreibung erinnern, welche Oberst Wenjukow bereits 1873 in seinem Buche über die „russisch-asiatischen Grenzlande" von der Mantschurei geliefert hat. Das Ergebniß der James'schen Reise besteht, kurz gesagt, in der Ersteigung der Hochgipfel im Schang-pai-schan, in dem Aufschluß der von Europäern zuvor nicht betretenen Straße von Hun-tschun über Ninguta nach Kirin, und endlich, was die Hauptsache ist, in der anziehenden Schilderung des Lebens und Treibens, wie es sich gegenwärtig in jenem fernen Erdenwinkel abspielt.

Von Ying-tsu, am Unterlaufe des Liau-Flusses, trat die Expedition am 19. März 1886 ihren Marsch an. Die Stadt Ying-tsu wird für gewöhnlich als Niu-tschwang bezeichnet, worunter, genau genommen, ein Platz sieben bis acht deutsche Meilen[1]) binnenwärts am Liau-ho zu verstehen ist. Ursprünglich war Niu-tschwang der Hafen, aber bei dem schnellen Landzuwachs, der an der ganzen Küste des Busens von Liau-tung stattfindet, ist das Meer soweit fortgedrängt, daß die Schiffe jetzt vor Ying-tsu ankern

[1]) Nach solchen (15 = 1° i. Aeq.) ist hier immer gerechnet.

müssen. Die Herren wandten sich zuerst nach Mukden, der alten Mantschu-Residenz, mit einem kaiserlichen Palaste, mit Triumphbogen, Tempeln und Denkmälern aus vergangener glänzender Zeit. Die Stadt umschließt gegen 200 000 Einwohner; sie hat ihren vornehmen Charakter treu bewahrt und verdient mit Rücksicht auf ihre fruchtbare Umgebung und ihre vortreffliche Lage noch heute das Lob, das ihr der Kaiser Kiën-lung einstmals gesungen hat. In Mukden miethete Herr James 20 Maulthiere, die er später auf 26 vermehrte, da der Marsch in dem vorherrschend bergigen Lande eine möglichste Verkleinerung der Lasten nothwendig machte. Der Weg führte von Mukden gerade östlich am Hun-ho hinauf — einem Zufluß des Liao — durch ein freundliches, gut bewaldetes Thal. Am zweiten Tage wurde Fu-schun-tschang erreicht, ehedem ein chinesischer Grenzposten und der erste Platz, welcher in die Hände der Mantschu fiel. Unfern des Ortes läuft die ursprüngliche Befestigungslinie vorbei, jener vielgenannte Pallisadenzaun, der die südliche Mantschurei oder die Provinz Schöngking schon lange vor Beginn unserer Zeitrechnung zum Besitze Chinas hineinzog. An einem Tributär des Hun, dem Su-tsu-ho, reiste man weiter nach Sarhu, dem Schauplatze der großen Entscheidungsschlacht zwischen Chinesen und Mantschu. Eine Marmortafel mit doppelter Inschrift erzählt von dem denkwürdigen Tage. Darauf wurde Yung-ling berührt mit seinen historischen Grabstätten, dann Yenden oder Hing-King, vor Alters die „Hauptstadt des Glückes", jetzt ein niedliches Dörfchen mit verfallenen Mauern und Thoren, dann endlich der einstige Herrschersitz Lao-tsching, heute ein Trümmerfeld. Chinesische Ansiedler haben sich zahlreich in den lieblichen Thälern ringsumher niedergelassen, und die dichten Forsten fallen schnell vor der Axt des Landmannes. Ein paradiesischer Blumenflor schmückt die wiesigen Gründe, bunte Wasservögel beleben Flüsse und Bäche, und von den Bergen schallt der Ruf des Fasanen.

Dem Su-tsu-ho folgend, gelangten die Reisenden bis zur Wasserscheide und jenseits derselben im Thale des Hun-kiang, der in den Yalu mündet, nach Tung-hwa-hsiën, dem Sitze eines höheren Verwaltungsbeamten. Mittlerweile hatten die Frühlingsregen begonnen; jedes Rinnsal tobte mit Hochfluth daher, wodurch die Expedition so viel Aufenthalt erlitt, daß sie erst nach Monatsfrist, von Mukden gerechnet, in Mau-erh-schan am Yalu eintraf. Ein Versuch, dem Fluß bis zu seiner Quelle nachzugehen und von dort zum Tumen hinabzusteigen, erwies sich als unausführbar. Die Reisenden mußten sich zum Uebergang in das Gebiet des Sungari entschließen. Am Nebenflusse „Nr. Zwei" des oberen Yalu — die Chinesen belegen die Nebenflüsse statt mit Namen häufig mit Zahlen — erstieg man in zwei Tagen die vulkanische Kette des Schang-pai-schan oder das „lange weiße Gebirge", welches sich als Wasserscheide zwischen dem Yalu und Sungari aufthürmt. Der Paß lag in 3000 Fuß Höhe, unfern der Quellen des Tang-ho, der sich später mit dem Sungari vereinigt. Politisch zählt das Land hier schon zur Provinz Kirin, die etwa die ganze Mitte der zur Zeit den Chinesen noch gebliebenen Mantschurei umfaßt. Der Gouverneur von Kirin hatte wenige Monate vorher in der Pekinger „Amtlichen Zeitung" einen Bericht veröffentlicht, wonach er sämmtliche Schluchten des Schang-pai-schan nach Ginseng-Suchern oder neuen Ansiedlern durchforscht haben wollte. Wie er versicherte, wäre die Gegend vollkommen ruhig und frei von verbotenen Niederlassungen. So schrieb der würdige Mandarin; nur schade, daß die wahren Zustände seiner Provinz den schönen Bericht schmählich Lügen straften. Es wimmelte in dem Lande von fremden Kolonisten; es fehlte nicht an Ginseng-Sammlern, die in den feuchten Gebirgswäldern nach der hochbegehrten Wurzel graben, durch deren geheimnißvolle Kräfte die bezopften Lebemänner im „Himmlischen Reiche" ihr Dasein zu verlängern hoffen. Mit den Ackerbauern waren auch Goldsucher und allerlei verdächtige Gesellen in der Provinz erschienen, so daß Räubereien und Mordanfälle nicht selten vorkamen. Doch davon hatte der Herr Gouverneur seinem Hofe wohlweislich kein Wörtchen gemeldet. Weil jede dauernde Besiedelung des Landes verboten ist, und die Einwanderer deshalb auf den Schutz der Behörden nicht zählen können, so haben sie zur Selbsthülfe gegriffen und sind unter sich zu Gilden zusammengetreten, mit Vorständen, Stellvertretern und Richtern an der Spitze. In den Händen dieser Oberleiter liegt die Regelung aller Verhältnisse, sowie die Gewalt über Leben und Tod. Der Regierung in Kirin sind die Gilden nicht unbekannt; ja sie bedient sich derselben häufig und mit Glück zur Verfolgung der Räuberbanden, trotzdem sie theoretisch vor dem Gesetz keinerlei Existenzberechtigung haben. Denn nach chinesischer Hofpolitik soll das Stammland der regierenden Herrscher möglichst uneingeschränkt der einheimischen Bevölkerung, den Mantschu-Tataren, verbleiben. Noch gegenwärtig darf der Chinese gesetzlich nicht mehr Grund dort besitzen, als er für sein Haus und sein Grab gebraucht. Abweichend von den übrigen Provinzen hat die Verwaltung der Mantschurei einen durchaus militärischen Charakter. Sämmtliche leitende Stellen sind statt mit Civil-Gouverneuren mit höheren Mantschu-Offizieren besetzt, welche beide Gewalten in einer Hand vereinigen.

Die Landestruppen setzen sich ausschließlich aus Mantschu-Söhnen zusammen; kein Chinese findet Aufnahme. Jeder Mantschu, der mannbar geworden ist und den Bogen spannen kann, wird unverzüglich bei einem der acht Milizkorps oder Banner, deren jedes an seiner besonderen Fahne kenntlich ist, eingetragen. Damit erhält er Anspruch auf einen Monatssold von 1 Taël oder 5,50 Mark nach unserem Gelde. Ein steuerfreies Stück Land wird ihm zum Anbau zugewiesen, das er aber meist an Chinesen verpachtet. Tritt er ganz in den Heeresdienst ein, so steigt sein Sold auf 5 bis 7 Taël monatlich. Die Folge ist, daß die Mantschu-Jünglinge, statt sich redlich von ihrer Hände Arbeit zu nähren, müßig die Yamens oder Regierungsgebäude umlungern und um dauernde Anstellung betteln. Diesem Mißstande zu steuern und zugleich, um eine straffere Ordnung in der wichtigen Grenzprovinz herbeizuführen, hat die Regierung in Peking 1885 einen hohen Würdenträger, den General Mu, als Oberkommandeur nach der Mantschurei geschickt, der, unabhängig von allen sonstigen Beamten der Provinz, in erster Linie eine gründliche Reorganisation der Streitkräfte vernehmen soll. General Mu ist nun am Werke, die eben geschilderten Faulenzer zu ordentlichen Soldaten einzudrillen. Merkwürdig ist es, daß in der chinesischen Armee und namentlich unter den mantschurischen Truppen noch immer der Bogen seine Rolle spielt. Trotz Krupp'scher Kanonen und moderner Wiederlader erscheint dies mittelalterliche Gewaffen fortgesetzt auf dem Exerzierplatz, und es gewährte unseren Reisenden viel Spaß, wenn sie die zukünftigen Mantschu-Helden an Pfeil und Bogen ihre Griffe üben sahen.

In dem stellvertretenden Vorsteher der Gilden fand Herr James einen freundlichen Berather und zuverlässigen Führer, der ihn und seine Gefährten durch die Wildnisse am oberen Sungari sicher auf den höchsten Gipfel des Schang-pai-schan geleitete. Der Weg war äußerst beschwerlich; erst mit zunehmender Meereshöhe lichtete sich allmählich der dichte Schatten der Wälder. Riesenhafte Lärchenbestände kamen

zu Gesicht. Auf den sanfteren Hängen wuchsen Birken und Fichten, bis auch diese seltener wurden, und die Landschaft ein parkähnliches Gepräge erhielt. Ueppige Wiesen folgten darauf, in deren saftigem Grün zahllose Blumen von allen Farben prangten — ein Paradies für die Sammler, die ihre Schätze später dem Direktor des königlichen botanischen Gartens in Kew vorlegten. Nach dem Urtheil dieses Herrn begreift die mantschurische Flora auf der Strecke von Mukden bis Kirin gegen 500 blühende Pflanzen, 32 Farnkräuter und 10 Bärlapparten und Schachtelhalme. Auffallenderweise enthält sie aber sehr wenig endemische Arten; höchstens ein halbes Dutzend wirklicher Neuheiten sind durch die James'sche Sammlung bekannt geworden. Der Pflanzenteppich stimmt durchaus mit der nordostasiatischen Flora überein, deren charakteristische Formen mit geringen Ausnahmen über die ganze nördlich gemäßigte Zone verbreitet sind. Die Fauna zeichnet sich namentlich durch einen großen Reichthum an Vögeln aus. Am Chanka-See wartet des Ornithologen trotz der Vorarbeiten Prshewalski's unter der gefiederten Welt eine reichliche Ausbeute neuer und seltener Arten. In den Wäldern hausen kostbare Pelzträger, Hirsche und Rehe, aber auch Bären, Wildkatzen und Tiger, letztere sogar in erheblicher Menge. Eine Plage für Mensch und Thier werden im Sommer furchtbare Mückenschwärme, die dem feuchten Klima, den Sümpfen und Wäldern ihr Dasein verdanken. Kein Ort ist vor ihnen sicher, mit Sonnenuntergang schließt man ängstlich Thür und Fenster, und oft wird ein Rauchfeuer im Hausflur entzündet, um die Quälgeister zu vertreiben. Die Pflüger tragen bei ihrer Arbeit Eisenkränze auf dem Kopf, woran Stücke brennenden Zunders befestigt sind, und brennenden Zunder in der Hand — alles zur Abwehr der lästigen Feinde.

Wir verließen die Reisenden im Angesicht der schroffen, nadelscharfen Hörner auf dem „langen weißen Gebirge". Der Abhang vor ihnen schimmerte blendend hell, aber nicht von Schnee, sondern von verwittertem Bimsstein, der hoch und dicht die Kegel umkleidet. Schnee hatte sich nur hie und da in geschützten Schluchten erhalten; aber von ewigem Firn, den übertriebene Schilderungen früherer Tage auf die Berge gehäuft, war keinerlei Spur zu entdecken. Ueber die weißen Bimssteinmassen klommen die Forscher mühsam empor; endlich war die Höhe gewonnen, und jetzt — 350 Fuß in der Tiefe — lag ein prachtvoller Kratersee mit leuchtend tiefblauem Wasser, auf dessen ruhiger Fläche die phantastischen Zacken der Berg-Corona umher sich friedlich spiegelten, während oben am Rande der Wind in sausendem Zuge vorbei strich. Gern hätten die Herren den See besucht, doch die Schroffheit der Wände vereitelte ihr Bemühen. Lieutenant Younghusband unternahm deshalb eine Besteigung des östlichen höheren Hornes, die auch nach vieler Mühe gelang. Die Gipfelhöhe ward auf 8000 engl. Fuß bestimmt.

Den Rückweg wählte die Expedition über T'ang-ho-ku an der Vereinigung des Tang mit dem Sungari. Auf schwieriger Straße begleitete sie letzteren Fluß bis Kirin, der Provinzialhauptstadt, die sich in strategisch vorzüglicher Lage am linken Flußufer ausbreitet. Der Platz zählt zwischen 75000 und 100000 Einwohner, ist aber abscheulich schmutzig und bietet außer der großen Waffenfabrik mit englischen und deutschen Maschinen und der Pulvermühle auf dem anderen Ufer wenig Sehenswerthes.

Von Kirin zog die Reisegesellschaft nach chinesischer Sitte in Karren den Sungari abwärts durch die nördlichen Ebenen auf Zizikhar zu. Bis Pe-tu-na erstreckten sich reiche Kulturen von Hirse, Bohnen und Hanf. Am Einfluß des Nonni in den Sungari hatten die Hochfluthen der Störme die Ufer überschwemmt und das Land auf Meilen im Umkreise in einen See verwandelt. Im Norden der Konfluenz begannen die mongolischen Steppen mit ihrer unstäten Bevölkerung, ihren grasenden Pony- und Schafheerden und ihrem kärglichen Ackerbau. Achtzehn Tage kreuzten die Reisenden in der einförmigen Gegend[1]); immer dieselben Scenen boten sich ihnen dar, so daß sie ermüdet die geplante Tour von Zizikhar nach Aigun und Blagoweschtschensk am Amur abbrachen und in südöstlicher Richtung quer durch die gewellte Steppe nach Hulan, an der Mündung des Hulan-ho in den Sungari, vordrangen. In und um Hulan beobachteten sie mit Vergnügen das schnelle Aufblühen dieser erst seit kurzem besiedelten Zone. Leider mangelt es noch an einer geordneten kräftigen Verwaltung, die dem Räuberunwesen ein Ende zu machen versteht. In Pe-tun-lin-tsu und Pa-yen-schu-schu, wo französische Missionäre stationirt sind, die sich allgemeiner Liebe und Achtung erfreuen, wurde den Fremden mehrfach von den Unthaten der Buschklepper erzählt. Die Behörden fühlten sich sogar veranlaßt, der Expedition bis San-sing eine militärische Bedeckung mitzugeben, die aber im Ernstfalle wahrscheinlich wenig genutzt hätte. San-sing, der nächste bedeutende Platz, liegt am rechten Ufer des Sungari, der hier auf kurzer Strecke von drei kräftigen Nebenflüssen verstärkt wird. Gleichwohl hat die schöne Wasserstraße abwärts zum Amur bis heute für das Land so gut wie gar keinen Werth. Die chinesische Regierung verbietet jede Besiedelung unterhalb San-sings; sie thut nichts zur Belebung des Handels nach dem Amur; sie sucht vielmehr durch starke Befestigungswerke ihr Gebiet vor einem kriegerischen Unternehmen der Russen auf dem Sungari hermetisch zu schließen. Das Sperrfort ist mit fünf großen Krupp'schen Kanonen armirt; eine sechste, wahrscheinlich auch hierher bestimmte, war auf der Ueberlandtour in einen Sumpf gerathen und mußte liegen bleiben, da vor Einbruch des Winters an den Weitertransport nicht gedacht werden konnte.

Von jetzt ab zogen unsere Forscher wieder gen Süden, zunächst den schiffbaren Mutan-kiang, sonst die Khurkha genannt, hinauf über Wei-tsu-ho nach dem starken Waffenplatze Ninguta an der Vereinigung mehrerer Straßen. Die Stadt ist der Mittelpunkt eines beträchtlichen Handels und gilt als der Wachtposten gegen den russischen Ussuri-Distrikt. Sie besitzt eine Telegraphenstation mit Anschluß an die Pekinger Linie, wie denn die Chinesen danach streben, sämmtliche Grenzorte aus militärischen Rücksichten telegraphisch mit der Hauptstadt zu verbinden. Vierzehn Meilen südlich von Ninguta liegt Hun-tschun, der letzte chinesische Posten, hart an der russischen Grenze und durchaus Garnisonplatz. Die Besatzung verfügte trotz der Wichtigkeit des Ortes über eine völlig unzureichende Bewaffnung, alte glattläufige Flinten und ungeheuerliche Donnerbüchsen, an denen zwei Mann zu tragen hatten. Vor der Grenze waren unlängst neue Befestigungen erbaut, denen gegenüber in geringer Entfernung auf russischem Grund und Boden ein Kosakenpiket von 200 bis 300 Mann stationirt ist. Die Engländer wagten es, obwohl ohne Pässe, die Grenze zu überschreiten. Der russische Kommandeur, Oberst Sokalowski, empfing die Fremden in liebenswürdigster Weise, bewirthete und beherbergte sie und zeigte ihnen die militärischen Anlagen auf seinem einsamen Außenposten. Am nächsten Morgen besuchten sie die Hauptstation „Novaiyesk", womit das Nowokijewskoje der Russen gemeint ist, auf dem nördlichen Ufer der Possiet-Bai in malerisch schöner Lage mit einer griechischen Kirche und dreißig Häusern. Der Hafen gehört zu den besten des ganzen Ussuri-Landes, wird aber

[1]) Im ganzen den Spuren des Archimandriten Palladius (1870) folgend.

mindestens zwei Monate jährlich von Eis besetzt, wodurch er bedeutend verliert. Dazu kommt, daß die chinesische Grenze von der Mündung des Tumen ab bis im Rücken von Wladiwostok sich nur ein bis zwei Tagemärsche von der See entfernt hält. Bei Ausbruch eines Krieges vermag China diesen Zipfel durch einen schnellen Handstreich völlig zu isoliren, und damit gehen sämmtliche Häfen und Ansiedelungen für die Russen verloren. In richtiger Erkenntniß dieser Gefahr denkt man im Zarenreiche darum fortgesetzt an eine Vorschiebung der Grenze in die Mantschurei, zumal die jetzige Scheidelinie des russischen Amur- und Ussuri-Gebietes strategisch überhaupt nicht befriedigt. Wasserstraßen wie der Amur und Ussuri dienen wohl dem Verkehr, nicht aber der Vertheidigung des Landes. Besetzen die Chinesen irgend eine feste Stellung im kleinen Chinggan, so können sie den Ussuri und den unteren Amur bis Chabarowka gänzlich von dem Mittel- und Oberlauf des Stromes abschneiden. Setzen sie sich gar in der Nähe von Strjelka fest, so bewirken sie die Trennung des gesammten Amurbeckens von Transbaikalien. — Jetzt werden uns die Eroberungsgelüste der Russen zur Genüge verständlich. Außerdem locken Koreas prachtvolle beinahe eisfreie Häfen, während die russischen, von Süden nach Norden gerechnet, zwei bis sechs Monate im Jahre durch Eis gesperrt werden. Selbst Wladiwostock kann seinen Namen: „Beherrsche den Osten" nicht wahrmachen, da die Bai in jedem Winter acht bis zehn Wochen fest zufriert.

Mit Unbehagen gewahrt man in England, wie die Russen „hungerigen" Blickes nach der Mantschurei und Korea schauen, nur auf die Gelegenheit wartend, um auf Kosten der Nachbarn neue Länder an sich zu reißen. Jeder Schritt vorwärts bedroht aber nicht bloß China allein, sondern ebenso sehr die britische Hegemonie in Ostasien und den dortigen Meeren. Deshalb geht Englands Bestreben dahin, China von den gefährlichen Absichten der Russen zu überzeugen und es anzuspornen, seine Grenzen so stark wie möglich zu befestigen, seine Heere, seine Waffen auf den besten Stand zu bringen, um im Kriegsfalle in voller Rüstung auf dem Platze erscheinen zu können. — Der Reisebericht des Herrn James hat uns gelehrt, wie China diese Politik zu verwirklichen sucht. —

Auf dem Rückmarsche, den die Expedition auf derselben Linie, wie sie gekommen, antrat, theilten sich die Mitglieder, indem die Herren Younghusband und Fulford den Weg über Ninguta nahmen, während Herr James allein von Hun-tschun gleich den nordwestlich gerichteten Maulthierpfad nach dem Dorfe Omoso, in der Mitte zwischen Kirin und Ninguta, einschlug. Er mußte dabei die Ausläufer des Schang-pai-schan überschreiten, wo Räuberhorden die Gegend unsicher machten, und die Schwierigkeiten des Geländes das Vordringen hemmten. Ungleich besser erwies sich dafür die Straße Ninguta — Kirin, die besonders auf ihrem östlichen Theile im Thale des Mutan-kiang für den Verkehr wie für militärische Unternehmungen sehr wohl geeignet ist. —

Den Abschluß fand die Reise in einem Ausfluge nach der Handelsstadt Kuan-tsching-tsu, in den steppenartigen Ebenen westnordwestlich von Kirin. Der Ort beherbergt an 100 000 Einwohner und wird besonders zur Zeit der Wintermessen viel besucht. In den Straßen wogt dann ein Treiben, wie in der City von London. Das benachbarte kleine Hsiau Pa-kia-tsu ist die Residenz des bischöflichen Coadjutors Monsignor Boyer, der hier mit zwei Amtsbrüdern Schulen und Kirche versieht und die katholische Missionsthätigkeit unter der Bevölkerung leitet. Fast genau südlich, mit geringer Abweichung gen Westen, läuft die große Straße nach Mukden, auf der sich die Reisenden jetzt mit möglichster Eile in die Provinz Schöngking hinüberbegaben. Bis Ying-tsu, dem einstigen Ausgangspunkte der Expedition, blieben die Freunde beisammen; dann trennten sie sich, und Herr James, der seine Heimkehr beschleunigen mußte, ging über die Halbinsel Liau-tung (wie sie Richthofen nennt) nach Port Arthur [1]), der Hauptstation für die nordchinesische Flotte. Dreizehn Forts schützen den Platz; von den Wällen drohen Krupp'sche Kanonen; großartige Docks sind im Bau; für Torpedos, Seeminen und all dergleichen ist ausreichend gesorgt, so daß Herr James mit der beruhigenden Ueberzeugung abreiste, Port Arthur werde für jeden Angreifer „eine harte Nuß zu knacken sein". —

Monate später verlas Herr James in der Geographischen Gesellschaft zu London seinen vorläufigen Bericht, dem eine ausführliche Beschreibung der Reise in Buchform jüngst nachgefolgt ist.

[1]) Den Leser wird der Hinweis interessiren, daß Port Arthur 1881 durch das deutsche Kanonenboot „Iltis" besucht und vermessen wurde, worüber die Karte (1:15000) in Tfl. 6 der „Annalen der Hydrographie ꝛc." 1882, II, vorliegt.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Einer Notiz der „Geographischen Mittheilungen" zufolge haben die Professoren Dr. A. Wichmann aus Utrecht und Dr. M. Weber aus Amsterdam im Juli d. J. eine Forschungsreise nach den kleinen Sunda-Inseln angetreten, während die Expedition nach den Kei-Inseln in Folge der Erkrankung des Lieutenant Posthumus Meijes dem Geologen Wertheim unterstellt worden ist.

— Der Präsident des englischen Alpenklubs, Clinton Dent, hat eine Reise nach dem Kaukasus unternommen, um die Hochgipfel dieses Gebirges in den Fußstapfen Douglas W. Freshfield weiter zu erforschen; und A. F. Mummery hat im Juli d. J. den Koschtantau (5209 m) glücklich erstiegen.

Afrika.

— M. G. Rolland hat sich seit längerer Zeit die geologische Untersuchung der algerischen Sahara zur Aufgabe gemacht. Als Hauptbildungen derselben bezeichnet er: kretaceische Gesteine, pliocäne Ablagerungen und Sanddünen. Die pliocänen Ablagerungen, deren Alter durch gewisse fossile Helix-Arten sicher bestimmt werden konnte, nehmen nach seinen Angaben etwa die Hälfte des ganzen gewaltigen Gebietes ein.

— Die Ausdehnung und die Bevölkerung des Französischen Sudan beziffert sich nach einer Aufstellung F. Quiquandons auf 920 000 qkm und 2,6 Millionen Einwohner. Davon kommen auf die Schutzgebiete des Futa-Dschallon 150 000 qkm und 600 000 Einwohner;

auf die Schutzstaaten der „Toucouleurs" (Dinguiray, Nioro und Segu) 362 000 qkm und 110 800 Einwohner; auf den Schutzstaat Samory 360 000 qkm und 1,5 Million Einwohner; und auf den Schutzstaat Bambara 12 500 qkm und 89 000 Einwohner. Die Distrikte des eigentlichen Senegambien endlich sind auf 131 000 qkm und 239 800 Einwohner zu veranschlagen (Vergl. „Mouvement géographique", 1888, p. 64).

Nordamerika.

— Professor J. Kollmann hat die ältesten amerikanischen Schädel — den berühmten kalifornischen Calaveras-Schädel, den von Rock Bluff in Illinois, den von Pontemelo in Argentinien, verschiedene andere aus dem „tertiären" Pampas-Lehme dieses letzteren Landes — einer vergleichenden Untersuchung unterworfen, und ist dabei zu dem Resultate gelangt, daß die ersten Bewohner Amerikas im wesentlichen dieselben Rassenmerkmale getragen haben wie die Indianer von heute. Die amerikanische Rasse zeigt also bezüglich des Zeitenlaufes ein ganz ähnliches Sich-gleich-bleiben wie bezüglich der räumlichen Vertheilung.

Südamerika.

— Der französische Reisende Thouar ist nebst seinem Gefährten Novis von seiner südamerikanischen Reise nach Frankreich zurückgekehrt, und wird demnächst vor der Pariser Geographischen Gesellschaft über seine Beobachtungen und Erlebnisse Bericht erstatten.

— Die Goldfelder von Niederländisch-Guayana, von denen die hauptsächlichsten an den Flüssen Surinam, Saramaca und Maroni liegen, haben im letztvergangenen Jahrzehnt eine hohe Bedeutung erlangt. 1876 lieferten sie nur für etwa 50 000 Gulden Ertrag, 1886 dagegen für mehr als eine Million.

Australien und Polynesien.

— Ueber die kürzlich den deutschen Besitzungen in der Südsee hinzugefügte Pleasant-Insel, südsüdwestlich von Jaluit (Marschalls-Inseln) auf 0° 30' südl. Br. und 166° 48' östl. L. gelegen, dürfte die folgende Notiz von Interesse sein. Von mäßiger Höhe über dem Meere und von ungefähr kreisrunder Form, mag die Insel einen Umfang von 10 bis 15 Seemeilen haben. Am Strande ist sie ringsum von einem Kranze von Kokospalmen umgeben; das Innere scheint von dichtem Urwald bedeckt zu sein. An der Ost-Küste befinden sich viele Hütten, von Kanaks war jedoch beim Passiren der Insel nichts wahrzunehmen.

— Der Regierungsstatistiker der Kolonie Victoria, Herr Heylyn Hayter, hat kürzlich die Ergebnisse seiner Berechnungen über die australische Bevölkerungsstatistik veröffentlicht. Danach bezifferte sich die Gesammtbevölkerung Australiens am 1. Januar 1888 auf 2 800 886, so daß Zunahme seit dem Vorjahre 100 921 oder 3,6 Proc. betrug. (In Deutschland beträgt die durchschnittliche jährliche Zunahme nur 0,7 Proc.) Victoria hatte an dem angegebenen Tage 1 036 118 Einwohner, Neu-Süd-Wales 1 042 919, Queensland 366 940, Südaustralien 312 421 und West-Australien 42 488. Auf das Nord-Territorium wären außerdem noch ungefähr 5000 Einwohner zu rechnen. Bemerkenswerth ist hierbei namentlich, daß Neu-Süd-Wales seine Nachbarkolonie Victoria nunmehr um eine Kleinigkeit überflügelt hat, und daß die Bevölkerungszahl von Süd-Australien nicht zugenommen, sondern (um 337) abgenommen hat. Die letztere Erscheinung muß man in einem so jungen Lande — das bekanntlich von dem deutschen Auswandererstrome ziemlich stark berührt wird — sehr befremdlich finden. Die Einwanderung in Australien war aber im Jahre 1887 (64 856) auch im Ganzen geringer als im Jahre 1886 (um 5671). — Einen geringeren Aufschwung wie die Bevölkerung des australischen Festlandes nahm übrigens auch Neu-Seeland, dessen absolute Volkszahl 603 361, und dessen Zuwachs nur 13 975, oder noch nicht 2,4 Proz. betrug. Tasmanien hatte eine Einwohnerzahl von 142 478. — Was die Volksdichtigkeit anlangt, so beträgt dieselbe nunmehr in Victoria 4,5 pro Quadratkilometer, in Neu-Seeland 2,2, in Tasmanien 2,1, in Neu-Süd-Wales 1,3, in Süd-Australien 0,3, in Queensland 0,2 und in West-Australien 0,01.

Bücherschau.

— **J. L. de Lanessan, La Tunisie. Paris 1877. Félix Alcan.** Es ist dies die beste wirthschaftsgeographische Charakteristik des französischen Schutzstaates in Nordafrika, die wir kennen, und dieselbe verdient unseres Erachtens auch bei uns in Deutschland Beachtung in weiteren Kreisen. Was an ihr besonders angenehm berührt, ist der kritische Blick, mit dem die Hilfsquellen Tunesiens gemustert werden, und die Freiheit von aller Schönfärberei. Unter den landwirthschaftlichen Kulturen werden besonders eingehend behandelt: der Getreidebau, die Oliven- und die Dattelpalmen-Kultur, und namentlich bezüglich dieser drei Wirthschaftszweige wird die Ueberzeugung ausgesprochen, daß ihre Intensität einer bedeutenden Steigerung fähig sei. Der Anbau von Südfrüchten wurde bisher ebenso sehr durch die unzweckmäßige Besteuerung der Bevölkerung wie durch den sommerlichen Wassermangel hintenangehalten. Im übrigen lag die Hauptschwäche des Landes in dem Fehlen jeder Art Straßen, und derselben würde am zweckmäßigsten durch den Ausbau eines Eisenbahnnetzes abgeholfen werden. Hafen-Ameliorationen würden bei Tunis, Sousse, Mahadia, Gabes etc. verhältnißmäßig leicht sein. Als ganz besonders aussichtsreich wird die Entwickelung der Marmorbrüche von Schemtu bezeichnet.

— Prof. Fr. Behr, Neue Karte von Australien. Stuttgart 1888. Jul. Maier. — Eine Karte im Maßstabe von 1 : 12 500 000, die ebenso gut für den Hand- wie für den Wandgebrauch geeignet ist, und die außer dem australischen Festlande zugleich auch die wichtigsten Inselgruppen Polynesiens umfaßt. Bezüglich des Kolorits betrachten wir es als einen Fehler, daß die britischen Besitzungen nicht schärfer von den holländischen unterschieden werden, und außerdem hätten auch wohl bei allen Verkehrslinien die Fahrzeiten angegeben werden sollen.

Berichtigung.

Wir bitten auf S. 127, Sp. 1, Zeile 19 ff. von unten zu lesen: „Die Stätte des durch den bekannten Vulkanausbruch von Krakatau zerstörten Anjer." Der Vulkanausbruch von Krakatau zerstörte Anjer (auf Java) indirekt durch seine Fluthwelle.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Band LIV.



№ 11.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1888.

Die Landwirthschaft in China.

Von Dr. Joseph Grunzel.

1. Die historische Entwickelung.

Nirgends tritt die Thatsache, daß die Landwirthschaft in staatlich organisirten Ländern die ursprünglichste und grundlegenste aller erwerbenden Thätigkeiten der menschlichen Gesellschaft ist, und daß ihre Entwickelung nicht nur mit allen anderen wirthschaftlichen Faktoren, sondern auch mit den politischen und sozialen Institutionen in innigster Wechselwirkung steht, deutlicher zu Tage, als in China. So weit Geschichte und Sage reichen, finden wir die Chinesen als ackerbautreibendes Volk, und die ältesten Chronisten bereits preisen den Ackerbau als den wichtigsten Faktor individueller Wohlfahrt und nationalen Reichthums; ihm allein sei eine gedeihliche Entwickelung der Volkskräfte und alle Ordnung im Staate zu danken. Daher auch die Verehrung, in welcher bei den Chinesen seit jeher die fruchtbare „gelbe“ Erde stand, daher auch das Ansehen, dessen sich die Landleute zu jeder Zeit erfreut haben. Nach den Gelehrten und Beamten des Reiches bilden die Landleute die erste Klasse der Bevölkerung [1]), und der Kaiser selbst zog ehedem einem alten Brauche zufolge im Frühjahre in Bauerntracht drei Furchen, um das zum Staatsopfer für den Himmel nöthige Getreide zu gewinnen [2]).

Zum Verständniß der heutigen volkswirthschaftlichen Zustände Chinas im allgemeinen und der landwirthschaftlichen insbesondere, müssen nicht nur die klimatischen und geographischen Naturbedingungen des Landes und die sozialen Einrichtungen des Volkes, sondern auch die Phasen der Geschichte in Bezug auf die Volkswirthschaft — hier vor allem auf die Grundvertheilungsverhältnisse — gehörig in Rücksicht gezogen werden. Man würde sich sehr täuschen, wollte man nach der so oft aufgestellten grundfalschen Behauptung von der Erstarrung der chinesischen Kultur auch auf eine Erstarrung der in der Volkswirthschaft einmal zu Geltung gekommenen Prinzipien schließen; im Gegentheil, so radikale und tiefeinschneidende Umwälzungen, wie sie in unseren Ländern ohne eine nachhaltige Revolution kaum denkbar wären, wurden in China nach eingehenden Studien der competenten Körperschaften einfach im Wege eines kaiserlichen Erlasses durchgeführt. Soziale Fragen, welche unsere Zeit beschäftigt haben und zum Theil noch beschäftigen, haben dort im Laufe der Jahrhunderte bereits verschiedene Lösungen erfahren, welche ein werthvolles Material zur Abstrahirung allgemeiner Gesetze bieten.

Die Chinesen führen die Erfindung des Ackerbaues bis auf den zweiten der drei großen Herrscher Chinas zurück,

[1]) Du Halde, Description de la Chine. Paris 1790. I, 274 f.

[2]) J. H. Plath, Geschichte des östlichen Asien. München, 1860. — S. W. Williams, Agriculture in China etc. in „Chinese Respository“, vol. III, p. 121: „The ancient emperors themselves ploughed the soil, and the empresses cultivated the mulberry trees. The annual ceremony of ploughing, performed by the emperor at the present day, has a great tendency to elevate the occupation of tilting the soil in the estimation of the people. They there see a man, who is thought but little less then a god, and by far the highest person in the world, condescending to show them that they are not forgotten.“

welche nach den drei mythischen Perioden der himmlischen, irdischen und menschlichen Mächte vom Jahre 2953 (?) an das Reich beherrschten. Fu-hi, der erste große Herrscher, lehrte seinem Volke den Fischfang und die Jagd und erweiterte sein Gebiet, welches ursprünglich auf die jetzige Provinz Schen-si beschränkt war, nach den fruchtbaren Ebenen von Ho-nan und Schan-tung. Da aber Jagd und Fischfang für die steigenden Lebensbedürfnisse des Volkes auf die Dauer nicht ausreichten, so führte Schen-nung („der göttliche Ackerbauer") den Ackerbau ein, indem er alle Pflanzen selbst auf ihren Werth erprobte. Der spätere Kaiser Hoang-ti vollendete sein Werk durch den Bau fester Wohnsitze, durch die Gründung von Städten und Dörfern und durch die Eintheilung des Landes in bestimmte Distrikte. Seine Gemahlin erwarb sich ein großes Verdienst um das Aufblühen der Seidenzucht[1]). Nachdem sich die große Landüberschwemmung unter der Regierung des Kaisers Jao (2357 bis 2255) verlaufen hatte, sandte dieser Kaiser den berühmten Schun aus, um die üppig aufgeschossene wilde Vegetation auszuroden und die Moräste auszutrocken, während Jü durch Kanalisirungen und Dämme das noch vorhandene Wasser ableitete und die Erde wieder bewohnbar machte. Dieses Werk wurde auch unter den beiden folgenden Kaisern Schun (2255 bis 2208) und Jü (2207 bis 2197) erfolgreich fortgesetzt. Namentlich letzterer suchte nicht nur die Kulturfähigkeit des Bodens auf eine höhere Stufe zu bringen, sondern erleichterte auch durch den Bau von Straßen und Kanälen den Austausch der gewonnenen Bodenprodukte.

Ueber die Eigenthums- und Produktions-Verhältnisse in diesen ältesten Zeiten finden sich wichtige Bemerkungen stellenweise im Schi-king (Buch der Oden), den Schriften des Philosophen Meng-tse, vor allem aber im dritten Buche des Schu-king (Jü-kung), welches eine kurze Beschreibung Chinas zu Jü's Zeiten giebt, von dem es übrigens auch herrühren soll[2]). Es zerfällt in zwei Theile, von denen der erste eine Uebersicht der wichtigsten Arbeiten Jü's in jeder der neun Provinzen des Reiches enthält, während der zweite vorwiegend geographisch ist und sich mit der Beschreibung der Gebirgsketten und Ströme beschäftigt. Die neun (später zwölf) Provinzen waren besonderen Gouverneuren untergeordnet, welche keinen Gehalt bezogen, sondern auf einige Landesabgaben angewiesen waren[3]). Im übrigen war der Boden Gemeingut aller, und jeder Mann von 20 bis 60 Jahren, welcher über die zur Bebauung und Vertheidigung erforderlichen physischen Kräfte verfügte, hatte das Recht, so viel Boden zu okkupiren, als ihm, und wo es ihm gut dünkte[4]). Später wurden die Felder, wahrscheinlich zu Steuerzwecken, bezüglich ihrer Güte in neun Klassen getheilt. Von Produkten spielen die „fünf Feldfrüchte" (wu-ko) eine große Rolle, nämlich Reis (tas), Weizen (mo), Hirse (schu), Moorhirse (tsi, Sorgo) und Bohnen (tou)[5]); ferner werden erwähnt der Maulbeerbaum (sang), welcher im unteren Thale des Hoang-ho besonders gebaut wurde, der Firnißbaum (tsi), Fichten (sung), Cypressen (po) und Bambusrohr (tschu) als Nutzpflanzen, außerdem verschiedene Arten Gemüse (schu) und Baumfrüchte (ko), Rohr zu Pfeifen (tsing), und Binsen (mao)[1]). Der Thee kommt erst unter der Tsin-Dynastie im 5. Jahrhundert n. Chr. in Aufnahme[2]).

Der erste Schritt zur Umwandlung des Staatseigenthums in Privateigenthum geschah im Jahre 2197, als an Stelle des verstorbenen Kaisers Jü, damit sein Andenken immer in Ehren gehalten werde, seinem Sohne die Kaiserkrone angetragen wurde und so das bisherige Wahl-Reich in der nunmehrigen Dynastie Hia (2207 bis 1766) erblich wurde. Zugleich wurde ihm das von seinem Vater besessene Grundstück als in seiner Familie erbliches Eigenthum zugesprochen. Wir werden nun sehen, wie dieser an und für sich unbedeutende Schritt alle die weiteren schwerwiegenden Konsequenzen im Keime in sich barg. Um seine Dynastie zu festigen, vertheilte der neue Kaiser die Statthalterstellen an die Mitglieder des Kaiserhauses und gab ihnen einen gewissen Grundcomplex als Majorat, indem dasselbe stets auf den ältesten Sohn vererbt wurde; diese wiederum besetzten die verschiedenen, ihnen untergebenen Stellen des Reiches mit ihren Kreaturen und wiesen denselben gleichfalls einen Grundbesitz zu, doch haftete dieser nicht an der Familie des Betreffenden, sondern an dem Amte und ging demgemäß auf seinen Nachfolger über. So wurde das ganze Land in Lehen und Pfründen vertheilt. Im Laufe der Zeit gingen, da in Folge der Schwäche der beiden folgenden Dynastien die centralisirende Gewalt die decentralitischen Bestrebungen der einzelnen Majoratsherren nicht mehr aufzuwiegen wußte, aus diesen Majoratsherren die Wang oder Könige (Fürsten) hervor[3]), welche mit ihren Rivalitäten die chinesische Geschichte der folgenden Jahrhunderte füllen.

Wie gut die Einrichtung ursprünglich gemeint war, ersehen wir aus folgender Stelle des großen Encyclopädisten Ma-tuan-lin[4]): „Die alten Kaiser und Könige haben sich niemals das Eigenthum des Reiches angemaßt; denn sie vertheilten es in verschiedene Fürstenthümer und Herrschaften. Der König hatte für sich ein Territorium von 1000 Qudrat-Li; die Kung und die Hou besaßen auch 100 Li, die Po 70, die Tsu und die Nau jeder 50 Li. Außerdem gab es in der dem Kaiser gehörigen Domäne Landstriche und Städte, deren Einkommen seinen Kung und Khing oder Räthen zugetheilt war. Daher gehörte während dieser Periode alles Land im Reiche dem Staate. Das Volk bekam es von ihm, bebaute es, ernährte sich von den Erzeugnissen und zahlte die Steuern. So erfüllten die unteren Klassen ihre Pflichten, und die oberen übten über sie eine väterliche Aufsicht. Da niemand zu reich noch zu arm war, lebte alles in vollendeter Eintracht." Diese Eintracht währte nicht lange. Die einzelnen Fürsten vergaben einzelne Theile ihres Lehens an Nebenzweige der Familie und an Personen, welche sich besonders verdient gemacht hatten, als Afterlehen; die After-Lehnsleute standen dann zum Lehensfürsten in demselben Verhältnisse, welches zwischen diesem und dem Oberlehnsherrn, dem Kaiser, bestand. Dieses complicirte Vasallensystem gelangte zu seiner vollen Blüthe im zwölften Jahrhundert, als die Schang-Dynastie gestürzt wurde; in nicht weniger als 70 größere Fürsten-

[1]) K. Gützlaff, Geschichte des Chinesischen Reiches. Stuttgart, 1847, S. 18 ff.

[2]) J. Legge, Chinese classics, III: The Shoo-king. Proleg. 201 fg. Eine Karte des alten China, Text und Commentar, S. 93 (2. Theil). — Vgl. ferner E. Biot, Mémoire sur le chapitre Yukong du Chou-king et sur la géographie de la Chine ancienne. (Journal Asiatique 1842.) — J. H. Plath, China vor 4000 Jahren. (Sitzgsber. d. k. bayer. Akademie der Wissenschaften, 1869. Bd. I, S. 119; Bd. II, S. 49.)

[3]) Mémoires conc. l'histoire de l'empire chinois. Chang-Hai, 1780—82. Vol. II.

[4]) J. Sacharoff, Ueber das Grundeigenthum in China. Arbeiten der k. russ. Gesandtschaft zu Peking. Aus d. Russ. nach dem in Petersburg 1852—57 veröffentl. Original von Dr. C. Abel und F. A. Mecklenburg. Berlin, 1858. 2 Bde.

[5]) J. H. Plath, Nahrung, Kleidung und Wohnung der alten Chinesen. München, 1869.

[1]) Plath, China vor 4000 Jahren, S. 260, 267 fg.

[3]) J. Klaproth, Journal Asiatique, 1835.

[2]) Gützlaff, Geschichte des Chinesischen Reiches, S. 42.

[4]) Klaproth, Notice de l'Encyclopédie littéraire de Ma-touan-lin, intitulée Wen hian thoung k'hao. Journal Asiatique, p. 9.

thümer und an 1000 nicht unbedeutende Feudalherrschaften war damals das Reich zersplittert; ein Jahrhundert später, unter Wu-Wang (1100) zählte das Reich sogar gegen 1800 Fürstenthümer und Herrschaften (bei 13 Millionen Einwohnern [1]), welche in fünf Klassen geschieden wurden. Die fortwährenden Kämpfe aber unterdrückten allmählich die kleineren Herrschaften zu Gunsten der großen, so daß wir bereits gegen das 6. Jahrhundert v. Chr. nur 165 Fürstenthümer finden, und selbst in dieser Zahl sind die Barbarenstaaten mit inbegriffen, welche China namentlich von Norden her bedrängten [2]). Dieses Feudalsystem wich von dem, welches nach der Eroberung Englands durch die Normannen von Wilhelm I. (1069) eingeführt wurde, und welches später in Folge der Uebernahme des römischen und lombardischen Lehnsrechtes sich in Mitteleuropa ausbildete, bezüglich seiner Entstehung nur wenig ab — in China vollzog sich die Wandlung allmählich und auf friedlichem Wege, während sie in Europa auf dem Rechte der Eroberung beruhte —, in seinen weiteren Erscheinungen und Konsequenzen fällt aber das chinesische mit dem europäischen Feudalsystem zusammen. Hier wie dort wurde der kleine und mittlere Grundbesitz, der allein eine gesunde Entwickelung des Bauernstandes ermöglicht, von dem größeren verschlungen und der Bauer war es hier wie dort, welcher mit seinem Gut und Blut die Kosten der unausgesetzten Rivalität der Feudalherren zu bezahlen hatte.

Dennoch hatten die Staatsmänner, wenigstens in den ältesten Zeiten, für eine würdige Existenz der kleinen Bauern vorgesorgt, und zwar in einer für die chinesische Auffassung der Staatsidee höchst charakteristischen Weise. In China galt von jeher nicht die Arbeit, sondern der Grund und Boden als Kapital; nur der Grundbesitz erfreute sich des staatlichen Schutzes und zahlte als Aequivalent dafür die Steuern. Diese Anschauung erhielt sich bis in die Zeit, als bereits der Gewerbe- und Handelsstand ein mächtiger Faktor des wirthschaftlichen Lebens geworden war; vollständig wurde mit diesem physiokratischen System überhaupt nie gebrochen, und noch heute hält man den Merkantilismus mit einem wohlgeordneten Staatswesen für unvereinbar. Da die Lehnsfürsten und Beamten des Reiches nur Nutznießer, nicht aber Bearbeiter des Bodens waren, so wurde neben der Lehenseintheilung eine speziell den kleinen Bauern zu gute kommende Vermessung des Landes und eine gleichmäßige Parzellirung in der Weise getroffen, daß jeder sowohl an der Bodenproduktion, als auch an den Steuerabgaben gleichen Antheil erhielt. Zu diesem Zwecke adoptirte man folgendes originelle System. Jedes Quadrat-Li (zu 900 Mon) wurde in neun gleiche Quadrate getheilt, von denen das mittlere Eigenthum des Staates blieb, und für diesen bebaut wurde, während die umliegenden acht Quadrate, jedes zu 100 Mon, an acht Familien zur eigenen Bebauung vergeben wurde. Der mittlere Regierungsantheil betrug jedoch in der That nur 80 Mon, da 20 Mon unter die acht Familien gleichmäßig zu Gemüse- und Obstgärten vertheilt wurden. Auch die übrigen Stände, die Handwerker und Kaufleute, wurden mit Ackergrund betheiligt, erhielten jedoch nur ein Fünftel von dem, was für die Landleute bestimmt war; zuweilen erhielten auch die erwachsenen Söhne, welche zu Lebzeiten des Vaters in dessen Dienste bleiben mußten, ebenso auch Wittwen und Waisen, einen bestimmten Antheil. Außerdem wurde der Boden, da ja seine Eigenschaften nicht überall dieselben waren, in drei Kategorien eingeschätzt, und bei der Vertheilung darauf sowie auch noch auf andere Umstände Rücksicht genommen, wie ja überhaupt diese geometrische und schachbrettartige Eintheilung des Landes nur als ideell und systematisch anzunehmen ist; in der Praxis dürfte sie doch etwas anders ausgefallen sein. Damit aber das System sich in dieser Weise erhalten könne, durfte kein Besitzer über das ihm zugewiesene Grundstück im Wege des Verkaufes, der Verpfändung oder der Verpachtung verfügen. Diese für die ganze chinesische Administration Chinas maßgebende Grundvertheilung führte den Namen der „kommunalen" oder die Bezeichnung Tsing-t'ien (Brunnenfelder), weil das Wort Tsing im Chinesischen graphisch in einer dieser Vertheilung ähnlichen Weise dargestellt wird [1]). Sie erinnert an die Grundverhältnisse der alten Germanen, Kelten und Slaven, welche gleichfalls ursprünglich kein individuelles, sondern eine Art von kommunalem Eigenthum kannten. Die älteste Grundvertheilung der Germanen war die nach Markgenossenschaften, indem das Ackerland sowie meist auch Wiesen nach ihrer Bodenbeschaffenheit und Ertragsfähigkeit an die einzelnen Genossenschaften abgegeben wurden [2]). Die Grundvertheilung der Kelten beruht auf dem Clan, einer weit verzweigten Geschlechtsgemeinschaft, welche aus dem angesehensten Zweige einen Häuptling an ihre Spitze wählt. Derselbe überweist den einzelnen Mitgliedern ein entsprechendes Grundstück, aber nicht zu frei verfügbarem Besitz, sondern zu lebenslänglicher Nutznießung [3]). Bei den Südslaven bildete und bildet theilweise noch die Hauskommunion die Grundlage der Agrarverfassung, über welche der Hausvater unumschränkte väterliche Gewalt übt; er trägt jedem Mitgliede die täglich zu verrichtenden Arbeiten auf, kann Grundstücke beliebig kaufen und verkaufen u. s. w. [4]). Abweichend davon ist die Agrarverfassung in Rußland, welche sogar noch nach der Aufhebung der Leibeigenschaft (im Jahre 1861) bis heute beibehalten wurde. Die Bauerngemeinde bildet eine große Gemeinschaft — den Mir — unter dessen männliche Glieder die Feldmark periodisch in einzelnen Losen gleichmäßig vertheilt wird [5]). Die chinesische Einrichtung nähert sich am meisten dem russischen Mir, nur wurde in China die Vertheilung nicht vom Gutsherrn, wie in Rußland, sondern vom Staate an die einzelnen Familien vorgenommen, und dadurch der Bauer viel unabhängiger zu seinem Lehensherrn gestellt.

Nur der streng konservative Geist des chinesischen Volkes erklärt die erstaunliche Thatsache, daß sich dieses System der Feldervertheilung während der Regierungszeit dreier Dynastien, also fast zwei Jahrtausende hindurch, ohne durchgreifende Aenderung forterhielt. Erst gegen das Ende der Tschou-Dynastie, um das Jahr 350 v. Chr. machten Umstände verschiedener Art dieses System unmöglich. Vor allem waren es die zahllosen Bürgerkriege, welche zwischen den einflußreichsten Feudalstaaten um die Obermacht geführt wurden, und welche das Land zu keiner Ruhe kommen

[1]) Mémoires conc. l'histoire de l'empire chinois. XV, 247. — K. F. Neumann, Lehrsaal für das Mittelreich. München, 1836, S. 6.

[2]) Klaproth, Notice de l'Encyclopédie littéraire de Ma-touan-lin. Journ. As., p. 113. Ma-tuan-lin zählt sogar zur Zeit der Thronbesteigung der Schang-Dynastie im 18. Jahrh. an 30000 Lehen, doch dürften hierin auch alle Pfründen mitgerechnet sein, welche an einem Amte hafteten und keinen feudalen Charakter an sich trugen.

[1]) J. Sacharoff, Ueber das Grundeigenthum in China, S. 5 f. — 1 Mon = 6,31 Ar.

[2]) v. Maurer, Geschichte der Markverfassung in Deutschland, S. 1 f.

[3]) G. Schönberg, Handbuch der politischen Oekonomie. Tübingen, 1885—86. Bd. II; und Meitzen, Agrarpolitik, S. 153.

[4]) A. Summer-Maine, De l'organisation juridique chez les slaves du sud. Paris, 1881.

[5]) A. v. Harthausen, Studien über die Zustände und das Volksleben, wie die ländlichen Einrichtungen Rußlands, III, 28, 30, 138 fg. — Roscher, Nationalökonomik des Ackerbaues. Stuttgart, 1885, S. 192, 229 fg.

ließen; vermehrt wurden diese Mißstände noch durch die Streitigkeiten in der kaiserlichen Familie, welche herrschsüchtige Minister und Weiber mit Ränken und Intriguen umgarnten[1]). Der Landmann, durch die stürmischen Zeiten geängstigt, bearbeitete zunächst seinen Antheil und vernachlässigte den mittleren Regierungsantheil vollständig, andererseits bewirkte die ungleiche Vermehrung der Bevölkerung sowohl, als auch die ungleiche Befähigung der Bearbeiter, daß die eine Familie zu wenig, die andere zu viel besaß; kurz, das alte soziale Gleichgewicht schwand zusehends, und das so künstlich angelegte System fiel vollständig über den Haufen. Um diese anormalen Zustände zu beseitigen, beschloß der Minister Schang-Jong eine vollständig neue und einfache Güterordnung einzuführen. Im Jahre 350 v. Chr. wurde zuerst im Lehensstaate der Tsin-Fürsten, welche später in der Geschichte noch eine bedeutende Rolle spielten, ein Edikt erlassen, durch welches die alte Gütervertheilung aufgehoben und es jedermann freigestellt wurde, so viel Land in Anbruch zu nehmen, als es ihm gutdünkte, und nach eigenem Belieben abzugrenzen. Dieses so erworbene Land wurde volles Grundeigenthum, über welches der Besitzer jeder Zeit durch Verkauf oder andere Mittel verfügen konnte. Diese Maßregel, welche sich im Tsin-Lehen in aller Ruhe und zu allgemeiner Zufriedenheit vollzog, wurde auch von einzelnen benachbarten Staaten angenommen und nach der Vereinigung sämmtlicher Lehen unter der neuen Dynastie der Tsin im Jahre 221 v. Chr. als für das ganze chinesische Reich giltig publizirt[2]).

So lange die Bevölkerung eine sehr dünne war, bewährte sich auch dieses System, da ja jeder so viel Land okkupirte, als er bebauen konnte und wollte. Ganz anders aber gestalteten sich die Verhältnisse, als die Bevölkerungszahl unverhältnißmäßig rasch zunahm, und die politischen Wirren zur Zeit der Thronbesteigung und des Falles der Tsin-Dynastie (255 bis 206) die Landwirthschaft in vielen Gegenden total ruinirten. Tausende, ja Millionen von Menschen verloren ihre Existenz, indem sie ihre Grundstücke nothgedrungen zerstückeln und Stück für Stück verkaufen mußten. Auf der anderen Seite bereicherten sich einige Leute, indem sie diese Stücke zusammenkauften und einen Großgrundbesitz schufen, auf welchem die ehemaligen Besitzer als Pächter gegen die Hälfte des Ertrages arbeiten mußten. Aehnlich ging es auch im alten Sparta. Auch dort schwand im Laufe der Zeit die lykurgische gleichmäßige Vertheilung von Grund und Boden, und trotzdem die Veräußerung von Erbgütern und die Abtrennung eines Stückes vom Stammgute verboten, und der Handel in Grundstücken überhaupt für schändlich gehalten wurde, so häufte sich dort ebenfalls der Grundbesitz in den Händen Weniger an[3]), und wirkte auf die Landwirthschaft ebenso verderblich wie die Latifundienbildung im alten Rom[4]). Auch in China merkte man bald, wie verhängnißvoll die neue Ordnung der Dinge wirken werde. Ma-tuan-lin betrachtet mit Recht das Edikt der Tsin-Dynastie als den Beginn einer neuen Phase, und er läßt bei dieser Gelegenheit seiner Mißbilligung über dasselbe freien Lauf. „Unter den ersten drei Dynastien und vor ihnen war das Reich nicht Eigenthum der Monarchen; die Tsin waren die ersten, welche einen Menschen zum Herrn über alles machten. Unter den ersten drei Dynastien waren die Leute nicht Eigenthümer des Bodens; aber als die Tsin die alte Vertheilung abschafften und das Eigenthum dem Volke als theilbare Erbschaft überließen, so gaben sie etwas, was sie nicht hätten geben sollen, und nahmen etwas, was zu entziehen sie nicht das Recht hatten“[1]).

Vergeblich waren alle Maßregeln der folgenden Han-Dynastie (206 v. Chr. bis 220 n. Chr.), diesem unhaltbaren Zustande ein Ende zu machen. Der nächste Gedanke war, das Privateigenthum wieder in Kommunalwirthschaften zu vertheilen, wie sie vor dem Edikt der Tsin bestanden hatten, da die Schwierigkeiten der Wiedereinführung jedoch einigen Staatsmännern unüberwindbar schienen, so begnügten sie sich mit der Forderung, daß eine gesetzliche Grenze bestimmt werden sollte, über welche hinaus niemand Grundbesitz in einer Hand vereinigen dürfe, und daß der Verkauf von Grundstücken (wie in Sparta) verboten werden sollte. Aber selbst diese verhältnißmäßig milde Reform scheiterte an dem Widerstande der Großgrundbesitzer, welche darin eine Schädigung ihrer Interessen erblickten, und mit denen sich die Regierung nicht verfeinden wollte. Sie behalf sich, so gut es ging, mit Steuernachlässen und Subventionen, das Uebel wurde aber dadurch nicht eingeschränkt; auf der einen Seite wurde das Verbrechen, auf der anderen Corruption und Luxus großgezogen. Im Jahre 9 n. Chr. wußte ein begabter Minister, namens Wang-mang, die Mißstimmung des Volkes zu benutzen, indem er sich durch seine Reformpläne eine große Popularität erwarb und gestützt auf dieselbe der herrschenden Dynastie den Thron entriß. Als nunmehriger Kaiser sah er sich genöthigt, dem gegebenen Versprechen nachzukommen, und er erließ ein Edikt, welches die neue Güterordnung folgendermaßen feststellte: „Aller Grundbesitz im Lande wird kaiserlich; kein Unterthan darf mehr als ein Tsin Landes (gleich 6,16 Hektar) und acht Sklaven männlichen Geschlechtes haben; der Verkauf des Landes ist verboten, damit jeder die Quelle seiner Nahrung behält. Die Ländereien, welche nach diesem Gesetze sich in einer Hand zu viel befinden, verfallen der Krone und werden den Dörfern je nach Bedürfniß zugetheilt. Wer an der Weisheit dieser Maßregeln zweifelt, wird verbrannt; wer sie verletzt, getödtet[2]).“ An derselben Klippe aber, an welcher alle früheren Reformpläne zu nichte wurden, scheiterte auch seine Verordnung. Die Reichen setzten derselben großen Widerstand entgegen, und da der neue Kaiser sah, daß er sich ohne dieselben nicht werde halten können, so gab er ihrem Drängen nach und hob nach dreijährigem Bestande seinen Erlaß wieder auf.

Nicht viel größeren Erfolg hatten die Reformen späterer Fürsten. Der erste Versuch ging von der Tsin-Dynastie (265 bis 419) aus, welche eine Art Klassen-Eintheilung dem neuen Agrargesetze zu Grunde legte. Die erste Klasse, welcher jeder arbeitsfähige Mann von 16 bis 60 Jahren angehörte, sollte 70 Mou und jede Frau 30 Mou, die zweite Klasse, welche einerseits aus Jünglingen von 13 bis 15 Jahren und andererseits aus Greisen von 61 bis 65 Jahren bestand, die Hälfte dessen bekommen, was der ersten Klasse zugesprochen wurde; die Fürsten und höheren Beamten sollten verhältnißmäßig mehr erhalten. Da aber diese Dynastie mit widrigen Verhältnissen zu kämpfen hatte, war es ihr unmöglich, den Reformplan im ganzen Reiche zu realisiren, die ganze Wirkung beschränkte sich auf einzelne Versuche, welche hie und da in geringem Maßstabe unternommen wurden.

Dagegen gelangte eine ähnliche Klasseneintheilung unter der fremden Eroberer-Dynastie Wei (386 bis 534) wenigstens im nördlichen China zur Durchführung. Diese Dynastie, welche im Norden Chinas ein selbständiges Reich

[1]) Gützlaff, Geschichte des chinesischen Reiches. S. 52.
[2]) Sacharoff, Ueber das Grundeigenthum in China. S. 9 fg.
[3]) Duncker, Geschichte des Alterthums. III, 368 fg.
[4]) Roscher, Nationalökonomik des Ackerbaues. S. 151. — Mommsen, Römische Geschichte. I, 266 fg.

[1]) Klaproth, Notice de l'Encyclopédie littéraire de Ma-touan-lin. Journ. As., p. 11.
[2]) Sacharoff, Ueber d. Grundeigenthum in China, S. 15, 16.

gründete, kämpfte mit zwei anderen südlichen Staaten um die Alleinherrschaft, und mußte daher vor allem trachten, durch eine Ordnung der Staatseinkünfte dieselben zu erhöhen und das Volk durch populäre Maßregeln für sich zu gewinnen. Im Jahre 485 wurde daher die folgende Güterordnung festgesetzt: Jeder erwachsene Mann im Alter 15 bis 60 Jahren erhielt 40 Mon Ackerfeld und außerdem jede Familie noch 20 Mon für Maulbeerpflanzungen und andere Nutzbäume. Minderjährige, Greise und Frauen bekamen dann, wenn sie ein Hauswesen für sich ausmachten, die Hälfte dieses Antheiles. Ebenso erhielten die Verwandten des kaiserlichen Hauses, die Fürsten sowie die Beamten ein ihrer Würde entsprechendes Grundstück, das in Fürstenfamilien vererbt wurde, dagegen bei Aemtern stets auf den Nachfolger in demselben überging. Um auch in aller Zukunft jeder Ungleichheit vorzubeugen, sollte, ähnlich wie bei den Juden in jedem Jubeljahre (49) und nach dem Jahre 622 v. Chr. in jedem Sabbathjahre (7) die soziale Ungleichheit wieder ausgeglichen werden[1]), auch in China im ersten Monate jeden Jahres eine neue Vertheilung vorgenommen werden. In äußerst vorsichtiger Weise aber umgingen die Wei-Fürsten die Klippe, an welcher die frühere Reform scheiterte. Kein Begüterter wurde zur Herausgabe seines illegalen Grundbesitzes gezwungen, es wurde ihm dagegen freigestellt, alles das, was er über das gesetzliche Maß besaß, zu veräußern, verboten wurde aber einerseits über die gesetzliche Grenze hinaus Grund und Boden zu erwerben, andererseits von der gesetzlichen Menge etwas zu veräußern. Auf diese Weise wurde wenigstens im Wei-Staate eine soziale Nivellirung angebahnt.

Dieses System wurde von der folgenden Sui-Dynastie (590—618), unter welcher wieder ganz China vereinigt wurde, beibehalten und von der Thang-Dynastie (618—907) mit geringer Modifikation auch im südlichen China zur Durchführung gebracht. Dieselben Ursachen aber erzeugten von neuem dieselben Wirkungen. Innere Kriege und Unruhen machten die gesetzliche Bestimmung, daß jeder sein Feld selbst zu bestellen habe, unmöglich, dadurch verarmte wieder eine Schichte der Bevölkerung, man war gezwungen, mit Umgehung des Gesetzes Land zu verpfänden oder zu verkaufen, was schließlich so allgemein wurde, daß die Regierung die Verpfändung und den Verkauf gesetzlich erlaubte, wodurch das ganze Vertheilungssystem wieder zusammenfiel. Aus dem Staatseigenthum wurde wieder Privatbesitz.

Dazu kamen übrigens auch noch neue Faktoren, welche auf die weitere Entwickelung der chinesischen Agrarpolitik bestimmend einwirkten. Wie im alten Athen[2]), galt auch in China nur der Grund und Boden als wirkliches Kapital und wurde demnach allein als Steuerobjekt behandelt. Als aber in den ersten Jahrhunderten nach Christus Gewerbe und Handel einen bedeutenden Aufschwung nahmen, gewahrten die chinesischen Staatsmänner, die der immer größer werdenden Geldnoth der Regierung abhelfen mußten, daß auch diese Faktoren der Volkswirthschaft sehr gut zur Besteuerung herangezogen werden können. Um nun aber ein möglichst einfaches und allgemein giltiges Steuersystem zu ermöglichen, wurden im Jahre 780 durch ein Gesetz alle bisherigen Beschränkungen der Landwirthschaft, des Gewerbes und des Handels fallen gelassen, und die Steuern nicht mehr nach der Arbeitskraft, dem Alter und dem Grundbesitze, sondern einfach nach dem Vermögen, dem Kapital bemessen, mochte dasselbe nun in Grundbesitz, Arbeitsmaterial, Waaren oder Geld bestehen; zu diesem Zwecke wurde das ganze Volk in neun Vermögensklassen eingetheilt. Also bereits im Jahre 780 n. Chr. kamen in China die Freiheiten zur Welt, welche sich Europa erst seit dem vorigen Jahrhundert erkämpft hat. Die Folgen blieben aber auch in China nicht aus. Der Großgrundbesitz fraß den kleinen auf, der Landbau wurde total vernachlässigt, weil der arme Bauer im Handwerker- oder Kaufmannstande eine bessere Existenz erblickte, aber auch hier fanden nicht alle ein entsprechendes Unterkommen: die soziale Frage war auch hier das Resultat. Die Regierung erließ wenigstens einige Bestimmungen zu Gunsten der Pächter, so durfte der Pachtzins im Verhältniß zum Ertrage nicht zu hoch bemessen sein, kein Pächter durfte vertrieben werden, so lange er seinen Verbindlichkeiten nachkam u. s. w. Diese sozialen Uebelstände blieben nicht ohne Rückwirkung auf den Staat. Binnen 53 Jahren (907—960) folgten sich fünf Dynastien auf dem chinesischen Thron; die mongolischen Völkerstämme im Norden erkannten die günstige Gelegenheit und fielen ins Land ein, welches nur einen ohnmächtigen Widerstand leisten konnte; und so kommt es, daß wir im Jahre 1280 einen Mongolenfürsten als Herrscher in China antreffen, dessen Dynastie (Yuan) sich bis zum Jahre 1368 erhielt. Daß diese Dynastie für die chinesischen Verhältnisse kein Verständniß mitbrachte, läßt sich aus der nomadischen Lebensweise dieses Volkes leicht erklären; so erließ Kublai-Chan im Jahre 1230 eine Verordnung, daß in einem gewissen Umkreis um die Hauptstadt der Grund und Boden nicht angebaut werden dürfe, damit genügende Weideplätze für die zahlreichen Mongolenpferde da wären.

Doch hatte bereits vor dem Mongolen-Einfalle die Sung-Dynastie sich bemüht, die den Bauernstand ernstlich bedrohenden Gefahren zu beseitigen, und zu diesem Zwecke waren die leitenden Staatsmänner auf einen Gedanken verfallen, welcher nach der Vertreibung der Mongolen durch die Ming-Dynastie (1368—1644) wieder aufgenommen wurde. Es wurden nämlich die Kronländereien, welche der Regierung von ausgestorbenen Familien oder abgeurtheilten Verbrechern, aus unbebauten Fluß- und Seebezirken, ferner aus den den Buddha- und Tao-Priestern abgenommenen Grundstücken zufielen, nicht mehr an Arme vertheilt, weil sie ja dadurch wieder vom Großgrundbesitz verschlungen wurden, sondern nur verpachtet. Um diese Kronländereien rasch entsprechend auszudehnen, wurde gesetzlich verordnet, daß mit Ausnahme des Adels jeder das 100 Mon übersteigende Land gegen eine gewisse, im Verhältniß zum jährlichen Zins festgesetzte Entschädigung der Regierung zu überlassen hätte. Trotz des anfänglichen Widerstandes gelang die Maßregel, die Kronländereien erweiterten sich unter der Ming-Dynastie auf ein Siebentel der ganzen bebauten Fläche des Landes, und es wurde auf ihnen ein eigener selbständiger Bauernstand groß gezogen[1]).

Diese Verhältnisse erhielten sich auch unter der heutigen Tsing-Dynastie, welche seit 1644 herrscht; eine gesunde Agrarpolitik war die hauptsächlichste Sorge eines jeden größeren Fürsten. So traf z. B. Kang-hi mehrere Maßregeln zum Schutze des kleineren Grundbesitzes[2]), und wenn auch sonst der Landbau ziemlich frei sich entwickelte, so erlangte er doch niemals die Freiheit — zu Grunde gehen zu dürfen.

Welche Ziele die heutige Agrarpolitik verfolgt, und wie die heutige Organisation der Landwirthschaft beschaffen ist, soll in einem zweiten Artikel auseinandergesetzt werden.

[1]) Duncker, Geschichte des Alterthums, I, 532.
[2]) Böckh, Staatshaushalt der Athener, S. 408, 635 fg., 645 fg.

[1]) Sacharoff, Ueber das Grundeigenthum, S. 26.
[2]) Mémoires conc. l'histoire de l'empire chinois. XI, 236.

Dieulafoy's Ausgrabungen in Susa.

Nach dem Französischen der Madame Jane Dieulafoy.

(Mit vier Abbildungen.)

IX.

Es war nicht länger möglich in Ungewißheit zu bleiben, Dieulafoy beauftragte daher Usta Hassan, einen letzten Versuch zu machen, von den Mauleseltreibern der Stadt Thiere zu leihen.

Zwei Tage später kam der brave Maurer mit bestürztem Gesicht zurück und berichtete, daß ein Beamter ihm mitgetheilt habe, der Divan würde den Franzosen, sobald ihre Mittel erschöpft wären, das Fortschaffen der ausgegrabenen Schätze verbieten.

Ein Bote des Gouverneurs, der mit Usta Hassan ankam, brachte vom trefflichen Doktor Tholozan einige liebenswürdige Zeilen und einen Brief vom französischen Bevollmächtigten. Letzteres Schreiben erinnerte kurz und bündig an den zwischen der französischen und persischen Regierung geschlossenen Vertrag und an dessen bevorstehende Verfallszeit. Wenn also der Transport nicht beschleunigt wurde, so war zu befürchten, daß die mit Frankreich eingegangenen Verpflichtungen unerfüllt blieben.

Dieulafoy sandte den Boten mit dem Gesuch an Mozaffer el-Molk zurück, die Fuhrwerke nicht aufzuhalten. Dann wurde einer der besten Arbeiter, Mirza, mit dem geheimen Auftrage nach der Stadt geschickt, den Seïd („Fürst") Tscharwadar zur Förderung der Angelegenheit mit nach Susa zu bringen.

Schon am 1. Februar kam Mirza mit sehr schlechten Nachrichten zurück. Kaufleute, Priester und Ferasch hatten übereinstimmend erzählt, daß nach den aus Ispahan erhaltenen Verhaltungsmaßregeln, die Franzosen wohl gezwungen sein würden, ihre Kisten nach Teheran zu schaffen, damit Se. Majestät das Beste davon zurückbehalten könne.

Am 4. Februar erschien Seïd Ali, der verschuldete, jähzornige, rohe und halbnärrische König der Seïds, mit drei Tscharwadaren und elf starken Mauleseln. „Wir sind ihrer vierzehn", sagte er. (S. Abbildung 1.) Sofort gab man sich der schweren Aufgabe hin die Maulesel zu Zugthieren „auszubilden". Eifrig wurde auch an der Verpackung des Säulenkapitäls gearbeitet, worauf man einen Hebebaum errichtete.

Zwanzig Arbeiter unter Jean-Marie's Leitung gingen anfangs damit so ungeschickt um, daß Hebestange, Stein und Kiste sich in der Luft umdrehten und herabstürzten, zum Glück jedoch ohne jemand zu treffen.

Das Gepäck erhielt durch folgenden Zufall noch einen Zuwachs. Als Madame Dieulafoy eines Tages den prachtvollen vor kurzem ausgegrabenen Stier betrachtete, überzeugte sie sich zu ihrer großen Betrübniß nur von neuem von der Unmöglichkeit der Fortschaffung des Kolosses. In einem Anfall von Aerger schlug sie mit einem Hammer stark auf das Thier. Da löste sich plötzlich ein riesiger Block davon ab, daß die Umstehenden kaum rasch genug ihre Füße retten konnten.

Am 12. Februar erhielt Dieulafoy auf seinen Brief an Mozaffer el-Molk folgende Antwort:

„Die in Susa entdeckten Gegenstände sollen, gemäß einem Befehl aus Teheran, in Susa verbleiben, deshalb ist Maulthierbesitzern und Nomaden untersagt worden, den Christen Lastthiere zu leihen."

Dieulafoy antwortete rasch und bestimmt:

„Die französische Regierung ist rechtmäßige Besitzerin von der Hälfte der ausgegrabenen Schätze. Ich verlange daher sofortige Theilung und werde den Gouverneur persönlich dafür verantwortlich machen, wenn durch seine Schuld der Transport bis zum Beginne der Wallfahrtszeit nicht beendet ist."

Gleichzeitig benachrichtigte Dieulafoy den Hakem, daß nächstens sieben mit Steinen gefüllte Kisten nach Ahwas geschickt werden sollten.

Am 15. Februar kam Mirza Tagy zurück, schlug sein Zelt in der Nähe des Hauses auf und erklärte, daß er von Mozaffer el-Molk beauftragt sei, die Interessen Sr. Majestät wahrzunehmen.

Tagy ließ sich jedoch leicht bestechen und trat in den Dienst der Franzosen, indem er die Führung der Transportstücke übernahm, welche nicht für den Seïd Tscharwadar bestimmt waren. Er ritt nach der Stadt und versprach Kameele und Maulthiere mitzubringen.

Die ganze letzte Zeit hatte so große Anforderungen an die Kasse der Expedition gestellt, daß man gezwungen war, 100 Arbeiter fortzuschicken, um die täglichen Ausgaben dadurch zu verringern. Seit drei Tagen nun trieben sich die armen Arbeitlosen an den Gräben herum und baten unter Thränen um Beschäftigung, indem sie sich auch mit dem niedrigsten Lohne zufrieden geben wollten. Die Franzosen waren jedoch gezwungen sich unerbittlich zu zeigen, weshalb die meisten zu ihrem Stamme zurückkehrten. Nur zehn der beharrlichsten waren geblieben, in der Hoffnung, sich wieder Zutritt zur Arbeit verschaffen zu können.

Bei den fortgesetzten Ausgrabungen im Gange der Unsterblichen zeigten sich nach den Bogenschützen apokalyptische Thiere aus Terracotta, susianische Inschriften und zuletzt nichts weiter als Thonerde.

Vom 16. bis 20. Februar herrschte ununterbrochener Regen. Am 21. endlich zeigte sich aber die schon sehr heiße Sonne, welche außerordentlich rasch den Boden austrocknete. Es handelte sich jetzt darum, einen schon mit drei Kisten beladenen, tief eingesunkenen Karren in Bewegung zu setzen. Die Maulesel schlugen aus, wobei sie Menschen verletzten und das Geschirr zerrissen. Trotzdem aber 40 Arbeiter an den Rädern schoben, kam das Gefährt kaum 10 Schritt vorwärts. Die zu schwachen Felgen gruben tiefe Furchen. Man war also gezwungen, das Fahrzeug durch Wegnahme einiger Steine zu entlasten, worauf es sich schließlich in Bewegung setzte (S. Abbild. 3). Es hatte jedoch das Mißgeschick in eins der frischen Gräber am Danielsgrabe zu versinken, worauf unter den Arbeitern große Aufregung entstand, so daß Dieulafoy sich gezwungen sah, Gewalt zu gebrauchen.

Die eigentliche Abfahrt wurde auf den nächsten Tag festgesetzt.

Als Antwort auf seinen Brief erhielt Dieulafoy am 4. März vom Khan die Nachricht, daß dieser noch vor Beginn der Pilgerzeit am Danielsgrabe erscheinen werde und

bei dieser Gelegenheit die zwischen ihm und Dieulafoy schwebenden Streitigkeiten beizulegen gedenke.

Indessen trat unvermuthet Regen ein, so daß man am Worthalten des Khan schon zu zweifeln begann, als eines Morgens mehrere Ferasch ankamen, welche für Se. Excellenz Zelte aufschlagen sollten.

In der Zwischenzeit hatte auf Wunsch des Seid Tscharwadar, der es nicht erwarten konnte, die andere Hälfte des Transportpreises einzustecken, der Karrenzug sich in Bewegung gesetzt.

Am 28. Februar gelang es nach furchtbaren Anstrengungen um den Tumulus herum zu kommen, am 1. März legte der Zug 1 km, am 2. 4 km zurück. Herr Houssay hatte die Leitung an Stelle des erkrankten Herrn Babin allein übernommen.

Eines Morgens umringten darauf die Arbeiter Madame



Tscharwadar.

Dieulafoy und meldeten, daß der Khan, vom Ordu begleitet, ankomme. Gleichzeitig schleppten sie Mehl und Kleidungsstücke herbei mit der Bitte, dieselben vor den Leuten des Hakem einzuschließen, auch sich ihrer Weiber anzunehmen, die in Gabr nicht sicher sein würden.

Die Sachen wurden eingeschlossen, die Weiber jedoch überließ man ihrem Schicksale, zumal diese wenig nach Schutz verlangten.

Als der Khan sein Zelt betreten hatte, ließ Dieulafoy ihn begrüßen und ihm seinen Besuch ansagen. Die auf die Stunde des Sonnenunterganges festgesetzte Zusammenkunft verlief ziemlich kühl. Am nächsten Tage, gegen die siebente Morgenstunde, machte der von mehreren Beamten begleitete Mozaffer el-Molk seinen Gegenbesuch. Madame Dieulafoy empfing sie im Hause, um sie bald vor die offenen Lattenkisten zu führen, welche die Bruchstücke des doppelköpfigen Stieres enthielten. Er durchschritt den Palast, wo es zehnmal mehr Steine gab, als die Franzosen im Stande waren hinwegzuführen. Als der Khan vor den 200 Kisten stand, welche den Fries der Bogenschützen und den Löwen-



Unterwegs nach dem Karun.

fries enthielten, erbot sich Dieulafoy, mehrere derselben öffnen zu lassen. Mozaffer el-Molk sah davon ab und begab sich wieder hinab zum Danielsgrabe, nachdem er die Franzosen zum Frühstück eingeladen hatte.

Wundervoller Sonnenschein vergoldete die Landschaft. Gegen Abend wurde ein Wettschießen vorgenommen, an welchem die Franzosen sich mit Karabinern betheiligten, während der Khan mit einer zwei Meter langen Entenflinte bewaffnet war.

Seine Abreise war auf 12 Uhr Mittags festgesetzt worden, vorher erging eine nochmalige Einladung an die Franzosen. Dieulafoy beschloß die noch immer schwebende Angelegenheit dabei zu erledigen und sagte zum Khan: „Excellenz sind davon unterrichtet, daß die Expedition am 1. April Susa verlassen muß, wie können wir aber unseren Verpflichtungen nachkommen, wenn wir weder Kameele noch Maulesel geliehen erhalten?“

Der Khan bestand jetzt auf Oeffnung der Kisten und Theilung der farbigen Steine durch das Loos.

Dieulafoy machte ihm hierauf den Vorschlag, die Hälfte der Kisten gegen Vergütung der Verpackungskosten zurückzulassen.

Der Khan ging jedoch darauf nicht ein. Indessen pflichtete er bald der Meinung Dieulafoy's bei, daß diese Trümmer Se. Majestät schließlich nur belästigen würden. Außerdem gab er zu verstehen, daß Se. Kaiserliche Hoheit, Zelle Sultan, eine gewisse Auszeichnung wünsche, welche die französische Regierung ihm noch immer nicht verliehen habe. Falls Dieulafoy ihm diese verspräche, würde er im Namen seines Herrn auf die schwierige und ermüdende Theilung verzichten.

Dieulafoy vermochte nun zwar kein Versprechen zu geben, versicherte aber, vom Edelsinn Zelle Sultans Bericht erstatten zu wollen, was gewiß dankbare Anerkennung finden würde.

Mozaffer el-Molk war hierauf wie umgewandelt, gab sofort Befehl, den Reisenden kein Hinderniß mehr in den Weg zu legen, ließ einen schönen Hengst vorführen und bat Dieulafoy, das Thier als Andenken an einen treuen Freund annehmen zu wollen. Ferner zog er aus seiner Reisetasche einen sehr großen, prachtvollen, als Ring gefaßten Brillanten heraus und bot ihn Madame Dieulafoy zum Geschenk an.



Transport des Gepäckes.

Beides wurde jedoch dankend zurückgewiesen.

Am Morgen des 6. März brachte man ein taubstummes Mädchen zur Französin. Die Mutter des Kindes erging sich in Schimpfreden auf die christliche Religion, als Madame Dieulafoy ihr erklärt hatte, der Taubstummen die Sprache nicht wiedergeben zu können.

Dann kamen die Eltern eines von einem tollen Schakal Gebissenen. Diese äußerten noch überspanntere Wünsche. Von einem Zauberer hatten sie gehört, daß die Französin einen kostbaren Talisman am Finger trage, und wer in diesen beiße, indem er die Haut des Fingers berühre, werde von jeder Krankheit gesunden, selbst wenn diese tödtlich sei.

Außerdem fiel Madame Dieulafoy an dem Tage die Führung des Haushaltes zu. Sie hatte über sieben Franken und einen kleinen Korb voll Zwiebeln zu verfügen. Mahmud, der bisherige Koch, hatte sich, nachdem er in ihrem Dienste reich geworden, unehrerbietig gegen Herrn Houssay gezeigt und war daher entlassen worden. Er bat um Wiederanstellung, nachdem die Ferasch des Gouverneurs, denen er sein im Danielsgrabe verstecktes Vermögen verrathen, ihm seinen ganzen Besitz von 600 Franks gestohlen hatten. In Abwesenheit Herrn Houssay's konnte er unmöglich wieder angestellt werden. Um Mahmud zu ersetzen, versammelten sich alle Arbeiter und erwählten selbst einen unter sich zum Koch, worauf dieser, stolz auf seinen Ehrenposten, sein Amt sofort antrat.

Jean-Marie, der Herrn Houssay bis an den Schawur begleitet hatte, kehrte am 8. März zurück und berichtete, daß der Furth nach drei furchtbar angestrengten Tagen überschritten worden war.

Dieulafoy faßte nun den Beschluß, dem Gouverneur einen Gegenbesuch abzustatten. Es war zum ersten Mal, daß er und seine Frau das Lager verließen, weshalb es nicht ohne Besorgniß geschah. Nachdem an den Ufern des Ab-Disful gefrühstückt worden war, ging es in feierlichem Zuge weiter. Mirza Tagny, Msaud und vier von Abbas — dem Vertrauensmanne Papi-Khans — befehligte Reiter bildeten das Geleit.

Endlich zeigten sich die Häuser der Stadt, die Sassanidenbrücke und das Schloß von Kusch. Die vor dem Schlosse aufgeschlagenen Zelte bildeten eine lange Doppelreihe. Ernst und gemessenen Schrittes betraten die Reisenden die Stadt. In vollem Laufe kam der Hakem Baschy des Gouverneurs ihnen entgegen, mit der Meldung, daß der Khan auf der Jagd sei, am Abend jedoch zurückkehren werde. Er bat die Fremden, so lange in seiner Behausung zu warten.

Bei Anbruch der Nacht kam der Khan zurück. Gegen 10 Uhr wurde das Gespräch mit ihm durch das Hereinbringen verschiedener, mit viel Kunst zusammengestellter, persischer Gerichte, wie Tschelau, Pilau, Kebab und anderer unterbrochen. Mit Wasser verdünntes Rosenwasser diente als Getränk. Nach der Mahlzeit richtete der Khan einige wohlgesetzte Redensarten an seine Gäste, worauf diesen vier Ferasch in das für sie bestimmte Gemach voranleuchteten.

Ganze Heere unangenehmster Insekten trieben die Fremden noch vor Tagesanbruch heraus auf den Hof. Am Morgen besuchten sie dann noch den Scheikh Taher, bei welcher Gelegenheit sie einen schwachen Begriff von den Schwierigkeiten erhielten, mit welchen die Beförderung der Karren durch die Stadt verknüpft war. Um zu dem Hause Taher's zu gelangen, mußten die Reisenden durch ein stark bewohntes Stadtviertel und über den Marktplatz, wobei ihnen etwa 20 Ferasche vorangingen. Bald sahen sie sich von einem Schwarme Gassenjungen umringt, welche unter Schimpfreden, wie „Christenhunde, Talismanräuber u. s. w.“,



Am Karun.

und unter Steinwürfen sich an die Fersen der Fremden hefteten; besonders gereizt mochte das Volk wohl durch das Vorangehen der Polizeimannschaft werden. Diese sah sich gezwungen, mit Stöcken gewaltsam Bahn zu brechen. Der aufgeregte Pöbel beruhigte sich jedoch sofort, als er sah, daß die Franzosen das Haus des Scheikh betraten; und als sie es wieder verließen, blieb Alles ruhig.

Der Khan war übrigens ein ganz unvergleichlicher Richter. — Scheikh Ali's Neffe hatte seinem Vater drei Büffel gestohlen und dieselben verkauft. Der Bestohlene kam zu Mozaffer el-Molk und bat ihn darum, die Thiere, welche ein Stadtbewohner gegen alles Recht gekauft hatte, ihm wieder ausliefern zu lassen.

Nachdem der Khan sowohl den Kläger als auch den Angeklagten verhört hatte, that er folgenden Richterspruch: „Der Käufer hat die Büffel an ihn, Mozaffer el-Molk, auszuliefern. Der Dieb hat den erzielten Erlös, nämlich 200 Kran, an ihn, Mozaffer el-Molk, zu zahlen. Dafür soll es dem unglücklichen Greise aber gestattet sein, seinem Sohne die gesetzlichen 20 Stockschläge auf die Fußsohlen geben zu lassen.“

Auf dem Rückwege nach Susa hatte Dieulafoy auf Herrn Houssay zu stoßen gehofft, welcher nach Aussage der Araber von Ahwas unterwegs war. Aber erst am nächsten Tage, den 15. März, kam Herr Houssay mit seinen Karren zurück. Trotz unsäglicher Schwierigkeiten und wiederholter Angriffe seitens der Nomaden war es ihm gelungen, die drei ersten Kisten glücklich an ihren Bestimmungsort zu bringen.

Der Palast war nunmehr vollständig bloß gelegt worden, der Fries der Unsterblichen schon lange eingepackt und

der Abriß der Befestigung zu zwei Dritteln des Umfanges aufgenommen. Einige Hundert (und dazu noch jedenfalls gefälschte) Kran bildeten aber die letzte Hilfsquelle der Reisenden. Durch ein neues Schreiben aus Teheran wurde ihnen auch dringlich befohlen, Susa zu verlassen und gleichzeitig mitgetheilt, daß das Schiff Sane unterwegs sei, um die Reisenden zurück nach ihrer Heimath zu bringen.

Andererseits wieder bedurften die theils wunden, theils lahmen Maulesel dringend der Ruhe. — Unter diesen kläglichen Umständen konnte das Säulenkapitäl vor drei Monaten kaum Ahwas erreichen. Man hatte obendrein nur noch auf 14 Tage Lebensmittel.

Daher wurden folgende Beschlüsse gefaßt:

Dieulafoy sollte mit seiner Gattin die Unsterblichen und die Löwen, d. h. alle nicht mehr als 75 kg wiegenden Gepäckstücke, an die Küste führen.

In Bassorah angekommen, sollten sie sich mit dem Kapitän des „Sané“ in Verbindung setzen und eine Anleihe machen, die es ihnen ermöglichte, den Transport zu Ende zu führen. Dann sollten Schiffer aufgesucht und nach Kalai-Bender mitgenommen werden, wohin die Herren Babin und Houssay nach und nach die Stierbruchstücke befördern sollten.

Am 26. März waren vier Karren unter der Aufsicht des Herrn Babin unterwegs nach Kalai-Bender. Der Ab-Diseful sollte um jeden Preis befahren werden.

Die Gesandtschaft theilte Dieulafoy durch einen neuen Boten aus Teheran mit, daß sie am Quai von Orsay angefragt und den Befehl erhalten habe, die Reisenden bis zum Verlassen des persischen Gebietes auf diplomatische Weise zu unterstützen.

Stolz auf ihre reichen Erfolge verließ die Expedition also am 29. März Susa.

Am 31. März stieß die Karawane unterwegs auf Herrn Babin und seine Karren. Im Verlaufe von acht Tagen war die beschwerliche Ueberfahrt glücklich bewerkstelligt, und man hoffte in einem Monat sämmtliche Steine ans Ufer des Ab-Diseful zu befördern.

Am 1. April hatten die Reisenden bei Bende-Scheikh glücklich den Schawur überschritten, worauf sie sich lagerten. In der Ferne war das vor Kalai-Bender gelegene Lager des Seid Ahmed zu sehen, wohin von tollen Schakalen Gebissene zu pilgern pflegen.

Madame Dieulafoy notirte hier einige Liederstrophen, welche die Wächter des Lagers in der Nacht aus dem Stegreif sangen:

„Als ich jung war, kannte ich die Sorge noch nicht; ich wußte nichts davon, daß es Sorgen giebt, oder achtete mein Herz ihrer nicht.

Wenn die Franken, welche nicht stehlen, welche nicht schlagen, nach Susa kämen, so würden die Nomaden Häuser um ihren Palast bauen, und das Land würde blühen.

Wenn die Franken, welche nicht stehlen, welche nicht schlagen, nach Susa kämen, so würde man das Land bebauen und gewänne eine Menge goldner Aehren, Stuten, Büffel und Schafe. Niemand würde diese mehr rauben, und das Volk könnte glücklich leben.

Wenn ein Mann vier Kran besitzt, so befiehlt ihm der Gouverneur: „Gieb mir fünf Kran.“ Und der Unglückliche stirbt kraft- und muthlos den Hungertod.

Setzte der König sich an das Feuer der Tscharwadars, so würde ich ihm sagen: Sultan, Allah wird einst von Dir Rechenschaft fordern für alle Verbrechen, die unter Deiner Regierung begangen worden sind. Dein Schlaf muß tief und fest sein, daß es den Klagen Deiner Knechte nicht gelingt, Dich aufzuwecken.“

Am 2. April ging die Karawane mitten durch das Lager des Khasserc-Stammes, der aus lauter gewerbsmäßigen Dieben besteht. Als man daselbst nicht abließ, Jakob nach dem Inhalt der Kisten zu fragen, antwortete dieser: „Wir führen Flinten mit uns, welche für das Heer des Schachs Zade bestimmt sind.“

Am 3. April lagerte man nochmals am Ufer des Schawur. Ein am jenseitigen Ufer lagernder Stamm schwamm herbei, um die Reisenden aus nächster Nähe betrachten zu können. Gegen 200 Nomaden, Männer, Weiber und Gruppen nackter Kinder umringten die Fremden und versicherten, „sie hätten niemals so weiße und so gut gekleidete Menschen gesehen“.

Am 4. April zog die Karawane durch den verrufensten Theil der Wüste. In einer Entfernung von 500 m brauste die Kercha dahin, und am jenseitigen Ufer lag die Türkei, wohin die Araber fliehen, um dem Strafrecht zu entgehen. Da leben Räuber — Gesinnungsverwandte des Stammes von Menschet.

Der Anführer der Karawane, Baker, schlug hier das Zelt auf und trieb die Thiere zur Tränke nach einer Flußbucht, die hinter Weiden versteckt lag. Dann wurden rings um das Lager die Kisten als Schutzmauern aufgestellt.

Die Nacht war ohne Mondschein, vier Eseltreiber hielten Wache. Gegen 11 Uhr wurde Lärm geschlagen. Dieulafoy feuerte Revolver- und Karabinerschüsse nach der von den Wächtern angegebenen Richtung hin ab, während seine Frau rasch die Waffen von neuem lud. Zwischen dem dritten und vierten Schuß hörten sie den Ruf: „Macht Euch davon, es sind die Franken!“ Darauf bewegte sich das hohe Schilf, später blieb alles ruhig.

Den ganzen nächsten Tag zog die Karawane durch einen Wald von baumartigen Disteln. Die Hitze war unerträglich, und dazu noch die Moskitos! Trotzdem mußte ein rascher Schritt innegehalten werden; denn in dem Dickicht war man vor Ueberfällen nicht sicher. Einer von den Leuten der Karawane, der sich für einen Augenblick vom Zuge entfernt hatte, kam athemlos, völlig entkleidet und mit blutüberströmtem Gesicht nachgestürzt mit dem Ausruf: „Die Araber, die Araber!“ und auf das von der Karawane abgegebene Feuer antworteten etwa 26 Flintenschüsse der Feinde. Zum Glück treffen die Waffen der Araber weder weit noch richtig. Wenn aber einst die Nomaden die von den Engländern in Türkisch-Asien eingeführten Remington-Gewehre besitzen werden, dann wird es fast unmöglich sein, Persien zu bereisen. Drei Stunden vor Sonnenuntergang verließ die Karawane den Distelwald und gelangte in eine Ebene, die leicht zu übersehen war.

Die Nacht zum 6. April verging ruhig, doch war die Wache verdoppelt worden, und man gab von Stunde zu Stunde einige Schüsse ab.

Beim Morgengrauen wurde wieder aufgebrochen, und man stieß auf zwei bis auf die Zähne bewaffnete Araber. Als diese sich entfernt hatten, näherte sich Baker Madame Dieulafoy und sagte: „Diese Räuber leben von Disteln, wie mein Esel; sie weiden das dürr gewordene Gras an den Wegrändern ab. Die Strohmatten in ihrem Lager dienen ihnen als Häuser. Wie soll man aber mit Leuten kämpfen, die keine beständige Wohnung haben, keinen Ackerbau treiben und Gras essen? Was Wunder, wenn sie uns mit Leichtigkeit unterwerfen.“

In der Folge zog die Karawane durch das Lager eines wilden vom Scheikh Melahye befehligten Volksstammes, und wurde von den fast völlig nackten Männern, die mit Lanzen bewaffnet waren, unter Drohungen verfolgt.

„Baker, was ist in Deinen Kisten?“ schrieen sie.

„Rohe und gebrannte Ziegel, und außerdem Steine, die aber nichts taugen, weil sie zerbrochen sind.“

„Baker, Du Talismanräuber, halt an, laß die Franken absteigen. Es sind Zauberer, und wir dürfen nicht zugeben, daß sie ihre Reise fortsetzen.“

Baker sorgte indeß, daß das Vieh eng zusammengetrieben wurde, und dicht zusammengedrängt schritt die Karawane vorwärts. Unglücklicher Weise stürzte dabei ein Thier, und die Araber fielen sofort über die zu Hilfe herbeigeeilten Treiber her, um dieselben ihrer Kleidung zu berauben. Dieulafoy's Revolverschüsse verscheuchten sie jedoch, und ein von den Räubern abgefeuerter Pistolenschuß traf zum Glück nur die Latte einer Kiste. Beim Weiterziehen wurde die Karawane aber von den Nomaden verfolgt, die mit geübter Hand Steine auf sie schleuderten, so daß Dieulafoy am Kopfe und Madame Dieulafoy an der Schulter getroffen wurde. Endlich riß den Reisenden die Geduld, und sie griffen den Feind energisch an, worauf dieser, die Lanzen wegwerfend, schleunigst das Hasenpanier ergriff.

Der ausgetretene Karun zwang die Karawane, die Richtung nach Dscheria und Ahwas aufzugeben und diejenige von Hawiseh einzuschlagen. Wolkenartige Moskitoschwärme ohne Ende verfolgten sie auch hierbei, und die Hitze war unerträglich drückend und feucht. Endlich rief Baker aus: „Wir sind gerettet, hier ist der Baum, unter dem ich geboren wurde, das ist das Land meiner Väter. Früher durchzogen zahlreiche persische Stämme diese Gegend, heute giebt es nicht einmal Schakale hier, und die Stämme sind alle nach der Türkei gezogen.“

„So giebt es keine Diebe im Lande Deiner Väter?“ fragte Dieulafoy.

„Oh, doch, aber ich kenne sie alle.“

„Wie weit ist es noch bis Dscheria?“

„Vier Meilen.“

„Da können wir noch hingelangen.“

„Unmöglich“, sagte Baker, „es wird zu spät, und dazu noch die Diebe!“

„Aber Du kennst sie ja alle.“

„Am Tage, aber nicht in der Nacht. Wäre ich da auch nur im Stande, meinen Vater von meiner Mutter zu unterscheiden?“

Am 8. April wurde an einem Felsenvorsprunge gelagert. Die Ebene war wüst und leer, ohne allen Pflanzenwuchs. Da zeigten sich in der Ferne abermals Feinde. Rasch trieb man die Thiere hinter die Kisten. Dieulafoy gab zwei Karabinerschüsse ab, und sofort hielt der Feind an; es waren gegen 60 berittene Nomaden, darunter auch Weiber. Baker verhandelte mit ihnen, und theilte darauf Madame Dieulafoy mit, daß der Scheikh sie zu sprechen wünsche; er rieth ihr, demselben zu verstehen zu geben, daß im Zelt noch zwölf Franken schliefen. Man näherte sich also auf sieben bis acht Meter Entfernung den Nomaden. Einer von ihnen bat um ein Heilmittel für seine kranken Augen, ein anderer wollte einen Talisman haben, der ihm die Liebe eines jungen Mädchens verschaffen sollte, ein dritter fragte, wo seine beiden Büffel, die man ihm vorige Woche gestohlen hatte, versteckt wären. Bei hereinbrechender Nacht veranlaßte Dieulafoy die Araber, sich zurückzuziehen, nachdem sie schwefelsaures Eisen, schwefelsaure Soda und einen mit dem Namenszuge der Madame Dieulafoy versehenen Ring erhalten hatten.

Am 10. April erreichte die Karawane das am Ufer des Karun gelegene Dorf Dscheria. Hier wurde ein großes Segelboot („Kachti“) gemiethet, und nachdem man dasselbe beladen, wurde sofort aufgebrochen. (S. Abbildung 4.) Von Mohammerah, wo man am 12. April ankam, reiste man ebenfalls ohne Aufenthalt nach Felieh weiter. Nachdem Dieulafoy dem dortigen Scheikh M'sel Bericht erstattet hatte, ließ dieser sämmtliche Schiffer kommen. Anfangs weigerten sie sich einstimmig, bis Kalai-Bender zu fahren. Schließlich erklärte aber ein kühner Schiffseigner sich dazu bereit, doch nur gegen eine Vergütung von 4000 Franks für das Belem (und es waren deren sechs nöthig). Auch wollte er keine Verantwortung für Erreichung des Zieles übernehmen.

Sieben Stunden später gelangte man nach Bassorah. Hier traf die Reisenden die schlimme Nachricht, daß der „Sané“ die Klippenreihe von Fao nicht zu passiren wage und in Buschir bleibe. Ein böses Schicksal schien auch die französischen Boten zu verfolgen. Einer, der von Susa kam, unterlag beinahe einer sich unfreiwillig zugezogenen Wunde, der andere, nach Bassorah geschickte, war von einem Löwen ereilt worden und verdankte seine Rettung nur dem Karun, in den er sich gestürzt hatte, und wohin die Bestie ihm nicht gefolgt war.

Am Abend des 21. April wurde eine Anleihe gemacht und das noch übrige Geld in persische Münze umgewechselt, worauf man zurück nach Felich fuhr. Jetzt konnte nur Scheikh M'sel noch helfen. Als man ihm berichtet, daß in Güte mit den Schiffern nichts auszurichten sei, ließ er den Befehlshaber seiner Marine, einen prächtigen Schwarzen, kommen und befahl ihm, sechs Boote auszurüsten und zu deren Führung 24 starke und muthige Neger zu bestimmen. Als Lohn hatte er 300 Franks für das Boot festgesetzt.

Am nächsten Tag wurde nach Bassorah zurückgefahren, um daselbst ein Telegramm an den Kommandanten des „Sané“ abzugeben, damit dieser etwa 20 Tage noch warten solle.

Die Fahrt auf dem Karun war geradezu entsetzlich, die Hitze stieg bis zu 59 und 67 Grad, und Madame Dieulafoy erkrankte heftig infolge der Strapazen.

Eine Strecke vor Ahwas verließen die Reisenden die Belem, um Ahwas zu Pferd zu erreichen, während die Schiffer die Höllenqualen auf dem Karun noch zwei Tage lang zu ertragen hatten.

Nach drei Tagen kam Madame Dieulafoy im Hause des Scheikh endlich wieder zum Bewußtsein.

Inzwischen näherten sich auch die Boote Kalai-Bender, und eines Tages erschien jenseits des Flusses Herr Babin. Zwei Tage später kamen Herr Houssay und Jean-Marie mit den sechs Belem an, welche die Stierbruchstücke brachten. Beide hatten freilich durch Fieber und Erschöpfung so furchtbar gelitten, daß sie in 14 Tagen um 10 Jahre gealtert waren. Die vorher so stattlichen Neger sahen jetzt mager und elend aus. Die kleine Flotte brauchte acht Tage, um von Ahwas durch die Wirbel und Strudel hindurchzugelangen.

Mozaffer el-Molk war inzwischen durch einen offenen Aufstand gezwungen worden, Disful und Schuster zu verlassen und war nach Ahwas gekommen, um einige Zeit bei Scheikh M'sel zu bleiben. Der Khan hatte seine Kanonen mitgeführt. Dieulafoy ging zu ihm und bat noch einmal, ihm Pferde und Artilleristen zu leihen. Der Khan ging darauf ein, unter der Bedingung, daß Herr Babin seine Leute begleite und alle nach erfolgter Einschiffung nicht mehr gebrauchten Sachen, wie Karren, Geschirr, Federn, Papiere, Bleistifte u. s. w. ihm überlassen würden.

Zehn Tage später legte der „Sané“ vor der Sandbank von Fao (bei Buschir) an, worauf die 327 Kisten und 45 Tonnen sonstiges Gepäck aufgeladen wurden. Hatten die Reisenden der Großmuth des Königs und der seines Sohnes, Zelle Sultan, es zu verdanken, daß von einer Theilung der Funde abgesehen worden war, so wäre ohne die beständige Hilfe des Scheikh M'sel das Kapitäl vom Palast des Artaxerxes doch wohl in Kalai-Bender zurückgeblieben.

H. Z.

Deutsch-Witu-Land.

Von Lieutenant A. R. Schmidt.

(Fortsetzung.)

An das Witu-Land grenzen im Norden die Waboni, welche die Suaheli von den Somali trennen, und im Nordwesten und Westen die Galla (und zwar zunächst die Bararetta-Galla); die den Waboni sehr ähnelnden Watua leben zerstreut zwischen den anderen Völkerstämmen, ihre Wohnsitze häufig wechselnd. Es ist aber hervorzuheben, daß sich in den letzten Jahrzehnten und ganz besonders in den letzten Jahren die Grenzen der einzelnen Völkerstämme sehr verschoben haben, und eigentlich mit jedem Jahre immer mehr verschieben — regelmäßig zu Gunsten der Somali, welche in glücklichen Kämpfen gegen die Galla ihr Gebiet wenigstens an und in der Nähe der Küste immer mehr nach Süden erweitern. Die aufgezählten Stämme gehören übrigens im Gegensatze zu den anderen centralafrikanischen Völkerschaften nicht der Bantu-Familie an, sondern sie haben viel semitisches Blut in sich und gewannen ihre Eigenart durch Einwanderung und Beimischung asiatischer Stämme. Die Waboni leben, wie erwähnt, im Norden des Sultanats Witu und dehnen sich daselbst der Breite nach etwa drei Tagereisen nördlich aus; außerdem leben kleinere Waboni-Banden gleich den Watua auch im Süden unter anderen Völkern zerstreut; das Gros indeß treffen wir in der bezeichneten Gegend.

Die Waboni sind mittelgroß, mit meist ziemlich heller Gesichtsfarbe und feinen Zügen, und in der Regel ohne Bart, wogegen die ihnen sonst sehr ähnlichen Watua dunkler sind. Der Sultan Achmed besitzt in Kataua, im Waboni-Lande, einen festen Stützpunkt mit einem eigenen Statthalter und kleiner Besatzung. Die Waboni selbst leben in kleinen Dörfern in den Wäldern zerstreut, wo sie ihrer Hauptbeschäftigung, der Jagd nachgehen, die sie durch Schießen mit stark vergifteten Pfeilen und durch Fallenstellen betreiben. Haben die Waboni durch Pfeilschüsse ein Stück Wild erlegt, so springen sie schleunigst herbei, schneiden im großen Umkreise um den Einschuß ein Stück Fleisch mit dem vergifteten Pfeile heraus und genießen dann das übrige unbeschadet. Sie nähren sich ausschließlich von Fleisch. Sie unternehmen auch häufig Jagdzüge nach dem Inneren, besonders zum Zwecke der Elephantenjagd; gegen das mitgebrachte Elfenbein tauschen sie von den Gallas Vieh ein, das sie augenblicklich schlachten. Obgleich sonst zurückhaltend und schüchtern in ihrem Auftreten, sind sie doch, oder richtiger gesagt, waren sie doch sehr gefürchtete Sklavenjäger. Sie lauerten den Passanten in ihrem Lande auf, fingen diese ein und verhandelten sie den Somalis ebenfalls gegen Vieh. Im Witu-Lande bewohnten sie den kleinen, aus mehreren Hütten bestehenden Ort Utwani, der jedoch jetzt von ihnen verlassen ist. Unter einander halten die Waboni wenig zusammen; sie leben entweder in kleinen Ortschaften, wo sie dann die Autorität eines Mse (Aeltesten) wohl anerkennen, diesem jedoch keine besondere Macht einräumen; oder sie leben in Familien (ein Mann mit einer Frau und Kindern, da bei ihnen Monogamie herrscht) in den Wäldern, wo die Jagd gerade am ergiebigsten ist. Diejenigen, welche einen Büffel erlegten, tragen das Haar in einem kleinen geflochtenen Zopfe nach vornübergelegt, als besondere Auszeichnung; bei den übrigen ist die Haartracht beliebig, meistens tragen sie den Kopf ebenso wie das Gesicht kahl rasirt. Bekleidet sind sie nur mit einem Lendentuche oder mit Fellen. Schmuck fand ich bei ihnen gar nicht. Ihre Bewaffnung besteht ausschließlich in Bogen und stark vergifteten Pfeilen sowie in beliebigen Messern. Auf meine Erkundigungen — bei den Suaheli — nach der Religion der Waboni, erhielt ich die Auskunft, sie leben in den Tag hinein und glauben an gar nichts, was wohl aber im vollen Umfange nicht anzunehmen ist. Ueber ihre Sprache sagen die Suaheli: die Waboni haben eine Sprache wie die Vögel, die versteht kein Mensch.

Am nächsten verwandt scheint ihre Sprache der Gallasprache; die Verständigung mit ihnen erfolgte stets in recht mangelhafter Weise in der Suahelisprache, von welcher die meisten Waboni das Nothwendigste kennen. Als Beispiel lasse ich im Nachstehenden die Zahlen von 1 bis 10 in der arabischen, Galla- und Wabonisprache folgen, da sich hier zu einem Vergleiche Anhaltspunkte finden:

Arabisch.	Galla.	Waboni.
wahet	tako	halola
thenän	lama	loa
thelata	szedi	szedä
aroba	afori	haffer
chamsa	schani	schanna
sita	djah	leba
sabba	teuba	dedoe
themanja	szedieti	szijäde
tisa	szagali	szagala
aschara	kudeta	tamana

Die Waboni erkennen im Allgemeinen die Oberhoheit des Witu-Sultans an und haben diesem auch vielfach, besonders gegen die Araber, Heerfolge geleistet; indeß sind sie nicht zuverlässig und haben auch vielfach, wenn es ihr Vortheil erheischte, den Somali, denen sie häufig als Wegweiser bei Unternehmungen gegen Witu dienten, Vorschub geleistet; denn als vollständig besitzlos, haben die Waboni von der Raubsucht der Somali nichts zu befürchten, wiewohl auch unter ihnen als unter Ungläubigen die fanatischen Somali mehrfach schon ihre Mordlust gesättigt haben; ebenso häufig aber haben sie auch an dem Raube jener wegen geleisteter Dienste Antheil erhalten.

Die Galla, von den Suaheli Wakatua genannt, sind, wie die Somali, in der Regel hochgewachsene, schlanke Gestalten mit regelmäßigen, nach europäischen Begriffen zum Theil auffallend hübschen Gesichtern, mit feinen Zügen, durchaus kaukasischer Mund-, Nasen- und Kinnpartie und dünnen Armen und Beinen, was sie besonders, wenn auch nicht zu angestrengter Arbeit, so doch zum anhaltenden Wandern und Ertragen von Hunger, Durst und Strapazen befähigt. Die Galla haben im Vergleich zu den Somali dunklere Hautfarbe und stärkeren Bartwuchs, und scheinen außerdem schon etwas mehr mit reinen Negern vermischt zu sein, als die Somali, vor denen sie sich durch Unreinlichkeit auszeichnen, indem sie die Pflege des Körpers, welche ihren mohammedanischen Rivalen die Religion zur Pflicht macht, vollständig vernachlässigen. Das letztere fällt besonders beim

weiblichen Geschlecht recht unangenehm auf, indem außer dem üblen Geruch die wild sich sträubenden, ungekämmten Haare (denn diese Stämme haben bekanntlich kein Wollhaar) der sonst in ihrer Jugend meist sehr hübschen Mädchen abstoßend wirken; auch verblühen die Gallafrauen in der Regel schnell, wahrscheinlich in Folge der verhältnißmäßig vielen Arbeit, die ihnen allein — wenigstens bei den Bararetta-Galla — obliegt. Das weibliche Geschlecht hat die Häuser (runde aus Stroh geflochtene Hütten mit Dach) zu bauen, das primitive Hausgeräth anzufertigen, die Kühe zu melken und die Kinder zu erziehen. Letztere befinden sich so unter strenger Aufsicht und in strammer Zucht, werden aber von ihren Müttern — im Gegensatz zu vielen anderen Stämmen — sehr geliebt, wie denn auch die Zahl der Kinder bei den in Monogamie lebenden Galla in der Regel eine größere ist.

Die Bekleidung der Galla besteht aus einem reichlichen Umwurf von Merikani unter den Schultern hinweg; theilweise freilich, besonders in schlechten Zeiten, treten an Stelle dieser Bekleidung Felle — namentlich vielfach bei den Frauen; den Borani-Galla dienen meist selbstgewebte Zeuge zur Bekleidung. Stets sind die Galla, besonders die Weiber, reichlich mit Schmuck behangen; um den Hals tragen sie mehrere Kupferketten, mit den verschiedensten Schmuckgegenständen, ebenso um das Handgelenk; die Weiber tragen außerdem noch eine Unmasse von Kupferringen am ganzen Ober- und Unterarme. Die Gallakrieger haben an einem Finger der rechten Hand einen einige Centimeter hervorragenden ziemlich breiten messingenen Streitring, der ihren Schlägen ungeheure Kraft verleiht. Im übrigen bilden Speere mit langen Eisenspitzen, sowie bei den Bararetta ein unschönes meist im Handel bezogenes, bei den Borani aber ein eigenartiges, selbstgeschmiedetes Messer im Gürtel ihre Ausrüstung.

Die als Sklaven der Somali dienenden Galla werden von diesen vorzüglich als Hirten ihrer Rinderheerden, sowie zum Melken, Buttermachen u. dergl. verwandt, und wie mir ein entlaufener Sklave selbst sagte, im Ganzen gut behandelt, so daß sie sich in der Regel, obgleich sie die Freiheit lieben, über ihr Loos trösten.

Die Tugendhaftigkeit der Gallafrauen ist rühmenswerth; man findet sehr seltene Ausnahmen hiervon, und diese meist nur an der Küste und in Lamu, bei in die Sklaverei verkauften und hier verdorbenen weiblichen Angehörigen des Gallastammes; auch wachen die Galla eifersüchtig über ihre Frauen und scheinen Fremden gegenüber argwöhnisch zu sein. Die gleiche Tugendhaftigkeit ist dem männlichen Geschlecht nicht nachzusagen, obgleich sie die eheliche Treue im allgemeinen nicht brechen; es wird ihnen ein ins Gebiet der Sodomie schlagender Fehler nachgeredet, ob mit Grund, entzieht sich meiner Beurtheilung.

Die Galla zeigen sich geneigt zum Genuß geistiger Getränke, und ich habe öfters Betrunkene gesehen, die beim Genuß des tembo mkali zu tief in die Kalabasse geschaut hatten. Den Tabak rauchen sie nur mit Maß; indeß ist es bei Besuchen von Galla das erste, sich Tabak und süßes Wasser anzubieten.

Die Galla zeigen sich bei der geringsten Gelegenheit sehr aufbrausend, doch ist der Groll nicht nachhaltig; im übrigen sind sie Geschenken sehr zugänglich.

Sie wohnen in Dörfern, welche aus primitiven Hütten bestehen, die sie aber zugleich mit den Weideplätzen ihrer früher besonders zahlreichen, jetzt sehr verringerten Viehheerden häufig wechseln. Auch legen sie — wenigstens die Bararetta — aus Furcht vor den Somali, die dem Lauf der Flüsse folgen, ihre Dörfer nicht mehr gern an Flüssen an; das Vieh ist während der Nacht auf umfenztem Terrain untergebracht, scheint sich aber trotz mangelhafter Pflege gut zu halten. Besonders nach den Regenzeiten, wo die Elephanten sich näher nach der Küste heranziehen, unternehmen die Bararetta, welche sonst die Jagd jetzt nicht mehr mit großem Eifer betreiben, Jagdzüge nach den dann die Elephanten bergenden Wäldern hin. Was die Religion der Galla anlangt, so leben sie eigentlich in Monotheismus; über diesen Punkt hat vornehmlich der englische Missionär Wakefield schätzenswerthe Aufschlüsse gegeben. Die Galla glauben an Waka, den sie mit dem Monde in Verbindung bringen, als Hauptgott, verehren nebenbei aber auch seinen Sohn und seine Tochter; sie haben zu Waka Vertrauen nur bei zunehmendem Mond und besonders bei Vollmond; während der übrigen Zeit weilt Waka nach ihrem Glauben bei ihren Feinden, den Somali. Sie glauben an die Allmacht und Allgegenwart Waka's, indem dieser ihre Gebete stets hören und erfüllen kann; indeß meinen sie seit einiger Zeit, er habe die Galla ganz vergessen, weswegen sie auch vollständig verzagt und muthlos sind und beim Herannahen ihrer Feinde (der Somali) stets ohne weiteres die Flucht ergreifen, sagend, Waka hat uns doch verlassen. Nur die Borani-Galla leisten den Somali noch erfolgreich Widerstand, sind indeß beim vorletzten Einfall der Somali — im Jahre 1887 — auch arg beraubt worden. Die Bararetta sind infolge ihrer steten unglücklichen Kämpfe sehr stark dezimirt und werden sie die Zahl von 3000 Seelen kaum erreichen. Sonst glauben die Galla, daß ihnen die Vögel ihre Schicksale voraussagen können; sie besprechen sich mit ihnen und meinen aus deren Fluge die Antwort zu entnehmen; es ist dies ein Aberglaube, wie er auch bei andern Negerstämmen, zum Theil sogar bei den Suaheli, herrscht.

Im großen und ganzen sind die Bararetta-Galla wegen ihrer zahlreichen Niederlagen nicht so sehr zu bedauern, denn sie waren vor zwei Jahrzehnten noch mindestens ebenso gefürchtete Räuber wie die Somali, so daß ihnen der Sultan von Zansibar einen jährlichen Tribut bezahlte, damit seine Soldaten und die Händler von ihren Uebergriffen befreit wären. Auch jetzt würden sie noch ebenso gefährlich sein, wenn ihre Macht nicht eben so ungeheuer geschwächt wäre, und wo sie einer Minderheit gegenüber gewaltsam und hochmüthig auftreten zu können glauben, werden sie es gewiß thun, so wie sie z. B. den Reisenden durch ungeheure Tributforderungen und Drohungen häufig lästig wurden; gegenwärtig ist allerdings derartigen Erpressungsversuchen mit schon sehr geringer Macht zu begegnen. Bei verschiedenen kleinen Jagdzügen suchte man mich z. B. in dem einen Galla-Dorfe des öfteren aufzuhalten, indem man zuerst Tribut verlangte, doch war ich, obgleich theilweise allein, stets in der Lage, die Forderungen der Leute ignoriren zu können. Recht undankbar bewiesen sich seiner Zeit die Galla gegen die englischen Missionäre der freien Methodisten-Mission, die den Galla in ihrem Sinne — nicht etwa im Sinne des Christenthums, denn um dieses haben sich die hauptsächlich als politische Wühler thätigen englischen Missionäre nicht die leiseste Spur von einem Verdienst erworben — jedenfalls große materielle Wohlthaten erwiesen haben, indem sie dieselben im August 1886, als sie ein Steinhaus bauen wollten, bei Androhung von Todesstrafe auswiesen, aus Furcht, diese eine Niederlassung könnte andere Europäer auch dorthin ziehen; denn europäische Ansiedelungen wünschen die Galla in ihrem Lande nicht. Es war diese Furcht wohl auch der Grund, daß sie sich häufig, besonders in der ersten Zeit meines Aufenthaltes, sehr abstoßend und unfreundlich gegen uns Deutsche benahmen; später habe ich in recht gutem Einvernehmen zu den Galla gestanden. Bezüglich der Ausweisung der englischen

Missionäre habe ich übrigens auch ergänzend hinzuzufügen, daß im Frühjahr 1886 die letzteren infolge der großen Somali-Einfälle von den Galla, die nach ihren schweren Verlusten die weißen Männer wieder mit ihrem Gelde — das ja den englischen Missionen nicht fehlt — nöthig hatten, die Erlaubniß erhielten, die inzwischen von den Somali niedergebrannte Station in Galbanti wieder zu begründen und das gewünschte Steinhaus zu bauen. Trotzdem also die Bararetta als gewaltthätiges, hochmüthiges, feiges Bettelvolk absolut keine Sympathien verdienten, sind sie doch aus Gründen der Humanität zu bedauern, da sie gerade durch den großen Somali-Einfall 1887 ihren ganzen Reichthum an Heerden verloren, wozu ungeheure Verluste an Hingemordeten und Verstümmelten jeden Geschlechts und Alters kamen. Diese Niederlage wirkte denn auch auf einzelne so, daß manche sich zur Arbeit bequemten, zu der sonst der Galla viel zu stolz ist; indessen nur ganz geringe Ausnahmen blieben damals bei der Arbeit, während die anderen das bequemere Bettelgewerbe betrieben.

Im Gegensatz zu den Bararetta treiben die Borani nicht nur, wie die Somali, alle Viehzucht, sondern auch Ackerbau, von dessen Erzeugnissen sie außer von dem Ertrag der Heerden leben; auch sind bei ihnen einige Gewerke sehr im Flor, besonders das Schmiedehandwerk (auch Kupferschmiede und Silberschmiede finden sich hier) und das Sattlerhandwerk, welches in der Bearbeitung des Leders für Schilde aus Büffel-, Ochsen- oder Nilpferdfellen und andere Sachen Gutes leistet. Ueberhaupt wird das noch gänzlich unerforschte Land der Borani-Galla als ein sehr hoffnungsreiches bezeichnet.

Die Bararetta haben ihrer Verfassung nach einen Häuptling, der stets auf sieben Jahre (das Jahr zu 24 Monaten, der Monat zu etwa 15 Tagen, immer von Neumond zu Vollmond und von Vollmond zu Neumond gerechnet) gewählt wird und aus einer der angesehenen Familien stammen muß; der jetzige Häuptling ist Dalia Badada, dessen Sitz Dibe, im Inneren des Bararetta-Landes, auf dem linken Tana-Ufer ist. Aber auch die einzelnen Dörfer haben ihre gewählten Aeltesten, diese indeß sind der Regel nach auf Lebenszeit gewählt. Bei das ganze Volk betreffenden Angelegenheiten entscheidet der Häuptling, indeß nicht allein, sondern im Verein mit der Versammlung der Galla-Krieger, wie auch bei Angelegenheiten einzelner Dörfer der Mse, dessen Autorität viel Gewicht hat, sich mit der Versammlung der Männer, bei der es im Gegensatz zu den Schauris der Suaheli sehr geordnet und ruhig hergeht, beräth.

Nach den Somalieinfällen 1887 zog sich ein Theil der Bararetta in die unmittelbare Nähe von Witu, wo sie unter dem Schutz des Sultan Achmed und des Witu umgebenden Urwaldes ein Dorf bauten, in das sie auch den Rest ihres Rinderreichthums mitbrachten; ein anderer Theil der Bararetta blieb bei Kau und am unteren Tana auf dem rechten Ufer wohnen, ein Theil, darunter der Häuptling Dalia Badada, ist noch auf dem linken Ufer im Inneren des eigentlichen Bararettagebietes. Der letztere wie überhaupt das Gros der Bararetta — ein ganz kleiner Theil bei Kau wohnend, der mit einem dortigen Aeltesten unter dem Einfluß der Araber von Kau steht, nicht im vollem Umfange — erkennt Sultan Achmed von Witu als Oberherrn an, hat aber im Innern vollkommenste Selbständigkeit, speziell auch der bei Witu selbst wohnende Theil der Galla. Will aber der Sultan von Witu in irgend welcher Angelegenheit den Galla-Häuptling sprechen, so sendet er an diesen einen Boten mit einer Axt und 10 Armlängen amerikanischer Leinwand, worauf sich der Galla sofort nach Witu begiebt.

In Anbetracht der großen Verluste der Bararetta, ihrer Muthlosigkeit, des Mangels an irgend welcher Energie und jedweder Leistungen auf irgend welchem Gebiete, sowie einer gewissen politischen Zerfahrenheit, die bei der geringen Menge einzureißen scheint, halte ich den Zeitpunkt für nahe, wo die Bararetta gänzlich unter den Suaheli aufgehen werden. (Schluß folgt.)

Kürzere Mittheilungen.

Die Insel Grenada.

Die kleine britische Antilleninsel Grenada, die zusammen mit den sogenannten Grenadinen nur 430 qkm mißt, und den neuesten „Reports“ zufolge 46 424 Bewohner zählt (1885), zeigt eine hohe Prosperität, und unterscheidet sich dadurch vortheilhaft von den anderen westindischen Kolonien. Die farbige Bevölkerung, die gegen 90 Proc. von der Gesammtbevölkerung ausmacht, ist verhältnißmäßig arbeitsam, und der fruchtbare vulkanische Boden der Insel ist zu einem großen Theile sorgfältig angebaut. Beinahe die einzige Ernte, die gezeitigt wird, bildet der Kakao, und dieselbe war in den letzten Jahren immer eine sehr gute und erzielte zugleich auch sehr hohe Preise. — Freilich liegt in der Einseitigkeit der Kultur eine große Gefahr, da der Kakao-Markt neuerdings von anderen Orten her (von Ecuador, Mittelamerika, Mexiko) überfüllt zu werden droht. Dem gegenüber sucht die englische Regierung die Einwohner dazu zu ermuntern, außer dem Kakaobaume auch anderen Gewächsen ihre Pflege zuzuwenden. Ob dies mit Erfolg geschehen wird, und ob der Erfolg namentlich vor dem Eintreten einer drohenden Krise zu bemerken sein wird, ist freilich unsicher. Man hat es eben vorwiegend mit einer Bevölkerung von Farbigen zu thun, und diese zeigt bezüglich des Einschlagens neuer wirthschaftlicher Bahnen in der Regel eine große Schwerfälligkeit. Sollte die Kakao-Krisis schon in den nächsten Jahren eintreten, so würde sie ohne Zweifel viel Unheil in ihrem Gefolge haben können — ganz wie auf anderen westindischen Inseln und anderweit die Zuckerkrise. Die Mehrzahl der Kakaobauer sind kleine Besitzer, deren Finanzen um so rascher zu ruiniren sein würden, als sie bereits unter den gegenwärtigen Verhältnissen ziemlich viel mit Kredit wirthschaften.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Schneckenfauna des Kaspischen Meeres besteht nach Retowski (Malac. Blätter, N. F., X.) aus 26 Arten, welche alle eigenthümlich sind. Sie trägt in so fern einen ausgeprägten Reliktencharakter, als ihre nächsten Verwandten sämmtlich in den Tertiärschichten Südwesteuropas leben; aber keine einzige Schnecke kann als marin angesprochen werden, und keine ist mit einer Art des Eismeeres oder des Schwarzen Meeres identisch. Von den 26 sind 20 ausgesprochen brakisch, die 6 übrigen fluviatil. Wir haben darin also einen neuen Beweis dafür, daß das große Tertiärmeer, das sich von Wien bis nach China erstreckt zu haben scheint, mit dem arktischen Ocean niemals Verbindung gehabt hat, und daß die Einwanderung der Mittelmeerarten in den Pontus erst begonnen hat, als die Trennung vom Kaspischen Meere schon vollzogen war. [Von anderer Seite wird die völlige Abwesenheit mariner Mollusken im Kaspischen Meere allerdings bestritten; die beiden gemeinen Standarten der europäischen Meere (Hydrobia acuta und Hydrobia stagnalis) sind nach Böttger von der Radde'schen Expedition massenhaft von dort mitgebracht worden.] Ko.

— Die Erfolge, welche mit dem Seeschiffahrts-Kanale von Manchester erzielt worden sind, ermuthigen die Engländer, an die Herstellung noch anderer Seeschiffahrts-Kanäle zu denken. So diskutirt man vor allen Dingen neuerdings wieder das alte Projekt eines Kanales von Bridgewater, an der Nordküste von Somersetshire, nach Seaton, an der Südküste von Devonshire, durch den man das Kap Landsend umgehen, und den Weg zwischen Bristol und Southampton, sowie zwischen Bristol und den Nordsee- und Ostseehäfen um etwa 300 englische Meilen abkürzen will. Sowohl bei Stolford, an der Bridgewater-Bai, als auch bei Seaton (Axmouth) sollen sich mit Leichtigkeit Hafenanlagen schaffen lassen, und die Herstellungskosten des 45 Meilen langen Kanales werden nur auf 3 Millionen Pfund Sterling veranschlagt. — Ebenso plant man auch Seeschiffahrts-Kanäle von Scheffield nach Hull und von Birmingham nach Bristol, nach Liverpool, nach London und nach Hull. Durch die letzteren Kanäle würde der Seeverkehr direkt bis in das innerste Herz der britischen Hauptinsel hineingeführt werden, und die „Oceanität“ des britischen Wirthschaftsgebietes würde dadurch zu einem non plus ultra gesteigert werden. Die technische Ausführbarkeit der betreffenden Unternehmungen ist nicht im geringsten zu bezweifeln, daher werden sich aller Wahrscheinlichkeit nach mancherlei Bedenken bezüglich ihrer Rentabilität sowie bezüglich der wirthschaftlichen Umwälzungen, die sie nach sich ziehen könnten, erheben.

Asien.

— Während der Direktor des meteorologischen Institutes zu Irkutsk, Dr. Stelling, erdmagnetische Beobachtungen in dem Gouvernement Irkutsk anstellt, ist der Botaniker Preyn damit beschäftigt, das Angara-Gebiet pflanzengeographisch zu durchforschen.

— Die Voruntersuchungen, welche man im Jablonoi-Gebirge behufs Herstellung der großen sibirischen Transkontinentalbahn unternommen hat, sind bereits ziemlich weit fortgeschritten. Der Kamm des Gebirges dürfte demnach im Osten von Tschita, etwa 12 Werst von diesem Orte, überschritten werden.

Afrika.

— Die Expedition des Dr. Wolff in das Hinterland von Klein Popo ist in jeder Beziehung glücklich von statten gegangen, und es ist dem Reisenden namentlich gelungen, im Mai d. J. Addelar (Addeli 8° n. Br.) zu erreichen und daselbst eine unter dem Schutze des deutschen Reiches stehende wissenschaftliche Station zu errichten.

— Die Expedition Kund, deren Führer nunmehr wieder von ihren Wunden genesen sind, soll sich im Monat Oktober von neuem in das Innere von Kamerun begeben, um daselbst die projektirte Station zu begründen. Als Ort derselben ist auf Grund der im letzten Frühjahre gewonnenen Anschauungen eine Stelle am Sannaga-Flusse in Aussicht genommen. Einen neuen Ueberfall von den Bakoko glaubt man nicht befürchten zu müssen, da es der deutschen Behörde gelungen ist, diesem Stamme ihre Macht durch Gefangennahme der Hauptschuldigen zum Bewußtsein zu bringen.

— Einer Nachricht aus San Paolo de Loanda zufolge ist Major Barttelot am 10. Mai d. J. thatsächlich von Yambuga aufgebrochen, um Stanley's Spuren zu folgen, und zwar in Begleitung von 640 Trägern und 100 Soldaten. Direkte Nachrichten von Stanley lagen aber auch zu dieser Zeit in Barttelot's Lager nicht vor. Da die Träger sämmtlich sehr schwer belastet sind, so wird die Expedition voraussichtlich nur sehr langsam vorwärts kommen.

— In den der Regierung des Kongostaates nahestehenden Kreisen betrachtet man es als ein bedeutungsvolles und freudiges Ereigniß, daß Hauptmann Van Gèle die Station Stanley-Falls ohne Anwendung von Waffengewalt hat wieder besetzen können, daß Tippoo Tib sich dabei in jeder Beziehung entgegenkommend und loyal bewiesen hat.

— Die „Tijdschrift van het Nederlandsch Aardrijkskundig Genootschap“ (Mededeelingen No. 7—10, 1887, p. 485) enthält sechs Briefe des holländischen Reisenden P. J. van der Kellen aus Amboëlla-Land, die vom 12. Dezember 1886 bis zum 29. März 1887 datiren. Demnach gingen seine ethnologischen und naturhistorischen Beobachtungen und Sammlungen bisher glücklich von statten. Weiter binnenwärts ziehend und jagend, gedachte er auf einem Wege, der zwischen denjenigen von Serpa Pinto und Capello und Ivens liegt, den Zambesi zu erreichen.

— Der Ingenieur Gaston Angelvy hat vom französischen Unterrichtsministerium den Auftrag erhalten, eine Forschungsreise in die Gegend zwischen dem Nyassa-See und dem Indischen Ozeane zu unternehmen, und dabei sein Hauptaugenmerk auf den Rovuma-Fluß zu richten.

Hierzu eine Beilage des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIV. № 12.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig | Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. | 1888.

Die Moränen Veneziens.

Von Dr. O. Gumprecht.

(Mit zwei Karten.)

Jeder, der mit dem norddeutschen Tieflande vertraut, die Hochfläche Baierns betritt, ist überrascht von der großen Gleichförmigkeit, in der diese sich über ein weites Gebiet erstreckt. Eine erneute Steigerung des Eindruckes, den eine Ebene hervorzubringen vermag, erfährt, wer in den Gefilden Oberitaliens eine Fahrt etwa von Venedig nach Westen oder nach Norden unternimmt, zumal wenn die Märznebel den mannigfaltigen Anbau derselben verdecken, der sonst das Auge zu zerstreuen und von der ungemessenen Ausdehnung abzuziehen vermöchte. Insbesondere im Norden, wo isolirte Erhebungen vulkanischer Natur, wie die Euganeischen und die Berischen Hügel des Südens, vollständig mangeln, breitet sich das flache Land ungehindert bis in die Nähe des letzten Absturzes der Alpen. Um so weniger vermuthet treten in den Gesichtskreis des Reisenden die Hügelwellen, die sich vom Tagliamento zum Torre nach dem Austritt dieser Flüsse aus dem Gebirge oberhalb Udine ausspannen, ohne mit den Vorhöhen der Alpen zu verfließen.

Welchen Ursprung haben diese Hügelwellen?

Wandert man ihnen entgegen, zum nordwestlichen Thore der Stadt Udine herausschreitend, so wird man schon unterwegs durch mancherlei geologische Merkzeichen auf die Zusammensetzung derselben vorbereitet. Gleich an der ersten Theilung der Landstraße lagern, aus den lehmigen Feldern herausgefahren, Haufen unregelmäßiger Blöcke von der verschiedensten Größe und dem mannigfaltigsten Gesteinscharakter, just wie an den Eingängen unserer norddeutschen Dörfer. Es sind da außer weißen, grauen und schwarzen Kalksteinen und molasseartigen Conglomeraten auch Granite und Porphyre anzutreffen. Der Torre, der gegenwärtig wenig östlich von Udine vorüberfließt, könnte bei der Nähe seiner Quellen, die noch mitten in dem Gebiet mesozoischer Kalke liegen, höchstens die Bruchstücke dieser Zone und des vorgebauten Tertiärgebirges herbeigeführt haben; anderes könnte er nur erfaßt haben, nachdem es bereits in der Form von Bruchstücken irgendwie zur Ablagerung gekommen gewesen wäre. Hat sie aber der Cormor herbeigetragen, an dessen Bett man bald gelangt, so stammen sie geradezu aus jenen Hügelzügen, nach deren Ursprung wir eben fragen. Und der Tagliamento ist, seitdem diese existiren, ganz und gar verhindert gewesen, seinen Weg so weit östlich zu nehmen; überdies schiebt auch er seine Quellen nicht im entferntesten bis in die krystallinische Zone der Alpen zurück, so daß er selbst für eine frühere Zeit nicht in Betracht kommen kann. Die Regellosigkeit, mit der sich jene Blöcke in einigen Terrainanschnitten längs der Straße dem Lehme eingebettet zeigen, macht aber ihre fluviatile Herkunft überhaupt zweifelhaft.

Nicht lange, so sind wir am Cormor eingetroffen, dessen breites Bett ich selbst Anfang April hier unten wasserlos fand. Das grobsandige Geröll umfaßt auch wieder einzelne Blöcke von 1 cbm Inhalt und mehr, so daß man selbst bei einem

durchschnittlichen Gefälle von 7 m auf 1000 m, zwischen der Quelle und Udine, die Annahme eines Transportes derselben durch den angeschwollenen Fluß kaum zulassen möchte; sie sind vielmehr bei dem Ausgraben seines Bettes in der umliegenden Ebene von ihm nicht bewältigt worden und liegen geblieben.

Der doppelte Weg — eine gute Meile — bringt uns nunmehr entschieden an den Fuß der Hügelzone, in einer Seehöhe von etwa 125 m, während Udine 108 m hat. Auf kaum 3 km Entfernung steigt das Gelände in sanften Stufen bis zu 280 m hinan. Malerisch breiten sich reiche Dörfer an dem unteren Theile des Abhanges hin: Martignacco und Villalta und Fagagna, und weiter im Westen und Osten auf zurückgenommenen Bogenenden das höher gelegene San Daniele (248 m) und Tricesimo (225 m); die Sehne dieses Bogens mißt nicht weniger als 17 km, Martignacco liegt auf seiner Mitte, am weitesten nach Süden vorgeschoben. Aber das ist nur der erste Wall. Hinter dem Gipfelpunkte bei Moruzzo (nördlich von Martignacco) senkt sich das Terrain wieder, um jenseits eines breiten, sumpfigen und auch in den höheren Theilen nur berasten und nicht angebauten Beckens, aus welchem sich Nebenquellen des Cormor und des Corno entwickeln und die Eisenhütte Nuova Olanda ihr Sumpferz und ihren Torf bezieht, zum zweiten Male in der Linie Caporiacco-Colloredo anzusteigen, doch nicht zu der alten Höhe, nur wenig über 200 m. Eine dritte Linie erhebt sich, fast concentrisch mit den vorigen, nördlich von dem Hauptquellgebiet des Corno, und ein vierter, schmalerer Bogen drängt das Wasser der Ledra schon oberhalb Susans zum Tagliamento hinüber. Verbindende Rücken streichen namentlich von Tricesimo rückwärts gegen Buja, wo ein wenig höherer Kamm (333 m) abschließt. Die ebene Fläche von Osoppo (Osoppo = 185 m), von der Ledramündung bis Ospedaletto hinauf fast von gleicher Länge, wie die süd-nördliche Erstreckung unseres Hügelwerkes, rückt das Ganze beträchtlich ab vom Gebirgsthor des Tagliamento; aber die Gewässer des letzteren befinden sich noch bei der Fella-Mündung nur auf 260 m Höhe.

Das Material dieser Hügel entbehrt jeglicher Schichtung. In einem feinen, mergeligen Zwischenmittel drängen sich die Geschiebe abweichendster Größe ohne jede Spur einer vertikalen Gliederung; Pirona[1]) stieß mit Mortillet bei Villalta auf einen Dolomitblock von 50 cbm Inhalt. Schließen schon diese Thatsachen eine Ablagerung der fraglichen Massen durch das Wasser aus — durch das Wasser eines Flusses ebensowohl, wie durch ein brandiges Meer — und legen sie den Gedanken eines Transportes durch einen gewaltigen Eisstrom der Vorwelt nahe, so wird diese Vermuthung zur Gewißheit, wenn wir auch hier wieder dem Glimmerschiefer der centralen Alpenketten und rothem Porphyr neben den Kalken und Dolomiten der südlichen Zone begegnen, und wenn wir die feine Parallelstreifung der glatt gescheuerten Steine beachten, die sich hier häufig genug zeigt; als ich die Gegend in der Richtung Fagagna-Colloredo kreuzte, fand ich solche fast in jedem Abschnitt der Oberfläche. In fließendem Wasser verlieren sich wenigstens bei Kalkgeschieben diese Linien ungemein rasch, ganz zu geschweigen davon, daß sie sich daselbst etwa erzeugt haben könnten; nur das Hinschleifen im Gletschereis eingebackener Stücke auf rauhem Untergrunde vermag dergleichen hervorzubringen, und nur der ungestörte Verbleib der betreffenden Geschiebe an der Stelle, wo sie der Gletscher freigab, vermochte sie zu erhalten. Nur die große Vergletscherung in dem älteren Abschnitt der Quartärperiode war ferner im Stande, über die Joche[1]) der Karnischen Alpen hinweg auch Gesteinsbrocken der Rieser Ferner aus dem oberen Drauthale heranzuschaffen. Der Tagliamento-Gletscher jener Zeit muß und kann mit seinen Wurzeln so tief in die Alpen hineingereicht haben.

Die bogenförmigen Parallelbrücken vor dem Tagliamentothore sind also Moränen — Stirnmoränen eines gewaltigen Gletschers, der, nachdem er die Ebene betreten, sich ausbreiten, an Höhe einbüßen und alsbald unter Zurücklassung der transportirten Gebirgstrümmer zerfließen mußte. Auf dem Höhepunkte der Eiszeit muß das Ende dieses Eisstromes bei Moruzzo-Martignacco gelegen haben. Die rückwärtigen Wälle verrathen zugleich Pausen in der späteren Rückzugsbewegung, denn ein gleichförmiger Rückzug mußte auch eine gleichförmige Anhäufung des Moränenschuttes bis Buja im Norden, und vielleicht noch weiter, zur Folge gehabt haben. Was etwa der Gletscher in der Periode des Vorschreitens zunächst hier abgelagert hatte, das hat er in vorwärts drängender Bewegung natürlich immer wieder hinweggeschoben, bis die äußerste südliche Linie erreicht war. Aus eben diesem Grunde kann die größere Erhebung des vorderen Bogens nicht in dem Sinne gedeutet werden, als wäre das Verweilen der Eiszunge hier ein besonders langes gewesen. Dagegen würde die bedeutendere Höhe der Hügel von Buja eine solche Erklärung fordern — denn sie gehören dem innersten Kreise des Amphitheaters an —, wenn diese wirklich ganz und gar aus Gletscherschutt beständen. Doch sind nur ihre Abhänge von demselben bedeckt, ihr Kern und ihre höchste Linie wird von tertiären Mergelschiefern[2]) gebildet, die der Eisstrom schon vorfand und wahrscheinlich höher vorfand, als er sie nach seiner Bearbeitung des Untergrundes zurückließ.

In die zumeist lockere Masse dieser Schuttwälle sich einzugraben, haben die daselbst sich sammelnden Bäche keine Schwierigkeit gefunden. Insbesondere gilt dieses von dem aus dem nordöstlichen Theile sich entwickelnden Cormor. In tiefem schluchtartigen Bette rinnt er namentlich von Colloredo bis Pagnacco. Die Ortschaften und Weiler weichen ihm aus und flüchten sich malerisch an die Abhänge der Hügel oder krönen die Rücken. Die weiten Becken zwischen den letzteren sind dagegen keine Erosionserscheinungen. Das daselbst gern stagnirende Wasser hat ihren Boden durch Zusammenschwemmung der leichteren Bestandtheile von allen Seiten her eher erhöht.

Der Reichthum der Ebene westlich von Udine an Geschieben — an kalkigen und nichtkalkigen — läßt zwar die Deutung zu, daß sie in ihren oberen Lagen eine Bildung aus der Zeit des Gletscherrückzuges und aus der geologischen Gegenwart sei, entstanden auf Kosten der Moränen des Tagliamento-Gletschers, in den nächst tieferen Theilen aber dem unteren Glacialschotter der nördlichen Voralpen entspreche. Zieht man indeß die gelegentliche Größe der sich darbietenden Blöcke und die mangelhafte Schichtung der oberen Partien in Betracht, so wird man in den letzteren besser eine Ablagerung sehen, die dem Geschiebelehm und Geschiebemergel Norddeutschlands vergleichbar ist — also ein unmittelbares Gletschergebilde selbst. Auch Taramelli (Dei torreni morenici ed alluvionali del Friuli[3]), p. 10) legte der Zustand der Ebene bei Udine bis zu einer Meereshöhe von 50 m hinab diese Erklärung nahe. Die vereinzelten Hügel in der Breite von Campoformido sind aber nicht etwa verwaschene Moränen, sondern aus einem weichen Sandsteine der Tertiärzeit gebildet (z. B. die Tuffe von

[1]) Pirona, Sulle antiche morene del Friuli (Atti d. soc. it. di sc. nat. 1861, p. 548).

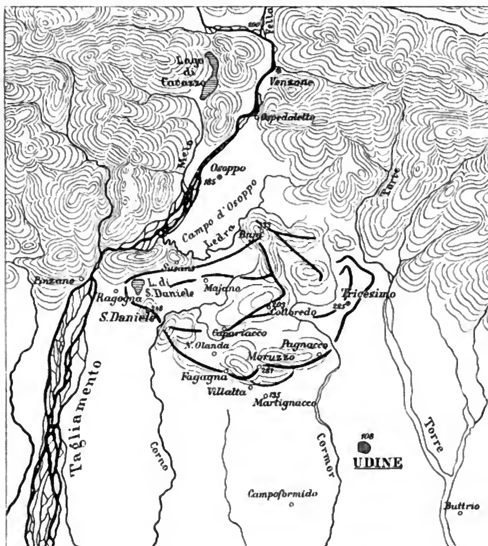
[1]) v. Mojsisovics, Die alten Gletscher der Südalpen. (Mitth. des Oesterr. Alpenvereins, 1863, S. 155.)

[2]) Pirona, S. a. m. d. Fr.

[3]) In Annali sc. del R. Ist. tecnico de Udine, 1874.

Pozzuolo). Wenn nun jener Geschiebelehm auch nur einer noch früheren, noch weiter nach Süden reichenden Gletscherausbreitung sein Dasein verdanken könnte, so haben sich doch auch anderwärts in Venezien für eine solche erste, intensivere Eiszeit Belege vorgefunden: erratische Blöcke[1]) bei Sacile, bei Montebelluna, bei Vicenza, bei Verona, und im östlichen Friaul Felsitporphyr auf den Hügeln von Buttrio sowie am Karst von Monfalcone (Tar. t. m., p. 7).

Nirgends in Venezien treten die alten Moränen in solcher Selbständigkeit in die Ebene vor, wie bei Udine. Aber wohl findet sich an der äußersten Westgrenze, von dem Mincio durchbrochen, eine Moränenlandschaft von fast vierfacher Ausdehnung. Um das Südende des Gardasees geschlungen, schließt sie sich bei Bardolino im Osten an die Vorhöhen des gewaltigen Monte Baldo (2219 m) und bei Salò an die nur wenig hinter jenem zurückbleibenden Kalkberge des Gegenufers. Wer von der kleinen Kreidescholle der Halbinsel Sermione Umschau hält, dem erscheinen die röthlich schimmernden Hügel wenig reizvoll im Vergleich zu der alpinen Szenerie, die ihm seeaufwärts großartig entgegentritt; aber einmal in sanftem Anstieg auf die innerste Reihe gelangt, wird er nicht ruhen, bis er die ganze Mannigfaltigkeit derselben bis zum äußersten Rande durchschritten. Von einem Walle wird er zum anderen gelockt, höher und höher steigen sie vor ihm an, bis er vom Rücken des letzten und höchsten auf die unabsehbare Ebene hinausblickt. So bei Lonato gegen Westen, so von der Rocca di Solferino (206 m über dem Meere, 137 m über dem Niveau des unteren Gardasees und 145 m über demjenigen des Mincio bei Vallegio) weit nach Süden. Von dem ersteren Standpunkte erschaut man noch in beträchtlicher Entfernung, dem Chiese nahe gerückt, einen lückenreichen Zug, von dem die Orte Calcinato und Montechiaro herüberblinken; er schwenkt über Carpenedolo nach Südost und verliert sich dann. Nach Paglia[1]) hat auch dieser Anfang eines fernsten Hügelkreises Moränencharakter. Was die übrigen Kämme betrifft, so hat ein einigermaßen geologisch geschultes Auge keine Mühe, ihre Zusammensetzung aus Gletscherschutt festzustellen. Auf der kurzen Strecke zwischen Desenzano und Lonato sind die Anschnitte zahlreich genug, die einen schichtungslosen Blockmergel enthüllen, der Kalke und Gneiße und Granite und Porphyre und brachiopodenreiche Sandsteine in buntem



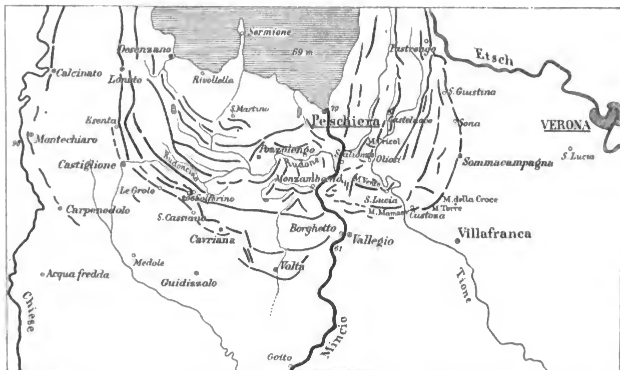
Sprigade.

[1]) Taramelli: Geologia delle prov. Vinete (Atti della R. Acc. dei Lincei, 1882, p. 509).

[1]) Paglia, Sulle colline di terreno erratico intorno alla estremità merid. del lago di Garda (Atti della soc. it. di sc. nat. 1861, p. 337).

Durcheinander beherbergt; auch Fetzen diluvialer Nagelfluh sieht man nördlich von Lonato durch eine neue Straßenanlage darin bloßgelegt. Am Seestrande bei Rivoltella stehen, von der Brandung übrig gelassen, eine lange Reihe meterhoher Blöcke, zumeist zwar Kalke, aber auch Granite der Cima d'Asta und Tonalite vom Adamello; in dem groben Kies, den die nahezu 300 m tiefen Gewässer des Sees natürlich nicht erst haben heranbefördern können, sammelt man ebendaselbst unter anderem auch den Basalt des Fassathales, den Paglia noch bis Cavriana im Süden antraf. Und die Umgebungen der Forts von Peschiera sind das reine Widerspiel der Gegend von Desenzano. Dabei sind diese Schuttwälle — an den äußersten ist die Erscheinung am schärfsten ausgeprägt — auf der konkaven Seite ungemein steil, wiewohl sie auch auf der konvexen sich nicht allzu langsam senken. Just so muß es sich verhalten, wenn sie die Stirnmoränen eines großen Gletschers sind, der von Norden her über den Gardasee ehedem vordrang; die zwerghaften Eisströme der Gegenwart und selbst die Firnflecke häufen in gleicher Form das Wenige auf, was sie von Gebirgsschutt mit sich führen. Weit vor dem Moränen-Amphitheater des Gardasees, in den Hügeln bei Mantua, hat schon Carioni [1]) ebenfalls Basalt- und Gneiß-Geschiebe angegeben, und Paglia wirft die Frage auf, ob es sich nicht vielleicht auch da um wirklichen Gletscherschutt handle. Dürfte man sie bejahen, so würden diese Hügel wiederum der schwache Abglanz einer ersten, weiter nach Süden reichenden Vergletscherung sein.

Ohne in die ebenen Theile Veneziens herabzureichen, breitet sich auch an den Hängen des Piave-Thales bis zu dem großen Knie des Flusses bei Feltre [2]) ungeschichtetes erratisches Material aus, dessen Höhenlage und Zusammensetzung übrigens einen theilweisen Ursprung desselben jenseits des Monte Croce (1632 m), in den Umgebungen des Toblacher Feldes (1200 m) verräth [3]). Auch der kurze Brenta-Gletscher hat Trümmerhalden und Blöcke bis über die



Sprigade.

italienische Grenze vorgeschoben, und bei Rivoli lagern die letzten Moränen des Eisstromes, der im Etschthale bis über die Veroneser Klause vordrang. Dazu kommt endlich eine selbständige Vergletscherung [1]) des Monte Cavallo und des Monte Premaggiore nebst seinen östlichen Fortsetzungen, also der höchsten Erhebungen (über 2000 m) der venezianischen Voralpen, die, beträchtlich unterhalb der heutigen Schneegrenze endigend, vordem das Quellgebiet der Livenza mit bedeutenden Massen erratischen Schuttes besetzt haben.

Natürlich wird man erst recht für diejenigen Thäler, welche nach der Gegend von Udine und nach dem Gardasee zusammenstrahlen, eine theilweise Erhaltung alter Gletscherablagerungen voraussetzen dürfen; namentlich von den Seitenmoränen wird man erwarten müssen, daß sie noch nicht gänzlich der Erosion verfallen sind. Und in der That haben sich reichliche Spuren derselben noch allenthalben auffinden lassen. An den Thalhängen und auf den Sätteln im Nordwesten von Riva [4]) zeigen sich noch in ziemlicher Nachbarschaft des Gardasees die Tonalitblöcke vom Adamello in einer Meereshöhe von 1100 m und mehr; das bedeutet eine Mächtigkeit von mehr als 500 m für das Gletschermeer, welches hier die Gipfel umwogte. Bei Trient lagern Findlinge aus den centralen tiroler Gebirgsmassen, allerdings hinter dem Monte Bondone gestaut, gar bis nahezu 1500 m Seehöhe und 1300 m über der heutigen Thalsohle. Der Etschgleischer hat hier und weiter südlich [5]) durch den Einschnitt Mori-Nagò die größere Masse seines Eises dem Gardabecken zugeführt. Wer von Mori hinüber

[1]) Tar., t. m.

[1]) Paglia, Sulle colline etc., p. 339, 341.

[2]) v. Mojsisovics, Die alten Gletscher der Südalpen. (Mitth. des Oesterr. Alpenvereins, 1863, S. 155.)

[3]) Tar., t. m.

[4]) v. Mojsisovics, Die alten Gletscher der Südalpen. (Mitth. des Oesterr. Alpenvereins, 1863, S. 155.)

[5]) v. Mojsisovics, a. a. O.

will, klettert vor Nagò über eine starke Endmoräne aus der Zeit des Gletscherrückzuges; auch die Lavini di Marco [1]), östlich von Mori, haben sich nach mancherlei Schwankungen als ein Glacialgebilde ergeben. Was den Tagliamentogletscher [2]) anlangt, so hat er noch in das bei Venzone mündende Seitenthal eine Moräne eingelagert, die bis 440 m über dem Felde von Osoppo ansteigt, und im oberen Gebiete war schon Stur bei Pignarosa (P. selbst hat 877 m Meereshöhe) 650 m über der Sohle des Hauptthals durch einen Findling von Tiroler Granit überrascht worden; Joche und Lehnen von annähernd gleicher relativer Höhe, haben auch die nördlichen Zuflüsse, insbesondere der Fella-Gletscher, nachweislich überwunden. Die Eismasse stand demgemäß in der Gegend der heutigen Tagliamentoquellen über den Sattel von Mauria (1300 m Meereshöhe) hinweg in Verbindung mit den gewaltigen Wurzeln des Piave-Gletschers und bezog wohl auf diesem Wege [3]) die Urgesteinsblöcke. Der Mächtigkeit entsprach die Breite: in der Länge von Socchieve, oberhalb der Einmündung des Canale di Gordo, des Degano-Thales, muß dieselbe nach der Vertheilung des erratischen Materials auf nicht weniger als 11 km angesetzt werden. In der Zeit des Gletscherrückzuges zeitigten die höher gelegenen Seitenthäler eigene Endmoränen; so die schöne Barriere des Resia-Thales bei San Giorgio [4]), so die Alpe Nevea, welche die Raccolana und die Schlitza nach entgegengesetzter Richtung entsendet.

Die Folgen einer so reichen Entwickelung von Moränen, die selbst in der Gegenwart noch nicht gänzlich aufgelöst erscheinen, ja in Gestalt ganzer Moränenlandschaften sich in die Ebene hinausgebaut zeigen, springen in zwiefacher Hinsicht in die Augen. Sie äußern sich nicht nur in der Vertheilung der Gewässer und der Sinkstoffe, sondern auch die historischen Geschicke des venezianischen Bodens sind vielfach an seine Moränen gebunden.

Das tiefe Becken des Gardasees — es soll 250 m unter das Meeresniveau hinabreichen — ist natürlich nicht einer Aufstauung des Sarca-Wassers durch die schönen Frontalmoränen des vereinigten Adamello-Etsch-Gletschers zuzuschreiben; auch sonst würde die Auffindung tertiärer Lagen im Liegenden des Gletscherschuttes und über dem Seespiegel zwischen Salò Desenzano, sowie die Beachtung der kretaceischen Klippe von Sermione und des Kalksteines im Untergrunde von Volta [5]) einer solchen Ansicht hinderlich sein. Aber als echte Moränenseen sind aufzufassen die Seen von Santa Croce und Aqua Morta bei Belluno, desgleichen der Laghetto di San Daniele (S. Skizze 1), der von Pignarosa im oberen Tagliamentogebiet und der Laghetto di Meluzzo unweit des Monte Premaggiore, nicht zu vergessen die drei kleinen Seen zwischen dem Mincio und Lonato (S. Skizze 2). Der Lago di Cavazzo seitlich des heutigen Tagliamentothores (Skizze 1) liegt, wie präglaciale Flußschotter seines Uferrandes beweisen, in einer älteren Durchgangspforte des Tagliamento, und seine Abdämmung im Norden und Süden ist durch jüngere Flußanschwemmungen und Wildbachabsätze erfolgt. Aber die Ebene von Osoppo stellt sich ihrerseits wieder als ein theils ausgefüllter, theils abgelaufener Moränensee dar. Vor der Existenz des Moränen-Amphitheaters von Udine hatte der Tagliamento nicht die geringste Veranlassung, den geraden Weg nach Süden zu meiden, seine alten verfestigten Schotter sind denn auch vom Cormor und Corno hie und da unter dem Gletscherschutt aufgedeckt worden („alluvione inframorenica" — Tar., t. m., p. 50). Erst als die Wälle von Moruzzo und von Caporiacco und von Majano sich vor ihm aufthürmten und seine Wasser sich hinter denselben zu einem See anspannten, mußte er sich zu dem Ausweg zwischen Ragogna und Pinzano bequemen, bis die Durchschneidung der dortigen Tertiärschichten ihn in den Stand setzte, sein Wasser wieder ohne Aufenthalt der Ebene zuzuführen. Was er und die anderen Flüsse Veneziens durch Zerstörung der Moränen — namentlich in dem gebirgigen Theil des Landes — in der zu Ende gehenden Eiszeit und in der gegenwärtigen geologischen Periode an gröberem und feinerem Material auf der Ebene ausgebreitet haben, mag man daraus ersehen, daß in dem mittleren Venezien die Bedeckung der diluvialen Nagelfluh (altquartären, präglacialen Flußschotters) an manchen Punkten bis über 100 m anschwillt [1]).

Die historische Bedeutung der Gletscher-Hinterlassenschaften beschränkt sich auf die eigentliche Moränenlandschaft. Hier aber liegt sie klar zu Tage und kann kaum übertrieben werden. Diese Rücken, einer hinter dem anderen, mit ein wenig zurückgenommenen Flügeln, dabei von mäßiger Höhe und meist des Baumwuchses entbehrend, gewähren dem Heerführer die vorzüglichsten Vertheidigungsstellungen. Kommt dazu — wie bei dem Amphitheater des Gardasees — eine verhältnißmäßig große Annäherung an einen nicht leicht zu überschreitenden Strom — den Po — eine Erschwerung aller Bewegungen in dem Zwischengebäude durch den Querlauf des Mincio, die Leichtigkeit eigener Frontveränderung, und endlich eine gewaltige Rückendeckung durch die breite Fläche des Sees selbst und die alpine Eingrenzung seines nördlichen Endes, so ist es begreiflich, wenn in allen größeren Kämpfen der Neuzeit, die sich nördlich vom Po in westöstlicher Richtung abgespielt haben, das Streben, dieses „Mincio-Terrain" mit seinen schwer anzugreifenden und doch den Gegner zum Angriff nöthigenden Stellungen zu gewinnen, nicht zu verkennen ist. Die Oesterreicher, nach der Schlacht bei Magenta bis über den Chiese zurückgewichen, hatten schon die westlichen Linien von Montechiaro und von Lonato aufgegeben, als sie, im Begriff sie wieder zu besetzen und den Gegner dort zu erwarten, unvermuthet auf die Franzosen und deren Verbündete trafen, welche in entgegengesetzter Richtung sich dieser Burg zu bemächtigen suchten. So ward der heiße Tag von Medole, Solferino und San Martino, an welchem die Vertheidigungskraft der Höhen sich erst erschöpfte, als die Franzosen in der Ebene siegreich, sich auch von Süden her gegen die Hügel wandten (24. Juni 1859). Napoleon III. nahm alsbald die Stellung Castelnovo-Oliosi ein, mit der Front gegen Verona, die schon 1848 die Piemontesen und 1796 General Bonaparte zum sicheren Ausgangspunkt ihrer Operationen ausersehen hatten. Jene verloren sie erst, als der in Verona lauernde, minder mächtige Radetzky ihre Hauptmacht gegen Mantua weggelockt hatte; sie wiederzuerobern, gelang ihnen weder bei Custoza noch bei Volta zwei Tage später. Auch Bonaparte sah sich durch die mannigfaltigen Bewegungen österreichischer Heere genöthigt, seine geringeren Streitkräfte zeitweilig nach anderen Punkten zu wenden; aber sein Genie und die Fehler seiner Gegner gestatten ihm immer wieder, zu dieser ausgesucht günstigen Stellung zurückzukehren; bei Castiglione wußte er das auf den westlichen Moränenwällen aufgestellte Ostkorps Wurmser's, das ihm gefolgt war, zu vertreiben, und

[1]) Suda. Die Lav. di M. (Zeitschr. d. Deutsch. u. Oesterr. Alpenvereins, 1886, S. 95).

[2]) Tar., t. m.

[3]) v. Mojsisovics, a. a. O.

[4]) Zur Zeit des Gletschermaximums waren die nördlichen Thalwände von dem Fella-Gletscher überwältigt gewesen. Auch ich fand bei Stolvizza, oberhalb San Giorgio, ungerollte Chloritschieferfragmente, die nur weit nördlich zu Hause sind.

[5]) Tar., G. d. pr. v., p. 513, Anm. 2.

[1]) Tar., t. m., p. 47; Tar., G. d. pr. v., p. 539.

Alvinzi's rechten Flügel jagte er in dem ersten Monat des Folgejahres, von Norden zurückgekommen, an der Veroneser Klause auseinander. Zuletzt im Jahre 1866 trafen sich Italiener und Oesterreicher in nordsüdlichem Anprall wiederum auf den Höhen des linken Mincioufers. Vom Monte Cricol zum Monte Vento und zum Rücken von Santa Lucia gedrängt, vom Monte della Croce auf den Monte Torre und nach Custoza zurückgeworfen, gaben die Italiener schließlich auch diese Punkte auf und wichen über den Mincio und in die Ebene.

Eine hohe Säule erzählt von den Erfolgen dieses Tages, wie der Rundthurm San Martino's und das schöne Beinhaus Solferino's von den Opfern der Kämpfe, welche dort tobten. Aber wenn sie längst zerfielen, werden die Berge noch stehen, die eine graue Vorzeit hier schuf, und neue Geschlechter werden sie mit neuem Blute tränken.

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

XIV.

(Mit sieben Abbildungen.)

Das letzte Stück des außertropischen Südamerika, das wir an dieser Stelle auf seine wirthschaftlichen und kulturellen Kräfte prüfen wollen, ist Südbrasilien. Es heißt bezüglich desselben „last, but not least“, denn mit gutem Grunde beschäftigt dieses Land die deutsche Kolonial- und Auswandererpolitik seit einer längeren Reihe von Jahren in einem noch höheren Grade wie die anderen Länder, die wir in unseren Skizzen zu schildern versucht haben.

Indem wir uns Rio Grande do Sul, der südlichsten unter den Provinzen Brasiliens, vom Laplata her nähern — es steht uns dazu eine Dampfer-Linie Montevideo-Porto-Alegre zur Verfügung — gewahren wir sogleich, daß dieselbe ebenso wie die Laplata-Länder, und selbst noch mehr wie diese, an einer sehr schweren Zugänglichkeit von der Seeseite laborirt. Darin liegt natürlich eine große kulturgeographische Schwäche, und es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß die Entwickelung der Provinz durch dieselbe ganz wesentlich mit hintenangehalten worden ist.

So klein und flachgehend der Dampfer auch ist, der einen an die Küste von Rio Grande do Sul trägt, so steht demselben doch nur eine einzige Pforte offen — der sogenannte Rio Grande, von dem die Provinz ihren Namen erhalten hat. Es ist eine niedere von einem seichten Meere begleitete Marschen- und Dünenküste, mit der wir es bis zur Grenze von Santa Catharina zu thun haben, und vor der einen breiten Oeffnung, die sie besitzt, lagert eine Sand-Barre, die für die Regel nicht viel mehr als zwei Meter Wasser über sich hat, und die unter der Wucht der sturmgepeitschten Wogen und der veränderlichen Küstenströmungen obendrein noch vielfachem Lagenwechsel unterworfen ist [1]. Man könnte die Küste eine „eiserne“ nennen, ganz wie die westjütländische. Im Gegensatze zu der uruguayschen und argentinischen Küste, die in Senkung begriffen zu sein scheint, trägt die rio-grander Küste alle Charaktermerkmale einer Hebungsküste bezw. einer Küste mit negativer Strandverschiebung. Außer den Dünen ziehen sich auch die Küstenflüsse und die Lagunenreihen streng parallel mit der Richtung der Küste dahin, und es kann kaum ein Zweifel darüber herrschen, daß der Ozean sich ihr entlang immer weiter zurückgezogen hat, sowie daß er vielleicht im Begriffe ist, dies noch fernerweit zu thun.

Hinter dem „Rio Grande“ breitet sich ein weites, mit Brakwasser gefülltes Haff, das unser Kurisches Haff an Ausdehnung noch weit überragt, das aber ringsum von ganz ähnlichem jungen und niederen Schwemmlande — nach der Seeseite namentlich auch mit einer sandigen Nehrung — umgeben ist, und das zugleich auch ganz ähnliche geringe Tiefenverhältnisse aufzuweisen hat. Es ist die Lagoa dos Patos. Ihre gemessene Maximaltiefe beträgt nur zwölf Meter [1], und dieselbe ist sichtlich in noch weiterer Abnahme. Durch den „Pampero“, der auch hier noch seine bodenumgestaltende Kraft geltend macht, werden jahraus jahrein neue Staubmassen in das Wasser hineingewirbelt [2], und außerdem schütten auch mehrere große Ströme — namentlich der Camacuam und der Jacuhy nebst dem Rio de Sinos — zur Zeit ihrer Hochwasser gewaltige Schlammmassen hinein [3]. Auch in ihr liegen zahlreiche Bänke, die nicht mehr als einen Meter Wasser haben, und die Schiffahrt hat infolgedessen in ihr mit mancherlei Gefahren zu kämpfen. Forderte das Wasser, welches der Jacuhy, der Sinos, der Camacuam und der Gonçalo herbeiführen, nicht seinen Abfluß zum Meere, und hielte es sich nicht diesen Abfluß bei Rio Grande offen, so würde die Barre wohl längst bis über den Meeresspiegel emporgewachsen sein, und die Lagoa dos Patos würde als ein ebenso vollkommen geschlossener Strandsee erscheinen, wie die Lagoa Mirim, die weiter südwärts gelegen ist, und die durch den Rio Gonçalo mit ihr in Verbindung steht. Kleinere, mehr oder minder vollkommen geschlossene Lagunen besetzen die rio-grander Küste noch in großer Zahl, und dieselben zeigen sämmtlich, was der Lagoa dos Patos noch bevorstehen könnte, wenn der angegebene Proceß noch weiter fortschreitet.

Daß dem schwierigen Zugange zum Trotz mehrere stattliche Hafenplätze an der Lagoa dos Patos emporgeblüht sind, die sich namentlich seit Mitte der siebziger Jahre eines hohen Aufschwunges erfreuen, ist sicherlich kein schlechtes Zeugniß für die Hilfsquellen des Landes, das dahinter gelegen ist. Die Stadt Rio Grande, die an der ersten großen Bucht

[1] Die mit dichtem Nebel verbundenen Stürme aus West und Südwest (Pamperos, port. Pampeiros) sind am häufigsten in den Wintermonaten (Juli bis September), und auf der Barre entsteht zur Zeit heftiger Stürme eine förmliche Brandung; die Barre wird wild, wie der Sprachgebrauch sagt (barra brava).

[1] Vergl. H. v. Ihering's Aufsatz in den Geogr. Mittheilungen 1887, S. 289 ff.

[2] Vergl. J. v. Tschudi, Reisen durch Südamerika, Bd. 4, S. 2.

[3] Vergl. die Karte zu Ihering's Aufsatz (G. M. 1887, Tafel 2, 15 f.).



Eisenbahnbau bei Porto-Alegre.



Araucarienwald.

hinter der Barre liegt, zählt heute gegen 30000 Einwohner; Pelotas, etwas weiter nördlich, an der Mündung des Rio Gonçalo, gegen 35000; und Porto Alegre, in dem nördlichsten Winkel der Lagoa dos Patos und an der Vereinigung des Rio Jacuhy mit dem Rio Cahy, dem Rio de Sinos und dem Rio Gravatahy sogar ungefähr 50000. Und alle drei Städte erfreuen sich einer beträchtlichen Schiffahrtsbewegung [1]) und eines starken Handelsumsatzes, wie sie denn auch ihren Wohlstand in zahlreichen schönen Bauten bekunden — Porto Alegre insbesondere in seinen Kirchen, in seinem Theater (Theatro S. Petro), in seinem Arsenal, in seiner Markthalle, seinem Gefängniß &c. Es wohnt ihnen auch ein bedeutender Unternehmungsgeist und starker Glaube an eine noch viel glänzendere Zukunft inne — Dank vor allen Dingen dem deutschen Bevölkerungselemente, daß sie in ihren Mauern umschließen —, und das giebt sich kaum durch irgend etwas deutlicher zu erkennen, als durch die Hafen-Ameliorationen, die man bereits in ihrer Nähe vorgenommen hat, oder die man in der nächsten Zeit vorzunehmen beschlossen hat. Wie Buenos-Ayres, so sehen sich auch Porto Alegre, Pelotas und Rio Grande nach einem „Eads" um, der ihnen die lästige Barre vor der Lagoa dos Patos durchsticht, und der den Zugang in dieselbe auf acht Meter vertieft, so daß transozeanische Riesendampfer leicht und sicher in sie hinein gelangen können; und um dieses Ziel zu erreichen, wollen sie sich im Verein mit der kaiserlichen Regierung zu Rio Janeiro nicht scheuen, dem Neptun viele Millionen von Milreis als Opfer darzubringen [1]).



Die Iguassu-Fälle.

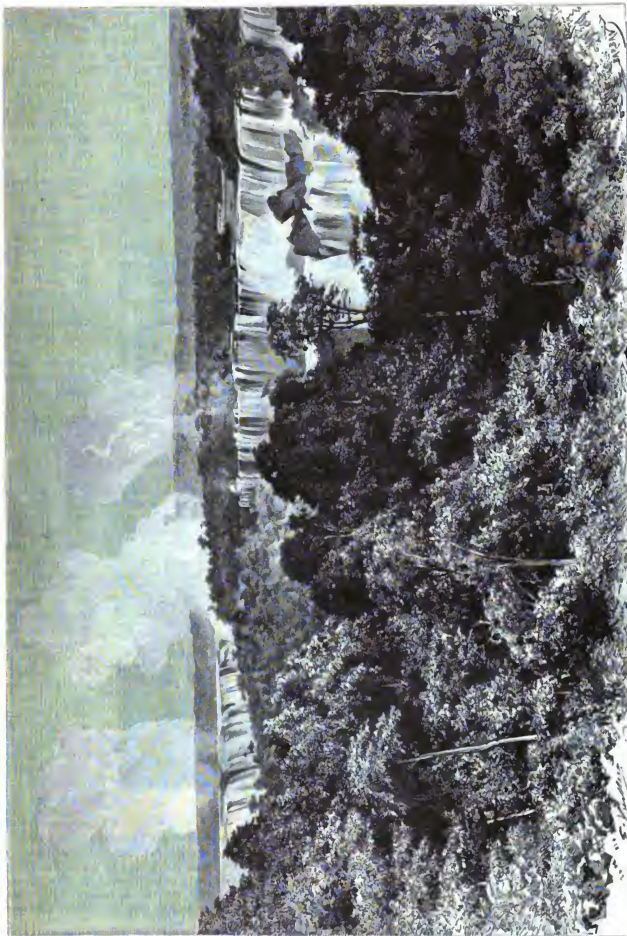
Ein anderes Projekt (das Projekt des Dr. Sichel), das darauf ausging, die der Lagune vorgelagerte Nehrung bei Mostardas zu durchstechen, scheint aufgegeben worden zu sein; und ebenso auch das Projekt, einen Kanal von Porto-Alegre durch die Strandlagunen nach Domingos dos Torres, wo sich ein recht guter Kunsthafen zwischen ein paar Basalthügeln schaffen lassen würde, anzulegen.

In den Provinzen Santa Catharina und Parana, die ebenfalls noch dem außertropischen Brasilien zuzurechnen sind, bessert sich die Beschaffenheit der Küste allmählich, und es finden sich daselbst eine Reihe von Buchten, die dem transozeanischen Schiffahrtsverkehre ganz gute Ankerplätze gewähren. Dagegen erschwert hier ein höher aufsteigendes Küstengebirge — die Serra Geral und die Serra do Mar — an den meisten Orten die Kommunikation mit dem Binnenlande, und außerdem bietet hier auch das Küstengebiet bereits verschiedene Anklänge an die Tropen. Beispielsweise hat sich daselbst an mehreren Punkten gelegentlich das Gelbe Fieber gezeigt. Zu höherer Bedeutung als Hafenplätze haben es hier eigentlich nur Desterro (auf der Küsteninsel von Santa Catharina), São Francisco und Paranagua gebracht, an die Häfen der Lagoa dos Patos reicht aber zuvörderst noch keiner hinan.

Begeben wir uns von einem der genannten Küstenplätze

[1]) Rio Grande im Jahre 1886 bis 1887 insgesammt 325000 Tonnen.

[1]) S. das betreffende Konkurrenz-Ausschreiben im „Export" 1888, S. 441 f.



Allgemeine Uebersicht der Iguassu-Fälle.

in das Binnenland, so finden wir uns hinter einer schmalen, vielfach aus sandigem und sumpfigem Boden gebildeten Küstenniederung bald an dem Fuße eines steil aufsteigenden Gebirgswalles, der aus altem krystallinischem Gestein sowie aus Porphyr, Trapp und Basalt besteht, und durch den eigentlich nur die größeren Ströme — der Camacuam, der Jacuhy, der Tamaguary und der Itajahy — etwas bequemere Passagen hindurch genagt haben, während er im übrigen nur von einem Labyrinthe von engen Schluchten durchsetzt ist. Es ist dies die bereits erwähnte Serra do Mar, bezw. die Serra Geral. In der Mitte von Rio Grande do Sul streicht der Hauptgebirgszug ziemlich genau westlich binnenwärts, so daß die Provinz durch ihn in zwei gleiche Hälften getheilt wird und nur eine niedrigere Abzweigung — die Serra do Herval — hält sich parallel der Küste. In Santa Catharina und Parana dagegen streicht der Hauptzug binnenwärts gegen Nordwest, die Küsten-Serra ist aber hier beinahe ebenso mächtig entwickelt. Angesichts des Hauptzuges könnte man also füglich von einem großen südbrasilischen Gebirgsbogen reden, der seine konvexe Seite nach dem Meere zu kehrt, und der seinen Einfluß auf den Verlauf der südbrasilischen Küste deutlich genug äußert. Die Gegend von Laguna (südlich von Desterro) würde den Scheitelpunkt dieses Bogens bezeichnen und die drei südbrasilischen Provinzen erhalten dadurch in orographischer Beziehung eine gewisse Einheitlichkeit und Selbständigkeit.



São Leopoldo bei Hochwasser.

Was wir allenthalben in Südbrasilien erreichen, sobald wir das Küstengebirge überstiegen haben, ist ein Compositum von welligen Hochebenen, von denen die Gebirge im Grunde genommen nichts bilden als die erhabenen Ränder. Diese Ebenen liegen im allgemeinen 300 bis 1000 m über dem Meeresspiegel[1]), und die Sandsteine und Kalksteine, welche sie zusammensetzen, scheinen vorherrschend paläozoischen oder triassischen Alters zu sein. Bei San Jeronymo, am Südufer des Jacuhy, enthalten ihre Schichten ausgedehnte Flötze von echten Steinkohlen. An der Oberfläche steht das feste Gestein aber selten zu Tage, sondern an den meisten Orten ist es von einer mächtigen Lage bodenständigen Verwitterungsbodens („Eluvium") oder aus den Gebirgen herabgeschwemmter Schuttmassen überlagert. Die beiden verbreitetsten Bodenarten sind der durch verweste Pflanzensubstanzen schwarzgefärbte „Camp-Boden", der für die Regel gleich dem Pampas-Löß nur eine Gras- und Krautvegetation trägt, und ein gelber Lehm, der meist von Wald und Gestrüpp bestanden ist. Wir sind geneigt, in diesem Umstande einen weiteren Beweis dafür zu erblicken, daß die Steppennatur in Südamerika in erster Linie geologische Ursachen hat.

Während die Hänge und Schluchten der Serras dort, wo sie nicht von Menschen besiedelt und angebaut worden sind, durch eine artenreiche Urwaldvegetation — Lorbeer- und Myrthengewächse, Palmen, Lianen ꝛc. — ausgezeichnet sind, so haben auf den Plateaus sowohl die Grassteppen (campos) als auch die Gestrüppflächen (catingas) und die Araucarienwälder (pinheiros) etwas außerordentlich Einförmiges (S. Abbildung 1). Etwas wechselvoller sind die Plateauwälder dort, wo der Maté-Strauch (Ilex paraguayensis) die Hauptrolle in ihnen spielt. — Wo die Kultur platzgegriffen hat, da hat namentlich der Lehmboden ohne weiteres eine große Fruchtbarkeit an den Tag gelegt, während der Camp-Boden dazu an den meisten Orten eine besondere Zubereitung zu bedürfen scheint. Ob der letztere zum Theil als äolische Bildung aufzufassen ist, wie der argentinische und uruguaysche Löß, ist zunächst nicht gut zu entscheiden.



Kolonistenwohnung in Germania.

Das Klima ist in Südbrasilien sowohl auf den Hoch-

[1]) Die Jacuhy-Quellen (nach Beschoren) 478 m, Passo Fundo in Rio Grande do Sul 629 m, Curitiba in Parana 1065 m.

ebenen als auch in dem Küstenlande ein ganz anderes als in Argentinien. Vor allen Dingen zeichnet es sich durch eine viel größere Niederschlagsmenge aus [1]), und dies spricht sich eben bereits in der Bodengestalt und Bodenart deutlich genug aus. Uebrigens fallen die Regen mit demselben Ungestüm wie anderweit in dem außertropischen Südamerika, und dem Kolonisten, welcher seine Felder an Gehängen anlegt, schwemmen sie bisweilen mehr als diesem lieb sein kann, von seinem Ackerboden weg. Zugleich schwellen sie auch die Bäche und Ströme urplötzlich zu gewaltiger Höhe, und die Thalböden sind dadurch häufigen Ueberfluthungen ausgesetzt, womit der Ansiedler natürlich ebenfalls zu rechnen hat (S. Abbildung 5). Was die Temperaturen angeht, so fehlt es im Sommer nicht an schwüler Hitze, in der Regel bricht aber bald einmal ein Pampeiro herein, der Kühlung mit sich bringt, und so hohe Wärmegrade wie in dem nordamerikanischen Illinois oder Ohio sind in Rio Grande do Sul und Santa Catharina noch niemals verzeichnet worden, obgleich diese Länder um 10 bis 20 Grade näher beim Aequator gelegen sind als jene. Die Plateau-Landschaften sind natürlich kühler als das Küstentiefland, und im Winter sind dort starke Fröste und Schnee keineswegs unbekannte Erscheinungen. Hinsichtlich der Gesundheit der Einwanderer muß das Klima auf Grund der gemachten Erfahrungen, die sich sowohl über bedeutende Menschenmassen als auch über lange Zeiträume erstrecken, als sehr günstig bezeichnet werden. Nur enge Gebirgsthäler erzeugen ein Siechthum, das als „mal do terra" bekannt ist, und im allgemeinen hatten auch Nordeuropäer niemals große Schwierigkeit, sich zu akklimatisiren. Bei den 200000 Deutschen, die sich in Südbrasilien niedergelassen haben, überwiegt die jährliche Geburtenziffer die jährliche Sterblichkeitsziffer an manchen Orten drei- bis viermal.

Bezüglich des Verkehrs liegen die Verhältnisse auch im Binnenlande nicht sehr günstig. Die natürlichen Verkehrsstraßen des Landes — die Ströme — haben schon in ihrem



Hauptstraße in Germania.

Unterlaufe die beiden Schattenseiten eines starken Gefälles und eines stark wechselnden Wasserstandes. In dem Plateaulande — dem weitaus größeren Theile Südbrasiliens — stürzen sie von den höheren Stufen zu den niedrigeren regelmäßig in Gestalt eines Wasserfalles hinab. So der gewaltige Parana, der den Hauptabzugskanal Südbrasiliens bildet, in dem berühmten „Sette Quedas" (dem Salto von Guaira), so sein Nebenfluß Iguassu in seinen 50 m hohen prachtvollen Fällen (S. Abbildungen 3 und 4), so der Uruguay in dem Mucuanão-Falle und zahllosen kleineren Katarakten, so der Jacuhy in den Fällen oberhalb Cachoeira, so der Rio de Cadea in dem Altenhofener Wasserfalle 2c. Die Ströme bereichern die südbrasilische Landschaft dadurch ohne Zweifel um einen hohen Reiz, andererseits berauben sie aber dadurch auch ausgedehnte Strecken des Landes jeder natürlichen Kommunikation. In jedem Falle sind sie ja immer nur stückweise schiffbar, und ein Punkt, wie Porto Alegre, in dem fünf leidlich gute Schiffahrtsstraßen zusammenstrahlen, steht völlig vereinzelt da [1]). Auch der Straßen- und Eisenbahnbau stieß auf mannigfaltige Schwierigkeiten in dem Terrain. Es sind gewaltige Steigungen zu überwinden, es sind große Viadukte und Brücken zu bauen (S. Abbildung 1), und selbst den festesten Bauwerken droht von den wolkenbruchartigen Regengüssen und von den Hochwassern der Ströme des öfteren Zerstörung. Kein Wunder, daß das gesammte Verkehrsstraßennetz Südbrasiliens bis auf den heutigen Tag gar viel zu wünschen übrig gelassen hat. Von Porto Alegre aus, in der Gegend von Joinville, bei Curitiba u. s. w. ist aber immerhin bereits sehr Anerkennenswerthes geschehen — Dank immer wieder zum großen Theile deutschem Unternehmungsgeiste, der in Südbrasilien so eifrig am Werke ist.

[1]) Joinville hat 228 cm Regen, also nahezu dreimal so viel wie Buenos Ayres. Vergl. J. Hann, Klimatologie, S. 672.

[1]) Vergl. P. Langhans, Die Binnenschiffahrt in Rio Grande do Sul („Deutsche Rundschau f. Geographie u. Statistik" 1886, S. 529 ff.).

Bedenkt man die angegebenen natürlichen Schwierigkeiten, mit denen die wirthschaftliche und kulturelle Entwickelung Südbrasiliens zu kämpfen gehabt hat, und zu denen sich leider noch andere in den historischen Verhältnissen begründete gesellen — von denen wir noch zu reden haben werden —, so wird man den deutschen Pionieren, die daselbst ohne irgend welchen Rückhalt bei der Regierung ihres Mutterlandes kolonisatorisch thätig waren, seine Anerkennung nicht versagen. Die alten deutschen Kolonien von Rio Grande do Sul, die schon in den zwanziger Jahren begründet worden sind — wie San Leopoldo (S. Abbild. 5) — verkündigen schon durch ihr Aeußeres ihre hohe Prosperität, und junge deutsche Kolonien, wie Neu-Petropolis, Santa Cruz, Germania (S. Abbildungen 6 und 7), Passo Fundo, São Lourenço &c. bezeugen sie wenigstens, wenn man das Innere ihrer bescheidenen, aber schmucken Häuser betritt. Welchen vortheilhaften Kontrast bieten dieselben zu den armseligen Palmiten-Hütten der Brasilianer portugiesischer Abstammung! Die Blüthe der Kolonie Blumenau, die die Großthat eines einzigen energischen Deutschen ist, ist zu bekannt, als daß wir nöthig hätten, darüber an dieser Stelle noch viel zu sagen; und ebenso auch die Prosperität der deutschen Kolonie von Dona Franzisca. Auch in Curitiba hält das Deutschthum seine Fahne hoch.

Es bleibt uns angesichts dieser Pflanzstätten deutschen Geistes und deutscher Kultur im fremden Lande eigentlich nur noch der fromme Wunsch übrig, daß man daheim auch in den maßgebenden Kreisen endlich mit etwas mehr Aufmerksamkeit auf sie hinblicken möge.

Deutsch-Witu-Land.

Von Lieutenant A. R. Schmidt.

(Schluß.)

Da ich mit den Rivalen der Galla, den Somali — von den Suaheli „Warangili“ genannt — zwar häufig gelegentlich ihrer Durchzüge durch das Witu-Land sowie gelegentlich ihres großen 1887 unternommenen Raubzuges zusammengekommen bin und mehrfach mit ihnen verkehrt habe, aber doch während meines Aufenthaltes in Ostafrika keine Gelegenheit hatte, in ihrem eigenen Lande zu reisen, so unterlasse ich es, eine ethnographische Skizze derselben zu geben und beschränke mich darauf, von ihren Besuchen im Witu-Lande — freundlichen (d. h. geschäftlichen) und feindlichen — zu berichten. Das Urtheil, welches ich auf Grund der sich besonders auf die Ermordung des Barons v. d. Decken und seiner Gefährten in und oberhalb Bardera und des Dr. Jühlke in Kismayu beziehenden Gespräche habe, ist: daß ich gestehen muß, daß wir bei Erschließung des Somali-Landes — einer Aufgabe, die zwar gegenwärtig vernünftiger Weise, da wir nicht Alles auf einmal anfassen können, ohne unsere Kräfte und Mittel zu sehr zu zersplittern, außer Acht gelassen ist, aber hoffentlich bald wieder aufgenommen werden kann — wegen des ungeheuren mohammedanischen Fanatismus der Somali, wegen ihrer Habsucht und ihrer angeborenen Mordlust große Schwierigkeiten und Gefahren zu überwinden haben werden. Ich meine aber auch, daß, wenn wir mit den nöthigen Mitteln und vor allen Dingen mit der nöthigen Macht auftreten, und zwar rücksichtslos — denn mit Bescheidenheit und Milde werden wir im Somali-Lande nichts erreichen können — auftreten, daß wir dann auch Eindruck machen werden; denn ich kann in die allgemeine Beurtheilung der Somali als eines muthigen Stammes durchaus nicht einstimmen, indem ich sie ganz ähnlich wie die Bararetta beurtheile, nur daß sie wie diese durch das Unglück erst klein gemacht werden müssen. Wenn wir also die Mittel zum energischen Vorgehen im Somali-Lande haben werden, dann werden wir nicht nur in der Lage sein, eine edle Sühne für die Mordthaten der Somali an unseren Landsleuten zu erhalten und ein moralisches Uebergewicht über die Somali zu gewinnen, denn ein solches haben wir bis jetzt noch nicht — wie könnten sonst die Somali offen zu uns Europäern sagen, daß niemand von uns nach Bardera käme, dem es nicht ebenso wie v. d. Decken erginge —, sondern dann wird uns auch außerdem in dem Somali-Lande ein in seinem Inneren fruchtbares und reiche Schätze bergendes, den Landwirth und den Kaufmann zur Kolonisirung einladendes Gebiet offen stehen, an dessen Kultivirung wir allerdings auch erst dann gehen sollten, wenn wir faktisch über die erheblichen Mittel, das Unternehmen wirklich durchzuführen, verfügen werden. Sollte nicht aber vielleicht vorher schon eine wissenschaftliche, wohl auszurüstende Forschungs-Expedition ins Innere des Somali-Landes, besonders den Juba hinauf, über Bardera hinaus, um den Ursprung des Flusses festzustellen, in Erwägung zu ziehen sein? Es wäre dies gewiß eine Aufgabe, die den größten Forschungsreisen ebenbürtig anzureihen und der Opfer werth wäre.

Ich hatte — abgesehen von der kurzen Zeit meines Aufenthalts in Aden — Gelegenheit, mit Somali zusammenzukommen in Lamu, besonders aber im Witu-Lande selbst, vornehmlich in Kau, wo häufig Somali durchkamen und sich mehrere Tage aufhielten, um daselbst ihr mitgetriebenes, von ihren Stammesgenossen meist zuvor den Galla, oder auch anderen Somali-Stämmen abgenommenes Vieh zu verkaufen. Bei diesen Gelegenheiten besuchten sie mich dann auch häufig in meiner Hütte in Kau, und sprach ich dann dort mit ihnen, wobei es bisweilen zwischen ihnen und meinen Leuten zu unangenehmen Zänkereien kam, so daß ich mich das eine oder andere mal genöthigt sah, einzelne Somali — um solche handelte es sich damals nur — wenn sie zu dreist wurden, gründlich zu rektificiren und aus meinem Hause zu verweisen. Im großen und ganzen war es mir indeß sehr interessant, die Leute einigermaßen kennen zu lernen. Eine Verständigung war meistens möglich, da viele dieser umherziehenden Somali Kisuaheli sprachen. Sodann kam ich wieder bei Gelegenheit des großen Somali-Einfalles im vorigen Jahre mit ihnen zusammen. Ich befand mich gerade vorübergehend in Kau, als am 31. Januar 1887 die Somali in der Stärke von über 3000 Mann, vornehmlich aus den Worsengele und Migadeen (welche, nebenbei bemerkt, einige Monate zuvor an der Ermordung Jühlke's in Kismayu betheiligt waren) in aller Frühe an verschiedenen Stellen des Galla- und Witu-Landes Ueberfälle machten, und zwar

die überfallenden Abtheilungen genau nach erfolgter Verabredung. Die Galla wichen überall zurück, nachdem alle, die nicht rasch genug hatten entkommen können, gleichviel ob Greise, Männer, Frauen oder Kinder, von den Somali theils hingemordet, theils grauenhaft verstümmelt und verwundet waren. Die vom Osi, wo der eine, und die von Tituweida, bezw. von dem westlich von Witu gelegenen Schambas, wo ein zweiter Ueberfall ausgeführt wurde, Entkommenen flüchteten sich nach Kau bezw. Witu, unter den Schutz der arabischen Besatzung und des Sultans Achmed. Die erstere, unter ihrem „akida", verhielt sich neutral, gestattete jedoch nicht, wie die Somali gehofft, diesen den Durchzug durch die Stadt. In gewisser Weise hatten die Araber nämlich bisher den Somali Vorschub geleistet, indem sie den früher so übermüthigen und gewaltthätigen Galla eine herbe Demüthigung wohl gönnten; doch war den habsüchtigen und mordlustigen Somali, wenn sie einmal da waren, ebensowenig zu trauen. Der Sultan von Witu andererseits schickte den bei Witu stehenden Somali, welche ihm selbst und seinen Suaheli einen großen Theil ihrer im nahen Tituweida untergebrachten Heerden geraubt hatten, eine größere Abtheilung entgegen, der es auch gelang, nach einem Kampfe mit geringen beiderseitigen Verlusten, wenigstens einen Theil des gestohlenen Gutes wiederzugewinnen.

Ich selbst kam am 1. Februar wieder nach Witu und hatte von dort aus Veranlassung, an der Spitze von 100 meist mit Gewehren bewaffneten Suaheli und Galla, von welchen letzteren einige — wenn auch nur ganz wenige — zum Widerstand zu bewegen waren, ins Bararetta-Land, wo die Somali standen, zu ziehen. Es waren nämlich beunruhigende Gerüchte über Herrn Gustav Denhardt, der vor den Einfällen noch nach Ngao am Tana gezogen war, um dort die Flagge des Sultans Achmed (bestehend aus zwei gekreuzten rothen weißgeränderten Dreiecken auf rothem Untergrund mit einem circa 6 cm breiten weißen Rande an der Fahnenstange) zu hissen. Deshalb entsandte Sultan Achmed, der, selbst deutscher Schützling, einem jeden Deutschen den ihm zukommenden Schutz in seinen Ländern gewährt, in großer Besorgniß und Unruhe um Denhardt's willen, jene 100 Mann, die mit mir zogen, an den Tana. Auf dem Hinmarsch, der zu jener heißesten Zeit in 16 Stunden ohne irgend welche Pause erfolgte, hatte ich gleich zuerst Gelegenheit, das eben vorher verlassene Galla-Dorf Tituweida zu betrachten. Die Häuser, die Räume im Dorfe und der Weg waren angefüllt mit Todten, die hingemordet und schrecklich verstümmelt waren — bei der Beschäftigung in den Häusern, auf der Flucht nach Witu, und gleichviel ob Männer, Frauen, Greise oder Kinder. Da die Leichen nicht beerdigt worden waren, indem einerseits eine strenge Sitte jenen Völkern verbietet, die im Kampfe oder auf gewaltsame Weise Gefallenen zu bestatten, und andererseits auch die Galla von Tituweida sich nicht mehr an die Stätte zurückwagten, so verbreiteten sie — die, wie man sah, theils schon den Hyänen zum Fraße gedient hatten — einen verpestenden Geruch. Es boten sich uns fernerhin noch während des ganzen Weges im Galla-Lande solche ekelhafte Bilder dar, wenn auch nicht in dem Umfange wie in Tituweida. Theilweise trafen wir auch noch auf Galla, die schwer verwundet und dem Tode nahe waren, die sich aber trotzdem nicht weiter von uns transportiren lassen wollten, da sie ihre Feinde, die vereint am Tana — unserem Ziele — stehen sollten, zu sehr fürchteten. In sehr vorgerückter Nachtstunde kamen wir nach den Strapazen der letzten 16 Stunden und nach Ueberschreitung des Mto cukuu (des alten Tana), der sich dicht oberhalb Ngao in den Tana ergießt, oberhalb dieses Ortes an, wo wir dann auf das rechte Ufer übergesetzt wurden und hörten, daß Denhardt bereits stromabwärts gefahren und in Kau angelangt sei; die Somali sollten weiter tanaabwärts stehen.

Ich wollte den nächsten Tag den Rückweg zu Wasser einschlagen, indem ich durch Canoes bis Kau gelangen wollte, was aber meinen Suaheli, welchen die weiter unten am Tana gemeldeten Somali doch sichtlichen Respekt einflößten, nicht eben zu passen schien. Doch zeigten sie sich willig, als sie sahen, daß mir gerade damals eine Fußwunde das Marschiren sehr erschwerte, und daß ich auch der Messungen und Zeichnungen halber den Theil des Tana bei Ngao, den ich damals noch nicht kannte, zu besuchen wünschte; außerdem war ja auch die Möglichkeit vorhanden, daß die Somali ihren Standpunkt wieder gewechselt hatten. Am ersten Tage ging die Fahrt bei der verlassenen, und bald darauf von den Somali vollständig niedergebrannten und ausgeplünderten englischen Missionsstation Galbanti sowie an verschiedenen Galla- und Pokomoorten vorbei bis Komonesa herunter, wo wir Obdach in einer Pokomohütte fanden. Außer durch Ausweisung der beiden schon erwähnten freien Methodisten-Missionäre erlangte Galbanti eine traurige Bekanntheit durch die im Frühjahr desselben Jahres erfolgte Ermordung eines englischen Missionärs und seiner Frau durch Massai, die hiermit einen Racheakt begingen.

Am nächsten Morgen setzten wir die Fahrt fort bis Tjarra, wo sich der Beledsoni — der den Tana und Osi verbindende Kanal — abzweigt; wegen der Enge und des niedrigen Wasserstandes des Kanals mußten wir hier aus den Canoes aussteigen und einen Fußmarsch von einer halben Stunde nach dem Osi machen, bis wohin die Wapokomo, die Besitzer der Canoes, dieselben bringen sollten. Schon vorher sahen wir an den Ufern des Tana ganze Galla-Karawanen, die Eltern mit den Kindern auf dem Arm, eiligst fliehen, was auf die Nähe der Somali hinwies. Bald darauf trafen wir auch selbst auf Somali, und zwar zunächst auf einen Trupp von mehreren Hundert Mann, die uns den Fußweg, welchen wir benutzten, versperrten. Ich ließ sofort den Suaheli Pulver und Blei austheilen, ermahnte sie kurz, kaltblütig zu schießen, und hieß sie zum Angriff in langer Linie in aufgelöster Ordnung vorgehen, indem ich erklärte, auf 100 Schritt die nach arabischer bezw. Suaheli-Kampfesart mitgebrachten Fähnchen aufstecken zu lassen, als Zeichen, daß von dieser Linie aus erst geschossen werden dürfe. Indeß kam es zur Eröffnung des Feuers gar nicht, denn die Somali zogen es vor, ehe wir auf 100 Schritt heran waren, Fersengeld zu geben. So schienen wir unsern Weg unbehindert fortsetzen zu können, doch bald darauf gewahrten wir zur Seite in mehreren Trupps dicht bei einander die ganze Streitmacht der Somali, über 3000 an der Zahl. Ich hielt es, obgleich der Weg uns vorläufig noch frei stand, doch für dringend geboten, die in der Flanke befindlichen, nunmehr in eine lange Linie zusammenschließenden Somali anzugreifen, da das ebene Terrain für uns, die wir mit Feuergewehren versehen waren, zunächst günstiger war, während wir sicher zu erwarten hatten, bei Fortsetzung des Marsches im hügligen und bewachsenen Terrain im Rücken gefaßt zu werden; dann hätten uns aber unsere Gewehre gar nichts genützt. Ich setzte dies, so gut es in der Eile ging, meinen anfangs wenig zum Angriff geneigten Leuten auseinander, so daß auch diese einwilligten. Darauf ließ ich anrücken und, wie befohlen, erst in einer Entfernung von 100 Schritt das Feuer eröffnen. Die Somali hielten nur einen Augenblick Stand und flohen dann sogleich, nachdem wir eine verhältnißmäßig geringe Anzahl getödtet und verwundet hatten, da von seiten der Suaheli unerhört schlecht geschossen wurde; die Somali hatten sechs Todte und mehrere Verwundete, wir einen Verwundeten, dem ein geworfener Speer tief in

den Unterleib eingedrungen war. Ich verband den Mann und übergab ihn dann der Pflege eines arabischen Medizinmannes in Kau; er genas auch wieder und stellte sich mir später mit gut geheilter Narbe vor. Wir erbeuteten einige Waffen und mehrere Stück Vieh in der Nähe des Schlachtfeldes. Jedenfalls beweist auch dieses Rencontre mit den Somali, daß diesen jede Spur von wirklicher Tapferkeit abgeht. Sie waren uns ja numerisch so bedeutend überlegen, während wir ihnen doch nur im ersten Moment hätten durch den Gebrauch der theilweise noch sehr primitiven und ungeschickt gehandhabten Feuerwaffen überlegen sein brauchen. Ich selbst hatte allerdings 10 Mausergewehre (Jägerbüchsen) unter die Leute vertheilt.

Darauf traten wir, da unsere Wapokomo unter Preisgabe ihrer Canoes davon gelaufen waren, den Weg nach Kau zu Fuß an, und gelangten von dort aus nach Witu, wo Denhardt bereits seit einigen Tagen war. Später fanden noch sehr erbitterte Gefechte zwischen Somali und Borani-Galla statt, die diesmal leider zu Ungunsten der letzteren ausfielen. Ich unterlasse es, bei dieser Gelegenheit über die Verhältnisse des Tana und des Osi sowie des den Tana und Osi verbindenden Belesoni mich zu äußern, indem diese Flüsse — der Tana wenigstens bis Massa — ebenso wie das Volk der Wapokomo durch die Tana-Expedition des Dr. Fischer und der Brüder Denhardt vollständig erforscht sind. Auch hat jetzt noch der um die Erschließung jener Länder besonders verdiente Herr Gustav Denhardt werthvolles Material gesammelt.

Neuerdings wird, nachdem die Suaheli und Galla ein reichliches Jahr vor den Somali Ruhe hatten, wieder von einem Einfall der letzteren — allerdings nicht in so großem Maßstabe — berichtet, wobei die Heerden der Suaheli und Galla wieder dezimirt worden sind, der schwerste Schaden aber den deutschen, unter den Wapokomo in Ngao jetzt etwa seit einem Jahre thätigen Missionären zugefügt worden ist. Letztere retteten nach totaler Verwüstung ihrer Station und ihrer Anlagen mit knapper Noth das nackte Leben und entkamen nach Galbanti zum englischen Missionär Düring, von wo aus sie nach Witu gelangten. Dieses Unglück der deutschen Missionäre bedauere ich ganz besonders, da sich entschieden dem Vorgehen gerade jener sowohl gottesfürchtigen als auch einigermaßen welterfahrenen Missionäre bei dem der Vormundschaft so bedürftigen Pokomo-Stamme, der nach den schweren Verlusten durch die Somali im Frühjahr 1887 aus eigenem Antriebe jene Missionäre in sein Land zu kommen bat, günstige Aussichten boten. Mit Bezug auf die vielen Gefahren, die sich der Kulturentwickelung vom Somali-Lande aus entgegenstellen, möchte ich daher wünschen, daß möglichst bald ernstliche Maßregeln ergriffen werden könnten, die jenes Räubervolk wenigstens von den Gegenden, wo deutsche Interessen gepflegt werden, fernzuhalten und den Wüstensöhnen etwas mehr Achtung vor uns Ungläubigen beizubringen geeignet wären. Eine unmittelbare die Kolonisation im Witu-Lande stark beeinträchtigende Gefahr erblicke ich zwar in den Somali-Einfällen nicht, wohl aber sehe ich darin eine Gefahr für die Ausdehnung der deutschen Herrschaft nach dem Inneren, an die wir hoffentlich doch in nicht zu langer Zeit denken können — eine Gefahr, die sich aber jedenfalls durch Aufwendung der nöthigen Machtmittel beseitigen läßt.

Kürzere Mittheilungen.

Der Fleischkonsum in Santiago.

Aus einer kleinen Arbeit des Doktor Adolfo Murillo über den Fleischverbrauch in Santiago ergaben sich folgende Thatsachen. Im Jahre 1885 sind im öffentlichen Schlachthause geschlachtet worden:

Ochsen (bueyes)	14 868
Novillos [1]	33 449
Kühe	21 404
Kälber	1 360
Schafe	39 431
Lämmer und Hammel	77 465
Schweine	25 039
Zusammen	213 016

Das Gewicht dieser Thiere betrug 34 463 799 kg, und die Einnahme, welche die Municipalität aus dem Schlachthause zog, betrug 155 087 Pesos. Berechnet man die Bevölkerung Santiagos zu 200 000 Seelen, so kommt auf jeden Kopf ein jährlicher Fleischkonsum von 172,3 kg frischen Fleisches. Allein der wirkliche Fleischkonsum ist weit bedeutender. Aus der Umgegend der Stadt werden nämlich eine Menge Hammel und Schweine hereingebracht für den Privatverbrauch der in der Stadt lebenden Eigenthümer oder als Geschenke. In sehr großer Menge wird ferner Charqui — das an der Luft getrocknete Fleisch der Rinder — verbraucht, und endlich ist auch der Konsum von Federvieh, Hühnern, Truthühnern, Enten (Gänse werden wenig gegessen, sind auch nicht gut), Tauben, Rebhühnern, sowie von Eiern und Fischen in Rechnung zu ziehen, so daß Dr. Murillo den Fleischverbrauch im Jahre für den Kopf auf 300 kg anschlägt. Nur ein einziges Volk hat einen stärkeren Fleischkonsum — die Argentiner. In Paris kommen auf den Kopf jährlich 84 kg, in Bordeaux 81, in Lyon 73, in Marseille 69, in Rouen 63, in Toulouse 58, in Lille 53, in Nantes 50, in London 139, in München 83, in Wien 70, in Berlin 69, in Madrid 47.

Dieser große Fleischverbrauch erklärt es auch, weshalb jährlich eine bedeutende Menge lebender Rinder aus Argentinien in Chile eingeführt werden, ungeachtet die Anzahl derselben im Lande so bedeutend ist.

Auf der anderen Seite dürfen wir nicht vergessen, daß das Landvolk in den mittleren Provinzen, sowie die Bergleute in den nördlichen nur sehr selten Fleisch essen. Den ersteren ersetzt der tägliche Genuß der Vicebohnen (Phaseolen) — der „porrotos“ — das Fleisch, die letzteren leben außer von „porrotos“ noch großentheils von getrockneten Feigen sowie von Nüssen und Zucker, und besitzen dabei herkulische Kräfte, was der Theorie widerspricht, die da behauptet, nur Fleisch — namentlich Beefsteak und Eier — gebe Kraft.

Prof. Dr. R. A. Philippi.

[1] Novillos sind die jung kastrirten Thiere, die nur zum Schlachten dienen sollen, bueyes die später verschnittenen, die als Arbeitsochsen verwendet werden.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die große arktische Doppelinsel Nowaja Semlja hat sich ein russischer Gelehrter, Herr K. Rossilof, zum Gegenstande sehr eingehender, Studien und Forschungen ausersehen. Derselbe hat über ein Jahr — vom Sommer 1887 bis in den August 1888 — dort zugebracht und ist mit reichen Sammlungen botanischer, zoologischer, mineralogischer Art zunächst nach Archangelsk zurückgekehrt, um sich jedoch sehr bald zu einer neuen Jahrescampagne nach dem Insellande zurückzubegeben und so der Erforschung desselben im ganzen fünf Jahre zu widmen. Gleich das erste Forschungsjahr hat einen auch in praktischer Beziehung bedeutsamen Ertrag geliefert. Herr Rossilof hat ein Eisen-, ein Kupfer-, vier Steinkohlenlager, ein Lager von Mineugold und ein Schwefellager entdeckt. Davon bieten das Eisen-, das Kupfer- und zwei der Steinkohlenlager die Bedingungen eines guten Abbaues. Eine Menge interessanter Beobachtungen über das Leben der arktischen Thiere — namentlich der Vögel —, viele darauf bezügliche Mittheilungen der Samojeden, 13 Monate meteorologischer Aufzeichnungen, Terrainaufnahmen über etwa 2500 Quadratkilometer Landes, Beobachtungen über die Eisverhältnisse an der Ost- und Westküste, eine über 125 km sich erstreckende Küstenaufnahme gehören ferner zu den Ergebnissen dieses Jahres. Bei letzterer Gelegenheit wurden drei neue Inseln entdeckt, von denen die eine (etwa 30 km lang und 5 km breit) den Namen: Possiet-Insel erhielt. Während des Winters und Frühjahrs unternahm der kühne Forscher Exkursionen in das Karische Meer, die er in den nächsten Jahren unter Tiefenmessungen bis an den Jenissei fortzusetzen gedenkt. Im nächsten Winter beabsichtigt er sein Standquartier am Ostende des Matotschkin Schar aufzuschlagen, dort eine zweite meteorologische Station zu errichten, und von hier aus die Küsten und das Innere der nördlichen Insel aufzunehmen. Möge dem wackeren Manne, dessen Name für Nowaja Semlja epochemachend zu werden verspricht, das Glück zur Seite stehen! F. M.

Asien.

— Nach den neuesten Nachrichten aus China haben sich die von uns geäußerten Befürchtungen bezüglich der Regulirung des Hoangho im vollsten Umfange als begründet erwiesen. Alle Bauten, die seit September vorigen Jahres zur Stopfung des bekannten Dammbruches und zur Rückstauung des Stromes in sein früheres Bett unternommen worden sind, sind von der diesjährigen Sommer-Hochfluth in wenigen Stunden wieder hinweggefegt worden, und die Lage der Dinge ist auf diese Weise wieder genau dieselbe wie im vorigen Herbste (Vergl. Globus, Bd. 53, S. 129, 224, 383; und Bd. 54, S. 126).

— Das Juliheft des „Bolletino" der Italienischen Geographischen Gesellschaft enthält einen ausführlichen Bericht über die Reisen Leonardo Feas in Tenasserim, insbesondere über seinen Besuch in den Höhlen bei Mulmein, über seine Besteigung des Mount Mulei und über die Bergstämme der Ayain-Karenen. Der Reisende brachte auch eine sehr bedeutende zoologische Sammlung aus Indien mit, die dem naturhistorischen Museum zu Genua einverleibt worden ist.

— Die letzten Hefte der „Tijdschrift van het Nederlandsch Aardrijkskundig Genootschap" (1887) enthalten aus der Feder J. B. Neumann's eine ausführliche Charakteristik über das Bata-Land und seine Bewohner, auf die wir namentlich diejenigen Leser aufmerksam machen möchten, welche lebhafteres Interesse an den Ködding'schen Aufsätzen im vorigen Bande des „Globus" genommen haben.

— Der russische Geolog Makerow ist gegenwärtig damit beschäftigt, das Gebiet der linken Amur-Nebenflüsse zu untersuchen, das noch wenig bekannte Goldlager enthalten soll.

— In einer der letzten Sitzungen der Akademie der Wissenschaften zu Amsterdam sprach Professor Martin über einen Fund, welcher Rückschlüsse auf die Formation der in geologischer Hinsicht noch wenig bekannten Insel Ceram gestattet. Man findet in dieser Hinsicht nur eine beiläufige Mittheilung, worin gesagt wird, daß der südliche Theil der paläozoischen Periode angehört. Professor Martin ist nun in den Besitz eines von genannter Insel herrührenden Knochenbruchstückes gekommen, eines 46 cm langen, noch mit Zähnen besetzten Stückes von einem Kiefer, welcher, wie er vermuthete, von einem Reptil herrührte. Diese Vermuthung gewann an Sicherheit, als durch einen Zufall (Bruch des Knochens) sich ergab, daß die Zähne sich in einer durchlaufenden Kehlung befanden, wie dies bei dem Ichthyosaurus der Fall ist, so daß Professor Martin der Ansicht ist, daß das Bruchstück von einem solchen herrührt. Der Ichthyosaurus, welcher in Europa der mesozoischen Periode angehört, kommt auch in Britisch-Indien, in Australien und in Neuseeland vor, doch nicht in solcher Größe, wie die auf Ceram gefundenen Reste anzudeuten scheinen. Die Vermuthung liegt also nahe, daß mesozoische Formationen — vielleicht auch Kreide — auf Ceram angetroffen werden.

— Die Berichte der Residenten aus den britischen Schutz-Staaten auf der Halbinsel Malakka sprechen sich über die Fortschritte, welche die wirthschaftliche Entwickelung daselbst gemacht hat, sehr günstig aus. Der Abbau der Zinnseifen von Perak und Selangore liefert stetig wachsende Erträge, und ebenso sind in Perak abbauwürdige Gänge von Blei- und Silbererzen in Angriff genommen worden. Außerdem befinden sich auch die neuangelegten Plantagen von arabischem Kaffee, sowie von Zucker, Thee, Reis rc. in einem blühenden Zustande. Die Unternehmer sind sowohl im Minenbetriebe als auch im Plantagenbau vorwiegend Chinesen, die Arbeiter indische und chinesische Kulis, jedoch bereitet die Arbeiterfrage gewisse Schwierigkeiten.

Afrika.

— In der Schwedischen Geographischen und Anthropologischen Gesellschaft erstattete kürzlich H. von Schwerin Bericht über seine Reise in dem Kongogebiete und in Westafrika. Der Reisende ging zu Schiff den Kongo aufwärts bis Stanley-Falls, drang eine größere Strecke auf dem Kasai vor, und erforschte dann das Becken des Inkissi. Nach der Kongo-Mündung zurückgekehrt, stattete er ferner dem Lande der Muschirongi, welches auf der Südseite des Stromes liegt und bisher noch niemals von einem Europäer betreten worden war, einen Besuch ab; und ebenso endlich dem Lande der Kakongo und Cabinda, im Norden

vom Kongo. Die Temperatur im Kongo-Lande fand v. Schwerin zwar nicht zu hoch (selten über 35° C.), aber durch ihr ununterbrochenes Anhalten für Europäer sehr entnervend.

— „Le Mouvement Géographique" (1888, p. 75) äußert sich über die Resultate der Cambier'schen Kongoeisenbahn-Aufnahme folgendermaßen: Die dreizehn Monate, welche Cambier am Kongo zugebracht hat, sind außerordentlich arbeitsreiche gewesen, aber die Resultate, welche durch die Ingenieur-Brigade erzielt worden sind, übertreffen alle Hoffnungen. Die Frage der Ausführbarkeit der Schienenstraße ist in der zufriedenstellendsten Weise gelöst worden. Es wird kein besonders hervorragendes Werk der Technik dazu nöthig sein, und die Kosten des Baues werden nur gewöhnliche sein. In Begleitung der Herren Charmanne und Vautier ist Hauptmann Cambier auf einem südlicheren Wege, als ihn die Karawanen für gewöhnlich nehmen, gegen Leopoldville vorgedrungen, und er hat daselbst ein fruchtbares und dicht bevölkertes Land entdeckt, von dessen Bewohnern er fast jederzeit freundlich, und öfters mit ungewöhnlich lärmender Herzlichkeit aufgenommen wurde. Das Terrain bot daselbst keinerlei Schwierigkeiten. Während Hauptmann Cambier diese Recognoscirung anstellte, haben die in Matadi zurückgebliebenen Ingenieure sich in zwei Abtheilungen getheilt, und eine Variante der Linie Matadi-Mpozo untersucht. Dieselbe umgeht in sehr glücklicher Weise das Bergmassiv von Matadi und den Mpozo-Uebergang nahe der Mündung dieses Stromes, so daß dadurch der gefürchtete große Kunstbau vermieden wird. Mit der Fortführung der Aufnahme bis Leopoldville, deren Beendigung man im November oder Dezember d. J. erwartet, ist Hector Charmanne mit einem Stabe von acht Ingenieuren betraut worden. Dr. Bourguignon ist der Expedition als Arzt beigegeben, und der Gesundheitszustand ihres Personals ist ein sehr befriedigender.

Südamerika.

— Nachdem H. Coudreau in Begleitung von mehreren Roucouyenne-Indianern von seiner elfmonatlichen Reise im Tumac-Humac-Gebirge nach Cayenne zurückgekehrt ist, gedenkt derselbe von da aus noch eine längere Exkursion in das Gebiet der Flüsse Approuague und Oyapock zu unternehmen.

Allgemeines.

— Der diesjährige Deutsche Anthropologen-Kongreß, der am 6. bis 8. August in Bonn getagt hat, hat in seinen Versammlungen ein reiches Programm zur Erledigung gebracht. Unter anderem sprach Dr. Rauff über die geologische Entwickelung des Rheinthales und die daselbst gemachten prähistorischen Funde; Professor Virchow über seine anthropologischen Forschungen in Aegypten; Professor Waldeyer über das Rückenmark des Gorilla im Vergleiche zu demjenigen des Menschen; Dr. Mies über Schädel-Indices; Dr. Emil Schmidt über die Vererbung erworbener Körpermerkmale; J. Evans über altbritische Münzen; und K. Könen über die Nothwendigkeit eines Vergleiches der rheinischen Kulturreste mit den ethnographischen Angaben der altrömischen Schriftsteller.

— Der kanadische Finanzmann Owen Jones betreibt mit viel Aussicht auf Erfolg die Herstellung eines transoceanischen Kabels, das die britisch-columbianische Insel Vancouver über Hawaï, Fanning und Fidschi hinweg mit Neu-Seeland und Australien verbinden soll, und das eine Gesammtlänge von 11 000 km erhalten würde.

Bücherschau.

— G. vom Rath, Pennsylvanien. Heidelberg 1888. Karl Winter. — Wir halten dieses kleine Buch für eine der besten und reifsten Früchte, die der kürzlich verstorbene Professor Vom Rath von seinen zahlreichen Weltwanderungen heimgebracht hat. Der amerikanische Quäkerstaat wird darin sowohl von dem Standpunkte des Historikers als auch von dem Standpunkte des geologischen Geographen und des Wirthschaftsgeographen in sehr ansprechender Weise charakterisirt, und in den Anmerkungen sowie in einem angehängten Auszuge aus seinem Tagebuche führt uns der Verfasser zugleich auch in die Werkstätte seines geistigen Schaffens ein. Die Fülle des in dem Werkchen niedergelegten Beobachtungs- und Gedankenmaterials ist eine sehr große.

— Dr. Leopold von Schroeder, Die Hochzeitsgebräuche der Esten und einiger anderer Finnisch-ugrischer Völkerschaften in Vergleichung mit denen der indogermanischen Völker. Berlin, Asher 1888. 8°. 265 S. — Die ethnographische Stellung der Esten und der ihnen zunächst verwandten finnisch-ugrischen Stämme ist schon seit Jahren Gegenstand eines erbitterten wissenschaftlichen Kampfes. Nachdem man diese Stämme lange fast unbestritten zur mongolischen Rasse gerechnet, sind in der neueren Zeit Anderson, Köppen u. A. mit linguistischen Beweisen dafür hervorgetreten, daß sie nahe Anverwandte der Indogermanen, ja möglicherweise sogar deren Stammväter seien. Schroeder vertritt die Ansicht, daß eine solche Verwandtschaft durchaus nicht erwiesen sei, und erklärt die unleugbaren und sehr bedeutenden Aehnlichkeiten in den Sitten sowie die zahlreichen gemeinsamen Worte dadurch, daß die finnisch-ugrischen Stämme schon in prähistorischer Zeit, als sie noch ein ungetrenntes Ganzes bildeten, mit Indogermanen — vermuthlich mit einem Zweig des Gotenvolkes — in inniger Berührung standen, bezw. von einem solchen beherrscht wurden. Von diesem Standpunkte aus vergleicht er nun die mit unendlichem Fleiße gesammelten Hochzeitsgebräuche dieser Stämme mit denen der Indogermanen. Die Uebereinstimmung ist eine so große und namentlich bei den Esten eine so vollständige, daß diese geradezu wie ein Brudervolk der Germanen erscheinen. Wohl finden sich einzelne Gebräuche auch bei anderen Stämmen — selbst in anderen Erdtheilen — wieder, weil sie eben, wie Raub oder Kauf der Frau, Verwendung eines Freiwerbers u. dergl. allgemein menschlicher Art sind und sich überall entwickeln können, wo Menschen leben; aber eine so vollständige Uebereinstimmung, wie bei Indogermanen und Esten, kann nur die Folge einer ganz intimen, entweder genealogischen oder historischen Beziehung sein. Die genealogische Beziehung scheint dem Verfasser angesichts des total verschiedenen grammatikalischen Baues der beiden Sprachen sehr unwahrscheinlich; die von Anderson und Köppen hervorgehobenen gemeinsamen Worte hält er für uralte Lehnworte, welche die Esten mit merkwürdiger Treue in der Urform bewahrt haben. Es bleibt somit nur die historische Beziehung übrig, wie wir sie vorher angedeutet haben. Wir hätten damit einen neuen Beweis für die Ansiedelung germanischer Völker in der russischen Ebene schon in prähistorischer Zeit. Ko.

Redakteur: Dr. R. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIV. № 13.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Die Landwirthschaft in China.

Von Dr. Joseph Grunzel.

2. Die gegenwärtige Organisation.

Die merkwürdige Originalität, welche das chinesische Volk durch konsequentes Fernhalten aller fremden Kultur-Einflüsse und durch freie Entfaltung seiner Volkskraft und Eigenart sich durch Jahrtausende hindurch bewahrt hat, spiegelt sich auch in der heutigen Agrarverfassung wider und weist zugleich auf die Geschichte als einzige Quelle hin, welche die letztere zu erklären im Stande ist. Bei dieser Vergleichung der historischen Entwickelungsphasen mit dem gegenwärtigen Zustande der Landwirthschaft löst sich für jeden unbefangenen Beobachter das noch heute so viel verkannte fundamentale Naturgesetz der Menschheit ab, daß sich ein Volk nur dann eine ersprießliche und entwickelungsfähige Kultur schaffen kann, wenn es seine durch die natürliche Umgebung bedingte Originalität zum Gerüste nimmt, um das sich alles andere Beiwerk emporranken kann. Darin liegt das Geheimniß der chinesischen Kultur, darin liegt auch die Erklärung für die merkwürdige Thatsache, wie dieses größte historisch bekannt gewordene Staatswesen trotz tausendjähriger Wandlungen stabil bleiben konnte, wie China, trotzdem auch mongolische und mantschurische Dynastien am Throne saßen, doch immer China blieb, indem jeder Bürger bei der geringsten Leistung dem Staate gegenüber das größte Maß individueller Freiheit und Wohlfahrt genießen konnte. Deshalb wurde die chinesische Kultur von den Fremden als ein „versteinerte" angesehen; aber China ist kein erratischer Block, sondern ein mächtiger Baum: die Blätter fallen ab und neue setzen sich an, der Stamm verändert sich kaum, wächst aber doch und wird stark. Auch die heutigen agrarischen Verhältnisse zeigen, wie eng sich das konservative mit dem fortschrittlichen Element paaren kann. In scheinbarem Widerspruch ist das Grundeigenthum in China ein kollektives und zugleich ein individuelles, die Wahrheit aber ist, daß das Grundeigenthum (tien-ti) dem Staate als dem Repräsentanten der Gesammtheit des Volkes angehört, während nur das Nutznießungsrecht (tien-mien) frei veräußert und erworben werden kann [1]). Auf dieses Verhältniß lassen sich auch die Kontroll-Maßregeln der Regierung zurückführen, welche dieser sogar einen Eingriff in das Eigenthumsrecht gestatten, und welche noch besprochen werden. Die thatsächliche Oberaufsicht ermöglichte aber auch der Regierung, der Landwirthschaft die solideste Grundlage zu geben, welche man sich denken kann, indem nämlich die gegenwärtige Organisation die Bildung eines Großgrundbesitzes unmöglich macht. Jeder Familie gehört ein unveräußerliches und unverletzliches Erbgut, welches in früheren Zeiten etwa 30 Hektar, heute aber nur $^3/_4$ Hektar beträgt, immerhin aber dadurch, daß es von den 335 Millionen Hektar des Reiches etwa 70 bis 75 Mill. in den Händen dessen unbeweglich macht, der es einmal erworben, die Anhäufung von Grundstücken zu einem großen Komplex verhindert. Im übrigen herrscht das System der freien Parzellirung, welches im Vereine mit dem Mangel an Kommunikationen und Kapital dazu beiträgt, daß die mittlere Größe der chinesischen Landgüter 600 bis 1000 Mou ($3^1/_2$ bis 6 Hektar) in ebenen, und 2000 bis 3000 Mou (12 bis 18 Hektar) in hügeligen Gegenden selten übersteigt, ja es giebt sogar Besitzungen von nur 100 bis 200 Mou. Sehr

[1]) G. E. Simon, La cité chinoise (Paris 1885), p. 30, 32.

selten — höchstens drei bis vier in jeder Provinz — finden sich Landgüter von 5000 bis 8000 Mou (300 bis 500 Hektar); diese größeren Domänen werden zumeist pachtweise ausgebeutet [1]). Trotz des hohen Alters der agrarischen Einrichtungen und trotz der verhältnißmäßig großen Bevölkerungsdichte [2]) ist aber bei weitem noch nicht alles kultivirbare Land der Kultur erschlossen; Hedde und Bridgman berechnen den kultivirten Theil der auf 335 Mill. Hektar geschätzten Oberfläche des eigentlichen China auf $^7/_8$ [3]), also auf ungefähr 294 Mill. Hektar, doch dürfte die von Williams angegebene Zahl von circa 265 Mill. Hektar der Wirklichkeit am nächsten kommen. Das Verhältniß der Bevölkerung zum Kulturlande würde sich nach dieser Rechnung auf 7,3 Hektar herausstellen — wie es sich in Holland vorfindet und nur von England und Belgien übertroffen wird, wo 8,1 Hektar auf den Kopf kommen [4]).

Eine ganz besondere Art von Gütern stellen die Kronländereien dar, welche ein Gesammtgebiet von etwa $3^1/_2$ Millionen Hektar umfassen und in drei Gruppen zerfallen: 1) die Apanagen, 2) die Militärländereien und 3) die eigentlichen Kronländereien. Die Apanagen werden von den Ländereien gebildet, welche dem Kaiser und den Mitgliedern des kaiserlichen Hauses angehören, und auf diesen Ländereien wurde ein ganz besonderer Bauernstand großgezogen. Die Militärländereien wurden bei der Eroberung Chinas durch die gegenwärtig regierende Tsing-Dynastie den acht Heereskorps (den „acht Bannern") in der nächsten Umgebung der Hauptstadt zugewiesen, und werden deshalb den Kronländereien beigezählt, weil sie von der Krone vertheilt worden sind und gleich den Apanagen der direkten Krongerichtsbarkeit unterliegen; im übrigen können sie jedoch wie Privateigenthum auf die Kinder, Enkel, Wittwen, Brüder u. s. w. übergehen, falls dieselben nicht bereits über ein eigenes Grundeigenthum verfügen. Die eigentlichen Kronländereien bestehen aus den Ländereien, mit welchen die Stiftungen der drei in China staatlich anerkannten Religionen — wie Tempel, Klöster, Pagoden u. s. w. — ausgestattet wurden, aus den Grundstücken, welche zur Erhaltung einer öffentlichen Schule verwendet werden, aus den Gemeinländereien, welche einzelnen Städten oder Dörfern zur Hebung eines Nothstandes zur zeitweiligen Nutznießung überlassen werden, aus den unbebauten Schilf- und Rohrländereien und aus den außerhalb des Reiches stationirten Besitzungen von Militärkolonien [5]).

Die Wichtigkeit der Agrikultur in China, das in seiner traditionellen Abgeschlossenheit stets die Konsumtion des Volkes vollauf durch die einheimische Produktion decken mußte, brachte auch Stadt und Land in ein von dem europäischen verschiedenes Verhältniß. Da nun auch die chinesische Industrie sich bis heute noch nicht über eine Hausindustrie erhoben hat und die commercielle Bewegung im Innern des Landes jederzeit eine minimale blieb, weil der Boden an Ort und Stelle die Bedürfnisse befriedigte, so ergiebt sich die natürliche Folge, daß sich das Land nicht zu Gunsten der größeren Städte entvölkerte, und daß sich die Bevölkerung in gleicher Dichte über das Land vertheilte; eine Ausnahmestellung nehmen nur die größeren Küstenstädte ein, welche der Weltverkehr binnen wenigen Jahren zu gewaltigen Handels-Emporien umgestaltet hat. Die chinesischen Städte stehen überhaupt auf einer ganz anderen Stufe der Entwickelung als die europäischen und amerikanischen. Jede chinesische Stadt zerfällt ursprünglich in zwei Theile [1]): die viereckige ummauerte innere Stadt, welche die Amtsgebäude (das Ya-mên) und überhaupt den ganzen politischen und militärischen Verwaltungsorganismus in sich birgt, und die äußere Stadt, welche in der Regel durch vier oder acht Thore mit der inneren verbunden ist, und in welcher sich der industrielle und commercielle Theil der Bevölkerung niedergelassen hat; diese Theilung deutet darauf hin, daß die Städte anfangs nur Verwaltungszwecken dienten, und daß sich erst in der Folge die dem Handel und der Industrie ergebene Bevölkerung um die eigentliche Stadt gruppirte, in ähnlicher Weise wie bei uns im Mittelalter die Burgen Centren der Städte-Entwickelung wurden. Die Dörfer hingegen beruhen auf einer mehr zufälligen Zusammenfassung zerstreut liegender Gehöfte, sie stehen zu den Städten nicht im Verhältniß der Subordination, sondern der Coordination, was am besten die Thatsache beweist, daß es in China Dörfer von 200 bis 100 000 (gewöhnlich 300 bis 3500) Einwohnern giebt [2]); während solche Dörfer von vielen Tausend Einwohnern bei uns nicht mehr als solche bezeichnet werden, können dieselben in chinesischem Sinne niemals zu einer Stadt erhoben werden.

Auch die politische Organisation weicht von der städtischen ab. Die Städte als bloße Verwaltungsorgane besitzen keine so einflußreiche Volksvertretung, wie die aus einem oder mehreren Dörfern bestehenden Landgemeinden (hiang) in ihrem Dorfältesten (Li-tschang), welcher gewöhnlich aus den ältesten und angesehensten Bewohnern der Gemeinde durch freie Wahl oder durch das Loos dazu bestimmt wird, und welchem nicht selten ein besonderes Vertrauens-Kollegium zur Seite steht. Diese Dorfältesten, welche von der Gemeinde besoldet werden, und so lange im Amte bleiben, als das Volk mit ihnen zufrieden ist, bilden eine Art Vermittlerrolle zwischen der Regierung und dem Volke, und haben eine doppelte Wirksamkeit. Einerseits haben sie alle öffentlichen Gemeinde-Angelegenheiten, wie die Schlichtungen von Streitigkeiten, die Polizei, die Ueberwachung der öffentlichen Gebäude und Anstalten, die Regelung religiöser und anderer Festlichkeiten u. s. w. zu besorgen. Andererseits haben sie die Regierung in Reformen, welche die Landbevölkerung betreffen, durch Ertheilung von Auskünften oder Vorschlägen an den Distrikts-Magistrat (Hien-kuang) zu unterstützen, aber auch Bitten und Beschwerden der Bevölkerung durch eben dieses Organ zur Kenntniß der Regierung zu bringen. Nicht selten treten die Aeltesten mehrerer Dörfer zu gemeinsamer Berathung zusammen, um ein gleiches und daher erfolgreicheres Wirken zu besprechen [3]).

In China ist bekanntlich das Associationswesen sehr

---

1) Dr. S. Syrski, Die Landwirthschaft in China (Dr. v. Scherzer, Fachmännische Berichte. Stuttgart 1872), S. 69. — Simon, La cité chinoise, p. 37, 38, 288.

2) Von den 335 Millionen Hektar der Oberfläche des Chinesischen Reiches haben die neun östlichen, in und nahe der großen Ebene gelegenen Provinzen eine Bevölkerungsdichte von 12 bis 15 Einwohnern per Hektar, die neun südlichen Provinzen dagegen eine Dichte von sechs bis sieben per Hektar. Die durchschnittliche Bevölkerungsdichte des ganzen Reiches wird nur noch von Großbritannien und Bengalen übertroffen, die der östlichen Provinzen dagegen steht unerreicht da. Vgl. S. Wells Williams, The Middle Kingdom (London 1883. 2. Aufl.), Bd. I. p. 272, und Simon, La cité chinoise, p. 3, 4.

3) Isid. Hedde, Description de l'agriculture et du tissage. Tsoung-nong-sang-i-tsou-i-shi, Agriculture de la Chine (Paris 1850), p. 4. — J. Plath, Die Landwirthschaft der Chinesen und Japanesen im Vergl. zu der europ. I. (München, Ak., 1873), S. 808.

4) Williams, The Middle Kingdom, I, 273, 276.

5) J. Sacharoff, Ueber das Grundeigenthum in China (Arbeiten der k. russ. Gesandtschaft in Peking über China. Petersburg, 1852—57, übers. Berlin, 1858. Bd. I.), S. 28.

1) E. Reclus, Géographie Universelle (Paris, 1882), Bd. VII, p. 561 f.

2) Williams, The Middle Kingdom, I, 280. — Syrski, Landwirthschaft, S. 59.

3) Syrski, Landwirthschaft, S. 59 f. — Williams, The Middle Kingdom, I, 482.

ausgebildet; nicht nur in den Städten schließen sich Bevölkerungsklassen zur Wahrung gemeinschaftlicher Interessen oder zur Erreichung politischer Zwecke zu geheimen Corporationen zusammen, sondern auch auf dem Lande bilden sich aus der Bevölkerung einer oder mehrerer Landgemeinden geheime Genossenschaften. Dieselben liegen unter einander in beständiger Fehde und paralysiren die guten Einrichtungen der Regierung sehr oft dadurch, daß sie, einmal zur Oberherrschaft in einer Gemeinde gelangt, die öffentlichen Angelegenheiten zu Parteizwecken ausbeuten. Ursprünglich dürften diese dem Associationsdrange der Chinesen entsprungenen Vereine nicht ohne Berechtigung und Nutzen gewesen sein, gegenwärtig ist aber der ideelle Zweck durch Parteirücksichten stark in den Hintergrund verdrängt worden, die Vereine dienen jetzt zumeist nur als Tummelplätze für eigennützige Führer und als Oppositionsorgane gegen die Regierung, welche ihren Mitgliedern nicht nur im Recht, sondern auch im Unrecht rücksichtslosen Beistand gewähren [1]).

Da nach chinesischen Begriffen nur persönliches Verdienst einen Anspruch auf gesellschaftlichen Vorrang verleiht, so bilden nebst der kaiserlichen Familie nur die Beamten und Gelehrten besonders privilegirte Klassen [2]), und jeder Kastengeist blieb dem chinesischen Volke fern; auch unter der Landbevölkerung gibt es keine sozialen Unterschiede, der einfache Bauer, der Gutsbesitzer und der Pächter sind sich einander gleich. Doch kennt China eine Art von unfreien Menschen: die Sklaven. Ursprünglich war die Sklaverei unbekannt, nur die zum Staatsdienst verurtheilten Verbrecher wurden dauernd ihrer persönlichen Freiheit beraubt. Seit dem dritten Jahrhundert wurde aber den Armen die Erlaubniß ertheilt, ihre Kinder zu verkaufen, doch wurden dieselben niemals in römischem Sinne als Sache (res) behandelt, sondern sie erhalten auf dem Gute, daß sie bearbeiten, ein Grundstück zugewiesen, von dem sie ihre Familie ernähren können, und sind gegen jede Mißhandlung durch Gesetze geschützt. Im übrigen gelten sie aber wie die Verbrecher, Scharfrichter, Bettler, Schauspieler als „gemein“ und genießen keinerlei bürgerliche Rechte.

Das Eigenthumsrecht, oder genauer das Nutznießungsrecht, ist nach vielen Kämpfen und Wandlungen ein freies geworden, kann demnach vom rechtmäßigen Besitzer auf dem Wege der Vererbung, des Verkaufes, der Verpachtung oder der Verpfändung an einen anderen übertragen werden. Bei der Vererbung geht das väterliche Gut auf den ältesten Sohn über, aber seine Brüder können mit ihren Familien darauf bleiben und ihren Antheil wieder den Kindern vermachen, oder es wird auch zwischen den Brüdern ein gemeinschaftliches Abkommen getroffen. Die Töchter erben nie, ebenso auch nicht adoptirte Söhne einer anderen Familie [3]). Zum gesetzlichen Verkaufe eines Grundstückes sind gewisse Formalitäten erforderlich; der Verkauf muß nämlich vor Ablauf des dritten Jahres bei der betreffenden Distriktsbehörde angezeigt werden, wobei eine Abgabe von etwa 8 Prozent des Verkaufspreises entrichtet und die Urkunde abgestempelt werden muß [4]). Will jemand brachliegendes und herrenloses Land in Anbau nehmen, so muß er ein Gesuch an die Distriktsbehörde einreichen, und den Nachweis erbringen, daß er die zum Anbau nöthigen Werkzeuge und Mittel besitzt. Hierauf wird darüber eine öffentliche Kundmachung erlassen, und falls binnen fünf Monaten niemand das Grundstück reklamirt, erhält es der Bittsteller als Eigenthum zugesprochen [1]). Verpachtung des Grundstückes ist gegenwärtig bei größeren Gütern eine sehr beliebte Art der Bodennutzung, und nahezu die Hälfte des ganzen angebauten Landes wird auf diese Weise ausgebeutet. Der jährliche Pachtzins beträgt die Hälfte oder ein Drittel des Ertrages und wird zumeist in Naturalien entrichtet [2]). Bei der Verpfändung ist ein eigener, an die Bestimmungen der alten Juden erinnernder Modus in Gebrauch. Der Pfandgläubiger bekommt statt jeder Zinsenzahlung ein etwas höher bewerthetes Grundstück zur Benutzung und ist auch, so lange das Pfand giltig ist, zur Zahlung der entfallenden Steuern verpflichtet. Nach Ablauf der bestimmten Zeit, oder wenn kein Termin festgesetzt wurde, binnen 30 Jahren, kann der ursprüngliche Besitzer das Grundstück gegen Erstattung der Originalsumme zurück erwerben, kann er das aber nicht, so bleibt es ihm freigestellt, sich das Recht zur Auslösung für eine spätere Zeit vorzubehalten oder auf die Rückerwerbung vollständig Verzicht zu leisten. Der Pfandgläubiger kann aber das verpfändete Grundstück gegen die geliehene Summe an eine dritte Person verpfänden, worauf dann der zweite Pfandgläubiger zum eigentlichen Besitzer in dasselbe Verhältniß tritt, wie der erste [3]).

Die Grundsteuer ist die einzige direkte Steuer in China und bildet den Hauptbestandtheil der Staatseinkünfte; sie wird in den der Hauptstadt näher gelegenen oder mit derselben durch raschen Schiffsverkehr verbundenen Gegenden in Naturalien entrichtet und beträgt ein Sching und ein Ko (= 0,6 Liter) per Mou, die südlichen und weiter im Lande liegenden Provinzen bezahlen sieben Candareen's per Mou ($1^1/_2$ bis 5 Frcs. per Hektar). Auf die Bevölkerung vertheilt, repräsentirt sie nicht mehr als etwa 3 Frcs. per Einwohner und liefert der Regierung eine Einnahme von 20 Millionen Taels in Geld und 2,8 Millionen in Naturalien [4]). Außerdem wird auch von den Provinzial-Verwaltungen für die Arbeiten und Reparaturen an Straßen, Dämmen, Brücken u. s. w., falls dieselben nicht durch eine allgemeine Subskription gedeckt werden, durch eine Umlage, nicht über $^1/_6$ der allgemeinen Steuer sich belaufend, bestritten. Die Maulbeerbaumpflanzungen hat Kaiser Tao-kuang im Jahre 1821 von jeder Steuer befreit [5]). Die Kronländereien, sowie die Besitzungen des Adels und der Beamten sind gleichfalls von jeder Steuer ausgenommen [6]).

Die Leitung und Aufsicht der Regierung über die Land-

---

[1]) Syrski, Landwirthschaft, S. 60. — Williams, The Middle Kingdom, I, 498.

[2]) G. B. Staunton, Ta-Tsing-Leu-Lee (London, 1810), I, 3. Zu den privilegirten Klassen gehören: 1. die Mitglieder des kaiserlichen Hauses, 2. die durch lange Dienstzeit, 3. durch besondere Leistungen, 4. durch große Weisheit, 5. durch hervorragende Thätigkeit, 6. durch Fleiß Ausgezeichneten, 7. die Fürsten und 8. wird denen eine besondere Beachtung des Kaisers versprochen, welche in zweiter und dritter Generation von hervorragenden Männern abstammen.

[3]) Williams, The Middle Kingdom. II, 100 fg.

[4]) Syrski, Landwirthschaft, S. 67.

[1]) Sacharoff, Ueber das Grundeigenthum, S. 27. — Staunton, Ta-Tsing-Leu-Lee (Chin. Strafgesetzbuch), III, 90.

[2]) Syrski, Landwirthschaft, S. 68.

[3]) Staunton, Ta-Tsing-Leu-Lee, III, 95, Appendix XV. — Amyot, Mémoires sur les Chinois, IV, 386.

[4]) Nach The Statesmans Yearbook (London 1888) betragen gegenwärtig die Einnahmen:

Grundsteuer in Geld	20 000 000	Taels
Grundsteuer in Naturalien	2 800 000	„
Salzmonopol	9 600 000	„
Seezölle unter fremder Verwaltung	15 000 000	„
Seezölle unter eigener Regie . . .	6 000 000	„
Durchgangszölle	11 000 000	„
Konzessionen u. s. w.	2 000 000	„
	66 400 000	Taels
	= 16 600 000	Pfund Sterling.

Vgl. auch Plath, Landwirthschaft der Chinesen, S. 95 f. — Simon, La cité chinoise, p. 34. — Williams, The Middle Kingdom, I, 291, 294.

[5]) Plath, Landwirthschaft, S. 797.

[6]) Staunton, Ta-Tsing-Leu-Lee, III, 92.

wirthschaft ist eine sehr weitgehende. Der Distriktsbeamte (Hien-kuan), der Dorfälteste (Li-tschang) und in erster Linie die Besitzer selbst sind für eine rationelle und fortgesetzte Bodenkultur der ihnen unterstehenden Ländereien verantwortlich; die Paragraphen 90 bis 100 des dritten Theiles des Strafgesetzbuches (Ta-Tsu-Liu-Li) enthalten in dieser Beziehung eine Menge sehr strenger Bestimmungen. Wenn ein Besitzer, ohne daß ihn eine höhere Gewalt daran verhindert hätte, die Bebauung eines Feldes unterläßt, so wird sowohl er, als auch die verantwortlichen Beamten mit Bambusschlägen bestraft, ja das Grundstück kann sogar, wenn es drei Jahre unbebaut bleibt, konfiscirt werden [1]). Die Dorfältesten bestimmen in Gemeinschaft mit den Beamten auch den Tag der Eröffnung und des Schlusses der Ernte, wonach dann wieder die Zeit der Steuerabgabe festgesetzt wird (Strafgesetzbuch § 119). Wenn großen Kalamitäten, wie andauernde Regengüsse, Ueberschwemmungen, Dürre, Fröste, Heuschrecken u. s. w. eine Gegend heimgesucht haben, so müssen die Beamten die verunglückten Gegenden besuchen, den Schaden feststellen und danach einen ganzen oder theilweisen Steuernachlaß bei der Central-Regierung in Peking erwirken [1]). Außerdem sind in jeder Provinz große Kornspeicher angelegt, in denen ein Theil der in Naturalien abgezahlten Grundsteuer aufbewahrt und jedes Jahr nach der Ernte verkauft und durch frische Einkünfte ersetzt wird. Aus diesen Kornspeichern werden in Zeiten großer Noth die aufbewahrten Vorräthe an die Bevölkerung vertheilt. Auch aus Privatmitteln werden nicht selten solche Kornspeicher errichtet. Die Ackerbaubehörden in Peking haben daneben auch die Aufgabe, das noch brachliegende Land der Kultur zu erschließen, sie haben den Morästen, Sandhügeln, Schilf- und Rohrländereien u. s. w. eine ganz besondere Aufmerksamkeit zu widmen und für Boden-Amelioration Sorge zu tragen [2]).

[1]) Amyot, Mémoires, VI, 307. — Staunton, Ta-Tsing-Leu-Lee, III, 97.

[1]) Bazin, Recherches sur les institutions administratives et municipales de la China (Paris, 1854), p. 103 f. — Plath, Landwirthschaft, S. 793. — Syrski, Landwirthschaft, S. 64. — Sacharoff, Ueber das Grundeigenthum, S. 28. — Staunton, Ta-Tsing-Leu-Lee, III, 91.

[2]) Syrski, Landwirthschaft, S. 65 f. — Plath, Landwirthschaft, S. 791. — Staunton, Ta-Tsing-Leu-Lee, App. XIV.

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

XV.

(Mit sechs Abbildungen.)

Auch wenn wir den Begriff des „außertropischen Südamerika“ streng im Sinne der astronomischen Geographie fassen wollten, so würden wir das Recht in Anspruch nehmen dürfen, am Ende unserer „Wanderungen“ noch ein weiteres Stück von Brasilien in den Kreis unserer Betrachtungen zu ziehen. Auch die Provinz São Paulo liegt ja noch mit ihrer kleineren Hälfte südlich von dem Wendekreise des Steinbockes, und die Nachbarprovinzen derselben wiederum — Rio Janeiro, Minas Geraes und Espiritu Santo — sind geographisch viel zu eng mit São Paulo verwachsen, als daß wir sie mit Stillschweigen übergehen sollten, sobald wir dessen gedenken. Ferner erscheint auch der größte Theil der eben genannten Provinzen durch seine vertikale Erhebung gewissermaßen aus den Tropen herausgerückt — giebt es ja doch bekanntlich hart an dem Aequator in gewissen Niveaus sogar vollkommen polare Landschaften —, und endlich handelt es sich auch in den Provinzen São Paulo, Rio Janeiro, Minas Geraes und Espiritu Santo um die Frage der deutschen Kolonisation, sowie um damit verknüpfte wichtige deutsche Kultur- und Welthandels-Interessen. Der Leser wird es uns also verzeihen, wenn wir ihn in unseren Skizzen noch ein kleines Stück weiter führen, als er unserer Ueberschrift nach von uns erwartet hat. Durch die Beleuchtung der Verhältnisse, die in den mittelbrasilischen Provinzen obwalten, wird übrigens vielleicht auch manches von dem, was wir über die südbrasilischen gesagt haben, noch etwas klarer gemacht werden können.

Das mittelbrasilische Küstenland ist seinen Hauptcharakterzügen nach echt tropisches Land, daran ist kein Zweifel. In Rio Janeiro beträgt die Durchschnittstemperatur des heißestens Monats (des Februar) 26,6° C., und diejenigen des kühlsten Monats (des Juli) 21,2°. Die Wärmeschwankungen von Monat zu Monat sind also sehr geringfügige, und die schwüle Wärme, welche jahraus jahrein herrscht, wird nur gelegentlich durch kühle Brisen aus dem Süden gemildert. Dazu sind auch die Niederschläge besonders während des Sommers reichliche [2]), und ein großer Bruchtheil des zu Boden gefallenen Wassers findet keinen raschen Abfluß zu den Strömen und zu dem Meere, sondern es stagnirt und bildet mehr oder weniger ausgedehnte Sümpfe und Lagunen, die eine Menge von gesundheitsschädlichen Miasmen aushauchen. Das Küstentiefland ist infolgedessen mit gutem Grunde übel berufen wegen seiner Wechselfieber, und namentlich wird es auch seit dem Jahre 1849 beinahe in jedem Sommer von dem Gelben Fieber heimgesucht. Gegen diesen unheimlichen Gast hat man auch in Rio Janeiro bisher vergebens angekämpft.

Der in Frage stehende Abschnitt der brasilischen Küste besitzt aber die besten Zugänge von der See her — anderen voran die herrlichen Buchten von Rio Janeiro und von Santos, in denen die größten Seeschiffe bequem einlaufen und ankern können. Und dieser Umstand hat es — vielleicht noch mehr als die centrale Lage — bewirkt, daß sich sowohl die südlichen als auch die nördlichen Provinzen des ungeheuren Kaiserreiches in einem ausgesprochenen wirth-

[1]) In Joinville (Santa Catharina) liegen die Mitteltemperaturen des Januar (25°) und Juli (15,7°) noch reichlich 9 Grad aus einander.

[2]) In Rio Janeiro ist die jährliche Regenhöhe 121 cm.



Waldvegetation in Espiritu Santo. (Nach einer Photographie von Richard Dietze.)

schaftlichen und politischen Abhängigkeitsverhältnisse zu ihm befinden. Wer von Europa nach Südbrasilien gehen will, für den führt der Weg beinahe immer über Rio Janeiro, und die Verfrachtung der Ausfuhrartikel aus den Südprovinzen vermittelt diese Stadt ebenfalls großentheils.

Sollte man es vom deutsch-nationalen Standpunkte also nicht als einen Vortheil bezeichnen und mit Genugthuung begrüßen, wenn sich auch in den mittelbrasilischen Küstenstädten starke und einflußreiche deutsche Kolonien etablirt haben, die als eine Art Bindeglied die Interessen des großen und an Hülfsquellen unendlich reichen südamerikanischen Kaiserstaates mit denen unseres eigenen Landes verknüpfen! In Rio Janeiro leben etwa 5000 Deutsche als Großhändler, Handlungsgehülfen, Handwerker, Lehrer ꝛc., die eine eigene hübsche Kirche, mehrere höhere und niedere Schulen und ein prächtiges Klubhaus besitzen. Und ebenso ist auch die Zahl der Deutschen in Santos, in Victoria und in Santa Cruz (S. Abbild. 2 und 4) eine verhältnißmäßig beträchtliche, und auch in diesen Orten halten sie die deutsche Bildung und den deutschen Geist hoch und schaffen rüstig zum besten ihres alten wie ihres neuen Vaterlandes. Glücklichen Konstitutionen unter unseren Auswanderern ist es also trotz aller feindlichen Einflüsse, die in der Landesnatur liegen, gelungen, sich einzubürgern und zu akklimatisiren.

Wer sich lediglich durch die Gesundheitsverhältnisse mit überkritischen Bedenken bezüglich der Auswanderung einzelner Deutscher in die mittelbrasilische Küstenregion erfüllen läßt, der sollte übrigens auch nicht vergessen, daß das nordamerikanische New-Orleans ebenfalls des öfteren in schlimmer Weise vom Gelben Fieber verheert worden ist, und daß die Mississippi-Mündungsstadt trotzdem eine deutschredende Bevölkerung von gegen 30 000 besitzt. Ueberhaupt dürfte



Straße in Santa Cruz.

es sehr nützlich sein, in mehrfacher Hinsicht möglichst genaue Parallelen zwischen Brasilien und den nordamerikanischen Südstaaten zu ziehen. Eine deutsche Massenauswanderung nach den letzteren würden wir ebenso sehr widerrathen, wie eine deutsche Massenauswanderung nach dem mittelbrasilischen Küstenlande.

Durchmessen wir den schmalen Küstenstreifen, der ohne Zweifel in verschiedenen Gegenden sehr ungesund ist, in der Richtung von Ost nach West vermittelst einer Eisenbahn, — mit der von Santos nach São Paulo, oder mit der von Rio Janeiro nach Ouro-Preto — so befinden wir uns aber wieder nach wenigen Stunden am Fuße der Serra do Mar, und das Dampfroß trägt uns über dieses schöne Gebirge hinweg wieder in ein Plateau- und Bergland, das sich sehr bedeutend über den Meeresspiegel erhebt, und in dem von einem reinen Tropenklima nicht mehr die Rede sein kann. In der Hauptstadt von São Paulo, die mit der Provinz den gleichen Namen trägt, und die 753 m über dem Meere liegt, schwankt die Luftwärme zwischen 1° und 33° C., und in Ouro-Preto (in 1100 m Seehöhe) giebt es im Winter zuweilen starke Schneefälle, und die Temperatur hält sich im Juni öfters eine ganze Reihe von Tagen auf — 3 bis 4° C. In Barbacena (südlich von Ouro-Preto, und ungefähr in der gleichen Höhe mit diesem) hat man sogar — 6° beobachtet. Man könnte da versucht sein, unter dem 21. Grade südl. Br. von einem „brasilianischen Sibirien“ zu reden. Demgemäß sind natürlich auch die gesundheitlichen Voraussetzungen der Besiedelung durch Europäer in dem Plateau-Lande ganz andere als in dem Küstenlande. In der Nachbarschaft der Seuchenheerde an der Küste ist ja gelegentlich das Gelbe Fieber auch auf das Hochland verschleppt worden, daß es daselbst aber boden-



Deutsche Kolonisten im Urwalde von Espiritu Santo. (Nach einer Photographie von Richard Dietze.)

ständig sei, wird niemand behaupten können, und die meisten Orte desselben sind bislang gänzlich davon verschont geblieben. Südeuropäer akklimatisiren sich in dieser Gegend leicht, und auch die germanische Rasse hat sich in viel größerem Maßstabe als in den Küstenstädten den Verhältnissen anzubequemen vermocht. Die Urwaldrodung und Feldbestellung (S. Abbild. 3 und 6) mag in São Paulo und Espiritu Santo allerdings noch etwas mehr Schweiß kosten, als in Rio Grande do Sul und Santa Catharina, aber sie ist den deutschen Kolonisten von Piracicaba und Limeira (im Gebiete des Rio Tiete), sowie von Petropolis (bei Rio Janeiro) und Leopoldina (in Espiritu Santo) ganz gut gelungen, und dieselben tragen gegenwärtig ein sehr Erhebliches bei zur brasilischen Kaffee-Ernte. Wenn ihnen ihr Kulturwerk anfangs nicht gelingen wollte — es war dies namentlich bei Leopoldina der Fall —, so waren daran ganz andere Verhältnisse schuld, auf die wir noch zu sprechen kommen. In der Stadt São Paulo prosperirt eine deutsche Gemeinde von etwa 1200 Seelen, und von derselben gilt genau dasselbe, was wir von derjenigen in Rio Janeiro und Santa Cruz gesagt haben. Es sind wackere Pioniere deutscher Kultur, die in ihr den Ton angeben, und dieselben verdienen in vollem Maße die Sympathie und die moralische Unterstützung des Mutterlandes.

Der geologische Bau des mittelbrasilischen Plateaulandes ist demjenigen des südbrasilischen in den Grundzügen gleich. Die archaischen Formationen bilden auch hier große Falten, die allein als wirkliche Gebirge erscheinen, und die in weiten Bogen durch die Provinzen hindurch streichen; auf viel ausgedehnteren Strecken lagern aber silurische, devonische,



Die deutsche Schule in Santa Cruz.

carbonische und mesozoische Gesteine — besonders Sandsteine, Mergel und Schiefer — darüber, und zwar die postsilurischen sämmtlich horizontal oder doch ziemlich horizontal. Die Ströme haben sich auch hier tiefe Thäler und Schluchten eingegraben, und an Wasserfällen, die schöne Zierden der Landschaft, aber schlimme Hindernisse des Verkehrs bilden, ist auch diese Gegend überreich. Wir weisen nur auf den Parahyba, der bloß bis 82 km aufwärts von seiner Mündung von Dampfern befahren werden kann, sowie auf den Rio Tiete und Mogyguassu, die nur streckenweise (der Tiete nebst dem Piracicaba 264 km, der Mogyguassu 205 km) schiffbar sind. Unter den nutzbaren Mineralien, die der in Frage stehende Landabschnitt enthält, sind die Diamanten- und Edelsteinlager von Ouro-Preto besonders berühmt geworden, eine viel höhere Wichtigkeit versprechen aber die Eisenstein-Ablagerungen in der Nähe derselben Stadt, sowie in der Nähe von Ipanema (São Paulo) mit der Zeit zu erlangen. Auch darin könnte sich vielleicht dem deutschen Unternehmungsgeiste noch einmal ein dankbares Feld eröffnen.

Die Produktionskraft des Bodens, der durch die Zersetzung und Verwaschung der anstehenden Gesteine entstanden ist, ist unter dem Einflusse reicher Niederschläge und intensiver Sonnenhitze in dem Küstenlande eine viel größere als in dem Binnenlande, wo die Regenmenge eine viel geringere, die Verdunstung aber eine viel stärkere ist. Dort wuchern Palmen der verschiedensten Art, Bignonien, die das bekannte Jacaranda- oder Palisanderholz liefern, Cedrelen, deren leichtes Holz uns unsere Cigarrenkästen vor die Augen führen, Angico-Akazien, Ype-Bäume (Tecoma Ipe), Lorbeerbäume (Cordia frondosa), Sassafras, Sarsaparilha, Ipecacuanha, Ricinusstauden, und Schlingpflanzen winden



Im Urwalde von Espiritu Santo. (Nach einer Photographie von Richard Dietze.)

sich von Baum zu Baum; hier dagegen finden wir üppigen Waldwuchs nur an den östlichen Gehängen der Bergzüge, während die Gegend im übrigen ganz ähnlich zur Steppenhaftigkeit hinneigt wie in dem Binnenlande der Südprovinzen. Stattliche Araucarien-Bestände finden sich noch auf dem Hochlande von São Paulo, in Minas Geraes tritt an deren Stelle niederes Myrthen- und Figueira-Gestrüpp. Wo der Boden aber von seinem ursprünglichen Pflanzenkleide befreit worden ist — es geschieht dies zumeist einfach durch das Niederbrennen desselben während der Trockenzeit (durch die sogenannte Roça-Wirthschaft) —, da gedeihen auch in dem Berg- und Plateau-Lande die mannigfaltigsten Nutzgewächse; vor allen Dingen der Kaffeebaum, der sich für die überwiegende Mehrzahl der Pflanzer und Kolonisten Mittelbrasiliens als die Hauptquelle des Wohlstandes bewährt hat; sodann der Mais, der die Hauptbrotfrucht bildet; die schwarze Bohne („feijão preto“, Phaseolus vulgaris), und zahlreiche Knollengewächse, wie der Mandioc (Manihot utilissima), der Yams und die Batate (Dioscorea alata und D. sativa). Der Anbau des Weizens, der schon in den brasilischen Südprovinzen nicht an allen Orten gelingen will, scheint in Mittelbrasilien gar nicht mehr



Deutsche Kolonistenwohnung bei Santa Cruz.

rathsam zu sein; und noch weniger der Anbau des Hafers, da diese Frucht meist durch den Rostpilz vernichtet wird.

Die einheimische Thierwelt stellt bereits in Südbrasilien viel zahlreichere Feinde des Kulturmenschen als Freunde, und in Mittelbrasilien ist dies in einem noch höheren Grade der Fall; namentlich haben wir an dieser Stelle wieder auf die Myriaden von Ameisen und Fliegen und Moskitos hinzuweisen, sowie auf eine kleine Heuschreckenart und auf die Sandflöhe, die Zecken, die Kakerlaken, die alle den Kolonisten bisweilen arge Noth bereiten [1]).

Aus der genaueren Betrachtung der mittelbrasilischen Naturverhältnisse dürfte also alles in allem die Erkenntniß hervorgehen: Wer uns dieses Land als ein Paradies vormalt, dem dürfen wir nicht glauben. Es ist ein Arbeitsfeld, vor dem wir stehen, und zwar ein Arbeitsfeld, das manche harte Anstrengung und Mühe fordert, das aber unter gewissen Umständen auch der deutschen Kraft und Energie manche gute Frucht verspricht.

[1]) Vergl. hierzu: J. von Tschudi, Reisen in Südamerika, Bd. 3; A. W. Sellin, Das Kaiserreich Brasilien (Leipzig 1885); Wells, Physical Geography of Brasil (Proceedings of the R. Geogr. Soc. 1886, p. 353 ff.); und O. Derby, Phys. Geographie und Geologie von Brasilien (Mittheilungen der Geogr. Ges. zu Jena, 1886, S. 1 ff.).

Der mittlere Kuen-lun nach N. v. Prshewalski's Forschungen.

Von F. Marthe.

Aus dem bald zu erwartenden großen Reisewerke, welches die vierte Forschungsreise des unermüdlichen Prshewalski nach Centralasien darstellen wird, bringen die „Iswestija" der k. russ. geogr. Gesellschaft (Bd. 24, S. 1 f.) vorläufig einen Abschnitt, der den bis jetzt völlig unbekannten mittleren Theil des Kuen-lun behandelt und folglich der geographischen Wissenschaft durchweg neue Erkenntnisse liefert. Eine Fülle neuer Namen von Gebirgszügen, Bergspitzen, Thälern, Flüssen tritt hierbei auf, und es ist rein unmöglich, eine eingehende Beschreibung dieses neu enthüllten Stückes unserer Erde zu geben, wenn man der orientirenden Karte entbehren muß. Wir begnügen uns daher, den Lesern dieser Zeitschrift nur gewisse allgemeine Resultate vorzuführen, wie sie sich aus jenem vorläufig veröffentlichten Bruchstücke ergeben.

Die Strecke, um die es sich handelt, zieht sich durch zwölf Längengrade dahin, etwa vom 82. bis zum 94. Grade östl. Br. und bildet einen nach Norden gerichteten Gebirgsbogen, dessen westliche und östliche Enden sich etwa auf dem 36. Breitengrade zusammenfinden, während der Ausbug an den 38. Grad herankommt. Im Osten schließt dieser Bogen mit der „Marko Polo"-Kette an die früher von Prshewalski erforschte Gebirgswelt an, und wie hier sich das als „Kuen-lun" erscheinende Gebirgssystem aus mehreren Ketten zusammengesetzt erwiesen hatte, so fand es der russische Forscher gleichfalls bei der nach Westen gerichteten und jetzt von ihm durchwanderten Fortsetzung. Zwischen den firnbedeckten Gebirgsparallelen (darunter eine „Kolumbus"-, eine „Moskauer", eine „Russische", eine — von der russ. geogr. Gesellschaft so benannte — „Prshewalski"-Kette) ziehen sich streifenlange, korridorartige Thäler hin, ostwestwärts gerichtet, meist abschreckend öde nach Flora und Fauna, aber reich an Gold — ein Umstand, der nicht verfehlen dürfte, sobald er allgemeiner bekannt geworden ist, nach jenen einsamen Hochgebirgen Abenteuerer aller Art zu locken. Spuren, daß auch jetzt schon Goldgräber ihr Glück dort versuchen, fanden sich mehrfach, und Prshewalski vernahm, daß sich alljährlich zur Sommerzeit unternehmende Leute aus Ost-Turkistan nach jenen Höhen hinter dem Rücken der chinesischen Behörden hinaufstehlen. Eines der langen Thäler wurde wegen der starken, darin wehenden Winde — ja Stürme — das „Thal der Winde" benannt. Sand, Löß und Schutt hüllen die nackten Bergabhänge derartig ein, daß anstehender Fels selten zu bemerken ist. Als vorherrschende Gesteinsarten geben sich immerhin jedoch Kieselschiefer und Granit zu erkennen. Wie bei allen nördlichen Randgebirgen Tibets erscheint der Nordabhang höher, wilder, zerklüfteter, dagegen sanfter und minder hoch die nach dem Hochlande gekehrte Südseite. Auf dieser — der tibetanischen Seite — in einer Seehöhe von 3600 m, traf man am Fuße des Gebirges einen von Westen nach Osten reichlich 50 km weit sich erstreckenden Salzsee, der am 20. December 1884 trotz einer Kälte von mehr als 30° C. nicht zugefroren war, sondern einen tief dunkelblauen Wasserspiegel erglänzen ließ; nur ein etwa 250 m breiter Streifen lockeren und kaum 30 cm dicken Eises rahmte dies blaue Gewässer ein, welches an seinem Ostende schon im Sommer des Jahres 1886 von dem englischen Reisenden Carey berührt werden sollte, der von Indien nach Ost-Turkistan hinüberstieg, den Lop-See besuchte, und von dort nach Süden gegen das tibetanische Hochland vordrang (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 79). Carey vernahm auch den Namen des Sees: Tschong-Kum (Kul). Die völlig glatte, mit Salz durchdrungene Bodenfläche im Süden des Sees bezeugte unverkennbar, daß derselbe im Rückgange begriffen ist; jenseit dieses alten Seegrundes aber — weiter südlich — stellte sich dem Auge eine wunderbare Landschaft von Lößhügeln dar, die bei einer Höhe von 100 bis 200 m die Gestalten von Thürmen, Kegeln, Festungszinnen, Brücken, sowie Hohlwege, unterirdische Durchlässe rc. erkennen ließen. Noch weiter südlich ragte am fernen Horizonte eine mächtige Schneekette auf, eben diejenige, die der Vorstand der russ. geogr. Gesellschaft als Prshewalski-Gebirge zu bezeichnen vorschlug. Den höchsten Gipfel dieser gigantischen Kette benannte der russische Forscher wegen der Aehnlichkeit mit einer ungeheuren Pelzmütze sonderbarerweise: Monomach-Mütze, wohl weil ihm dabei irgend eine Abbildung des gleichnamigen altrussischen Großfürsten in Erinnerung kam.

Eine besondere Wichtigkeit legt Prshewalski dem „Thal der Winde" bei. Er durchmaß dasselbe zuerst von Ost nach West, sodann umgekehrt von West nach Ost. Die Länge desselben beträgt etwa 210 km, die Breite im westlichen, höheren Theile 21 km, in dem unteren östlichen 42 km; die Seehöhe erniedrigt sich von West nach Ost von 3900 m auf 2900 m. Ein beständig fließendes Gewässer durchläuft nur die östliche Hälfte des Thales, welche mit ihrer allmählichen Erweiterung in die große, sumpfreiche Hochebene Zaidam übergeht, wo auch jenes Gewässer, der Fluß Saissan-Ssaitu, in dem Sumpfsee Gas sein Ende findet. Dieser Fluß tritt von Süden her, das Gebirge durchbrechend, in die Mitte des Thals ein, empfängt aber aus der westlichen Hälfte desselben wenigstens im Winter keinen Zufluß, obwohl sich ein leeres Flußbett in der westlichen Verlängerung seines Laufes thalaufwärts verfolgen ließ. Das winterliche Ersterben des von Westen und von links kommenden Nebenflusses hängt offenbar mit der grimmigen und trockenen Kälte zusammen, welche verbunden mit dem unaufhörlichen, oft bis zu Sturmesstärke gesteigerten Westwinde das Winterklima jenes Hochthales (wenigstens die Zeit von Mitte November bis Mitte Januar) charakterisirt. Hier geschah es in der Sylvesternacht des Jahres 1884, daß das Quecksilber gefror, ein Ereigniß, das selbst auf größeren Höhen in den östlicheren, früher besuchten Theilen des tibetanischen Hochplateaus niemals beobachtet worden war. Hier ferner raste am 27. December dem russischen General mit seinen treuen, geduldigen, von ihm hochgerühmten Kosaken ein eisiger Weststurm von solcher Gewalt entgegen, daß kaum das Athmen, geschweige das Fortkommen möglich war. Dabei war die Luft mit aufgewirbeltem Sand- und Lößstaub so dick angefüllt, daß man höchstens 30 bis 40 Schritte weit sehen konnte. Dichter Staub wurde überhaupt von jedem Sturm aufgewirbelt, und häufig tanzten Sandhosen das lange Thal hinab. Schnee fiel sehr wenig und wurde bald vom Winde wieder weggefegt und mit dem Staub der Luft vermengt. Daß die Niederschläge auch im Sommer sehr selten sind, und daß namentlich die kräftigen periodischen Sommerregen,

welche im östlichen Hochtibet zuerst von Prshewalski nachgewiesen wurden, in jenen westlichen Strichen nicht mehr niederprasseln, glaubte der Reisende aus verschiedenen Anzeichen mit Sicherheit schließen zu können. Natürlich ist denn auch die Pflanzen- und Thierwelt des Thales eine dürftige. Doch dürfte eine dort vorkommende Antilopen-Art — die Orongo-Antilope — nicht allzu selten sein, denn es gelang, 23 Stück derselben zu erlegen.

Trotz alledem meint Prshewalski nun in jenem fast geradlinigen Thale den besten Verbindungsweg zwischen Ostturkistan und dem westlichen China erkennen zu müssen. Günstiger sei er als der nördlicher in weitaus geringerer Meereshöhe über den Lop Nor und als der südlicher in weit beträchtlicher Höhe dahinziehende, weil bei dem einen wie bei dem anderen der Mangel an Wasser, Futter und Feuerungsmitteln größer sein müsse, als bei jenen mittleren, der außerdem noch den Vorzug besitze, der kürzeste zu sein. Im Sommer könne allerdings keine der drei Straßen benutzt werden; die nördliche nicht wegen der dann übermäßigen Hitze und Wasser- und Pflanzenarmuth; die südliche nicht wegen der dann so starken Regen, welche die Flüsse schwellen und unpassirbar machen, ferner den Argal (trockenen Mist) — das einzige Feuerungsmittel jener Gegenden — durchnässen; der mittelste endlich nicht, weil dann die Salzsümpfe Zaidams, durch welche seine östliche Fortsetzung hindurchführt, zu wasserreich und voll von Schwärmen quälender Insekten sind. Uebrigens gelte in den Wüsten Centralasiens nirgends der Sommer als die für längere Karawanenreisen geeignete Zeit. Prshewalski weist nun genau und im Einzelnen nach, wie die Straße über das Thal der Winde durch die Zaidam-Sümpfe hindurch, die nicht ohne gangbare Durchlässe seien, am Kuku-Nor vorbei bis zur Grenze der bewohnteren Gegenden Chinas zu verfolgen sei. Nehme man die Oase Tschertschen als westlichen Ausgangspunkt, die Stadt Donkyr zwischen Kuku-Nor und Sining als östlichen, so betrage die gesammte Weglänge 1700 km. Mit Recht dürfe man sich wundern, daß die Chinesen, so viel sich die Sache übersehen läßt, von dieser geraden Straße keinen Gebrauch gemacht und statt dessen die von Sa-tschau ausgehende über den Lop-See begangen haben. Nur einen Fall von Truppenmärschen, die im vorigen Jahrhundert — wahrscheinlich bei der damaligen Wiedereroberung von Ostturkistan — auf der Zaidam-Straße stattgefunden haben sollen, konnte Prshewalski später in Erfahrung bringen. Wahrscheinlich, schließt er seine Erörterung, war in früheren Jahrhunderten die Straße von Sa-tschau zum Lop-See noch nicht so trostlos wüste wie heutzutage, während umgekehrt die Sumpfgegenden Zaidams wohl noch weniger gangbar waren als jetzt, oder auch die dort hausenden Nomadenstämme wilder und räuberischer.

Wenn der aus China, bezw. der Stadt Donkyr kommende Wanderer von dem See Gas nicht nach Westen in das Windthal eintreten, sondern fast unter rechtem Winkel nach Norden zum Lop-See abschwenken würde, so würde bis hierher der Weg von jener Grenzstadt Chinas nur etwa 1400 km lang sein. Der russische Forscher schlug diese Richtung ein, überstieg das kahle Gebirge Altyn Tag, das er im December 1876 zuerst entdeckte, und gelangte so zum zweiten male an den Lop-See.

Ein Tag auf einer westafrikanischen Faktorei.

Von Heinrich Hartert.

„T'is time, sir!“ ruft mein schwarzer Diener mir um halb sechs Uhr morgens zu, und nur wenig erquickt erhebe ich mich von meinem Bette, um nach einer glühend heißen, größtentheils schlaflos verbrachten Nacht endlich die lang ersehnte Kühlung zu finden.

Eingewickelt in einen langen Ueberwurf von einheimischer Arbeit gehe ich, noch gähnend, in mein Badehaus, das primitiv erbaut ist aus Bambu und Stroh, stelle mich in eine hölzerne Wanne und lasse mir von bereit stehenden Negerjungen einige Eimer möglichst kalten Wassers übergießen. Ah, wie das wohlthut, wie das erfrischt! Jetzt, rasch angezogen und an die Arbeit!

Die Bücher des vorigen Tages revidiren ist das erste, in einer viertel bis halben Stunde bin ich fertig damit; gerade noch früh genug, um dem soeben ergangenen Ruf zum Kaffee Folge leisten zu können. Schnell geht es hinunter damit, denn es ist ein wichtiger Tag und es wird viel Arbeit geben, da mir soeben gemeldet wird, daß „King Freeman of Teywar“ und der Händler Momo Marsaqui schon in der Nacht angekommen sind und mit mir zu sprechen, d. h. zu handeln wünschen.

Bevor die genannten Großhändler kommen können, ist aber noch der tägliche Bedarf an frischen Lebensmitteln einzukaufen, und siehe da, die schwarzen Schönen erscheinen schon. — „You buy eggs?“ „Kaufen Sie Eier?“ so tönt es von den Lippen einer wahrhaft widerwärtig anzuschauenden alten Matrone. Nun, man ißt ja keine Eierschalen, da thut es nichts, wenn die arme Alte nicht ganz reinlich und sauber ist. Her also damit, und die Eier ans Licht gehalten, ob sie auch frisch sind. Zwei Blatt Tabak und eine Pfeife begehrt die Alte, drei Eier ist der Gegenwerth.

„You buy eggs?“ so tönt es wiederum. Gerade will ich mit einer barschen Entgegnung alles Weitere abschneiden, da ich weiß, daß in der Salzkiste — dem gewöhnlichen Aufbewahrungsort der Eier — noch einige Dutzend liegen, aber da sehe ich in ein paar große mandelförmige dunkle Augen, die mit einem so rührenden bittenden Ausdruck auf mich gerichtet sind, daß ich unwillkürlich in einem milderen Tone die kleine Dalla, die wohlbekannte, niedliche Besitzerin des ausdrucksvollen Augenpaars frage, was ihr Begehr sei. — Da mit einem male ist die Angst verschwunden und fröhlich lachend ihr prächtiges Gebiß zeigend, giebt sie mir zu wissen, daß heute morgen King Freeman's Töchterchen, die hier sei, so schöne rothe Perlen an ihrem Halse gehabt habe; die gleichen möchte auch sie wohl haben. — Für fünf Eier ein Perlengeschmeide? Kind, was bildest Du Dir ein? — Nun Massa, ich werde noch ein Huhn und schönen rothen Pfeffer bringen, dann aber, gieb mir die Perlen auch. — Belustigt durch das muntere Geplauder der Kleinen, die, kaum 14 Jahre alt, doch schon die Formen einer erwachsenen Jungfrau hat, und sich ihrer Schönheit wohl ebenso bewußt ist, wie bei uns die schönste Ballkönigin, giebt man ihr

schließlich das gewünschte, beiläufig gesagt im Werthe von nur einer Mark, schreibt in das persönliche Konto: Ein Strang Perlen, und denkt bei sich: „Bist 'mal wieder dumm gewesen!"

Endlich erscheint auch der König. Stolz aufgerichtet, seine hohe hagere Gestalt in ein lang herabwallendes schneeweißes Gewand gehüllt, auf den vom Alter bereits gebleichten Haare eine rothe Mütze, und gestützt auf seinen etwa zwölfjährigen Enkel, so tritt der greise Held herein. Wie sein Gruß, der nur in einer herablassenden Handbewegung besteht, so ist sein ganzes Benehmen würdevoll und gemessen. Man merkt sofort an seinem selbstbewußten Auftreten, daß der, der da vor einem steht, sich seiner Macht wohl bewußt ist, daß er unbeschränkter Despot und Herr über Leben und Tod seiner Unterthanen ist, aber auch, daß er den alleinigen Gott und seinen Propheten Mohammed anbetet, und daß er nicht Heide ist, denn niemals wird ein heidnischer Negerfürst dem christlichen Händler mit so ruhiger und stolzer Würde entgegentreten. Der Mohammedaner aber hält sich für über dem Christen stehend, der ja in seinen Augen nur ein ungläubiger Hund, ein „Giaur" ist.

Vor ihm, dem Herrscher aller Veys, dem „King of Teywar" erhebe auch ich mich, gehe ihm entgegen, biete ihm die Hand und lade ihn ein, in mein Wohnzimmer zu kommen. Dort angelangt, nimmt er mit mir und seinem Enkel Platz, während die Großen seines Reiches, soweit sie mitgekommen und anwesend sind, als Hofstaat um uns herum stehend, mit verwunderten Blicken sich im Zimmer umsehen, die ihnen fremden Gegenständen anstaunen und namentlich an den Photographien meiner Familie und an einem prächtigen Gewehre großen Gefallen zu finden scheinen.

Allmählich kommt nun, nach Austausch der allgemeinen Redensarten und Freundschaftsversicherungen das Geschäft in den Gang. Die Palmkerne werden gemessen, der „Rubber" (roher Kautschuk) gewogen und von allem der Werth festgestellt.

„Für nur 69 Dollar kannst Du wieder mitnehmen, King, dann sind aber auch Deine Schulden gedeckt, denn Du weißt doch wohl noch, daß beim vorigen Male, nachdem alles gemessen, gewogen und bezahlt war, einer Deiner Leute einen Sack „Rubber" wieder mit zurück nahm, der nachher bei dem Andern — bei dem schwarzen Manne aus Amerika [1]) — verkauft wurde."

Nun Du siehst Alles, ja, ich habe es auch gehört, als wir wieder zu Hause waren, ich habe einen schlechten Mann unter meinen Leuten, ich werde ihn tödten, wenn ich wieder nach Hause komme, ich werde ihn tödten und seine Weiber und Sklaven und all sein Gut nehmen.

Alles ist bezahlt, nun kommt aber noch eine große Frage — der „Dash" [2]), die Dreingabe, das Geschenk dafür, daß der König überhaupt ein Geschäft mit mir macht. Der König ist gnädig, er will nicht viel: einige Pfund Tabak und einige Ellen bedruckten Kattuns, nebst einigen Kleinigkeiten, deren er und seine Weiber gerade bedürfen, und die ihm erst am Schluß des Geschäftes eingefallen sind. Alles zusammen für vier bis sechs Dollars. Nach überschwänglichen Freundschafts- und Dankesversicherungen endlich verläßt Seine schwarze Majestät mich in dem Glauben, er habe heute ein ganz besonders gutes Geschäft gemacht.

Schließlich kann ich, nachdem schon das „Breakfast" im Drang der Geschäfte versäumt ist, mich zum sehr verspäteten „Lunch" setzen.

Rasch ist auch dieser vorüber, und ich buche nun Alles, was ich vom Könige gekauft und an ihn verkauft habe.

Zur Ruhe aber komme ich noch lange nicht, denn nun kommt Momo Marfaqui, den ich durch einen meiner Leute wollte bedienen lassen, und klagt, er werde betrogen. Aber, siehe da! Die Sache liegt umgekehrt. Momo will, die Situation benützend, den noch wenig erfahrenen jungen Gehülfen einmal gehörig übers Ohr hauen und denkt, man wird dies, da „King Freeman" anwesend ist, nicht weiter bemerken; er hat aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht, denn er wird mit der durch einige Peitschenhiebe unterstützten Mahnung entlassen, in Zukunft entweder ehrlich zu sein oder gar nicht wieder zu kommen. Ich weiß, er wird wieder kommen, und das erste mal wird er ganz ehrlich sein, das zweite mal wird er aber schon wieder einen kleinen, wenn auch ganz kleinen Betrug oder Diebstahl versuchen; gelingt er, so ist er acht Tage der glücklichste Mensch unter der Sonne.

Nachdem nun auch dieses Geschäft abgemacht ist, kann's zum „Dinner" gehen, das aus einer Blechdose Suppe und dem unvermeidlichen Hühnerfricassée, nebst einheimischen Kartoffeln — sogenannten Bataten — und getrockneten Bananen besteht und durch einen Schluck Rothwein vervollständigt wird.

In der Abendkühle mache ich nun noch einen kleinen Spaziergang zu meinem holländischen Kollegen, mit dem ich, obschon wir scharfe Konkurrenten sind, auf sehr freundschaftlichem Fuße stehe, wie es unsere Stellung als die einzigen Weißen inmitten einer oftmals feindseligen schwarzen Bevölkerung ja auch nicht anderes mit sich bringen kann.

Der freundliche Leser wird denken: „Nun jetzt ist der Tag doch zu Ende?" — Ja, der Tag wohl, aber vom afrikanischen Faktoristen kann in Wahrheit das Wort: „Keine Ruh' bei Tag und Nacht &c." buchstäblich angewendet werden, denn auch in der Nacht kann ich mich nicht ungestört und friedlich Morpheus Armen überlassen, da der „Watchman", der Wächter der Sicherheit selber auch noch überwacht werden muß, ob er nicht schläft oder gar ein Stelldichein mit irgend einer Schönen hat, die ihn von Dienst und Pflicht abhält.

Halb im Schlafe rufe ich noch, mich auf einen Augenblick ermunternd: „Watchman!" — „Yes sir, I watch"! Befriedigt ob dieser Antwort schlafe ich weiter. — Da, auf einmal kracht in der Stille der Nacht ein Schuß, an den nahen Bergen wie tausend Donner widerhallend, und nur langsam wie fernes Gewitter sich verlierend. Ich aber schlafe ruhig weiter, ich weiß, der „Watchman" schießt, um allen vier- und zweibeinigen Friedensstörern zu zeigen, daß hier ein treuer Diener für die Sicherheit seines Herrn wacht.

Nicht jeder Tag im Leben des Faktoristen geht aber so glatt ab. Oftmals muß er weite Touren ins Land unternehmen um säumige Zahler zur Zahlung zu zwingen, und er lernt dann alle Strapazen einer Reise im Canoe, auf dem Rücken der Neger oder gar zu Fuß durch die undurchdringlichsten Urwälder, nur durchschnitten von schmalen Negerpfaden, kennen. Oftmals auch kann er während der Regenzeit keinen Fuß vor die Thüre setzen, und ist falls er keine Bücher besitzt, auf die Unterhaltung mit seinem farbigen Gehülfen angewiesen. In solchen Zeiten wird dann jeder bedruckte Fetzen Papier unzählige mal gelesen, bis man ihn fast auswendig kann, in solchen Zeiten auch werden die alten Briefschulden erledigt, und die genauesten und detaillirtesten Abrechnungen gehen an die Vorgesetzten, die um derentwillen wünschen, daß in Afrika ewig Regenzeit sein möge.

[1]) Einem liberianischen Händler.

[2]) Uebrigens eine Unsitte, welche an der ganzen afrikanischen Westküste besteht, am besten vergleichbar mit unserem Rabatt. Vielfach wird bis zu 10 Proz. Dash gegeben; die gewöhnliche Höhe ist 5 Proz. Derselbe wird jedoch niemals in Waffen und Pulver bezahlt.

Kürzere Mittheilungen.

Der Vulkanausbruch des Bandai-san auf Nipon.

Ueber die verheerende Eruption, welche der Bandai san im Juli d. J. gehabt hat, wird uns nunmehr Näheres bekannt. Der betreffende Berg liegt in der Provinz Inawashiro, im Norden des Inawashiro-Sees (der der Sage nach mit ihm zugleich entstanden sein soll) und im Nordosten der fruchtbaren Ebene von Wakamatsu (37° 36′ nördl. Br. und 104° 6′ östl. L.). Er ist 1740 m hoch und hatte elf Jahrhunderte hindurch keine Eruption, so daß er den Umwohnern als völlig erloschen galt. Sein Krater war auch durch die Einwirkung der meteorischen Agentien — die in Japan ungemein kräftige sind — völlig verwaschen und verschwunden, die Lavaströme hatten sich mit einer mächtigen Lage von Erdkrume überzogen, und eine üppige Vegetation bekleidete den Berg vom Fuß bis zum Gipfel. Drei Solfataren, die nordwestlich von ihm lagen, waren die einzigen für jedermann sichtbaren Zeugen von seiner Vulkannatur, während im übrigen nur die alte japanische Geschichte und Tradition davon erzählte. Da barst am 15. Juli in der Frühe plötzlich der Sho-Bandai-san — ein Nebengipfel des Bandai-san, der den Solfataren unmittelbar benachbart war — durch eine gewaltige innere Explosion, so daß von ihm später keine Spur mehr zu sehen war, und eine Fläche von 800 bis 1000 qkm ringsum bedeckte sich mit einer mehr oder minder hohen Schicht seines Schuttes. Etwa ein Dutzend Gebirgsdörfer und gegen 600 in denselben wohnende Menschen waren darunter begraben, und die blühende Landschaft mit ihren Maulbeerhainen und Reisfeldern war eine graue Wüste geworden. Ein furchtbarer Wirbelwind begleitete die Erscheinung und mit den Fels- und Erdmassen des Sho-Bandai-san, die man im Minimum auf 700 Mill. Tons schätzt, wurden auch zahlreiche große Bäume in die Luft emporgeschleudert, um weit von ihrer ursprünglichen Stelle wieder niedergeworfen zu werden. Der Aschenregen verdunkelte den Himmel noch viel weiter, und ebenso erstreckten sich auch die den Vulkanausbruch begleitenden Erderschütterungen mit ihren Schrecken und Zerstörungen auf einen viel größeren Umkreis. Aus dem Kraterschlunde aber, der sich an Stelle des Sho-Bandai-san, zur Seite des Bandai-san gebildet hatte, stiegen unter Brüllen und Getöse erstickende Dämpfe empor. Unter den zu Grunde gegangenen Ortschaften befindet sich auch der kleine Kurort, welcher neben den Solfataren des Sho-Bandai-san entstanden war. Der Fluß Nagasegawa wurde durch einen mächtigen Damm aus Asche, Schlamm und Steinen, der sich quer vor seinen Ausgang aus einem Gebirgsthale lagerte, zurück gestaut, so daß für die Bewohner dieses Thales eine wahre Sündfluth entstand. Von den Fernerwohnenden fanden viele ihren Tod durch Ersticken in dem Aschenregen, indem sie zu fliehen suchten, während diejenigen, welche in den Häusern blieben — Greise, Kinder 2c. — ihr Leben retteten. Bereits vom 13. Juli an hatte sich der Vulkanausbruch durch mehrere schwache Erdstöße und durch dumpfes unterirdisches Rollen angekündigt, zwei stärkere Erdstöße erfolgten aber erst eine halbe und eine viertel Stunde vor der angegebenen Explosion. Zwischen der Explosion und dem Niederfallen der Schuttmassen sollen nur etwa 10 bis 15 Minuten vergangen sein.

E. D.

Der Lamaismus in der Mongolei.

Den Lamaismus in der Mongolei beschreibt Armand David in den „Missions catholiques" (1888, p. 272) in folgender Weise:

Die Lamaklöster sind in der Mongolei sehr zahlreich und verhältnißmäßig wohlhabend. Sie sind durchgängig im sogenannten tibetanischen Styl gebaut, viereckig und oft drei oder vier Stock hoch. Sie werden mittelst einer Kalklösung sorgfältig weiß getüncht und bieten auf diese Weise ein angenehmes Gegenbild zu den dunklen mongolischen Zelten und zu den chinesischen Häusern, welche immer aus Lehm gebaut sind. Ueberall in dem Lande begegnet man den Lamas, die an ihren rothen oder gelben Kleidern und an ihren glattrasirten Köpfen zu erkennen sind. Sie wohnen übrigens nicht bloß in den Klöstern, sondern auch zum Theil mit ihren Familien zusammen, in welchem Falle sie durch Handel 2c. für ihren Unterhalt sorgen.

Außer den Männern giebt es auch Lama-Frauen, welche sich gleichfarbig kleiden und ebenfalls mit kahlen Köpfen einhergehen. Die Frauen, die sich einem religiösen Leben widmen, scheeren sich aber erst dann die Haare, wenn sie ein gewisses Alter erreicht und ihre Familien erzogen haben. Sie werden „Lamainnen" aus Frömmigkeit und in der Hoffnung, sich durch Buße eine glückliche Seelenwanderung zu sichern. Was die Männer anbetrifft, so wird ihr Beruf häufig durch den allmächtigen Willen des Vaters bestimmt, welch letzterer von der Thatsache überzeugt, daß die Weiden nicht in gleichem Tempo zunehmen wie die Menschen, seine Söhne mit einer oder zwei Ausnahmen dem Lamaismus weiht. Hierin liegt auch einer von den Gründen, die zu der Abnahme der Bevölkerung in der Mongolei beitragen.

Der Kultus der Lamas besitzt eine auffällige Aehnlichkeit mit dem der römischen Katholiken. So trägt der Groß-Lama z. B. eine Mütze, die derjenigen eines Bischofs ähnlich ist, und eine Art Chormantel. In den Tempeln (djao) wird dreimal am Tage die Glocke oder der Tamtam zum Gebet geläutet, die Gebete werden von einem Chore angestimmt, die Gläubigen bedienen sich immer eines Rosenkranzes, um die Zahl ihrer Gebete zu regeln u. s. w. Ein mongolischer Lama versicherte auch, daß in besonderen Distrikten die Andächtigen eine Art Sündenbeichte üben, und daß ihnen darauf Bußübungen im Verhältniß zu den von ihnen gebeichteten Vergehen auferlegt werden. Man kann unbedenklich behaupten, daß der Lamaismus, dessen Organisation nicht so sehr weit zurück datirt, die Ceremonien der christlichen Religion, welche seit den frühesten Jahrhunderten im Orient gepredigt worden ist, nachzuahmen gesucht hat.

Folgende Geschichte eines bedauernswerthen Groß-Lamas dürfte besondere Erwähnung verdienen:

Das Lamakloster von Uthandjao ist das berühmteste im ganzen Urato. Man sagt, daß dasselbe von mehr als 1500 Mönchen bewohnt wird, welche unter der Aufsicht eines Groß-Lamas leben, der als ein lebendiger Buddha angesehen wird. Eine seltsame Geschichte wird nun von dem gegenwärtigen Würdenträger erzählt, der nicht nur der Vorgesetzte von den Lamas dieses Klosters, sondern auch Herr und Fürst von der ganzen Umgegend ist. Infolgedessen ist er sehr reich und besitzt nicht bloß über tausend Pferde und dreitausend Kühe, sondern auch eine große Anzahl Kameele und Schafe. Außerdem werden ihm von Pilgern viele Opfer dargebracht, die

ihn für die Gebete und Segen, die er ihnen in tibetanischer Sprache spendet, bezahlen sollen.

Vor einigen Jahren hatte der letzte Groß-Lama eine Summe von 30 000 Unzen Silber (ungefähr 250 000 Frs.) zusammengebracht und beschloß aus reiner Frömmigkeit, diesen Schatz dem höchsten lebenden Buddha in Lhassa als Opfer darzubringen. Er machte sich also, von zahlreichen Lamas begleitet, nach Tibet auf. Seine Gefährten sahen aber sehr ungern das Geld von Urato in die Kasse des ersten Groß-Lamas laufen und benutzten die Ueberfahrt eines Flusses dazu, ihren Vorgesetzten ins Wasser zu werfen und seinen Schatz zu rauben. Glücklicherweise wurde der arme Ertrinkende, nachdem er von der Strömung ziemlich weit fortgetragen worden, bewußtlos ans Ufer geworfen, und bald darauf, als er sich ohne allen Beistand wieder erholt hatte, fand er den Muth, seine Reise nach Tibet unter dem Schutze einer Karawane fortzusetzen. Nach einer langen Abwesenheit kehrte er sodann zwei oder drei Jahre später nach seinem alten Kloster zurück.

Während man ihn aber noch für todt hielt, war man ausgegangen, um das prädestinirte Kind zu suchen, in das die Seele des Ertrunkenen gefahren sein sollte, und man fand in der That einen jungen Mongolen, der alle Eigenschaften zu besitzen schien, welche den Buddha kennzeichnen. Dieser Knabe wurde nach dem Kloster gebracht und als der wahre Groß-Lama anerkannt. Ein Rath, aus alten Mönchen zusammengesetzt, wurde ihm beigegeben, um ihn in den tibetanischen Gebeten zu unterrichten und um alle Geschäfte in seinem Namen zu erledigen. Wie groß muß also das Erstaunen und zu gleicher Zeit die Enttäuschung der Mönche gewesen sein, als sie eines Tages den alten Groß-Lama lebendig vor sich erscheinen und seine frühere Stellung von ihnen fordern sahen! Leider verlangte er aber vergebens seine Rechte wieder, man beachtete ihn nicht, und der Neuerwählte wollte ihm seine Stellung durchaus nicht abtreten. Der Streit verursachte in der ganzen Provinz große Aufregung. Der Arme, dem Tode des Ertrinkens Entgangene, der sich vor diesem Frevel nicht zu behaupten vermochte, und der sich machtlos fühlte, seine Rechte dem Gerichte gegenüber — wo der Reichste immer Recht behält — zu vertheidigen, zog sich, zum Schweigen gezwungen, nach einem entfernteren Kloster zurück, wo er jetzt als einfacher Mönch sein Leben verbringt. Dennoch sind zwei Männer zum Tode verurtheilt worden, von denen es nur zu klar erwiesen wurde, daß sie an dem Anschlage auf das Leben ihres Vorgesetzten theilgenommen hatten. F.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— General N. v. Prshewalski hat seine fünfte Reise nach Asien im August d. J. thatsächlich in der von uns früher angegebenen Weise angetreten (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 335), in der Absicht, diesmal bis Lhassa vorzudringen. Bis Samarkand wird ihn die neue centralasiatische Schienenstraße bringen, dann denkt er sich über Semirjetschensk direkt nach Tibet zu wenden.

— Das Quellgebiet des Kan und der Birussa bildet gegenwärtig den Schauplatz der Forscherthätigkeit des Geologen Clemens und des Archäologen Eleuew. In den Höhlen, welche dasselbe enthält, hofft man wichtige Denkmäler der prähistorischen Kultur Rußlands zu finden.

— Einem Vortrage, den C. B. Conder vor der diesjährigen britischen Naturforscher-Versammlung über die alten Völker Westasiens gehalten hat, entnehmen wir die folgenden Ausführungen: Die Forscher, welche sich das Studium des arischen und semitischen Alterthums zur Aufgabe gemacht haben, sind seit etwa 40 Jahren in Westasien ebenso wie in Griechenland und Italien auf Sprach- und Rassentypen gestoßen, die weder arisch noch semitisch sind, und die auf eine ältere vor-arische und vor-semitische Kultur hindeuten. In drei Fällen — nämlich bei dem Akkadischen, dem Medischen und dem Etruskischen — sind diese alten Typen zweifellos turanisch; man muß also annehmen, daß in den ältesten historischen Zeiten eine den heutigen Türken und Turkomanen verwandte Bevölkerung in Syrien gehaust hat. Die Gesichtsbildung sowie die Tracht und die religiösen Gebräuche der Hittiten oder Kheta (Chetiten) zwingt zu derselben Annahme. Dieselben haben mongolische Züge, und ihre Verehrung von Sonne, Mond, Bergen, Wolken und Strömen ist ebenfalls turanisch, ebenso die von ihnen geübte und in der Bibel erwähnte Exogamie. Die „Kara Chitai", die zur Zeit des Ptolemäus Ost-Turkistan bewohnt, tragen überdies einen ganz ähnlichen Namen. Auch der hittitische Zopf ist turanisch. Die Akadier stehen wieder den Hittiten nahe, sowohl was ihre Sprache, als auch was ihre Religion, ihre Kriegsbräuche etc. angeht. Die kleinasiatischen Ortsnamen, sowie auch die karischen Personennamen führen zu demselben Schlusse (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 221). J. S. Glennie unterstützte in einem anderen Vortrage vor derselben Versammlung die Conder'schen Theorien, und suchte nachzuweisen, daß außer der alten pelasgischen und etruskischen Kultur auch die alte iberische Kultur zahlreiche Merkmale trägt, die auf die Beimischung turanischer oder, wie er sie vorsichtig nannte, „archaischer" Bevölkerungs-Elemente hinweisen.

— Nach den Berichten der chinesischen Zollbehörden ist der chinesische Außenhandel im Jahre 1887 auf 955 Mill. Mark zu veranschlagen (auf 520 Mill. Mark Ausfuhr und 435 Mill. Mark Einfuhr), so daß also alle vorhergehenden Jahre sehr beträchtlich dadurch übertroffen werden. Die beiden Haupt-Exportartikel waren nach wie vor Seide und Thee, in Bezug auf letzteren war aber durch die indische Konkurrenz ein bedeutender Abfall zu bemerken. Einen hohen Aufschwung nahm dagegen der Export von Strohgeflechten (besonders aus Tientsin und Tschi fu). Unter den Importartikeln spielten wie bisher Opium, Baumwollenwaaren, Metallwaaren und Zündwaaren die Hauptrolle. Die Baumwollenwaaren kamen außer von Manchester namentlich von Bombay. — Was die Schiffahrtsbewegung der chinesischen Vertragshäfen angeht, so betrug dieselbe $22^{1}/_{5}$ Mill. Tonnen, und den Hauptantheil daran hatten die Flaggen Englands (66 Proc.), Chinas (25 Proc.) und Deutschlands (reichlich 6 Proc.). Die größten Zolleinnahmen verzeichneten die Häfen: Shanghai (26 Mill. M.), Futschou ($11^{1}/_{3}$ Mill. M.), Hankou (10 Mill. M.) und Kanton ($9^{1}/_{2}$ Mill. M.).

— Ueber die Antheilnahme der europäischen Völker an dem ostasiatischen Handel und Verkehr giebt auch die Hafenstatistik von Hongkong einen interessanten Aufschluß. Von den 3890 See-Dampfern, die in dem Hafen einliefen, waren 2873 englisch, 540 deutsch, 140 chinesisch, und nur 100 französisch. Alles in allem betrug die Zahl der ein-

gelaufenen Schiffe im Jahre 1887 27 599, und die Zahl der eingelaufenen Tonnen 6 401 837 (gegen 1259 Schiffe oder 658 196 Tonnen im Jahre 1861).

Afrika.

— Nachdem Major Barttelot mit seiner Hilfs-Expedition kaum von Yambuga aufgebrochen war, um Stanley in der Richtung auf Wadelai zu folgen, ist derselbe, wie eine in Brüssel eingegangene Nachricht lautet, von einer Anzahl seiner Begleiter verrätherisch überfallen und ermordet worden — aller Wahrscheinlichkeit nach auf Anstiften Tippoo Tibs. Die betreffende Nachricht ist von Jameson nach Stanley-Falls gebracht worden, und dieser Herr sollte an Stelle des Ermordeten die Führung der Expedition übernehmen; derselbe ist aber in Bangala von einem perniciösen Fieber erfaßt worden und ebenfalls gestorben.

— Ueber die projektirte deutsche Emin-Pascha-Expedition verlautet neuerdings, daß Lieutenant Wißmann zusammen mit Dr. Karl Peters ihre Führung übernehmen soll, und daß man durch sie eine Reihe von Stationen schaffen will, die die Kommunikation zwischen der Küste und dem Victoria-Nyanza-See nebst dem weißen Nil ermöglichen. Zur Deckung der Kosten sind dem Vernehmen nach bereits 200 000 Mark aufgebracht worden.

— Hauptmann Becker ist im Auftrage der Kongo-Regierung von Brüssel nach Banana aufgebrochen, um an der Spitze einer 200 Mann starken Expedition die unbekannten östlichen und nördlichen Distrikte des Kongo-Staates zu erforschen und in Besitz zu nehmen, und um nebenbei vielleicht auch Kunde über Stanley zu bringen. Ein gewaltiger Eroberungsplan mit einem winzig kleinen Heere!

— Major A. M. Festing, welcher im Januar d. J. von Port Loko aus eine Expedition zu dem Mandingo-Könige Alimany Samodu antrat, um denselben für England zu gewinnen, ist nebst mehreren seiner Gefährten dem Fieber erlegen. Es ist also zweifelhaft, ob die englische Kolonialpolitik der französischen an dieser Stelle den erstrebten Vortheil abgewonnen hat. (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 159.)

— Eine namhafte Hilfsquelle Tunesiens ist die Schwammfischerei zwischen Zarzis und Sfax. Dieselbe wird gegenwärtig von etwa 400 griechischen, 500 sizilianischen und 1400 tunesischen Fischern betrieben. Im Jahre 1887 ergab sie einen Gesammtertrag von gegen 700 000 Mark. In den Monaten März bis Mai, — der Periode des stärksten Wachsthums der Schwämme — ist die Fischerei verboten.

Nord- und Mittelamerika.

In einem „Report" des nordamerikanischen „Signal Office" giebt L. M. Turner Rechenschaft über seine Forschungen in Alaska, die sich über den Zeitraum von 1874 bis 1881 erstrecken, und die namentlich in klimatologischer und thiergeographischer Hinsicht von hoher Wichtigkeit sind.

— Die amerikanische Expedition zur Untersuchung des Nicaragua-Kanal-Projektes hat ihre Arbeiten beendigt, und der Führer derselben wird demnächst einen ausführlichen Bericht darüber veröffentlichen. Die bedeutendsten Abweichungen von den früheren Plänen bestehen darin, daß der Kanal um den Managua-See herum geführt werden und bei Castor eine große Doppelschleuse erhalten soll. Im ganzen werden fünf oder sechs Schleusen nöthig sein. Die Kosten des Unternehmens werden nur auf 50 Mill. Doll. veranschlagt. Man wird sich aber wohl darauf gefaßt machen müssen, daß sich dieser Anschlag ähnlich wie der Lesseps'sche beim Panama-Kanale als etwas sanguinistisch erweist.

— Nach den vorläufigen Publikationen der „United States Geological Survey" hat sich die gewaltige Mineralproduktion der Union im Jahre 1887 in den wesentlichsten Zweigen noch immer beträchtlich erhöht. Die Goldausbeute (33,1 Mill. Dollars) zwar zeigte eine Abnahme um 1,9 Mill. Doll. gegen das Vorjahr, und im Vergleich mit der Ausbeute von 1853 betrug sie nur noch etwa die Hälfte. Dagegen wurde Silber (für 53 441 300 Doll.) für ziemlich 2 1/2 Mill. Doll. mehr gewonnen. Die Roheisen-Erzeugung steigerte sich von 5 683 328 Langtonnen auf 6 417 148, und die Kohlenförderung von 107 782 209 Kurztonnen auf 123 965 255; besonders in letzterer Hinsicht ist Amerika also nunmehr England sehr nahe gekommen. Kupfer produzirte die Union aus den eigenen Minen 180 920 524 Pfund (im Werthe von 21 Mill. Doll.). Blei 160 700 Kurztonnen (im Werthe von 14 463 000 Doll.); Zink 50 340 Kurztonnen (im Werthe von 4 782 300 Doll.); Quecksilber 33 825 Flaschen (im Werthe von 1 429 000 Doll.). — Die Steigerung der Petroleumproduktion, die sich auf 28 249 543 Barrels oder 16 949 726 Doll. bezifferte war nur geringfügig; sehr bedeutend dagegen war die Steigerung der Naturgas-Produktion, die auf 13 582 500 Doll. berechnet wird (gegen 9 847 150 Doll. im Jahre 1886).

Bücherschau.

— Emil von Laveleye, Die Balkanländer. Ins Deutsche übertragen von E. Jacobi. 1. Bd. Leipzig 1888. Carl Reißner. — Der berühmte belgische Nationalökonom Laveleye bietet uns in diesem seinen Buche eine gewaltige Fülle von geistreichen und scharfsinnigen Bemerkungen über die Länder und Völker, die er auf seiner Reiseroute berührte — insbesondere über deren gesellschaftlichen Zustände und politischen Einrichtungen. Gelegentlich verwickelt er uns wohl in einen Trugschluß — so z. B. wenn er sagt, daß es besser wäre, wenn Europa nur drei oder vier Sprachen, und am besten, wenn es nur eine einzige Sprache hätte —, im allgemeinen aber wird niemand das Buch aufmerksam lesen, ohne die mannigfaltigste Belehrung daraus zu schöpfen, und ohne sein staatenkundliches Wissen dadurch wesentlich zu vertiefen. Der vorliegende Band verbreitet sich namentlich über Kroatien, Bosnien und Serbien, und über die Zadruga (Familiengemeinde) der südslavischen Völker. Die Uebersetzung ist als eine sehr gute zu bezeichnen.

Berichtigungen.

In dem ersten Aufsatze von Nr. 11 (Die Landwirthschaft in China) steht auf Seite 163 an verschiedenen Stellen irrthümlich „Mon" statt „Mou", und „Tsin" statt „Tsin", was wir zu berichtigen bitten. — Ebenso darf es Seite 162, Spalte 1, Zeile 2 (des Textes) von unten nicht heißen „tas" sondern „tan"; Zeile 6 der Anmerkungen nicht „Chon-king" sondern „Chou-king"; Seite 162, Spalte 2, Zeile 24 (des Textes) von unten nicht „Wa-tuan-liu" sondern „Ma-tuan-lin"; Zeile 19 von unten nicht „Nau" sondern „Nan"; Seite 165, Spalte 2, Zeile 10 von unten nicht „Tsing" sondern „Tsing".

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIV. № 14.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Vallombrosa.

Von Dr. Oskar Schneider.

(Mit vier Abbildungen.)

Wer ohne optimistische Voreingenommenheit, mit objektivem Sinne und klarem Auge die vielgepriesenen Berg- und Hügelländer des mittleren und südlichen Italien durchstreift, der wird sich einer gewissen Enttäuschung nicht erwehren können, wenn sein Blick nicht nur stunden-, sondern tage-, ja wochenlang nur auf langgestreckte, sanft gewölbte Höhenzüge fällt, die meist von der Thalsohle bis zum Kamme, jedenfalls aber an den höheren Lehnen des Baum- und Strauchwuchses völlig entkleidet sind, und dabei doch der charaktervollen Großartigkeit, der packenden Mannigfaltigkeit und Schönheit der Formen, sowie der weihevollen Krönung durch Firnschnee und Gletschereis entbehren, welche den baumleeren Gehängen der Hochalpen — z. B. der Dolomiten — einen so zauberhaften, das Gemüth bestrickenden Reiz verleihen. Ja, der Reisende wird sich selbst eingestehen müssen, daß weite Strecken der Apennin-Halbinsel unter unserem melancholischen Himmel der gemäßigten Zone als geradezu unschön erscheinen müßten, während das südlich der Alpen allerdings nur selten der Fall ist, da die Reinheit des Himmels und die Klarheit und Wärme der Luft in den Subtropen auch die öden Hügelgelände Italiens wie die sterilen, farbenarmen Felsmauern am Nil und am Todten Meere mit einer Fülle von Licht und weichen Farbentönen zu übergießen und dadurch zu oft herrlichen Landschaftsbildern zu wandeln vermögen. Schädigt nun, dem Letztgesagten zufolge, die Baumarmuth die Schönheit der südlichen Länder auch nicht in dem Maße, wie wir nach den klimatischen Verhältnissen unserer Heimath zu glauben geneigt sein möchten, so beeinträchtigt sie dieselbe doch immerhin in hohem Grade und wirkt dazu ungemein verderblich in volkswirthschaftlicher Hinsicht, da sie Italien bezüglich seines Holzverbrauches vom Auslande abhängig macht und den Reichthum an fließendem Wasser und die Gleichmäßigkeit des Wasserstandes vermindert.

Unsinnige Waldverwüstung und das Weiden des allen Nachwuchs vernichtenden Kleinviehes auf den abgeholzten Flächen hat Italien zu einem der waldärmsten Länder Europas gemacht: manche Provinzen, wie Rovigo, haben nichts oder fast nichts, andere, wie Forli, Venedig, Padua, Mantua nur 0,04 bis 0,85 Proz. der Gesammtfläche bestockt; und nur dadurch, daß einzelne Theile der Alpen und des Apennin, wie auch der Insel Sardinien wesentlich besser, nämlich bis zu 27 Proz. bewaldet sind, erhält man angeblich für das ganze Königreich 13 Proz., während z. B. Sachsen 33 Proc. aufzuweisen hat. Um auf jene 13 Proc. zu kommen, ist es aber sicher nöthig gewesen, jeden noch so lichten Kastanien-, Eichen- und Pinien-Hain und jedes noch so dürftige Buchengestrüpp mitzurechnen; und selbst wenn dies geschehen sein sollte, möchte dem, der Italien aufmerksamen Auges durchwandert hat, jener Prozentsatz als zu hoch gegriffen erscheinen, wenn auch andrerseits die von einem fachmännischen schweizer Berichterstatter aufgestellte Schätzung von 3 Prozent allzu niedrig sein dürfte.

Von der Küstenebene zum Apennin ansteigend, stoßen wir zunächst auf unsere beiden Eichenarten neben der Zerr-, Stein- und Korkeiche, der Pinie, der Strand- und Aleppokiefer und verschiedenen Wachholderarten; dann folgen Kastanien, die in Nord- und Mittelitalien etwa bis 900 m, in Süditalien und Sicilien bis zu 1200 m sich erheben, durchsetzt mit der anmuthigen Baumhaide; darauf kommt in einigen wenigen Gebieten schöner Edeltannenwald und schließlich hochstämmiger Buchenbestand, der nach der Höhe sich allmählich in krüppeliges Buchengebüsch als den letzten Vertreter des Holzwuchses verliert. Dabei ist besonders bemerkenswerth, daß im Apennin die Buche auf die Tanne folgt, während in den Alpen das Umgekehrte stattfindet.

Das Gesammtareal des italienischen Waldes wurde neuerdings in der schweizerischen Zeitschrift für das Forstwesen zu 4 717 200 ha mit 4 048 300 ha Wald und 668 900 ha Gebüsch berechnet, während ein amtlicher Bericht von 1876, seit welchem keine bessere offizielle forstliche Statistik Italiens erschienen sein soll, den Waldbestand dieses Reiches, mit Ausschluß Toskana's und alles Buschwaldes, auf 3 625 183 ha beziffert. Davon gehören aber dem Staate nur 150 000 ha und zwar so, daß wiederum nur etwa 60 000 ha unter der Forstverwaltung stehen und nicht veräußert werden dürfen, während das Uebrige dem Finanzministerium unterstellt ist und jederzeit nach Bedürfniß der bedürfnißvollen Staatskasse verauktionirt werden kann.

Um nun die Weiterverwüstung der Wälder zu hindern und die Bestockung der die Bildung zerstörender Gießbäche begünstigenden, und damit in hohem Grade gefährlichen öden Steilgehänge zu fördern, sind durch ein Forstgesetz vom 20. Juli 1877 alle Wälder und alle der Aufforstung dringend bedürftigen Rücken und Lehnen über der Kastaniengrenze, sowie ein Theil derselben unterhalb der letzteren, unter den



Gesammtansicht von Vallombrosa.

„Vincolo forestale", d. i. unter forstpolizeiliche Aufsicht gestellt, die durch vom Staate angestellte Forstinspektoren mit Hülfe von Unterbeamten ausgeübt wird. Nach einer amtlichen Aeußerung betrugen diese Schutzgebiete Ende 1883 zusammen 3 810 281 ha, wovon gegen 3 000 000 ha auf Hochwald, etwa 400 000 ha auf bebuschte und 483 000 ha auf kahle Flächen kommen, die zu Schutzzwecken wieder bepflanzt werden sollen. Letzteres zu fördern hat das Ackerbauministerium einen besonderen Kredit zur Verfügung; auch steht dem Staate, jeder Provinz, der Gemeinde und selbst den einzelnen Privatleuten das Recht der Expropriation zu, falls sie die Absicht hegen und kund geben, ödes Land aufzuforsten. Trotz so weit gehender Rechte, und obwohl der Staat die Pflanzen bis zu den äußersten Grenzen der Monarchie hin umsonst liefert, sind von 1877 bis 1880 jährlich durchschnittlich doch nur 700 ha besetzt worden. Deshalb arbeitete nach der großen Ueberschwemmung Norditaliens im Jahre 1882, welche den unheilvollen Einfluß der waldlosen Höhen auf das Abströmen großer Regenmassen wiederum klar vor Augen gestellt hatte, die Forstdirektion im italienischen Ackerbauministerium im Auftrage der Regierung einen Gesetzentwurf zu planmäßiger und schnellerer Bewaldung von etwa 387 000 ha Oedland durch praktisches Zusammenwirken von Forstleuten und Wasserbau-Ingenieuren aus, unter Schätzung des Kostenaufwandes auf 48 Millionen Lire; derselbe wurde aber von der Kommission der Deputirtenkammer durch einen wesentlich verkümmerten Plan ersetzt, der zudem bis heute noch nicht im Senate zur Besprechung gekommen ist[1]). So wird denn das gute Werk nur langsam vorschreiten, umsomehr, als man über Mangel an Fachinteresse und über hie und da merkbare Bestechlichkeit mancher der allzu gering bezahlten Unter-

[1]) Der vorliegende Aufsatz war bereits in den Händen der Redaktion, als dem Verfasser durch Professor Perona die Mittheilung zuging, daß dieser Plan am 1. März 1888 zum Gesetze geworden.

beamten klagt. Glücklicher Weise regt sich anderseits in Italien auch außerhalb der Forstkreise — vornehmlich in den Sektionen des italienischen Alpenvereins — allmählich die Sympathie für den Wald; ja, es hatte sich vor einigen Jahren ein „Verein zur Förderung der italienischen Forstkultur“ gebildet, dem viele der angesehensten Männer des Staates, wie Sella, Ricasoli u. a. angehörten, doch hat sich derselbe leider bereits nach drei Jahren — der statutenmäßig vorgesehenen ersten Probezeit — wieder aufgelöst.

Die höheren Forstbeamten Italiens erhalten ihre Ausbildung in Vallombrosa, der einzigen Forstakademie des geeinten Königreichs. Dies herrliche, in köstlicher Waldesfrische am Taborra-Berge, einem westlichen Ausläufer des vom Hauptzuge des Apennin sich abzweigenden, in 4864 Fuß gipfelnden Pratomagno gelegene Fleckchen Erde zu besuchen, war mir zweimal vergönnt: das erste Mal Anfang August des Jahres 1873, als ich von dem unter 32° R. seufzenden Florenz dort für wenige Tage Erfrischung und Erholung suchte, und dann im April 1884, wo mich coleopterologisches Sammeln an den dafür sehr lohnenden Ort anderthalb Wochen fesselte. Während des letzteren Aufenthaltes bot sich mir durch das liebenswürdige Entgegenkommen des in Vallombrosa und Tharand gebildeten Professor Perona und seiner aus Breslau stammenden Gattin, sowie durch die ebenso freundliche Auskunft, welche mir Herr Lanzky, ein dort angesiedelter, philosophischen Studien lebender Norddeutscher, ertheilte, Gelegenheit, Einsicht in die Verhältnisse zu gewinnen; Durchmusterung der einschlagenden Literatur hat dieselbe erweitert und geklärt, und so darf ich wohl hoffen, wenigstens volle Wahrheit zu bieten, wenn ich zu einem flüchtigen Besuche von Vallombrosa die Führung übernehme.

Von Florenz aus bringt uns die über Arezzo nach Rom führende Bahn im bald enger werdenden Thale des Arno aufwärts in etwa drei Viertelstunden nach Pontassieve, nahe der Mündung des Sieve-Flüßchens. Wir befinden uns dort am Bahnhofe 90,5 m über dem Meere. 1873 war es im August ein gar mühsames Geschäft, einen Wagen zur Fahrt nach Vallombrosa in dem Städtchen aufzutreiben, 1884 dagegen standen schon in der ersten Hälfte des April mehrere Gefährte am Bahnhofe, deren Lenker sich um unsere Kundschaft bemühten und Empfehlungskarten der Fuhrwerksbesitzer vertheilten — ein beredtes Zeichen dafür, wie sehr im Laufe eines Jahrzehnts Vallombrosa bei Touristen und Sommerfrischlern in Aufnahme gekommen war.

Der Weg geht, nachdem er das Städtchen durchzogen und die für dessen Namen maßgebend gewesene Sieve-Brücke überschritten, zunächst dem Arno entlang nach Süden, theilt sich aber bald in zwei Routen, welche bei Paterno wieder zusammenlaufen; wir wählen die südlichere und fahren zwischen Feldern und Weinpflanzungen, Gärten, Oelbaumterrassen, Eichenwäldchen und einzelnen mächtigen Eichen in der Nähe der wenigen kleinen Dörfchen in etwa anderthalb Stunden empor zu dem freundlichen Oertchen Paterno. Das daselbst in großem Gartenraume liegende ansehnliche Gebäude, früher ein Schloß der Grafen Guidi, sollte der Wintersitz des Forstinstitutes werden, da es bei 377 m Seehöhe einer weit milderen Temperatur sich erfreut, als das dritthalb mal so hoch liegende Vallombrosa; später hatte man es für eine landwirthschaftliche Lehranstalt im Auge und machte es bis zu deren Einrichtung zum Sitze des Forstinspektors von Toskana, in allerneuester Zeit aber hat es der Staat zum Verkauf gestellt. Von Interesse sind uns Nordländern die bis dahin an den steileren Gehängen neben dem Fahrwege befindlichen kleinen Felder mit Iris florentina gewesen, deren Wurzelknolle, die sogenannte Veilchenwurzel, uns als Kindern das Zahnen erleichtert hat, und von Droguen-Appreturen, z. B. der berühmten Fabrik von Gehe und Co. in Dresden, zur Gewinnung einer feinen Essenz ausgepreßt, in Italien aber vorwiegend zu Gesichtspuder verwendet wird, ohne den eine toskanische oder römische Dame nicht glaubt leben zu können.

Von Paterno aus konnte man vor zwölf Jahren nur noch bis zu dem etwa aus dreißig Häusern bestehenden Dorfe Tosi allenfalls mit dem Wagen gelangen; dann aber kam steiler, mit unregelmäßigen Steinen roh gepflasterter Pfad, der im Laufe der Jahrhunderte durch die massigen Kufen der von Ochsen gezogenen Halbschlitten, „treggia“ genannt, durchfurcht worden war, mit denen den Mönchen des Klosters Vallombrosa des Leibes Nahrung und Nothdurft zugeführt, und Eis nach Florenz hinabgebracht wurde. Auch von Schwachen und Kranken ist dieses, gleich der russischen Telega mehr den Folterwerkzeugen als den Beförderungsmitteln zuzurechnende Vehikel wohl benutzt worden; der Gesunde aber that jedenfalls besser, die Höhe — wenn auch, wie wir in den Hundstagen 1873, im Schweiße des Angesichts — durch lichten Kastanienwald mit einem Bodenteppich von Haidekraut, Farnen und verstreuten Blumen zu Fuß zu erklimmen. Er kam dann bald auf eine gelind ansteigende Terrassenstufe und in dichten, dunklen Tannenwald, der ersehnte, doch fast allzu große Kühle spendete. Jetzt führt eine treffliche Fahrstraße von Paterno in anderthalb Stunden nach Vallombrosa hinauf. Dieselbe tritt oberhalb des ersteren Ortes in das enge, steilwandige Thal des Vicano-Baches, hoch über dem wildschäumenden Bergwasser am Felsen sich hinziehend, bis sie die Schlucht an deren oberen Ende überschreitet, und steigt dann mit zahlreichen, engen Windungen an der jenseitigen Thalwand, bei Tosi vorüber, zu dem schwächer sich hebenden, mit Tannen besetzten Terrain empor. Ein letzter, kürzerer Anstieg in kühlem Waldesschatten führt endlich an einen großen, sanft nach Süd gehobenen, üppig grünen Wiesenplan, auf dessen gegenüber und damit höher liegender Seite sich die alte Abtei von Vallombrosa aufbaut, fast ganz umschlossen von steilen, dicht bewaldeten Lehnen, von deren dunklem Grunde sich der stattliche Bau wirkungsvoll abhebt. In schnurgerader Linie zieht sich der mit alten Tannen besäumte Weg bis zu dem schönen Portal des Klosterhofes. Vor diesem aber wenden wir uns nach der rechten Seite zu einem in doppelter, eckiger Hufeisenform erbauten, einstöckigen Hause, an dessen Wand der stolze Name „Albergo la croce di Savoia“ prangt; es ist ein Gasthaus, das vom Staate verpachtet wird und zahlreichen Reisenden aus fernen Landen als Absteigequartier, sowie seit acht Jahren einer starken, der besten Gesellschaft Italiens angehörenden Kolonie von Erholungsbedürftigen während der Sommermonate zu längerem Aufenthalte dient; denn Vallombrosa ist in neuester Zeit als klimatischer Kräftigungs-, wenn nicht Kurort so in Mode gekommen, daß in der Zeit von Mitte Juni bis Mitte September stets die 49 Wohnzimmer des „Albergo“ sammt denen des auf einer Felsplatte hoch über dem alten Kloster malerisch thronenden Häuschens — des Paradisino — und denen des 1885 erbauten „Villino Medici“ kaum ausreichen, um die Zuströmenden zu beherbergen.

Und das darf uns nicht Wunder nehmen; denn die Höhenlage von 967 m über dem Meere, die ozonreiche Luft, die bis 10° R. unter der von Florenz liegende Temperatur, herrliche Tannenwälder, hie und da mit dicken weichen Moospolstern, und saftige Wiesen, die beide ja in Italien so ungemein selten sind, und neben dem wilden, erst in einem prächtigen Falle und dann über eine Reihe künstlicher Stau-Terrassenstufen herabschäumenden Vicano eine Anzahl der trefflichsten Quellen von 7,4 bis 11° Temperatur im August — ergeben eine Summe der denkbar glü-

stigsten Bedingungen, die noch unterstützt werden durch die Nähe der Eisenbahn und der Stadt Florenz. Die Beköstigung in dem Gasthause ist recht gut, die Zimmer aber sind in jeder Hinsicht, etwa mit Ausnahme der geräumigen Betten, sehr bescheiden; doch giebt auf sie bekanntermaßen der Italiener wenig. Die Preise müssen, da alle Nahrungsmittel heraufgeholt werden müssen, mit 7 Lires im Frühjahr und 9 bis 10 Lires während „der Saison" für volle Pension, den Tischwein mit inbegriffen, sicher für mäßig erklärt werden. An einer Auswahl leicht gangbarer bequemer Spazierwege fehlt es; es sind deren thatsächlich nur zwei vorhanden, deren einer zum „Saltino" an dem kahlen Westgehänge führt, das den freien Ausblick ins Arnothal oberhalb und bei Florenz gestattet, während der andere nach Norden zum „Lago" läuft, einem kleinen See in der Richtung nach Pratovecchio hin; der Italiener liebt es aber auch nicht zu gehen, sondern begnügt sich damit, sich mit einem Stuhle in den Schatten der Bäume zu setzen. Zum Winterkurort wird sich Vallombrosa nie eignen, da es — in fast 1000 m Höhe am Nordabhange des Bergstockes, und dazu, wie schon der Name sagt, schattig gelegen — kalte und schneereiche Winter und rauhe, regnerische Frühlinge hat, wie wir in der ersten Hälfte des April so zur Genüge erfuhren, daß der mächtige Wärmtopf (der „scaldino") den wir des Abends zu unserer Ueberraschung und Erheiterung im Bette vorfanden, dann allabendlich von uns froh begrüßt wurde. Bei den Italienern ist es sogar sprüchwörtlich geworden, daß Vallombrosa drei Monate frisch und neun Monate kalt sei, doch beträgt die mittlere Jahres-Temperatur immerhin 7° C., und selten sinkt das Thermometer



Das Hauptgebäude nebst dem Paradisino.

bis 8° unter Null. Im April blühten in Wald und Wiese unsere Frühlingsblumen oder deren Verwandte, wie beide Veilchen, die gelbe Primula acaulis, Crocus vernus, Corydalis cava, Scylla bifolia und die grüne Nießwurz, und eine Waldlichtung bot beide Morchelarten zum Mittagstisch. Ungemein angenehm aber ist der Aufenthalt dort im eigentlichen Sommer, wo auf genügend warme und doch erfrischende Tage zauberisch schöne stille, milde Abende und Nächte folgen, in denen unzählige der hell aufflammenden südlichen Leuchtkäfer geisterhaft lautlos und in unregelmäßigem Fluge über den matt erhellten Wiesenplan wie durch das tiefe Dunkel des hochstämmigen Waldes und das dichte Gehege der jungen Nadelholzpflanzungen schweben.

Bis vor wenigen Jahrzehnten hat das damals weit kleinere Haus des heutigen „Albergo" den Frauen, die nach Vallombrosa wallfahrten kamen und, der strengen Regel gemäß, im Kloster nicht übernachten durften, zur Wohnung gedient, weshalb es heute noch im Munde des Volkes „foresteria delle donne" genannt wird.

Die Vollendung des weitläufigen, im Ganzen architektonisch nicht werthvollen Hauptgebäudes mit seiner stattlichen Fassade, höheren und niedrigeren Eckthürmen, einer im Innern mit Gold und Marmorskulptur überladenen Kirche und einem von einer hohen Mauer mit alten Eckschutzthürmen eingehegten großen Vorhofe soll erst im Jahre 1637 erfolgt sein, doch datirt die feste Ansiedelung an diesem Platze aus viel älterer Zeit. Schon im vorigen Jahrtausend scheint das Berggehänge, wie des Ortes alter Name „Aqua bella" verräth, kräftiger Heilquellen halber besucht worden zu sein, die erst 1205 durch einen gewaltigen

Bergsturz verschüttet worden sind; auch haben bereits zur Zeit der Christenverfolgungen die dichten Wälder des Casentin von heidnischer Wuth Gehetzten zur Zuflucht gedient und dieselben als Einsiedler dann festgehalten. 1039 befanden sich daselbst noch zwei solche Anachoreten, die auf dem kleinen vorspringenden Felsplateau des heutigen Paradisino oder der „Celle" hausten; und wahrlich, die Weltverächter hatten sich, wie das ja die Mönche meist gethan, einen beneidenswerthen Wohnsitz erwählt, der sie wohl mehr zu äußerer als zu innerer Betrachtung geführt haben mag. Da oben, in 90 Meter Höhe über der Bodenfläche des Klosters hat man, insbesondere am Morgen, nach Westen hin ein entzückend schönes Bild, denn der von solcher landschaftlichen Pracht trunkene Blick schweift über die dunklen Tannen- und lichteren Kastanienwälder und die hellgrünen Wiesenteppiche hinab zu dem städtebesetzten Arnothal mit dem malerischen Florenz und darüber hinaus nach Nordwesten zu dem vom Monte Cimone überragten toskanischen Apennin und den vom blauen Duft der Ferne überhauchten, zackigen Appuanischen Alpen, den Marmorbergen von Carrara, und nach West über das Toskanische Hügelland bis zum glänzenden Spiegel des Meeres bei Livorno. Noch weit großartigere Aussicht gewinnt man natürlich, wenn man durch Tannenwald und erst hochstämmigen, allmählich aber in Buschform übergehenden Buchenhain auf leichtem Wege hinaufsteigt zu der „Secchetta" — dem Gipfel des Taborra — wo sich auch der Blick nach Osten in das ruinenreiche oberste Arnothal erschließt.

In jenem Jahre 1039 nun ließ sich Giovanni Gualberto, ein ritterlicher Sprößling des reichen und angesehenen

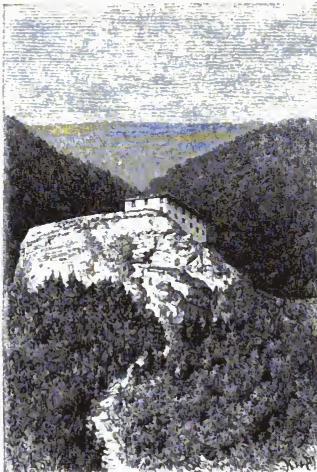


„Albergo" und Straße nach Vallombrosa.

Florentiner Hauses Visdomini, das Gebiet von der Besitzerin, der Aebtissin Ita des Nonnenklosters Sant Ellero im Arnothale, schenken, die der Grafenfamilie Guidi, den ehemaligen Beherrschern des ganzen Casentin entstammte, — und gründete in der Waldeinöde von Aqua bella mit einigen Gleichgesinnten ein Kloster des Benediktinerordens mit strenger Regel. Darüber berichtete besonders im Anfang des 14. Jahrhunderts der Mönch Giovanni di Catignano in seinem „Eremo di Vallombrosa", auf den sich später Fedele Goldani in seinem Manuskript-Codex „Questioni storiche cronologiche Vallombrosane" stützte, sowie später der irische Mönch Heinrich Ugford, der in der „Celle" wohnte und sich außerdem dadurch Berühmtheit erworben hat, daß er die Kunst des Arbeitens in den später zu erwähnenden „scagliola" gefördert und zu größtmöglicher Vollendung geführt hat; eine bildliche Darstellung jenes Schenkungsaktes aber lieferte der Mönch Arsenio Mascagni 1609 in einem großen, heute noch in der Bibliothek von Vallombrosa aufbewahrten Oelgemälde.

Die Ereignisse, welche zur Gründung unseres Klosters führten, schildern jene alten Quellen folgendermaßen: Giovanni Gualberto hatte sich als Jüngling einem ausschweifenden, wilden Leben ergeben; da wurde ihm durch die Ermordung seines Bruders die Pflicht der Blutrache auferlegt, die nun sein ganzes Denken und Streben vollständig beherrschte. Als er nun am Charfreitag, begleitet von Bewaffneten, in einem Hohlwege auf den glühend gehaßten Mörder traf, stürzte er sich auf ihn, um ihn zu durchbohren; der Bedrohte aber flehte knieend um Gnade, indem er die Arme in Kreuzesform vor sich hielt. Da gedachte

Giovanni des sterbenden Heilandes, hob den Gegner auf, umarmte ihn und gewährte ihm Verzeihung. Als er sich darauf in die nahe Klosterkirche von San Miniato begeben und vor dem Bilde des Gekreuzigten niedergeworfen hatte, wurde ihm von Gott die Weisung zu Theil in den Orden einzutreten. Er gehorchte und gelangte bald zu solchem Ansehen, daß man ihn nach dem Tode des Abtes von San Miniato zu dessen Nachfolger wählte; unzufrieden mit dem freien Leben, das in dieser Benediktiner-Abtei herrschte, schlug er die ihm angetragene hohe Würde aus und begab sich mit einigen Genossen in den Casentiner Wald, um daselbst einen Orden mit strengerer Regel zu stiften. Der Ruf seiner Frömmigkeit drang bald bis zu Papst Leo IX. der ihn aufsuchte. 1070 erhielten die Regeln des Vallombrosaner-Ordens die Billigung des heiligen Stuhles und bei dem Tode seines Stifters zählte das Kloster bereits 12 Filialen. Auch weiterhin, im 12. Jahrhundert, hob sich der Einfluß der Genossenschaft mehr und mehr, so daß Giovanni Gualberto 1193 vom Papst Constantin III. heilig gesprochen wurde. Als dann 1235 die Nonnen von Sant Ellero besserer Zucht halber in ein anderes Kloster versetzt wurden, verlor deren Aebtissin auch das bis dahin geübte Recht, die Aebte von Vallombrosa zu bestätigen. Inzwischen war auch der Reichthum des Klosters durch Schenkungen der bekannten Gräfin Mathilde und vieler edler Toskaner, bestätigt durch Kaiser Otto II. im Jahre 1210, gewaltig gestiegen, und der Abt hatte durch den Letztgenannten den Titel und Rang eines Grafen von Magnate und eines Marchese von Monteverdi erhalten. Die Kapellen mit den Reliquien füllten sich mit kostbaren Geschenken der Wallfahrer; und werthvolle Gemälde von Perugino, — der eigens für den Altar der Klosterkirche eine berühmte Himmelfahrt und außerdem zwei Mönchsköpfe malte, die lange als Werke Raphaels galten —, von Arsonio, Mascagni, Fabbrini, Franceschini und Sabatelli schmückten die Kirche und die Bibliothek, welche einen Schatz seltener Werke ansammelte. Viele der Mönche selbst arbeiteten in Wissenschaft und Kunst, zu Zeiten besonders in der Herstellung von „scagliola“, d. i. von auf künstlich aus dem Vallombrosaner Kalkschiefer zusammengesetzten und geschliffenen Steinplatten gemalten und mit einer porzellanartigen Glasur versehenen Bildern, deren das „Albergo“ jetzt noch eine Anzahl besitzt. In alledem wetteiferte Vallombrosa erfolgreich mit den beiden anderen heiligen Klöstern der alten Casentinischen Herrschaft zu Camaldoli und La Verna, deshalb pries es Ariost als „eine Abtei, reich und schön, ebenso fromm wie gastfreundlich“; und auch Milton, der im Schatten seiner Wälder sein „Verlorenes Paradies“ plante und zum Theil dichtete, verewigte es in diesem Epos.



Das Paradisino bei Vallombrosa.

Dieses stolze Klosterleben fand nach der Einigung Italiens ein plötzliches und schnelles Ende. Die Klöster wurden aufgehoben, und der Verkauf der Kirchengüter begann; da man aber das monumentale Gebäude zu Vallombrosa und die von den Mönchen musterhaft gepflegten Wälder zu erhalten und nutzbar zu machen wünschte, so beschloß die italienische Regierung, ein Forstinstitut, dessen das geeinte Königreich noch entbehrte, einzurichten und in das Vallombrosaner Kloster zu legen. So wurden denn die dortigen Mönche, an Zahl damals noch etwa 60, vertrieben, die meisten Gemälde und die Schätze der Bibliothek, mit Ausnahme besonders einer Sammlung alter Kupferstiche Vallombrosas von der Hand Antonio Donati's, nach Florenz in die Staatssammlungen übergeführt, und die leeren Räume mit dem weiten Grundbesitz von 1450 ha im April 1869 der Forstverwaltung übergeben, die am 15. August desselben Jahres mit zwei Professoren und 25 Schülern das Institut eröffnete, dessen Direktor, der tüchtige Forstwirth Bérenger, mit Feuereifer die Festigung und Hebung der jungen Anstalt erstrebte. Nur drei Mönche, deren einer die priesterlichen Pflichten zu erfüllen hat, ein zweiter auch fernerhin, wie seit Jahrzehnten, den Beobachtungen in den beiden mit allen nöthigen Instrumenten wohl versehenen meteorologischen Stationen obliegt, wurden im östlichen, der Kirche benachbarten Flügel geduldet, in die Zellen des mittleren und westlichen Theiles aber zog weltliches Volk, und im alten Refektorium blicken die würdevollen Aebte des altehrwürdigen Vallombrosaner-Ordens in ernstem Schweigen von den Wänden herab auf den jungen Nachwuchs von Forstleuten des neugeeinten Italien. Auch hier erwies sich die Wahrheit jenes „tempi passati, tempi passati!“, das Victor Emanuel dem Kardinal Trevisanato in Venedig entgegnete, als dieser ihn in rücksichtslos übermüthiger Weise an die Demüthigung des Kaiser Barbarossa vor Papst Alexander III. erinnerte.

Zum königlichen Forstgebiete gehört außer jenen 1450 Hektaren auch die von Vallombrosa etwa eine Stunde entfernte „Casa del Lago“ von einem noch etwas tiefer, inmitten von Tannen und Eiben liegenden kleinen See benannt, — ehemals ein Jagdschlößchen der Herzöge aus dem Hause Medici, das einst der berühmten Bianca Capello, der Geliebten und späteren Gemahlin des Franzesco de Medici als Aufenthalt gedient haben soll, sowie das Schloß von

Paterno, welches, wie schon oben bemerkt worden, dem ersten Plane nach die Forstakademie während des Winters beherbergen sollte, da sich die Heizvorrichtungen in dem alten Kloster gegenüber der dort auftretenden Winterkälte als ungenügend erwiesen. Die Mönche mögen durch in den Versammlungssälen unterhaltene Kaminfeuer, durch mächtige Wärmtöpfe und — Gewöhnung über die rauhe Zeit hinweggekommen sein.

Seit 1869 haben die Lebensbedingungen der Forstanstalt manche Aenderung, leider nicht immer zum Besseren, erfahren. Der thätige Forstmann Bérenger wurde durch einen Mathematiker als Direktor ersetzt, was bei einem Forstinstitute denn doch einen entschiedenen Mißgriff bedeutete. Die Jahreskurse schrumpften auf — allerdings ferienlose — achtmonatliche Kurse (vom 15. März bis 15. November) zusammen, wodurch man die umständliche Verlegung der Anstalt in ein wärmeres Winterquartier vermied, das Studium aber durch wohl allzu lange Pausen unterbrach. Das Alter der aufnahmefähigen Zöglinge wurde von 18 auf 16 Jahre herabgesetzt und die Lernzeit für diejenigen, welche ein italienisches technisches Institut oder ein Lyceum durchlaufen haben, von drei auf zwei Kurse herabgemindert [1]). Die naturwissenschaftlichen Sammlungen, welche ich sah, waren sehr dürftig, ungeordnet und in traurigem Erhaltungszustande, sollen aber jetzt bedeutend vermehrt und ergänzt, und unter der thätigen Leitung des gegenwärtigen Vertreters der Naturwissenschaften durchaus wissenschaftlich klassificirt und in beste Ordnung gebracht sein; eine schöne Hölzersammlung, die einer der Weltausstellungen entstammte, war nutzlos, weil das Verzeichniß abhanden gekommen. Sehr gut sollten schon 1884, auch nach dem Urtheile eines deutschen Forstmannes, der Vallombrosa besucht hat, andere Theile der Lehrmittelsammlungen sein, vornehmlich die Modelle von Transportvorrichtungen und die forstlichen Meßinstrumente; sie waren im Frühling jenes Jahres in Turin zur Ausstellung. Recht ansehnlich ist auch die Forstbibliothek, in welcher die betreffende deutsche Fachliteratur besonders gepflegt erscheint. Der Unterweisung in der Fischzucht dient eine entsprechende Vorrichtung, die jedes Jahr mit einigen Tausend Forelleneiern aus der italienischen Schweiz besetzt wird, die erzielte Fischbrut bevölkert dann die nahen Gewässer. In den beiden Teichen am Institut werden, wie zur Zeit der Mönche, denen sie Fastenspeise boten, Fische gehalten, und im Winter liefern dieselben große Mengen von Eis, das in mehreren Kellern aufgestapelt und im Sommer zum Theil nach Florenz verkauft wird; der Abfluß treibt eine uralte, neuerdings verbesserte Sägemühle.

Steht nun auch die Vallombrosaner Forstschule zweifellos den verwandten Anstalten Deutschlands nach, so wird man das doch im ganzen weniger dem Lehrerpersonale als dem allgemeinen Stande des Forstwesens in Italien zuschreiben müssen; jedenfalls thun so manche der Professoren ihre Pflicht aufs redlichste, vor allen der Vertreter des wichtigsten Lehrzweiges — der Forstwissenschaft — Professor Perona der in Vallombrosa und Tharand seine Studien gemacht, auch bei Königstein ein Jahr lang praktisch gearbeitet hat und nun neben seiner Lehrthätigkeit die zu Unterrichts- und Vermehrungszwecken bestimmten Baumschulen verwaltet, bis vor kurzem auch mit der Forstinspektion des Florentiner Kreises betraut und belastet war. Er zieht zur Aufforstung öder Flächen in dem „Vivajo forestale" hauptsächlich die europäischen Tannen-, Fichten- und Kiefernarten sowie Lärchen, Rothbuchen, Ahorn und Linden, auch sommergrüne Eichen und einige ausländische Nadelhölzer, vornehmlich Abies Douglasi und Smithiana, Pinus strobus und excelsa, sowie Cedrus Deodara. Das nur dem Unterrichte dienende „Arboretum" birgt auf vier Hektaren Land jetzt etwa 1000 Pflanzenarten.

Nach dem neuen Regulativ vom 31. Januar 1887 besteht das Lehrerpersonal aus acht ordentlichen Professoren und zwei Assistenten, und zwar aus je einem Professor für Forstwissenschaft (mit einem Assistenten), für forstliche Mathematik, Mechanik und Baukunde, für reine Mathematik, Vermessungskunde und Zeichnen, für Zoologie und Botanik, für Chemie, Mineralogie und Landwirthschaft (mit einem Assistenten), für Rechtskunde, für italienische Literatur und für deutsche und französische Sprache. Dabei mag bemerkt werden, daß der deutschen Sprache in dem Lehrplane verhältnißmäßig viel Zeit eingeräumt ist, weil, wie der Regierungs-Erlaß besagt, „der hohe Grad der Vollendung, den die Forstwissenschaft und der forstliche Betrieb in Deutschland erlangt haben, und die Fülle der Bücher und Zeitschriften, die auf diesem Gebiete und über einzelne Zweige der Forstwissenschaft dort beständig erscheinen, die Kenntniß der deutschen Sprache für die Zöglinge zum dringenden Bedürfniß machen".

Die Studenten, an Zahl durchschnittlich 30, gegenwärtig aber 40, sind uniformirt und leben in strengem Internat, das jedoch, wie ich im Jahre 1873 selbst sah, des abends gelegentlich durchbrochen wurde, um den verpönten Besuch der nächsten Ortschaften zu ermöglichen, — was ja bei unsern geschlossenen Anstalten auch geschehen soll. Die Kosten für den Jahreskurs sammt Wohnung und Verpflegung betragen 700 Lires. Am Schlusse jedes Kursus ist ein Examen zu bestehen; wer aus der Reifeprüfung am Ende der ganzen Studienzeit mit dem besten Zeugniß hervorgeht, kann von der Regierung zur Vervollständigung seiner Studien auf einige Zeit nach dem Auslande gesandt werden. Jedes Jahr wird unter Führung eines der Professoren ein wissenschaftlich-praktischer Ausflug, zumeist nach anderen Waldgebieten unternommen. Die Jagd ist Lehrenden und Lernenden, mit seltenen Ausnahmen, verboten und sehr wenig lohnend, wurden doch in zwei auseinander folgenden Jahren zusammen nur vier Hasen erlegt; auf Erlegung der Eichhörnchen aber ist Schußgeld gesetzt, weil dieselben den Tannenspitzen schaden. Die jungen Forstleute lernen deshalb gar nicht schießen, dagegen hatten sie zeitweilig Uebungen im Floretfechten. Um tüchtige Unterbeamte zu erzielen, wurden in letzter Zeit zweimal auch die Forstaufseher nach Vallombrosa berufen, zu dreimonatlichen Kursen, welche ebenfalls Professor Perona geleitet hat.

Als ein großer Mangel muß bezeichnet werden, daß der Wald des alten Klosters nicht unter der Botmäßigkeit des Institutes steht, sondern mit durch den Forstinspektor von Florenz verwaltet wird, weil in dem erfahrungsgemäß nicht seltenen Falle, daß die Direktion der Anstalt und die Forstverwaltung auf gespanntem Fuße stehen, der Wald als Ganzes und in seinen Baumindividuen nicht als Lehrmittel benutzt werden kann.

Der Boden fast des ganzen Vallombrosaner Waldgebietes ist tertiärer, zum Theil mergeliger Sandstein, der in eine sehr fruchtbare, sandig-thonige Erdmasse zerfällt.

Der Betrieb der Forstwirthschaft verdient volle Anerkennung. Alle zehn bis zwölf Jahre werden die Kastanien abgeholzt, vornehmlich zur Gewinnung von Weinpfählen. Das Ast- und Abholz wird zu Holzkohle gebraunt, und zwar gewinnt man aus den schwächeren Stücken die „braco" genannte Kohle für den kleinen Wärmtopf („veggio") den hauptsächlichsten Wärmeapparat der mittel- und süditalieni-

[1]) Infolge des Gesetzes vom 1. März 1888 ist die Zahl der Kurse auf drei, bezüglich vier erhöht und ein besonderer Unterricht über die Aufforstungsarbeiten und über die Korrektion der Wildbäche eingeführt worden.

schen Zimmer; es wird zu diesem Zwecke bei reichlichem Luftzutritt verkohlt und vor dem völligen Verbrennen mit Wasser abgelöscht, wodurch ein Brennmaterial erzielt wird, das keine schädlichen Gase liefert und deshalb keinen Kopfschmerz erzeugt. Die beim Niederschlagen des Kastanienbusches stehen gelassenen, zu Oberholz bestimmten Stämmchen, die sogenannten Laßreitel, werden, wenn sie ausgewachsen, zu Bauholz, zum größten Theile aber zu Telegraphenstangen verwerthet. Außerdem werden besondere reine Bestände von Kastanien angepflanzt und durch Pfropfen veredelt; sie liefern dann die bekannten „marroni“ und andere Eßkastanien.

Den wichtigsten Theil des Forstes bildet der mächtige, etwa 700 ha bedeckende Edeltannenwald, der nach einem bestimmten Wirthschaftsplan ausgenutzt wird. Das Wachsthum der Bäume ist besser als im mittleren Europa, so daß man bei achtzigjährigem Umtriebe Stämme von 30 bis 45 m Höhe gewinnt. Die starken Tannen finden zum Schiffsbau, die übrigen zu Sägholz guten Absatz. Der Verkauf geschieht stets auf dem Fuße durch Auktion, so daß die Käufer die niederzulegende Waldparzelle selbst fällen müssen. Die des Astwerks beraubten Stämme wurden früher durch Ochsengespanne, die theils vorn zogen, theils hinten hemmten, nach Sant Ellero zu Thal geschleift und von da auf dem Arno verflößt; jetzt aber hat letzteres längst aufgehört, angeblich, weil der Wasserstand des Flusses diese Transportweise nicht mehr gestattet, vielleicht aber auch, weil die Flößerei die Ufergelände, besonders die Eisenbahndämme zu sehr schädigt, und damit ist auch das Abschleifen außer Brauch gekommen. Heutzutage zieht man das Holz nur bis auf die Hauptwege und schafft es dann durch mit Mauleseln bespannte Karren weiter. Außer dem Tannenforste von Vallombrosa besitzt die italienische Regierung deren noch zwei im Toskanischen Apennin, bei Camaldoli unfern der Falterona, wo Arno und Tiber entspringen, und bei Boscolungo oder Abetone, unfern des Monte Cimone, an der Höhe des Passes, der Toskana mit Modena verbindet. Von forstschädlichen Insekten soll in diesen Revieren Tomicus curvidens, der sonst in großen Tannenbeständen häufig verheerend auftritt, selten sein, dagegen treten Cryphalus Piceae und Pissodes Piceae häufiger, und deshalb als gefährlichere Feinde auf.

Neben und zwischen den Tannen hat man in Vallombrosa einzelne Zirbelkiefern und versuchsweise auch ganze Wäldchen von Lärchen und Kiefern ihres raschen Wuchses und ihrer Genügsamkeit halber angepflanzt, doch hat sich das erzielte Holz als geringwerthig erwiesen.

Die Buchen steigen etwa von 1150 bis zu 1400 m an und werden zumeist nur auf Brennholz verwerthet. Der Pächter der Sägemühle muß, dem mit ihm geschlossenen Vertrage gemäß, alles dürre Holz zu bestimmtem Preise für den Kubikmeter übernehmen und das der Forstverwaltung nöthige Schnittholz umsonst liefern. Der über der Buchengrenze liegende, völlig baum- und strauchlose Rücken des Taborra ist gleich dem des ganzen „Prato magno“ wie auch letzterer Name besagt, gleichmäßig mit einer niedrigen, filzigen Grasnarbe bedeckt, die, wie es scheint, nicht zur Viehweide verwendet wird.

In wissenschaftlicher Hinsicht hat das Waldgebiet von Vallombrosa im Laufe der letzten Jahrzehnte noch dadurch besondere Bedeutung erlangt, daß es, vornehmlich durch deutsche Forscher, als ein auffallend reicher Fundort seltener und interessanter Käfer bekannt geworden ist. So knüpft sich denn an dasselbe ein sehr vielseitiges Interesse, bedingt durch die landschaftliche Schönheit dieses waldigen Berggehänges, durch sein erfrischendes Sommerklima, durch die praktische Bedeutung des Forstes und der Forstschule, durch die historischen Erinnerungen, welche das alte Kloster in uns wachruft, und durch den Reichthum an wissenschaftlich werthvollen Kleinthieren. Den letzteren einigermaßen auszubeuten, bedarf es natürlich eines längeren Aufenthaltes; das Verständniß all des Uebrigen aber kann durch einen kürzeren Besuch erschlossen werden, der, wenn die Zeit drängt, von Florenz aus selbst in einem Tage ausgeführt werden kann. Wir sind überzeugt, daß jeder, der einen solchen Ausflug unternimmt, sich in hohem Grade belohnt finden wird.

Die Mythologie der nordwest-amerikanischen Küstenvölker.

Von Dr. F. Boas in New York.

VII.

(Mit zwei Abbildungen.)

Wenn schon bei den Kwákiūtl die Beziehung zwischen Abstammung und Totem undeutlich war, so tritt dieses bei den Küsten-Selisch noch mehr hervor. Nur die Çatlöltχ, welche sich in allen Beziehungen an die Kwákiūtl anschließen, machen eine Ausnahme hiervon. Wir haben bei diesen Völkern keine Sagen mehr, welche von einer Abstammung von Thieren oder Gestirnen erzählen, sondern die Ahnen wurden in Menschengestalt vom Himmel herabgesandt. Auch wird der Gebrauch von Masken und Schnitzereien hier weit weniger allgemein. Der Donnervogel, welcher sich noch auf vielen Schnitzereien findet, erscheint anders stylisirt, die Pforten der Häuser stellen meist Ahnen dar, — Menschen mit riesigen Hüten — oder Seehunde, welche im Wasser umherschwimmen. Bei den Qanitschin scheint nur das vornehmste Geschlecht, das von Siálatsa ein Wappen zu haben, nämlich den Donnervogel. Ich lasse hier die bezügliche Sage folgen, welche zeigt, wie durchaus verschieden der Charakter desselben von der der nördlichen Stämme ist.

Siálatsa.

Im Anfange war die Erde unbewohnt. Da aber kam Siálatsa vom Himmel herab nach Xátsa (Quámitsin-See) und baute ein Haus daselbst. Am folgenden Tage stieg Swutlāq vom Himmel herab, dann eine Frau namens Qolátsiwat. Am nächsten Tage kam Suqsáqulaq, dann Squélem, Siáimqen, Któχšin, Hóuqen, Xtláset, Xaiotsémqen und Xuitéχten jeder an einem Tage vom Himmel

herab. Sie gingen nach Tsúqola und bauten Häuser. Siálatsa aber trug einen bemalten Stab, vermittelst dessen er Ungeheuer zu tödten vermochte und Kranke heilte. Sein Gesicht war bunt bemalt mit rother und schwarzer Farbe. Zuerst traf er einen S'ētlkē (doppelköpfige Schlange). Er ließ seine Leute eine Fichte fällen und zerschlagen. Dann gruben sie ein tiefes Loch, in welches sie das Holz warfen. Siálatsa ging nun aus, lockte den S'ētlkē in die Grube, und dort wurde er verbrannt. Nun sandte er Swutlăq den Fluß hinab. Dieser traf bei T'aetsēla den Sts'ēnkoa, nahm einen Stab aus hartem Holze und spießte die Zunge des Ungeheuers daran auf. Trotzdem verfolgte ihn der Sts'ēnkoa, jedesmal aber, wenn er Swutlăq beinahe eingeholt hatte, stach dieser ihn in die Zunge. So erreichte er sein Haus, vor welchem sich das tiefe Loch befand. Sts'ēnkoa fiel hinein und wurde ebenfalls verbrannt. Dann ging Swutlăq zu dem steilen Felsen Xukukúlas in Maple Bay und tödtete dort einen anderen S'ētlkē, welcher daselbst wohnte.

Einst ging Swutlăq nach Qáuămen bei Sámenos und sah daselbst viele Lachse. Er theilte Siálatsa mit, was er gesehen hatte. Da gingen sie zusammen nach Qáuămen und bauten ein Haus. Siálatsa ließ einen Baum fällen und das untere Ende brennen und zuspitzen. Swutlăq stellte dann den Baum aufrecht an einer Seite des Flusses und stellte einen zweiten ebenso an der anderen Seite des Flusses auf. Einen dritten Stamm legte er quer über die beiden ersten und band ihn fest. So machte er das erste Lachswehr, und die Menschen hatten reichlich Nahrung.

Siálatsa sah nun viele Hirsche und dachte nach, wie er dieselben fangen könne. Er ließ seine Leute in den Wald gehen und Cedernzweige holen. Dann befahl er ihnen, dieselben zu erwärmen und Seile daraus zu machen, aus denen er ein Netz herstellte. Niemand aber wußte, was er damit thun wolle. Als das Netz fertig war, ging er mit den Leuten in den Wald und ließ sie das Netz zwischen den Bäumen aufhängen und oben an einen Querbalken befestigen. Dann ließ er die Hirsche gegen das Netz treiben und tödtete sie, wenn sie sich darin gefangen hatten. Als die Leute aber auch Elenthiere hineintrieben, brachen dieselben durch die Netze, denn sie waren sehr stark. (Nach anderer Version brachen die Cedernseile, als sie trocken wurden.)

Da sann Siálatsa nach, wie er nun Hirsche fangen könne. Er wußte aber, daß auf dem Berge Swuχ'ás das Ungeheuer Stlálaqem wohnte, welches ein nadelscharfes Horn im Genick trug. Er ging nun mit allen seinen Leuten auf den Berg. Als diese das Ungeheuer erblickten, liefen sie voll Schrecken von dannen. Siálatsa aber sprach: „Was fürchtet ihr euch?", und ging auf das Ungeheuer zu, indem er sich auf seinen Stab stützte. Da schlief dasselbe ein. Er berührte es mit dem Stabe und nannte es Woq'ăs. Er kraute es auf dem Kopfe, und Woq'ăs bewegte vor Behagen die Ohren.

Dann ließ er zehn Leute ein Seil aus Cedernzweigen machen und legte dasselbe Woq'ăs über den Nacken. Zehn Leute hielten das Seil und führten ihn herab nach Tsúqola. Dort fanden sie viele Hirsche und Elenthiere. Als Woq'ăs dieselben witterte, wollte er sich auf sie losstürzen. Die zehn Leute aber hielten ihn fest, bis Siálatsa ihnen befahl, das Seil loszulassen. Sogleich stürzte sich Woq'ăs auf das Wild und tödtete es, indem er den Thieren das Horn in den Bauch stieß. Siálatsa ließ nun die Hirsche abziehen und befahl den Leuten, die Rückensehnen zu spalten und mit Steinen weich zu klopfen. Dann ließ er Seile daraus machen und ein neues Netz flechten. Als die Leute dasselbe aber aufstellen wollten, zeigte es sich, daß es zu klein war. (Nach einer anderen Version brieten und aßen die Leute in einer Hungersnoth das Netz.) Darüber ward Siálatsa sehr zornig und legte sich ins Bett. Ein kleiner Knabe, welcher im Dorfe spielte, kam in das Haus und sah ihn zornig im Bette liegen. Da fürchtete er sich, lief hinaus und erzählte es den Leuten. Die Leute versammelten sich alle in einem Hause und sprachen zu einander: „Siálatsa zürnt uns und wird Woq'ăs auf uns hetzen, laßt uns lieber auswandern. Xaiotsémqen, Xtláset, Héuqen, Ktoχsin, Xoúχotsin und Susq'emén wanderten nach Sχuólqu am Nanaimo-Flusse aus und wurden die Stammväter der Snanaimuχ. (Diese Namen stimmen nicht mit denen der Snanaimuχ-Geschlechter überein, wie ich dieselben in Nanaimo selbst erkundete.) Zehn andere gingen nach Sküts und wurden die Stammväter der Xólquisala; wieder zehn gingen nach S'élaqoatl und wurden die Ahnen der Tsiménes.

Am nächsten Morgen, als Siálatsa sich erhob, fand er, daß niemand mehr dort war und wußte nicht, wohin die Leute gegangen waren. Auch Woq'ăs, den er Tags zuvor am Hause festgebunden, war verschwunden. Da ging Siálatsa nach Qauaimen bei Sámenos und baute sich ein neues Haus.

Zu jener Zeit lebte auch in Sáok ein Häuptling, welcher vom Himmel herabgestiegen war. Derselbe hatte eine Tochter. Eines Tages sprach er zu dieser: „Iß nicht zu viel, denn ich glaube, Siálatsa wird kommen und dich zur Frau begehren. Ich weiß, in seinem Lande giebt es keine Frauen." Das Mädchen gehorchte, da aber Siálatsa nicht erschien, ward sie ungeduldig. Sie füllte einen Korb mit Beeren und Seehundsfleisch und ging mit einer Sklavin aus, ihn zu suchen. Nach langer Wanderung kam sie auf dem Gipfel der Berge an der Südseite des Qauitschin-Thales an. Von hier aus sah sie in Sámenos und Qumiéqen Rauch aufsteigen, und sie dachte, daß dort Siálatsa wohnen müsse. Sie stieg zum Flusse hinab, und als sie daselbst ein Lachswehr sah, dachte sie, Siálatsa müsse dasselbe gemacht haben. Nachts legte sie sich im Walde nieder und schlief. Am nächsten Morgen sah sie einen Mann vorüber gehen, der trug einen Fellmantel und Bogen und Pfeile. Da dachte sie, jener müsse Siálatsa sein. Sie schlich ihm unbemerkt nach, um zu sehen, wo er lebe und was er thue. Er ging in sein Haus und die Mädchen lugten durch eine Ritze hinein. Da sahen sie, daß er sich eine Frau aus Holz geschnitzt hatte, und daß er ihr zu essen gab. Als Siálatsa nun wieder auf Jagd gegangen war, gingen sie ins Haus, um die Holzfigur zu besehen. Da fanden sie, daß sie eine Spindel in der Hand hielt und daß Siálatsa ihr Hirschfett vorgesetzt hatte. Da aßen sie das Fett und versteckten sich. Als Siálatsa nun zurückkam und fand, daß die Nahrung, welche er der Holzfigur vorgesetzt hatte, verschwunden war, freute er sich, denn er glaubte, sie würde nun lebendig werden.

Am folgenden Morgen ging er wieder zur Jagd aus, nachdem er seiner Frau Essen vorgesetzt hatte. Da kamen die Mädchen aus ihrem Verstecke hervor. Die Häuptlingstochter zerbrach die Figur, warf sie ins Feuer und hing sich ihre Kleider um. Die Sklavin aber versteckte sich im Walde.

Als Siálatsa nun zurückkam, war er sehr erfreut, seine Holzfrau lebendig zu finden. Bald aber erblickte er einen Holzarm im Feuer und wußte nun, daß jene eine Fremde war, die sein Schnitzwerk verbrannt hatte. Er ward so zornig, daß er roth im Gesichte wurde und sagte nur: „Ts, ts, ts, ts" (inspirirt). Nach einiger Zeit dachte er, es sei doch besser, eine wirkliche Frau zu haben, als eine Holzfrau, und ward wieder guter Dinge. Am folgenden Morgen

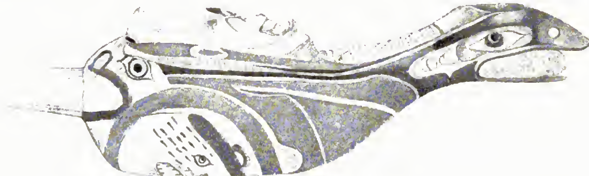
rief die Frau die Sklavin aus dem Walde hervor und sagte: „Fürchte dich nicht, komme hier her an unser Feuer."

Als Siálatsa nun die Sklavin sah, wollte er sie auch zur Frau haben, aber die Häuptlingstochter sprach: „Sie ist eine Sklavin und nicht gut genug für dich. Gieb sie einem deiner Leute." Siálatsa war es zufrieden. Er rief seine Leute zusammen und frug: „Wer von euch will dieses Mädchen zur Frau haben?" Sogleich stürzten drei Männer hervor, um sie zu nehmen. Einer faßte sie am rechten Arm, einer am linken und der dritte um den Leib. „Halt", rief da Siálatsa, „nur einer von euch kann sie haben", und er gab sie demjenigen, welcher sie um den Leib gefaßt hatte.

Siálatsa's Frau gebar ihm bald einen Sohn, dann drei Töchter und dann wieder einen Sohn. Einst peinigten die drei jüngsten Kinder die älteste Tochter, welche Tlqáisis hieß, mit spitzen Stöcken, bis sie blutete und leckten dann das Blut ab. Das Mädchen ward nun sehr krank. Da ging Siálatsa nach Qumiéken hinunter, um Qutémiltχ und Skuáwules zu rufen, damit sie das Gesicht des Mädchens bemalten und sie so heilten. Sie erwiderten auf sein Gesuch: „Wir wollen unseres Bruders Bitte erfüllen und seiner Tochter Herz stark machen." Sie gingen hinauf nach Siálatsa's Haus und bemalten das Gesicht seiner Tochter. Dann kehrten sie nach Qumiéken zurück.

Sie hatten aber das Mädchen zu viel bemalt, und ihr Herz wurde zu stark. Sie verlor den Verstand. Eines Tages weinte ihr Bruder und wollte keine Milch trinken. Da dachte Tlqáisis, ich werde machen, daß er ißt. Sie nahm einen Todtenkopf, öffnete ihn, nahm das Gehirn heraus und gab es dem Knaben, der es gierig verschlang. Und sie machte sich einen Korb mit Tragbändern, legte Schlangen, Kröten und Eidechsen hinein, und hing ihn über den Rücken. Unter ihrem Mantel verbarg sie scheußliches Ungeziefer (wie einen Lachs auf Baumrinde lebend?) und ging dann in die Häuser, in welchen Kinder weinten. Sie frug dann das Kind: „Warum weinst du, du bist wohl hungrig. Ich will dir zu essen geben"; nahm es und steckte es in den Korb. Da umwanden es die Schlangen.

Siálatsa war der erste, der Mäntel und Felle verschenkte. Er ließ zwei Männer auf ein Gerüst treten und die Geschenke unter die eingeladenen Gäste vertheilen. Diesen Gebrauch machte er zum strengen Gesetze und deshalb wird er noch heute befolgt. Ferner lehrte er seiner Tochter den Wintertanz und befahl ihr, denselben jedesmal im Monate Saiémtqels zu tanzen. Siálatsa's Sohn ging einst auf den Berg Xsaláatsum, um den Donnervogel Suχoáas zu besuchen. Als er zu dessen Hause kam, begann es auf Erden zu regnen. Neun Tage blieb er dort, am zehnten



Rassel. (Im Museum für Völkerkunde zu Berlin.)

aber kehrte er zurück und erzählte, was er gesehen hatte. Dann schnitzte er den Donnervogel auf den Pfeiler seines Hauses. Das Auge des Donnervogels ist Feuer, und wenn er dasselbe öffnet, so blitzt es. Einst erblickte er einen Finnwal im Meere und wollte denselben fangen. Zu gleicher Zeit verfolgte ein Boot den Wal. Die Jäger aber sahen, wie der Donnervogel sich herabstürzte und den Wal von dannen trug. Der Donnervogel verfolgte einst den Ts'enkoa (ein fabelhafter Vogel). Derselbe stürzte sich auf einen Baum und spaltete denselben von oben bis unten, um hineinzukriechen. Der Donnervogel aber ergriff ihn und trug ihn fort.

Es scheint, daß manche Sagen der Unterabtheilungen von Geschlechtern einen historischen Hintergrund haben. Ein solcher dürfte z. B. für die folgende Sage vorhanden sein, welche die Erlebnisse eines der Stammväter der Kwiksōt'ēnoq beschreibt.

Tlátlaχos.

Tlatlaχos baute sich ein Lachswehr in Sikyamás. Am ersten Tage fing sich ein Silberlachs darin. Ueber Nacht kam der Rabe und ein Tsonóqoa, um denselben zu stehlen und beide fingen sich in der Falle. Am folgenden Tage war der Q'óma (ein sagenhaftes Ungeheuer, ähnlich dem Hai) im Wehr gefangen. Tlatlaχos versuchte, ihn zu tödten, indem er ihn auf den Kopf schlug, aber ehe es ihm gelang, tödtete jener viele seiner Gefährten. Als er todt war, zog Tlatlaχos ihn ans Land und schnitt ihm den Bauch auf. Da sah er, daß seine Eingeweide wie Feuer waren. Er zerschnitt und trocknete dieselben. Von nun an bekam er alles leicht, was er haben wollte [Fig. 1][1].

Eines Tages ging er aus, Lachse mit der Harpune zu fangen. Da sah er einen kleinen weißen Fisch im Wasser schwimmen, den er harpunirte. Er wollte denselben ans Land ziehen, fand ihn aber zu schwer. Der kleine Fisch wuchs und wuchs und wurde endlich so groß, wie ein Walfisch. Da wußte Tlatlaχos, daß er den Sisiutl gefangen hatte. Er schnitt sich in die Zunge, so daß sie blutete und spie auf den Fisch. Sogleich nahm dieser seine wahre Gestalt an und Tlatlaχos fiel wie todt nieder, als er ihn erblickte. Der Sisiutl tauchte wieder in tieferes Wasser, indem er wie mit Rudern schwamm. Da fing das Wasser an zu steigen. Es erreichte Tlatlaχos' Füße und stieg weiter bis

---

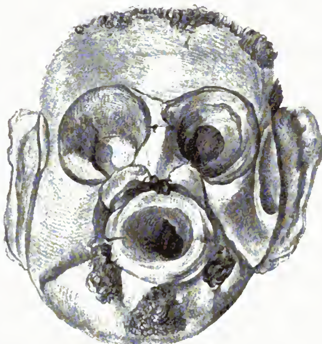
[1] Diese Gestalten sind auf der beistehend abgebildeten Rassel des Geschlechtes Tlátlaχos abgebildet. Der Rabe hält einen Fisch, der durch ein Stück Kupfer dargestellt ist, im Schnabel. Auf seinem Rücken sieht man den Kopf des Tsonóqoa, auf dem Bauch den Q'óma, und nahe der Grosse den Adler. Die Rassel befindet sich im Museum für Völkerkunde in Berlin.

an seinen Leib, und endlich verschlang es ihn ganz. Auf dem Boden des Meeres erwachte er zu neuem Leben und sah sich dort von vielen Leuten umgeben, den Sisiutl. Diese brachten ihn zu ihrem Häuptlinge, der Böbenakana oder S̓öiten hieß, und in einem gewaltigen vierstufigen Hause wohnte. Dort gab ihm S̓öiten das kleine Boot Aitẹ́mqaēq, dessen Vordertheil und Hintertheil die Gestalt eines Sisiutlkopfes hatte. Er ließ Tlatḷaχos ganz mit Fett salben; da wurde dieser hart wie Stein. Nur seine Stirne, seine Nase und seine Kehle blieben weich. Dann gab er ihm den Namen T'ésumkila (= der Steinerne) und Qáqakuistálistā. Er gab ihm das Feuer des Todes und sandte ihn dann zurück nach Sikyamās. T'ésumkila glaubte einen Tag drunten im Meere gewesen zu sein; es war aber in Wahrheit ein Jahr. Als er oben ankam, wuchs das Boot Aitẹ́mqaēq zu gewaltiger Größe und die Flossen der Sisiutlköpfe machten, daß es von selbst ging.

Zu gleicher Zeit lebten an der Mündung des Nẹmkis-Flusses Hamálakiauaē und seine Frau Omaqasemáe. Einst kam T'ésumkila von Qoalastẹms herüber gefahren, überfiel Hamálakiauaē und raubte seine Frauen. Die Nẹmkis wollten sich zur Wehre setzen, konnten aber T'ésumkila nichts anhaben, da er von Stein war. In der Gefangenschaft gebar die eine der Frauen einen Sohn, den sie Mōsaqâotl nannte. Als die andere ihre Zeit gekommen fühlte, beschlossen beide, T'ésumkila zu entfliehen.

Eines Nachts gelang es ihnen unbemerkt zu entkommen. Sie gingen, so lange sie ihre Füße tragen konnten. Dann hielten sie an einem kleinen Flusse und machten ein Feuer, an dem sie sich wärmten. Den Knaben wuschen sie in kaltem Wasser, damit er stark werden sollte. Nachdem sie zwei Tage gegangen waren, gebar Omaqasemáe einen Sohn, den sie Qoáqoaχsānoq nannte. Sie wusch ihn täglich in kaltem Wasser, und daher war er rasch stark und groß. Mittlerweile waren sie nach Tẹteq'auiχ am Qamatsin-See gelangt und bauten sich daselbst ein Haus.

Qoáqoaχsānoq war mittlerweile zu einem kräftigen Knaben herangewachsen und spielte eines Tages am Flusse. Da hörte er auf dem Berge eine schreckliche Stimme rufen: „O, o, hu, hu, hop.“ Da lief er zu seiner Mutter und frug, was das für eine schreckliche Stimme sei. Jene antwortete: „Das ist der große Tsonóqoa (Fig. 2), welcher in dem See oben auf dem Berge wohnt. Er tödtet jeden, der in seine Nähe kommt.“ Da sprach Qoáqoaχsānoq: „Ich will hinaufgehen in die Berge und ihn sehen.“ Seine Mutter bat ihn inständig zu bleiben und sagte: „O, gehe nicht, sonst werden meine Augen dich nie wieder erblicken.“ Qoáqoaχsānoq aber ließ sich nicht abhalten, denn er glaubte, das Abenteuer bestehen zu können. Er ging in die Wälder, den Tsonóqoa zu suchen. Da ward das Herz seiner Mutter traurig.



Tsonóqoa.

Als er eine Zeit lang gegangen war, hörte er jemand rufen: „M! m!“ und sah einen Mann an einem Baume stehen und versuchen, denselben abzubrechen. Sein Name war Aχ'álkos. Qoáqoaχsānoq schlich heran und ergriff jenen von hinten und hielt ihn fest. Da rief Aχ'álkos: „Wehe! wer hat mich von hinten ergriffen und alle meine Stärke und Kraft von mir genommen?“ Qoáqoaχsānoq gab sich zu erkennen und erzählte, daß er ausgehe den Tsonóqoa zu bestehen. Da frug Aχ'álkos: „Bist du denn stark?“ „Ich bin so stark wie du“, erwiderte jener. „So versuche jene Eibe auszureißen.“ Qoaqoaχsānoq versuchte es, es gelang ihm aber nicht. Da sprach Aχ'álkos: „Wenn du den Baum nicht ausreißen kannst, so hast du auch noch nicht all meine Stärke bekommen.“ Er besprengte ihn dann mit ein wenig Wasser und ließ ihn nochmals versuchen. Da Qoáqoaχsānoq noch nicht im Stande war, den Baum auszureißen, blies Aχ'álkos ihn in den Mund, und nun riß jener die Eibe mit seiner linken Hand aus. (Nach einer anderen Version tauchte er ihn viermal in einen Fluß.)

Er ging nun weiter den Fluß aufwärts. Als er ein wenig gegangen war, sah er eine Kupferplatte im Flusse liegen. Er nahm dieselbe heraus und versteckte sie in einer hohlen Ceder, denn er dachte, wenn er sie mitnähme und nach Hause zurückbrächte, würden die Leute ihn verspotten. Er ging weiter den Fluß hinauf und kam nun an ein Haus, dessen Dach von gewaltigen Pfosten getragen wurde. Er ging nicht hinein und nahm es nicht in Besitz, da er glaubte, sonst würden ihn die Leute verspotten. Er ging weiter und traf nun zwei Leute, welche einander ihre Heldenthaten priesen. Der eine sprach: „Ich habe dreißig Männer im Kampfe erschlagen.“ Qoáqoaχsānoq ward begierig zu hören, was sie sprachen und schlich leise herbei. Er hörte, wie der andere erwiederte: „Ich habe nur einen Mann erschlagen, aber er war ein großer Häuptling.“ Da sprang Qoáqoaχsānoq hervor und rief: „Wovon sprecht ihr?“ Da wurden beide in Steine verwandelt, die er mitnahm.

Er ging weiter und gelangte endlich auf den Gipfel des Berges. Dort fand er einen großen tiefen See, an dessen Ufer er sich niedersetzte. Er warf die beiden Steine in den See und rief: „Tsonóqoa, komm hervor aus deinem Hause!“ Da lief der See plötzlich ganz ab und füllte sich dann wieder. Nun erschienen viele Seelöwen an der Oberfläche und verschwanden wieder. Dann tauchten viele Seeottern auf und verschwanden wieder. Nun erschien ein Boot, in dem drei Leute saßen. Er sah in dem Boote einen Knochenpfeil liegen, den er zu haben wünschte. Er wußte aber nicht, wie er ihn bekommen sollte. Endlich schnitt er sich in die Zunge und spie das hervorströmende Blut auf seine Hand. Dann ging er an eine Landspitze, watete in den See, so daß nur sein Kopf hervorsah und

nahm den Pfeil aus dem Boote, als dasselbe vorbeifuhr. Niemand bemerkte ihn. Hätte er sich aber nicht in die Zunge geschnitten, so wäre er unfehlbar bei dem Versuche gestorben. Als das Boot vorüber war, erblickte ihn der Steuermann, und sah, daß er den Pfeil in der Hand hielt. Da sprach er: „Achte gut auf den Pfeil, wenn du damit auf einen Menschen weist, so verliert er den Verstand, und schießt du ihn auf eine Menge Menschen ab, so sterben alle sogleich." Da dankte ihm Qoáqoaχsänoq und kehrte nach Hause zurück. (Nach anderer Version sah er zuerst ein Boot, in dem eine Harpune lag; diese nahm er nicht, da er fürchtete, die Leute würden ihn verspotten und glauben, er sei nur ein Jäger und könne keine Menschen tödten. Dann kam ein zweites Boot, in dem saßen zwei Männer. Einer derselben hielt einen Pfeil in der Hand, und sie verfolgten einen Bären. Qoáqoaχsänoq frug: „Wie wollt ihr den Bären tödten? Ihr habt ja keinen Bogen." Jene hießen ihn Acht geben, und der Mann mit dem Pfeile richtete denselben gegen den Bären, der sogleich todt niederfiel. Sie schenkten ihm dann den Pfeil und lehrten ihn seine wunderbaren Eigenschaften kennen.) Qoáqoaχsänoq kehrte nun nach Hause zurück. Als er den Fluß hinabging, bemerkte er, daß es beständig finstere Nacht war. Er übernachtete nun in dem großen Hause und zerschlug einige der Dachlatten, mit denen er Feuer machte, um das Haus zu erleuchten. Er ging weiter, aber immer noch blieb es dunkel. Er kam nun an die hohle Ceder, in der er die Kupferplatte versteckt hatte. Er nahm sie aus dem Baume heraus, und sofort wurde es wieder Tag. Deshalb ließ er das Kupfer liegen, wo er es gefunden hatte.

Endlich gelangte er zu seiner Heimath zurück. Eines Tages frug er seine Mutter, ob sie keine Verwandte habe, und sie erzählte ihm nun, wie T'ésumkila sie geraubt und ihre Verwandten getödtet habe. Da verlangte Qoáqoaχsänoq danach, seine Halbbrüder und seinen Vater zu sehen. Die Mutter hieß ihn ein kleines Boot machen, und als dasselbe vollendet war, begannen sie den Fluß hinabzufahren. Die Mutter warnte ihn aber vor den Yakchim, die im Flusse wohnten und jeden umbrachten, der an ihnen vorbei wollte. Zur Zeit der großen Fluth waren dieselben in den Fluß getrieben worden, und als das Wasser ablief, dort zurückgelassen. Sie hieß ihn, einen großen Baumstamm vor dem Boote den Fluß hinabtreiben zu lassen. Qoáqoaχsänoq folgte ihrem Rathe. Als der Baumstamm an dem Yakchim vorübertrieb, kam dieser aus dem Wasser hervor in der Gestalt eines gewaltigen Seelöwen. Da zeigte Qoáqoaχsänoq mit dem Pfeile auf denselben, und sofort war er in Stein verwandelt. Dann fuhren Mutter und Sohn ungefährdet weiter. Nach einiger Zeit sahen sie einen Zwerg am Ufer sitzen, der sein Gesicht mit bei den Händen bedeckt hielt und indem er sich schüttelte, schrie: „tsi-tsi-tsi-tsi!" Qoáqoaχsänoq ging auf ihn zu und frug nach seinem Namen, aber jener konnte nicht sprechen.

Sie fuhren weiter, den Fluß hinab und kamen endlich zu T'ē̤teq'an am Qamatsin-See. Dort sahen sie ein Haus, aus dem Rauch aufstieg. Sie landeten und gingen hinein. Drinnen wohnte Tlésemaē. Diesen luden sie ein mitzufahren. Er stieg in ihr Boot und alle drei fuhren weiter. Nach einiger Zeit kamen sie wieder an ein Haus und nahmen von dort Aichâqalaqē̤ma mit.

Nun sah Qoáqoaχsanoq jenseits des Sees einen Mann einen Bären verfolgen. Er ruderte eiligst auf jenen zu, um ihm zu helfen. Er aber rief: „Halt ein, ich will den Bären tödten." Qoáqoaχsänoq war damit einverstanden und sah der Jagd zu. Da jener aber den Bären nicht einholen konnte, nahm er endlich seinen Pfeil hervor, deutete damit auf den Bären, der sogleich niederfiel und in Stein verwandelt wurde. Dann fuhr er ans Ufer und frug den Fremden, wer er sei. Jener antwortete: „Ich bin von ö'Qkyes, mein Vater heißt Hamálakyauaē." Da wußte Qoáqoaχsänoq, daß jener sein Bruder Mōsaqâotl war. Er gab sich ihm zu erkennen, und alle fuhren zusammen weiter.

Bald gelangten sie nach Kuámēla am Flusse Q'anis. Dort fand Qoáqoaχsänoq seinen Bruder T'ésumchstsána, dessen rechte Hand Stein war. Dieser zerschlug Qoáqoaχsänoq's Boot mit einem Schlage und gab ihm ein neues, größeres. Sie fuhren nun alle den Fluß hinunter und Qoáqoaχsänoq tödtete alle Yakchim mit seinem Pfeile. Noch heute sieht man die kleinen Inseln Nânis im Flusse, welche Bären waren, die von Qoáqoaχsänoq in Steine verwandelt wurden.

Endlich gelangten sie nach Q'ökyes und fanden daselbst einen alten Mann an einem der Häuser beschäftigt, die Thür in Ordnung zu bringen. Das war Hamálakyauaē. Er aber erkannte seine Frau und seine Söhne nicht, die ans Land stiegen und auf ihn zukamen. Er frug Omaqasemáe: „Wer bist du und wer sind jene Jünglinge?" Sie versetzte: „Erkennst du mich denn nicht, deine Frau?" Er erkannte sie und frug: „Und hast du den jungen Mann im Boote dort geheirathet?" „Nein, das ist mein Sohn. Weißt du nicht mehr, daß ich schwanger war, als Tlatlaχos mich raubte?" Da fiel dem Alten alles wieder ein und sein Herz ward froh.

Die jungen Leute bauten sich nun ein Haus und ein Lachswehr. Eines Tages sprach Qoáqoaχsänoq zu seinem Vater: „Sage mir, wo wohnt unser Feind T'ésumkila. Ich will ihn tödten." Hamálakyauaē aber erwiderte: „Du kannst ihn nicht tödten. Er ist von Stein. Nur seine Stirn, seine Nase und seine Kehle sind von Fleisch." Einst hörte Qoáqoaχsänoq, daß T'ésumkila zu dem Berge Ts'ilkyumpaē gehen werde, um daselbst Gänsedaunen für seine Maske Xuéχuē zu holen, die er im Wintertanze trug. Um dorthin zu gelangen, mußte jener bei Tlóqoē (Duvin Pt.) vorbeikommen, und er beschloß, ihm daselbst aufzulauern. Er rüstete sein Boot und seine Brüder Mōsaqâotl und T'ésumchstsana, sowie Mamálakius, Mamaχsila, Xéoten, Tlasōtletlelala und der alte Mann Tlē̤mkyēχ fuhren mit ihm aus. Sie landeten auf Tloqoē und erwarteten die Rückkunft T'ésumkila's. Schon hörten sie seine Begleiter singen, und nun sahen sie jene, die Haare mit Daunen bestreut. Da deutete Qoáqoaχsänoq mit seinem Pfeile auf die Vorübergehenden, und siehe! alle verloren den Verstand und T'ésumkila fiel um, so daß sein Boot kenterte, als er fiel. Da fuhr T'ésumchstsana zu dem Boote hinaus und erschlug alle mit seiner steinernen Hand. Sie schnitten ihnen die Köpfe ab und legten dieselben in ihr Boot, das bis zum Rande voll wurde. Nur T'ésumkila war noch am Leben, denn er war untergegangen und sie fanden seinen Körper nicht. Deshalb ließen sie den alten Mann Tlē̤mkyēχ zurück und thaten, als ob sie von dannen führen. Sie hatten jenem aber gesagt, aufzuachten und sie zu rufen, sobald er T'ésumkila wieder erblicke. Nach kurzer Zeit rief dieser: „Helft mir, kommt! Ich habe ihn gefangen!" Sofort drehten sie um, sie sahen aber nur den Alten mit seiner Steinaxt auf etwas loshauen, das sie nicht erkennen konnten. T'ésumkila war an einer Felsenspalte aus dem Wasser gekrochen. Dort hatte der Alte ihn erblickt und schlug nun auf seinen Hals los, da er nur dort verwundbar war, bis er den Kopf abgehauen hatte. T'ésumkila wehrte sich, und gewaltige Wellen erhoben sich durch die Bewegung seines Körpers. Als jene ankamen, hielt der Alte T'ésumkila's Kopf in die Höhe und warf ihn zu den anderen ins Boot. Dann luden sie den steinernen Körper ebenfalls auf, und alle die Federn, welche jener auf

Ts'ilkyimpaē gesammelt hatte. Als sie nach Xulkch kamen, luden sie ihr Boot aus und gingen zum Flusse Mátsē, um junge Bäume zu fällen. Mit diesen steckten sie einen viereckigen Raum ab und steckten T'ésumkila's Kopf darinnen an der höchsten Stange auf. Die anderen Köpfe häuften sie rings umher auf, und streuten die Federn in den Fluß.

Qoáqoaχsänoq's Schwägerin (Schwester?) Knéχuaq'anoq gehörte aber zum Stamme der Kwiksöt'ēnoq. Ihre Tochter spielte am Flusse und sah die Federn denselben herabschwimmen. Da rief sie ihre Mutter und beide gingen, um zu sehen, woher die Federn kämen. So kamen sie dorthin, wo die Köpfe ihrer Verwandten waren. Vor Schrecken schrien sie laut auf und entflohen. Sie schoben ihr Boot ins Wasser und fuhren zu ihrem Stamme zurück. In Paχulkch hielten sie ein wenig und Knéχuaq'anoq tödtete Seehunde und Lachse, mit denen sie ihr Boot füllte. Dann wuschen sie sich und bemalten ihr Gesicht mit rother Farbe, damit man nicht die Spuren ihrer Thränen sehen sollte. Dann fuhren sie weiter und gelangten endlich nach Qoaiastems. Die Leute sahen aber trotz der Farbe, daß jene geweint hatten und frugen: „Weshalb habt ihr geweint?" Sie antworteten: „Wir haben nicht geweint, wir haben nur gelacht, aus Freude, euch wiederzusehen." Knéχuaq'anoq lud dann ihr Boot aus, ließ die Seehunde ins Haus tragen und schenkte Jedermann einen derselben. Alle saßen nun dort und aßen. Mutter und Tochter saßen bei einander und plötzlich sagte die Tochter: „Viele Federn kamen bei Quániχ den Fluß hinabgeschwommen." Die Mutter verwies es ihr, denn sie wollte nicht, daß ihr Vater es hören solle. Sie stieß das Mädchen an und sagte: „Quäle meinen Vater nicht." Dieser aber saß da und hörte nur den Reden seiner Freunde zu. Bald sagte das Mädchen wieder: „Viele Federn kamen bei Quániχ den Fluß hinabgeschwommen." Wieder verwies ihre Mutter ihr die Rede, als sie es aber zum dritten und vierten Male wiederholte, ward der Alte aufmerksam und frug, was die Kleine sage. Da sprach Knéχuaq'anoq: „O, ich vergaß zu sagen, daß Qoáqoaχsänoq den T'ésumkila getödtet hat. Die Kwiksöt'ēnoq wollten dieses nicht glauben, bis einige Sklaven, die zugegen gewesen waren und mit entflohen waren, die Nachricht bestätigten. Da starben Viele vor Schrecken, deren Väter und Brüder mit T'ésumkila fortgefahren waren.

Sie glaubten aber noch nicht ganz fest, daß Qoáqoaχsänoq ihn wirklich getödtet habe, und fuhren über das Meer, um sich zu überzeugen. Qoáqoaχsänoq sah sie herankommen und hieß seine Brüder Pfeile aus Cedernholz auf die Ankömmlinge abschießen. Die Pfeile zerbrachen an ihren Körpern. Da lachten die Kwiksot'ēnoq und sprachen: „Er kann T'ésumkila nicht getödtet haben." Sie ruderten weiter, um Qoáqoaχsänoq zu tödten. Als sie aber nahe dem Ufer waren, wies dieser nur mit seinem Pfeile auf sie, da verloren alle den Verstand und T'ésumchstsana erschlug sie mit seiner Steinhand. Sie banden dann die Todten und Verwundeten auf Bretter und stellten diese in eine Reihe. Diese reichte von Xulkch bis Otsâles, so viele hatten sie getödtet und gefangen. Sie hießen dann einen Sklaven alle Bretter auf einen Haufen werfen. Dieser aber flüsterte dem Stärksten der Gefangenen zu: „Versuche das Seil zu zerreißen, mit dem du gebunden bist." Dieser fing an sich zu bewegen und zerbrach das Brett, auf dem er lag. Dann streifte er die Seile ab und fing an, seine Freunde loszumachen. Ehe er aber alle befreien konnte, hörte Qoáqoaχsänoq, was geschah. Er eilte mit seinen Brüdern herbei und sie erschlugen alle, die nicht entflohen. Sie zerschnitten dann die Leichen und warfen die Eingeweide bei Tsa-iméχotl ins Wasser.

Einst wollte ein Kwiksot'ēnoq eine Frau aus dem Stamme der Lēkwiltoq heirathen, und die Kwiksot'ēnoq brachten eine gewaltige Kiste voll Kupferplatten als Geschenk für die Eltern der Frau. Da versprachen die Lēkwiltoq demjenigen die ganze Kiste, der sie heben könne. Als Qoáqoaχsänoq das hörte, kam er zum Meere hinab, lud die Kiste auf seine Schultern und trug sie fort. Unterwegs stieß er an die Ecke eines Hauses und stolperte. Sogleich sprang sein jüngster Bruder herbei und unterstützte ihn, sonst wäre er gefallen. Die Brüder gingen nun den Fluß hinauf und bauten sich daselbst aus Stangen ein großes Haus. Dann luden sie alle die Nachbarstämme zu einem großen Feste ein. Qoáqoaχsänoq stand am Ufer und sah die Freunde ankommen. Als er nun ein großes, starkes Boot sah, welches ihm wohl gefiel, ergriff er dasselbe und warf es auf sein Dach. Er ließ nun alle in sein Haus kommen und bewirthete sie. Dann begann er zu tanzen, während jene dazu sangen und den Takt schlugen. Plötzlich zog er seinen Pfeil hervor, den er versteckt gehalten hatte und zeigte damit rings umher auf die Gäste. Da verloren sie den Verstand und drängten sich zur Thür hinaus. Neben derselben hatte aber T'ésumchstsana Platz genommen, der sich nun erhob und alle erschlug. Nur ein alter Mann und dessen Sohn entkamen durch eine List. Der Alte rief T'ésumchstsana zu: „Ich will meinen Sohn selbst tödten, erschlage ihn nicht." Er ergriff den jungen Mann, der eben zur Thür hinaus wollte, an den Haaren und riß ihn zurück in einen finsteren Winkel des Hauses. Von dort aus entflohen beide. Dann schnitt Qoáqoaχsänoq den Gefallenen die Köpfe ab und pflanzte sie auf dem Giebel seines Hauses auf.

Ganz besonders merkwürdig sind die Ahnensagen der Qanitschin, welche im Charakter sehr wesentlich von denen der nördlichen Stämme abweichen, wie auch alle ihre Sitten und Gebräuche von denen der übrigen Küstenstämme verschieden sind.

Kürzere Mittheilungen.

Dr. Karl von den Steinen über die Kultur der Xingu-Indianer.

Nachdem Dr. Karl von den Steinen bereits im Juli d. J. vor der Geographischen Gesellschaft zu Rio Janeiro einen interessanten Bericht über seine zweite Xingu-Expedition erstattet hatte, verbreitete sich derselbe in einem längeren Vortrage vor der Deutschen Naturforscherversammlung über den Kulturzustand heutiger Steinzeitvölker in Central-Brasilien. Wir entnehmen demselben die folgenden Ausführungen: Die Völker am Xingu befinden sich noch im

vollkommenen Steinzeitalter; sie kennen keine Metalle, sondern fertigen sowohl ihre Waffen als auch ihre Werkzeuge und Schmucksachen ausschließlich aus Thierzähnen, Knochen Muscheln und Steinen, welch letztere sie sehr künstlich zu schleifen verstehen, — ganz wie zur Zeit des Kolumbus. Man könnte die Schilderungen der ersten Entdecker dieser Völker einfach als eigene Erlebnisse neu drucken lassen, sie würden in allen Einzelheiten noch immer zutreffen. In eins drangen die alten Entdecker allerdings niemals ein: in das indianische Geistesleben, was zur Beantwortung der Frage über die Entwickelung der menschlichen Begriffe so wichtig ist. Es ist leicht, aber gänzlich falsch, dieses Geistesleben unter dem Gesichtswinkel des eigenen zu betrachten. Dann hält man die sogenannten Wilden für roher und beschränkter als sie thatsächlich sind, und man verurtheilt und züchtigt sie für Thaten, die sich von ihrem Standpunkte aus ganz gut rechtfertigen lassen. Im richtigen Lichte betrachtet, leben die Wilden am Xingu im ganzen nach recht wohlanständigen Sitten, besonders in Monogamie — wenn auch ohne Heirathsceremonien — und in musterhaft liebevollem Verhältnisse zu ihren Kindern. Ihre Lebensweise ist einfach, aber nicht „wild", und in ihrem Mangel an Bekleidung liegt nicht die geringste Zucht- oder Schamlosigkeit. — Die einzelnen Stämme wohnen in Dörfern von höchstens 250 Seelen, nahe an dem Flusse, und zwar immer einige Tagereisen von einander. Verkehr besteht zwischen ihnen wenig, kaum eigentlicher Tauschhandel, und nur gelegentliche Gastgeschenke bringen einige Besitzverschiebungen zwischen ihnen hervor. Der Begriff des Eigenthums ist ihnen aber nicht fremd, nur spielt derselbe keine große Rolle, da der Unterschied in der Erwerbsfähigkeit der Einzeln ein ganz geringer ist. Ein fremder Stamm wird wohl bisweilen bestohlen, Diebstahl in dem eigenen Dorfe kommt aber nicht vor. „Gut" ist, wer gern und viel giebt, „schlecht", wer ungern giebt. So kriegerisch, wie es bei der gräulichen Bemalung und bei dem aufgeregten Gebahren öfters scheint, ist der Xingu-Indianer nicht, und eigentlich gefährlich wird er in der Regel nur aus Angst. — Ein großes Hemmniß der Kulturentwickelung bei den Xingu-Völkern war die Abwesenheit jedweder Hausthiere — selbst des Hundes. Im wesentlichen sind sie Jäger und Fischer, und nur bis zu einem gewissen Grade auch Ackerbauer. Die letztere Beschäftigung ist aber noch so jung bei ihnen, daß sie keinen sehr merklichen Einfluß auf sein geistiges Leben ausgeübt hat. — Alle Anschauungen des Indianers wurzeln in der unmittelbaren Naturbeobachtung. Insbesondere fühlt er sich in einem sehr nahen verwandtschaftlichen Verhältnisse zu dem Thiere. Der Bakairi leitet seine Abstammung vom Jaguar her und betrachtet den schwimmgewandten Trumai, den er verachtet, als eine Art Alligator oder Raubfisch, und er glaubt fest, derselbe schlafe nachts auf dem Grunde der Gewässer. Außerordentlich interessant ist die Ahnensage der Bakairi (die der Reisende buchstäblich niederschreiben konnte) — ein Epos, das aus naiver Naturbetrachtung, Erinnerungen an die Väter, und Jagdgeschichten zusammengeflochten ist, und das die Bakairi in allen Einzelnheiten für wahr halten. Auch darin verkehren die Menschen mit den Thieren auf dem Fuße naher Verwandtschaft, und viele Züge gemahnen an unseren Reineke Fuchs, besonders das vielfach variirte Thema: Klugheit überwindet Stärke. — Die Sonne ist dem Indianer ein Ball aus den Federn des rothen Ara, der in einem Topfe steckt, dessen Deckel morgens geöffnet und abends geschlossen wird. Der Mond ist ihm ebenfalls ein Federball, gemacht aus den gelben Schwanzfedern des Webervogels. Die Milchstraße ist ein umgestürzter hohler Baumstamm, der „Kohlensack" der Astronomen ein Loch, durch das ein Tapir gefallen ist, und sonst sieht man am Nachthimmel einen Jaguar, einen Ameisenbär, eine Vogelschlinge rc. Die Magelhaen'schen Wolken sind Feuer, die die Stammesväter der Bakairi — Kame und Keri — anzündeten, um ihre Großmutter zu verbrennen; der Orion ein Gestell zum Mehltrocknen; die Plejaden ein Haufen Krümel. Und alle diese Dinge kamen dadurch hinauf, daß der ganze Weltenbau einst gerade umgekehrt war — der Himmel unten und die Erde oben. Ersterer war eine ungesunde Gegend, und darüber ward ein mächtiger Zauberer so unmuthig, daß er die Umwälzung bewirkte. — Die Thätigkeit der Zauberer ist bei den Bakairi mehr eine ärztliche als eine priesterliche. Sie heilen Kranke durch Anspucken, Anblasen und Anrauchen, und mit denselben Mitteln bekämpfen sie auch die Elemente. Jeder kann Zauberer werden, aber das Studium der Kunst ist sehr schwer. Man muß Monate hindurch ausschließlich von dünnem Mandiokmehlbrei leben, sich nachts den Schädel stundenlang mit den Fäusten bearbeiten rc. Göttliche Verehrung genießt der Zauberer nicht, nur Furcht und Achtung, überhaupt ist von einem Gottesbegriffe bei den Bakairi keine Rede. An eine Fortdauer nach dem Tode wird dagegen geglaubt, freilich ohne einen Gedanken an bevorstehende Vergeltung. Daß Leib und Seele zwei von einander unabhängige Dinge sind, beweisen ihm seine Träume, wo der Leib ruhig an seinem Platze bleibt, während die Seele irgendwoanders herumschweift. Aus diesem Grunde ist es auch verpönt, einen Schlafenden plötzlich zu wecken; seine Seele könnte ja gerade auf der Wanderung sein, und dann würde aus dem Schläfer unfehlbar ein Todter. Träume von Verstorbenen, in denen lebende Seelen mit todten verkehren, beweisen, daß diese eben noch vorhanden sind. — Was die Sprachen der Xingu-Völker betrifft, so sind dieselben nicht arm an Worten. Von den Bakairi wurden mehr als 150 Namen für Thiere und etwa 100 für Körpertheile verzeichnet; bei den Bororo mehr als 80 für Fische. Der Wortschatz dürfte dem eines deutschen Bauern in einer abgelegenen Gegend kaum etwas nachgeben. Dagegen fehlt den Xingu-Sprachen die Architektonik und Systematik unseres Sprachbaues. Während wir z. B. die Arten der Fische durch ein dem Grundworte vorgesetztes Bestimmungswort (Weißfisch, Goldfisch rc.) bezeichnen, so hat bei dem Xingu-Indianer jeder Fisch seinen ganz selbständigen Namen. Andererseits zieht er wieder Begriffe in ein Wort zusammen, die nur in gewissem Sinne verwandt sind; so hat er für „Wasser", „Fluß", „Wolke", „Regen" nur ein Wort („paru"). Auch einen Handspiegel nannten die Indianer Wasser, weil er ihnen ebenso wie dieses ihr eigenes Bild zeigte. Körpertheile nennen sie nie, ohne den mitzunennen, dem sie gehören, so daß sie eigentlich keinen allgemeinen Begriff für dieselben haben, sondern auch dabei streng an der unmittelbaren Anschauung festhalten. Für „Blatt" haben sie ein besonderes Wort, da sie oft dasselbe vom Baume losgelöst sehen. Sie sind im Beobachten stark, im Abstrahiren aber schwach, und das stellt sie unter unsere ältesten indogermanischen Vorfahren, die auch schon den systematischen Aufbau der Sprache besaßen, und die dadurch ohne weiteres zu tiefem und folgerichtigem Denken befähigt wurden. Zahlen zu fassen und zu rechnen ist der Bakairi nicht fähig, da ihn das Fehlen des Handelsverkehrs dieser Mühe überhob. Zahlworte hat er nur für „eins" und „zwei", bestimmte Zahlbegriffe nur bis drei. Zeigt man ihm vier Maiskörner, so ist er nicht im Stande, diese Zahl sofort zu erkennen und zu nennen. — Mit großer Vorliebe bildet er Thiere in Stein und Thon nach, oder ritzt Zeichnungen davon ein. Gewisse geometrische Figuren dienen ihm als Symbole — das Dreieck für das Weib, weil dieses als einziges Kleidungsstück ein kleines dreieckiges Palmblatt trägt; die Raute für den Fisch. — Das Rüstzeug, welches bei uns der Ungebildetste in seiner entwickelten Sprache und seinem Zahlensysteme

besitzt, und welches ihm die Denkarbeit erleichtert, wie die Maschine die körperliche Arbeit, fehlt dem Indianer. Die Sprache aber ist der Entwickelungsboden für das geistige Embryonal-Leben des Einzelnen, indem jedes Kind, welches die Muttersprache erlernt, während dieser Zeit des Fötalzustandes seiner Gedankenbildung in gedrängter Eile die endlose Strecke zurücklegt, auf der seine Ahnen in ungezählten Menschenaltern zu höheren Denkformen gelangten.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Aus Rußland läuft die Kunde ein von neuerdings gemachten wichtigen Mineralfunden. In der südlichen Krim ist ein bedeutendes Steinkohlenlager erschlossen worden und am oberen Kuban, namentlich an seinen Zuflüssen Dout und Utschkulan, sind reichhaltige Adern von Silber- und Bleierz, und zwar auch unfern eines Kohlenlagers, entdeckt worden.

— Die Vollendung des Kanales von Korinth, die ursprünglich für dieses Jahr in Aussicht genommen war, wird den neueren Nachrichten zufolge bis nächstes Jahr auf sich warten lassen, da man — ähnlich wie vor 1800 Jahren Kaiser Nero — bei den Arbeiten auf lose Sandschichten gestoßen ist, die auf einer Strecke von 2 km eine Ausmauerung des Kanalbettes nöthig machen. Der Kanal wird im ganzen eine Länge von $5^1/_2$ km, und durchgehends eine Tiefe von $8^1/_2$ m erhalten. Die auszuhebenden Massen betrugen $8^1/_2$ Millionen cbm, wovon seit Beginn des Baues (1883) bis Ende 1887 $5^1/_2$ Millionen cbm bewältigt waren. Der ursprüngliche Kostenanschlag (20 Millionen Mark) wurde um etwa 50 Prozent überstiegen; beim Suezkanal war dies aber um 150 Prozent der Fall, und beim Panama-Kanale droht es sogar noch schlimmer zu werden. Es giebt eben für die Kanalerbauer hier wie dort „unvorhergesehene Schwierigkeiten“.

— Der Handel und die Schiffahrt Hamburgs befand sich der offiziellen Statistik zufolge im Jahre 1887 in einem weiteren beträchtlichen Aufschwunge. Die Zahl der eingelaufenen Seeschiffe belief sich auf 7308, bezw. auf 3 920 234 Tonnen (gegen 6913, bezw. 3 791 992 Tonnen im Jahre 1886), und zwar war die Schiffahrtsbewegung sowohl nach den anderen deutschen Häfen als auch nach den ausländischen und transoceanischen Häfen eine stärkere. Nur die australischen Häfen machten eine Ausnahme, was wohl durch die Konkurrenz der subventionirten Postdampfer des „Norddeutschen Lloyd“ zu erklären ist. Das Gewicht der gesammten Einfuhr betrug 76 865 044 Doppelcentner und der Werth rund $2285^3/_4$ Millionen Mark (gegen 71 148 772 Doppelcentner, bezw. $2080^3/_4$ Millionen Mark im Jahre 1886). Die eigene Handelsflotte Hamburgs zählte 496 Seeschiffe mit 360 569 Tonnen, darunter 211 Dampfschiffe mit 217 594 Tonnen.

Asien.

— Ueber den Verlauf der Reise des Grafen Aurep-Elmpt in Hinterindien (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 383) sind in Meran Nachrichten eingelaufen. Nachdem der Reisende auf der Fahrt nach Hinterindien in Dschidda und Massauah gelandet war und beim ersteren Orte das „Grab Evas“ besucht hatte, sah er sich in Singapore durch einen Unfall mit seinem Fuße zu längerer Rast gezwungen. Dann ging er per Dampfer den Mekhong hinauf nach Pnom-Penh, der Hauptstadt von Kambodscha, und nach Kratie, wo er ein Ruderboot zu besteigen hatte, um nach Sambor und über die Katarakte des Stromes hinweg nach Stungtreng zu gelangen. Dort ließ ihn der Grenzpolizei nicht weiter, und er mußte im offenen Boote bei entsetzlicher Sonnenhitze zurück nach Pnom-Penh. Von dort drang er auf dem Tuan-le-Sap, einem Nebenflusse des Mekhong, aufwärts bis zu den Begräbnißplätzen der Könige von Kambodscha (Oudong) und quer über die großen Seen nach Siam-Reap. Bei letzterem Orte besuchte er die Tempelruinen von Angkor-wat, die er photographisch aufnahm. In Battambang, das er sodann erreichte, fand er in dem Hause eines Deutschen gastliche Aufnahme, und in einiger Entfernung davon, bei Banone stieß er wieder auf interessante Tempelreste. Es folgte dann eine 13tägige Fußreise nach Patschim, und von da eine Wasserfahrt nach Bangkok. Ein heftiger Fieberanfall zwang ihn hier seine weiteren siamesischen Reisepläne aufzugeben und die Heimfahrt anzutreten. Da sich in Rangoon das Fieber verloren hatte, nahm er dort aber seinen Plan in veränderter Folge wieder auf, und im Juli d. J. stand er im Begriffe von Malmen den Saluen-Fluß hinauf nach Papun und von dort per Elephant nach Zimme und Luang-Prabang vorzudringen, um von letzterem Orte den Mekhong abwärts wieder nach Stung-treng und nach seinem ersten hinterindischen Ausgangspunkte zurückzugelangen. Von Zimme an soll seine ethnographische Sammelarbeit für die Museen zu Berlin und Leipzig beginnen.

— Professor Dr. Schweinfurt gedenkt sich demnächst nach Jemen zu begeben, um daselbst während des kommenden Winters namentlich den Kaffeebaum zum Gegenstande eingehender Studien zu machen.

— Die Theekultur von Assam nimmt einen immer größeren Umfang an, und die Kapitalien, welche darin angelegt sind, wachsen noch beständig. Im Jahre 1887 waren nicht weniger als 950 000 Acres von Theegärten eingenommen, was gegen das Vorjahr eine Zunahme von 16 000 Acres und gegen 1882 eine Zunahme von 167 000 Acres ergiebt. Da die einzelnen Sträucher aber zugleich auch mit zunehmendem Alter ertragfähiger geworden sind, so hat sich die Jahresproduktion seit dem Jahre 1885 mehr als verdoppelt. 1887 betrug sie ziemlich $68^1/_2$ Millionen Pfund, und für 1888 wird sie auf 71 Millionen Pfund geschätzt. Der fragliche Wirthschaftszweig neigt übrigens mehr und mehr dem Großbetriebe zu, so daß die Zahl der Gärten (1887: 873) geringer geworden ist, obgleich sich die Fläche derselben vergrößert hat. — Die Gesammternte Indiens ward für das laufende Jahr auf 96 Millionen Pfund veranschlagt, und Assam trägt dazu also nicht weniger als 74 Procent bei.

Afrika.

— Unmittelbar vor seinem Aufbruche von Yambuga hat Major Barttelot noch einen längeren Brief an den Präsidenten der Emin-Pascha-Entsatz-Expedition, W. Mac Kinnon gerichtet, der ziemlich viel Licht auf die

allgemeine Lage an den Aruwimi-Fällen und am oberen Kongo wirft. Demnach stellte Tippoo Tib nur unter äußerstem Widerstreben 400, statt der vorher versprochenen 800 Mann, und an seiner Wortbrüchigkeit und Treulosigkeit ist kein Zweifel. Die Manyema-Leute wurden einem besonderen arabischen Unterkommandanten, namens Muni Somai unterstellt, den Barttelot für willig und vertrauenswürdig hielt. Verschiedene Leute, darunter Rose Troup, mußten aus Gesundheitsrücksichten kongo-abwärts gesandt werden, und alle überflüssige Baggage sollte nach Bangala gehen. Der Plan Barttelots war für den Fall, daß von Stanley keine Spuren gefunden wurden, nach Kavalli und Kibero und von da nach Wadelai zu gehen, um sodann eventuell vereint mit Emin-Pascha Stanley zu suchen. Namentlich seinem Begleiter Jameson (der mittlerweile in Bangala am Fieber gestorben ist) spendet Barttelot das höchste Lob.

— Dr. Hans Meyer's neue ostafrikanische Expedition ist in Usambara von aufständischen Eingeborenen überfallen worden, so daß sich der Reisende genöthigt gesehen hat, nach der Küste zurückzukehren.

Allgemeines.

— Dem Internationalen Geologen-Kongresse zu London wurde von Professor Hanchecorne ein Probeblatt der internationalen geologischen Karte von Europa zur Beurtheilung vorgelegt. Dasselbe war im Maßstabe von 1 : 1 500 000 entworfen, und gemäß dem Beschlusse, welchen die Versammlung in Bologna gefaßt hatte, kolorirt. Jede Formationsgruppe trug eine einzige Farbe, und die einzelnen Abtheilungen derselben zeigten verschiedene Töne dieser Farbe, derart daß die ältesten die dunkelsten, die jüngsten die hellsten waren. Die vulkanischen Felsarten waren durch ihre Färbung sowohl nach ihrem Alter als auch nach ihrer chemischen Zusammensetzung unterschieden. Für die archaischen Formationen waren drei, für die sedimentären vierundzwanzig und für die vulkanischen neun Farbentöne angewandt. Das Blatt fand bei der Versammlung großen Beifall. — Von den Verhandlungen, welche auf dem Kongresse gepflogen wurden, dürften für die Geographen am interessantesten sein diejenigen über die Selbständigkeit des Quaternär gegenüber dem Tertiär. Die Meinungen der Redner gingen dabei diametral auseinander, doch schien die Versammlung schließlich in der Hauptsache der Auffassung zuzuneigen, daß in der Herrschaft des Menschen über die Erde allerdings Grund genug gegeben sei, das Quaternär als ein besonderes Erdalter gelten zu lassen. Der Schwesterwissenschaft Geographie gedachten die Herren leider nicht, sonst wäre die Frage vielleicht noch klarer und entschiedener beantwortet worden. — Der nächstjährige Internationale Geologen-Kongreß wird in Philadelphia tagen.

— Professor H. Carrington Bolton (University Club, New York, U. S. A.), wendet sich in einem gedruckten Circular an alle amerikanischen und altweltlichen Freunde von „Folk-lore", um Auskunft über die Ausdrücke — artikulirte und unartikulirte, jedoch mit Ausnahme der Flüche und des Pfeifens — zu erhalten, welche im Verkehr mit dem Vieh in den verschiedenen Ländern und Landestheilen üblich sind. Insbesondere bittet er um Mittheilung der Ausdrücke, welche gebraucht werden: 1) um angeschirrtes Vieh anzutreiben, anzuhalten, nach verschiedenen Richtungen zu leiten; 2) um Vieh beim Hüten und sonst auf dem Felde zu locken und zu dirigiren; 3) um Vieh wegzujagen; 4) der unartikulirten Ausdrücke, welche zu irgend einem Zwecke irgend einem Thiere gegenüber gewöhnlich gebraucht werden. Der Ausdruck Vieh oder Hausthier ist hier im weitesten Sinne genommen und schließt auch das Geflügel ein. Mr. Bolton bittet außerdem um Nachweis einschlägiger Literatur besonders in anderen Sprachen als der englischen. — Sein Unternehmen kann, wenn richtig durchgeführt, von bedeutendem Interesse für die Ethnographie werden, denn derartige Ausdrücke erben von Generation zu Generation unverändert fort. Wir legen deshalb die Bitte des Herrn Professor Bolton allen Lesern des „Globus" im In- und Auslande dringend ans Herz.

Ko.

Bücherschau.

— Dr. W. Sievers, Die Cordillere von Merida. (Geographische Abhandlungen, herausgegeben von Professor Dr. Albrecht Penck, Bd. III, H. 1.) Wien 1888. Eduard Hölzel. —

Dr. W. Sievers, Venezuela. Hamburg 1888. L. Friederichsen & Co. —

Nachdem Dr. W. Sievers einen Theil von den Eindrücken und Ergebnissen seiner Reise in Venezuela bereits in den „Mittheilungen der Hamburger Geographischen Gesellschaft", in der „Zeitschrift der Berliner Gesellschaft für Erdkunde" und im „Globus" veröffentlicht hat, hat er ihre Gesammtheit nunmehr zu zwei stattlichen Bänden gestaltet, von denen der erste — eine der wohlbekannten Penck'schen Abhandlungen — das spezielle Forschungsgebiet des Reisenden in sehr eingehender und vielseitiger Weise behandelt, während der zweite ein allgemeines Charakterbild der venezuelanischen Republik darbietet. Die beiden Bücher sind ohne Zweifel das Gründlichste und Zuverlässigste, was die deutsche geographische Literatur über die in Frage stehenden Gegenstände aufzuweisen hat. Die Cordillere von Merida ist nach Dr. Sievers ihrem geologischen und orographischen Baue nach ein Glied des Anden-Systems, während das Karibische Gebirge durch die Senke des Rio Cojedes und Rio Yaracui von ihr ebenso wie von letzterem getrennt ist. Urgesteine und kretaceïsche Sand- und Kalksteine setzen sie im wesentlichen zusammen, eruptive Bildungen fehlen dagegen vollständig. Eine sehr hervorragende Rolle spielen an den Hängen Schotter-Terrassen, deren Verbreitung und Mächtigkeit in sichtbarer Abhängigkeit von den Niederschlagsverhältnissen steht. In wirthschaftsgeographischer Beziehung konstatirt der Verfasser nicht bloß einen sehr erfreulichen allgemeinen Aufschwung des Landes, sondern auch ein sehr entschiedenes Uebergewicht seiner Handels- und Verkehrsbeziehungen zu Deutschland. Die betreffenden Kapitel seien insbesondere dem Studium der deutschen Kaufleute angelegentlich empfohlen. — Eine vorzügliche Beigabe der elegant ausgestatteten Werke bilden die von L. Friederichsen gezeichneten Karten und Gebirgsprofile.

— Professor Dr. H. Baumgartner, Tausend Höhen-Angaben. Graz 1888. — Ein recht praktisch angelegtes kleines Nachschlage-Buch, das sich unter den Lehrern der Geographie an höheren und niederen Schulen sicherlich viele Freunde erwerben wird.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIV. № 15.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Der Bergbau in Australien.

Von Dr. R. v. Lendenfeld.

I. Neu-Süd-Wales.

Die Kolonie Neu-Süd-Wales erstreckt sich vom 29. bis 35. s. Breitengrade, und vom 141° östl. Länge bis zur Ostküste des australischen Kontinentes. Ihr östlicher Theil ist durchaus gebirgig, während der centrale und westliche Theil größtentheils eben sind. Die Gebirge des Küstenstriches, deren Ketten der Küste parallel laufen, bestehen aus Silur und Granit, besonders im Norden und Süden. In der Mitte der Kolonie, in der Umgebung der Hauptstadt Sydney und nördlich davon, tauchen diese alten Gesteinsarten aber unter triassische Sandsteine und ausgedehnte Carbon-Ablagerungen.

In dem centralen und westlichen, ebenen Theile der Kolonie treffen wir einen zwischen dem 30. und 32. Grad südl. Br. west-östlich verlaufenden Streifen von Silur und Devon an. Nördlich hiervon lagert Kreide, während die große Ebene im Süden von tertiären Bildungen ausgefüllt ist.

Sowohl in dem gebirgigen Küstenstriche, als auch in jenem palaeozoischen Streifen, welcher die Kreide vom Tertiär trennt, werden Erze und Kohlen angetroffen. Bei weitem das wichtigste Metall, welches in Neu-Süd-Wales bergmännisch gewonnen wird, ist aber das Gold.

Es wurde in Neu-Süd-Wales vom Grafen Strzlezki im Jahre 1839 entdeckt. Derselbe fand nämlich in der Nähe von Wellington zu jener Zeit gold-führenden Quarz. Diese Entdeckung wurde jedoch von der Regierung streng verheimlicht.

Zwei Jahre später erklärte W. Clarke, daß in der Nähe von Bathurst Gold vorhanden sei, und im Jahre 1844 wies Murchison auf die Aehnlichkeit der geologischen Verhältnisse in Australien und im Ural hin, und schloß hieraus, sowie aus der Untersuchung der ihm von Strzlezki gesandten Proben, daß Gold auf der Höhe des Gebirges westlich von Sydney vorhanden sei. Von diesen Entdeckungen und seiner praktischen Erfahrung in den Goldfeldern Kaliforniens Gebrauch machend, ging H. Hargreaves im Jahre 1851 aus, um in der Nähe von Bathurst Gold zu suchen, und er fand bald beträchtliche Mengen.

Im ganzen sind seit 1851 etwa 10 Millionen englische Unzen Gold in Neu-Süd-Wales gewonnen worden, und da die Unze 3 bis 4 Pfd. Sterling werth ist, so kann das Erträgniß des Goldbergbaues in Neu-Süd-Wales zu etwa 37 Millionen Pfd. St. (740 Millionen Mark) angesetzt werden [1]. Das durchschnittliche Erträgniß per Jahr beträgt demnach 0,27 Millionen Unzen im Werthe von 1 Million Pfd. St. Im Jahre 1886 wurden aber nur 101,416 Unzen mit einem Werthe von 366,294 Pfd. St. gewonnen, was kaum ein Drittel des Jahresmittels ist. In der That hat die Goldgewinnung jetzt, wo die leicht zugänglichen alluvialen Goldlager ausgebeutet sind, sehr beträchtlich abgenommen.

Zuerst wurde nur Alluvial-Bergbau betrieben, und auch gegenwärtig sind noch viele der Bergbaue im Alluvium.

[1] Bis zum letzten Dezember 1885 war das Erträgniß 9 774 803 Unzen in einem Werthe von 36 469 138 Pfd. St.

Dieselben gehen nicht zu bedeutenden Tiefen hinab — nirgends unter 100 m. Die wichtigsten Baue sind aber gegenwärtig jene, welche das Gold im Muttergesteine in den Quarz-Reefs aufsuchen. Viele derselben haben Unglück über jene gebracht, welche unter großen Kosten die Maschinen aufstellten und den Bau betrieben, und eine verschwindende Minderzahl dieser Baue hat sich wirklich als einträglich erwiesen und während die Bergarbeiter ihr Brod ehrlich verdienten, verloren die Kapitalisten ihr Geld. Ungeheure Mengen von Arbeitskraft wurden vergeudet. Wäre diese in produktiverer Weise angewendet worden, so wäre die Kolonie viel reicher, als sie ist. Dies wird allgemein zugestanden, und jede finanzielle Betheiligung an einem Gold-Bergbaue wird als ein Hazardspiel angesehen, auf das der Kluge nicht viel setzt.

Im Jahre 1886 gab es in Neu-Süd-Wales 6767 Goldgräber, davon waren 857 Chinesen. 2665 beschäftigten sich mit Quarz-Reef-Bergbau und 4102 im Alluvium.

Der durchschnittliche Ertrag einer Tonne alluvialen Sandes war 8 Pennyweights 7,64 Grains. Die Quarzriffe lieferten per Tonne Quarz 12 Pennyweights 9,67 Grains Gold. Den niedrigsten Ertrag brachten die Gesteine des Clarence- und Richmond-River-Distriktes im Norden von Neu-Süd-Wales. Hier erlangte man per Tonne bloß 4 Pennyweights und 5,44 Grains. Die reichsten Quarzriffe waren wohl jene in Hill End, wo im Jahre 1873 102 Zentner Gold aus zehn Tonnen Gestein erlangt wurden. Einige der Reef-Baue gehen bis zu einer Tiefe von 300 m herab.

Die wichtigsten Goldbergwerke in Neu-Süd-Wales sind folgende:

im Bathurst-Distrikt: Bathurst, Trunkey, Tuena, Carcoar, Orange, Mt. Mac Donald;

im Tambaroora- und Turon-Distrikt: Hill End, Sofala, Stoney-Creek, Tambaroora;

im Mudgee-Distrikt: Gulgong, Hargreaves, Wellington, Mudgee;

im Lachlan-Distrikt: Forbes, Parkes, Grenfell-Young, Cootamundra, Temora;

im Southern-Distrikt: Araluen, Goulbourne, Braidwood, Shoalhaven, Bermagui, Nerrigundala;

im Tumut- und Adelong-Distrikt: Adelong, Gundagai, Tumut, Tumberumba, Cooma, Wagga-Wagga, Kiandra;

im Peel- und Uralla-Distrikt: Armidale, Bingera, Nundle, Rocky River, Tamworth;

im New-England- und Clarence-Distrikt: Boorool, Tenterfield, Dalmorton, Solferino;

im Albert-Distrikt: Mount Browne, Silvertown, Milparinca, Wilcannia.

Neuerlich sind reiche Silbererze in den Barrier Ranges in der Nähe von Silvertown aufgefunden worden. Diese Stadt liegt nahe der Grenze der Kolonie Südaustralien, im Inneren des Landes, und ist von Sydney aus recht schwer zugänglich. Das Silber ist theilweise in Bleiglanz enthalten und findet sich auch in Gestalt von Hornsilber und anderen Erzen. Der Gesammtertrag des Silberbergbaues betrug im Jahre 1886 über eine Million Unzen Silber im Werthe von fast 200 000 Pfd. St.

Blei ist sehr verbreitet, wird aber wenig ausgebeutet, und der jährliche Ertrag ist nur 4000 Tonnen.

Kupfer findet sich in großer Menge im Inneren von Neu-Süd-Wales, speziell in der Umgebung von Cobar, im Nordwesten. Auch im Bathurst-Distrikte giebt es aber Kupferbergwerke. Die Erze enthalten 9 bis 20 Prozent Kupfer, allein der niedrige Preis des Metalles hat die Ausbeute sehr wesentlich beeinträchtigt. Neuerlich ist der Preis des Kupfers fabelhaft gestiegen, und es hat dies in sehr vortheilhafter Weise auf die Kupfergewinnung zurückgewirkt, gleichzeitig wurde auch eine Eisenbahn nach Cobar gebaut, und wir können erwarten, daß der Export — 3968 Tonnen Kupfer im Jahre 1886 — sich um ein vielfaches vermehren wird.

Zinn ist weit verbreitet, und zwar finden sich die Zinnerze vorzüglich im Alluvium der Flüsse. Es wurde im Jahre 1872 entdeckt und ist seitdem im Werthe von nahezu 8 Millionen Pfund Sterling exportirt worden. Die wichtigsten Zinnbergwerke sind jene von Glen Innes, Tingha, Vegetable-Creek, Willson's Downfall und das nördliche Grenzgebiet der Kolonie, soweit die Berge reichen. Die Ausdehnung des Zinnerz führenden Gebietes wird zu 8500 engl. Quadratmeilen angegeben.

Diamanten sind in Bingera und Tingha gefunden worden, allein die Diamantgewinnung, welche an diesen Orten in größerem Maßstabe betrieben wurde, rentirte nicht.

Eisen findet sich als Brauneisenstein in großen Massen in Wallerawang und auch in Jervis-Bay und in Carcour. Die wichtigsten Eisenbergwerke sind jene in Nattai, im Lithgow-Thale und bei Mittagong. Im Jahre 1886 wurden fast 4000 Tonnen Eisen gewonnen. Es ist von guter Qualität. Das beste und reinste ist aber das von Mittagong Antimon wird bei Armidale und anderwärts abgebaut, und im Jahre 1886 wurden 217 Tonnen von Neu-Süd-Wales exportirt.

Sehr wichtig sind die Kohlenlager, sowohl wegen ihres Reichthums und der ausgezeichneten Qualität der Kohlen, als auch weil die Kohlen von Neu-Süd-Wales die einzigen wirklich guten Kohlen in ganz Australien und Neuseeland sind.

Wie oben erwähnt, finden sich im Norden von Sydney ausgedehnte Carbon-Ablagerungen. In diesen liegen die Kohlenflötze von Neu-Süd-Wales. Die wichtigsten Baue liegen in der Nähe von Newcastle, an der Küste, einige Stunden (per Dampfer) nördlich von Sydney. Im Jahre 1823 wurden nur 600 Tonnen Kohlen hier gewonnen, im Jahre 1886 hingegen wurden 2 830 175 Tonnen zu Tage gefördert, im Werthe von 1 303 164 Pfd. St., und 7097 Männer waren in den Gruben beschäftigt. Die Kohlenflötze sollen in Neu-Süd-Wales eine Ausdehnung von über 20 000 engl. Quadratmeilen einnehmen. Die Kohle ist fast ebenso gut für Kesselfeuerung oder für den Haushalt wie die beste Kohle von Wales, während sie für Gasbereitungszwecke besser als die Wales-Kohle ist. Dies ist einem offiziellen Berichte entnommen, und ich möchte noch bemerken, daß mir persönlich nirgends auf der Welt bessere und nur in wenigen Orten (in West-England) so gute Kohle vorgekommen ist wie die von Neu-Süd-Wales.

In Hartley Vale werden große Quantitäten von Petroleum aus bituminosem Schiefer gewonnen.

Die Gesammtwerthe der Mineralprodukte für die letzten Jahre sind folgende:

1881	2 373 190 Pfd. St.
1882	2 782 344 „
1883	3 204 901 „
1884	3 003 831 „
1885	2 775 175 „
1886	2 928 427 „ .

Der Gesammtwerth der bisherigen Mineralproduktion von Neu-Süd-Wales aber wird zu 70 Millionen Pfd. St. geschätzt; etwas über die Hälfte davon entfällt auf das Gold.

Ein Neujahrstag in Yedo.

Von Joh. Uhrlaub.

(Mit sechs Abbildungen.)

„Odanasama, omedeto gozaimasu!“ („Ew. Wohlgeboren, Glück sei Ihnen gewünscht!“) so klang es mir von acht Uhr früh ab am Neujahrsmorgen in den Ohren; kamen doch alle Kaufleute, Beamte ꝛc., mit denen ich in geschäftlichem Verkehr stehe — und ihre Zahl ist keine kleine — einer nach dem anderen zu mir, um mir kleine Geschenke zu bringen, und unter endlosen Verbeugungen alles Gute vom Himmel für mich herunterzuwünschen.

Bevor der Japaner seine Anrede beginnt, stößt er einen eigenartigen Zischlaut aus — ein ganz ähnliches Geräusch,



Japanesische Mädchen gewöhnlichen Standes.

als wenn man sich bemüht, zu heiße Suppe zu schlürfen — und man kann sich denken, wie meinem noch von der Sylvesterfeier schweren Kopfe unter dieser schlürfenden, schnatternden und — last not least — meinem Gilkakümmel eifrigst zusprechenden Gesellschaft wurde.

Schließlich mußte ich — wäre Lessing Kaufmann gewesen, er hätte sein Wort von dem Nichtmüssen ungesprochen gelassen — der Einladung einiger Kunden folgen, mit ihnen nach Tokio zu kommen und dort den Kelch japanischer Neujahrsvergnügungen bis zur Hefe mit ihnen zu leeren.

Am Bahnhofe, der sich von derartigen Einrichtungen in Europa durch nichts unterscheidet, wogte eine mehr oder weniger vom Sake (Reiswein) animirte Menge. Denn so nüchtern wie der Japaner sonst ist, am Shogatsu, d. h. in den ersten Tagen des neuen Jahres, gehört es zum guten Ton sich zu betrinken. Und dazu hatte der größere Theil der Herren sich mehr oder weniger europäisch kostümirt. Es wirkt unglaublich komisch, einen braunen, breitnasigen, schiefbeinigen und langarmigen „Nipon“ sein Gesicht unter dem rauhgebürsteten Cylinderhute verzerren zu sehen. Mit unnachahmlicher Grazie spreizt der eine die fünf behandschuhten Finger, ein anderer zieht die der Stiefel ungewohnten schmerzenden Füße abwechselnd in die Höhe, wie ein Kranich, während ein dritter die verzweifeltesten Anstrengungen macht, ein goldenes Pincenez auf der runden Stülpnase zu balanciren.

Nach fünfviertelstündigem Fahren durch die jetzt kahlen Reisfelder, in deren schwarzem Schlamme sich die lachende Sonne spiegelt, ist Tokio erreicht. Die Straßen dieser



Begrüßung Vornehmer.

asiatischen Millionenstadt sind festlich dekorirt. Vor jedem Hause stehen ein paar hohe frischgeschnittene Bambus mit unaufhörlich zitternden, zartgrünen Laubkronen. Guirlanden von buntem Papier, Laternen, oder lange Strähne auf Fäden gezogener Orangen spannen sich in zierlich geschwungenen Bogen von einer Seite der Straße zur anderen. An dem Saume der braunen Strohdächer flattern feine Fransen aus Reisstroh und weißem Papier, und jeder Wohnung sieht man den vorhergegangenen Scheuertag an, namentlich sind die papiernen Fenster alle erneuert und glänzen in undurchlöcherter Weiße. Zum neuen Jahre gehört auch ein neuer Kimono[1]), und so hat jeder, der irgend es ausführen konnte, jedes Mitglied seines Hausstandes von Kopf bis zu Fuß neu bekleidet.

Die japanische Tracht ist ungemein kleidsam, und um so mehr ist es zu bedauern, wenn man schon jetzt den Zeitpunkt vorherbestimmen kann, wo Kimono und Haori[1]) durch Gehrock und Frack werden verdrängt sein.

In den Straßen ist ein buntes Leben. Ueberall hin fahren die Dschinrikischas. Die Dschinrikischas sind charakteristisch für Japan, es sind leichte zweiräderige Wägelchen, in dessen Deichsel sich Männer einspannen. Der Passagier, oder auch deren zwei nehmen im Wagen Platz, und fort läuft das zweibeinige Zugthier, ebenso schnell und andauernd wie ein Pferd. Der Europäer, welcher zuerst nach dem Orient kommt, weigert sich anfangs regelmäßig an dieser Herabwürdigung des Menschen thätigen Antheil zu nehmen, aber sehr bald stumpft sich diese Empfindlichkeit ab, und binnen kurzem hat man sich daran gewöhnt, den Rikischabauli ebenso zu behandeln wie in Berlin ein Droschkenpferd — eine Behauptung, die drastisch und unwahrscheinlich genug klingen mag, aber nichtsdestoweniger vollkommen der Wahrheit entspricht.



Eine japanesische Dame in der Dschinrikischa.

Die Insassen der an uns vorüberfahrenden Rikischas, sind meist zur Gratulation der Vorgesetzten umherfahrende und zum Theil betrunkene Beamte, welche ihre vom Sake schweren Häupter müde auf die goldgestickten Uniformen hängen lassen. Zwischen die Passanten hindurch winden sich Knaben und werfen, unbekümmert um die Hüte der Vorübergehenden, ihre Papierdrachen in die Höhe, während junge Mädchen mit Gewandheit und natürlicher Anmuth den Federball von einer Gruppe zur anderen treiben. Ein Kuhhorn ertönt am unteren Ende der Straße, und alles fährt auseinander, die Drachenschnüre werden nach Möglichkeit entwirrt, die Rikischas fahren mitten zwischen die Fußgänger — die Pferdebahn kommt.

Die Läden mit ihren hübschen Auslagen niedlicher Lackfächelchen oder den vielgestaltigen Porzellangefäßen bieten heute starke Anziehungskraft, um dem Bedarf an kleinen Geschenken Genüge zu leisten. Erlaubt der Geldbeutel nicht den Aufwand eines solchen, so schickt man seinen Freunden zum mindesten eine schriftliche Gratulation; letztere Sitte bringt auch dem spekulativen Straßenschreiber dort an der Ecke heute manchen „Tempo“ (eine ovale Bronze-Münze = 100 Cash) ein, für seine zierlich geschriebenen Glückwünsche in chinesischen Charakteren — ein leichter Verdienst, denn sein Pinsel fährt so schnell über die Papierrollen, daß der Diktirende kaum folgen kann. Auch jener Erzähler von „Mukashi Banashi“ (alten Geschichten, Märchen oder Begebenheiten aus der Zeit der ehemaligen Daimio-Herrschaft) welcher gerade jetzt durch das

[1]) Kimono = Kleid, Anzug, eigentlich das lange Unterkleid.

[1]) Haori = kurzer Ueberrock.

Gegeneinanderschlagen zweier Holzstäbe die Aufmerksamkeit der Vorübergehenden erregt, hat heute gewiß schon gute Geschäfte gemacht, wenigstens zeigt die lederne Geldtasche an seiner linken Seite eine ansehnliche Rundung. Hier fesselt ein Taschenspieler durch geschickte Stückchen und witziges Wortspiel seine Zuhörer in dem Maße, daß einige bettelnde Bonzen, deren breite Pilgerhüte und zerrissene Gewänder ihnen den Anstrich geben, als kämen sie von einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Fusiyama, selbst durch einen näselnden Betgesang kein „shindjo“ von der gar nicht zum Beten aufgelegten Menge erlangen können. Nach der alten Glaubensregel nämlich soll jeder Japaner in seinem Leben mindestens einmal zum Fusiyama (Feuerberg) wallfahren, um Verzeihung für sein sündiges Leben zu erhalten. Aus diesem Grunde pilgern auch thatsächlich alljährlich Tausende und Abertausende aus allen Provinzen des Reiches zum Fusi und erklimmen den schneebedeckten Gipfel dieses ausgebrannten Vulkans. — Die heilige Scheu und staunende Verehrung des Japaners für diesen Berg ist nicht nur erklärlich, sondern jedem Naturliebhaber verständlich. Aus einer endlosen Ebene erhebt sich der dreizehntausend Fuß hohe Kegel wie ein riesiger Termitenbau; es ist dasselbe Bild, welches wir in endlosen Wiederholungen auf alle den zierlichen japanischen Lacksachen wiederfinden.

Doch zurück zu unserem Straßenleben. Wenn wir die Gruppe da vor uns einmal näher mustern, fallen uns zunächst zwei neben uns stehende halbwüchsige Mädchen auf, welche, obschon selbst fast noch Kinder, dennoch jede eines ihrer jüngeren Geschwister, auf dem Rücken festgebunden, mit sich umhertragen. Wie allen, so ist auch diesen Babies das Haar bis auf wenige Locken an der Stirn und über den Ohren glatt rasirt — eine praktische Sitte, wenn man das, im Sommer hauptsächlich, zur Plage werdende Ungeziefer berücksichtigt. Dort jene junge Mutter stillt den Durst ihres Säuglings, welcher leider von dem so häufigen Aussatze über und über bedeckt ist. Gegenüber an der Häuserseite kauern einige Männer verschiedener Altersklassen, eifrig die Tabakpfeife mit dem winzig kleinen Kopfe unter sich kreisen lassend.

„Eia, eia, banda, banda bei“ — da kommt ein Hatsu-Zug (Hatsu = das Beginnen, der Anfang einer Sache) vorüber, eine Schaar Kulis schieben und ziehen einen mit Reisballen hochbeladenen Wagen, wobei sie im Takte jene Worte rufen. Oben auf den Ballen sitzt der Inhaber des Geschäftes, welches den Reis verkauft hat, und neben ihm einige Trommler und Pfeifer, deren Gesichter schwarz und roth bemalt sind. Dem Zuge voran springen junge Leute mit buntfarbigen Fahnen, die Burschen haben sich drastischer Weise auf jede Backe das japanische Wappen — eine rothe Kugel — gemalt. Ein jeder Kuli trägt einen neuen Kimono, indigoblau, auf dem Rücken mit weißer Farbe seinen Namen in chinesischen Schriftzeichen.

Diese Umzüge, von denen wir später noch verschiedene mehr oder weniger pomphafte sehen, feiern das erste Geschäft im neuen Jahre — nach dem alten Brauche des Hatsu.

In dem Viertel der Schnittwaarenhändler hat sich in den letzten Jahren gar manches verändert. Statt der faltenreichen, seidenen Kimonos und reichgestickten Obis (Gürtel) nehmen großkarrirte Hosenstoffe, schwarze Filzhüte, Eau de Cologne, Glacéhandschuhe und weiße Halsbinden jetzt den Hauptplatz ein — man sieht, der japanische Kulturbarometer ist im Steigen — hoffen wir, daß die Zeit nach der Vertrags-Revision ihn nicht auf Sturm und Regen heruntertreibt.



Damen in Sommer-Straßenkleidern.

Ein Thee- und Kuchen-Händler kommt hier die Straße herunter und ruft sein „Ocha“ in langen Noten durch die Gassen. „Ocha“ bedeutet „Thon“ (eigentlich „cha“), das O — ein verbum honorificum — wird davorgesetzt, um die Verehrung des Getränkes zu bezeichnen (wie san Herr, osan König).

An den Enden eines über die Schulter gelegten Bambus trägt er zwei Kasten aus leichtem Holz, in dem vorderen

brodelt der Thee auf glühenden Kohlen, während in dem zweiten hinter einem Glasfenster eine Auslage der verschiedensten Süßigkeiten den Gaumen kitzelt. Einige Soldaten, von der Neujahrsfeier mehr oder weniger in schwankende Mitleidenschaft gezogen, kaufen jenem den größeren Theil seines Kuchenvorrathes für wenige Yen ab und trinken Thee aus kleinen flachen Porzellanschälchen. Amüsant sind die bunten Uniformen dieser schiefbeinigen Söhne des Mars; neben dem Helm des französischen Dragoners und dem Käppi des Württembergers blitzt auch die preußische Pickelhaube. Diese Verschiedenheit der Uniformirung beruht auf dem häufigen Wechsel der europäischen Militärinstrukteure, welche ihrer Nationalität in der Ausstaffirung der von ihnen eingedrillten Truppen auf diese Weise ein Denkmal setzten.

Das dumpfe Dröhnen von Kupferbecken und Trommeln, welches von fern die Straße herauftönt, meldet das Kommen eines Leichenzuges. Es muß der Angehörige einer nicht armen Familie sein, den man dort zum Scheiterhaufen trägt; das schließt man aus dem Aufwande der Priester, welche sich ihre Dienste stets theuer bezahlen lassen. Die Bonzen mit ihren kahl rasirten Schädeln ziehen musicirend voran. Hinter ihnen folgt der „Ganoke", ein kleiner würfelförmiger Sarg, von acht Männern auf einer schön geschnitzten Bahre getragen und mit weißem Leinen behangen. Die Spitzen der Bahre zieren aus Holz geschnitzte, vergoldete Zweige der Lotosblume. Zum Zeichen, daß der „Ganoke" eine männliche Leiche birgt, hat man einen blauen „Kimono" darüber gebreitet. Zeichen einer weiblichen Leiche ist ein Kimono rother Färbung.



Soldat in alter Tracht und Bewaffnung.

Langsam bewegt sich die Prozession zum Platze außerhalb der Ringmauern, auf dem die Leichenverbrennungen geschehen.

Eigenthümlich ist die sitzende Stellung, welche den Leichen im Sarge gegeben wird: die Kniee eng an die Brust gepreßt, und die Hände unter dem Kinn gefaltet. Es soll aber diese Lage das ewige Leben symbolisiren, indem der Mensch in derselben Form, in der er zuerst das Leben erhielt, auch von der Erde scheiden soll, wenn er seinen Weg vollendet hat. Nur höhere Beamte oder ganz Reiche machen von diesem Gebrauche eine Ausnahme und lassen sich im langen Sarge liegend bestatten; auch ziehen diese reicheren Klassen meistens eine Beerdigung der Verbrennung vor. Auch die allerärmsten Stufen der Bevölkerung werden aber zum größten Theile begraben, da sie die Kosten der Verbrennung (zum mindesten 3 Yen = Mk. 10. —), nicht erschwingen können. Ist doch ihr Jahresverdienst selten über 40 bis 60 Dollars. In sehr vielen Fällen bedient man sich übrigens statt hölzerner Särge großer Gefäße aus Thon oder Porzellan. An dieser Stelle möchte ich noch eine Illustration von der Ausbeutung des Volkes durch das Priesterthum geben. Bekanntlich vergeht die kurz nach dem Tode einsetzende Leichenstarre bereits nach einigen Stunden. Die schlauen Priester haben sich ihre Kenntniß von dieser Naturerscheinung nun zu nutze gemacht und lassen sich „das Erweichen der starren Gelenke" durch Beten und Aufstreuen eines grauen Pulvers — „Dosha" — bei Gelegenheit theuer bezahlen. Das „Dosha" aber ist weiter nichts als werthlose Holzasche.

Doch zurück zu unserer Wanderung, welche uns endlich zum Ziele, einem großen Theehause im Ueno-Parke, geführt hat. Wir werden dort aufs höflichste begrüßt, d. h. der Wirth und die sämmtliche Dienerschaft werfen sich auf die Knie und senken das Haupt vielfach bis auf den Boden. Die Einrichtung eines japanischen Hauses beschränkt sich auf das Einfachste; außer der „Hibachi", einem hölzernen oder metallenen Kohlengefäß, welches zugleich die Stelle des Heerdes und Ofens vertritt, und dem „Tansu", einer Art Kommode mit zahllosen Auszügen, pflegen nur selten andere Möbel die Räume zu verengen. Der Fußboden ist mit feinen Binsenmatten, den „Tattamis" belegt, welche — selbst von uns — nicht mit Stiefeln betreten werden dürfen.



Küche in einem japanischen Theehause.

Anstatt auf Stühlen, sitzt man auf kleinen viereckigen Kissen — den „Foutongs" — mit gekreuzten Beinen. Die Hausflur dient in den meisten Fällen auch zugleich als Schlafzimmer. Bei Einbruch der Nacht wird eine Decke auf den Fußboden gebreitet, mit einem wattirten Winterkleide deckt der Schlafende sich zu, der Kopf ruht auf dem „Makura" — einem Stücke Holz in Ambosform — et voilà tout! Die zahlreichen geräumigen Gastzimmer befinden sich eine Etage höher. Aus mehreren derselben tönt Musik und frohes Lachen. Wir setzen uns um die „Hibachi" herum auf die wattirten Kissen, und machen es uns so bequem als irgend möglich. Inzwischen haben unsere japanischen Freunde einige Sängerinnen und Tänzerinnen rufen lassen, welche soeben hereintraten und uns knieend begrüßen. Es sind sieben junge Mädchen mit hübschen Gesichtern, aufs sorgfältigste gekleidet, coiffirt und geschminkt. — Die „Gaischas" — so ist die Bezeichnung dieser Art Tänzerinnen — verstehen es durch Witz und Wortspiele, Komplimente und gesuchte Selbsterniedrigungen die Unterhaltung bald zu einer recht animirten zu machen. Einige kleine lackirte Tischchen sind vor uns aufgestellt, und so geräuschlos, daß ich es kaum bemerkte, mit einer Unzahl von Tellern, Näpfchen und Schüsselchen bedeckt, in denen die verschiedenartigsten Gerichte servirt sind. Neben dem Reis spielt Fisch in allen möglichen Zubereitungsweisen die Hauptrolle: roh, gekocht, gebraten, gesalzen, geräuchert und getrocknet, süß und mit scharfer Sauce, und dazu eine Menge ziemlich schmackloser Gemüse und eine reiche Auswahl gezuckerter Früchte. Fleisch war nur in einer Schüssel enthalten, und auch dies wohl nur aus Artigkeit für mich. Die Eßstäbchen klappern eifrigst, aber auch die Finger müssen mithelfen die schlürfenden und schmackenden Lippen zu füllen. Es ist kein schöner Anblick, Japaner essen zu sehen, so daß ich mich freute, als die Tische fortgeräumt waren und durch Sake-Flaschen und kleine Porzellanschälchen ersetzt wurden. Der Sake, ein aus gegohrenem Reis bereitetes berauschendes Getränk, wird sowohl herbe als auch mit Zucker versüßt und mit Gewürz versetzt, in ganz Japan viel getrunken, in letzter Zeit jedoch vielfach durch Bier und süße Liköre verdrängt.

Die „Gaischas" sind eifrig im Zutrinken und wissen uns durch höfliche Trinksprüche zum Leeren manches Schälchens zu bringen.

Während die Eßtischchen fortgeräumt wurden, haben die Spielerinnen ihre Instrumente hervorgeholt. Da ist zuerst das „Shomisin" — eine dreisaitige Guitarre — dann das vielsaitige „Goto", welches ich mit der Zitter vergleichen möchte, und endlich das „Suzumi" — eine Trommel in Form einer Sanduhr — welche letztere mit der flachen rechten Hand geschlagen wird, während die Finger der linken durch Anspannen eines Seidenbandes dem Tone eine höhere Schwingung geben (etwa a bis b). Die Melodien bewegen sich durchgängig in Moll Tonarten, mit häufigen unmotivirten Uebergängen von tieferen in höheren Octaven, und im ganzen haben diese musikalischen Productionen für unsere Ohren etwas sehr Monotones. Der nicht ungraziöse Tanz beschränkt sich fast vollständig auf Arm- und Hand-Bewegungen, und überrascht durch die treffende Nachbildung der Handlung.

Die Liebe, der Frühling, das Toben des Meeres und das Züngeln der Flammen ꝛc. dienen als Motive für Tanz und Gesang.

Das Theater hat aber in Yedo schon längst begonnen, so daß wir leider an das Fortgehen denken müssen. Die Nacht ist bereits eingebrochen und hat die Stadt in Dunkel gehüllt. In den Straßen ertönt die schrille Pfeife oder der klagende Ruf der Blinden „Ammas", welche durch Massiren Kranker ihr Brot verdienen, und welche rufend die Aufmerksamkeit etwaiger Patienten in den Häusern erregen oder durch die Pfeife den Fuhrwerken und Passanten ein Zeichen zum Ausweichen geben wollen. Das Massiren spielt ja eine Hauptrolle in der japanischen Heilkunde, und die Zahl der Blinden beiderlei Geschlechts ist in Japan eine ungeheure.

Vor jeder Hausthür brennen einige bunte Papierlaternen, deren Lichtschein dem bewegten Straßenleben das Ansehen eines Jahrmarktes giebt. Fahrende Restaurationen, bezw. Küchen auf zwei Rädern, stehen an jeder Straßenecke und versorgen die ärmeren Volksklassen um ein Weniges mit ihren culinarischen Genüssen.

Das Nächstwichtige nach dem Essen und Trinken ist dem reinlichkeitliebenden Japaner das Bad, und dieses erklärt auch die Ueberfüllung sämmtlicher Bäder, welche wir passiren. Werfen wir einen Blick in eines dieser Bäder. Der Name des Bades „Ohjo" — heißes Wasser — wird durch die übermäßige Temperatur desselben genügend gerechtfertigt. Es sind zwei Abtheilungen für die verschiedenen Geschlechter vorhanden, doch ist die Scheidewand kaum eine solche zu nennen. Nach dem Bade wird die Haut mit den Fasern einer Melone — „Hechima" — frottirt, die Japanerinnen haben wohl hauptsächlich dadurch den Ruf ihrer sammetweichen Haut erlangt.

Das hohe Dach des geräumigen Theaters ist schon von weitem kenntlich, um so mehr, da das ganze Gebäude mit großen Lampions behängt ist. Durch das Gedränge an der Kasse brauchen wir glücklicherweise nicht hindurch, da unsere Freunde schon vor Wochen einige der wenigen „Logen" für den heutigen Tag gemietet haben. Die Billets für den Sperrsitz sind beschriebene Holzstücke von der Größe eines halben Fußes. Der innere Raum des „Shibaya" (des Theaters) ist quadratisch, an der dem Eingange gegenüberliegenden Seite befindet sich die Bühne, links von dieser das Orchester; dasselbe besteht aus fünf Sängern, drei Shomisin-Spielern, zwei Flötisten, zwei Trommlern, und zwei Leuten, welche den Takt bei den Tänzen durch Holzklappern accentuiren. Quer durch den Sperrsitzraum, vom Eingange bis zur Bühne, laufen zwei etwas erhöhte Gänge, auf denen die Schauspieler sich zur Bühne begaben, die Handlung des Stückes bereits auf diesen Gängen beginnend. Die Bühne ist etwas über das Parterre des Zuschauerraumes erhöht und gleicht in den Einzelheiten ihrer Einrichtung so ziemlich derjenigen eines europäischen Dorftheaters. Die Koulissen werden auf eine originelle Weise gewechselt. Die Bretter, welche die Welt bedeuten, bilden nämlich eine kreisrunde, bewegliche Scheibe. Während nun auf der einen Seite dieser Scheibe die Handlung vor sich geht, werden an der Rückseite derselben die Koulissen für den kommenden Scenenwechsel vorbereitet, im geeigneten Augenblicke wird die Scheibe umgedreht, und die neue Scene ist dem Zuschauer zugekehrt. Ein Herold verliest das Programm vor Aufzug des Vorhanges, während zwei Spaßmacher durch kritisirende Bemerkungen sich nach Kräften bemühen, die endlose Länge der Vorlesung zu verkürzen.

Der Vorhang rauscht in die Höhe und zeigt die spärlichen Koulissen der leeren Bühne. Langsam, und einer nach dem anderen kommen die Schauspieler auf den Gängen zur Bühne. Die Rollen der Weiber werden durch junge Männer auf das vorzüglichste gespielt.

Der Souffleur hat seinen Platz nicht wie bei uns in seinem Kasten, sondern auf der Bühne. Er ist in weite schwarze Tücher gehüllt und verbirgt sich möglichst hinter dem Schauspieler, welcher seiner Dienste gerade am meisten bedarf, von einem langen Papierstreifen die Rollen ablesend. Die eigentliche Handlung, in welcher zwei- und eindeutige

Witze nicht auf der Goldwaage gewogen werden, wird häufig durch eingelegte Tänze unterbrochen.

Einer der beliebtesten Tänze ist der Cappore, von dem der erste Vers nachstehend:

Der Chorus ruft: Cappore, Cappore,
Amacha de Cappore.

Das Solo des ersten Tänzers lautet:

Okino kurai no ni	In das weite Dämmerlicht
Shirahoga miyeru	Blickt das weiße Segel
Are wa Kino Kuni	Das ist von der Provinz Kino
Mikanbune.	Das Orangenboot.

Abwechselnd, einzeln oder zu fünfen verrenken die Tänzer ihre Arm- und Beingelenke auf das unglaublichste, während das Orchester im Fortissimo schmettert.

Das Aufstehen und Aufbehalten der Hüte ist hier übrigens ebenso verpönt, wie bei uns; so passirte es mir einmal in Yokohama, daß mich mein Hintermann mit Stentorstimme auf mein Vergehen aufmerksam machte mit den drastischen Worten: „Bismarkman, doozo, okakinasai!“ („Herr Bismarck, bitte setzen!“)

Nach einem Bravourtanz des Solisten, dessen Name, als höchster Beifall von dem enthusiasmirten Hause im Chorus gebrüllt wurde, hat sich der Vorhang gesenkt, und nach allen Seiten verläuft sich der Schwarm der Zuschauer.

Meine Gastfreunde können gar nicht zum Schluß kommen in ihren Danksagungen für die Ehre, welche sie durch meine Begleitung empfanden, und noch in den fahrenden Zug rufen sie mir ihr Lebewohl nach: „Saionara!“

Die Insel Trinidad.

Von J. von Goerne.

Obwohl Trinidad nicht, wie etwa St. Thomas, an einer großen Fahrstraße gelegen ist, welche zahlreichen Schiffen Gelegenheit giebt, die Insel aufzusuchen, so bietet sie doch in mancher Hinsicht so viel des Interessanten, daß es dem Reisenden, welcher die Antillen besucht, wohl die Mühe lohnt, wenn er seinen Weg nach der größten und südlichsten der kleinen Antillen, lenkt.

Wie bekannt, entdeckte Kolumbus auf seiner dritten Reise die Insel. Am 21. Juni 1498 hatte er, nachdem von Ferro aus drei Schiffe seines Geschwaders in gerader Richtung nach Hispaniola entsandt worden waren — selbst mit einem großen Schiffe und zwei Karavelen unter Berührung der Kap Verde'schen Inseln einen südwestlichen Kurs eingeschlagen. Er wollte zunächst den Aequator erreichen, dann gegen Westen bis zum Meridian von Hispaniola vordringen, und erforschen, ob nicht der Meridian, welcher die Welt zwischen Spanien und Portugal theilte, nahe dem Aequator irgend ein Land kreuze. Am 13. Juli geriethen die Schiffe des kleinen Geschwaders in die Zone der äquatorialen Windstillen. Die Hitze wurde so unerträglich, daß sich niemand mehr in die unteren Schiffsräume begeben mochte; denn hier sprangen bereits die Reifen von den Fässern.

Infolgedessen, nachdem der 7.° n. Br. berührt war, gab Kolumbus seinen südlichen Kurs auf und segelte 17 Tage lang, vom Passat getrieben, wieder recht gegen Westen, als es bereits auf den Schiffen an Wasser zu mangeln begann. Da der Admiral die Karibischen Inseln nordwärts vermuthete, beschloß er rasch dahin zu steuern. Nun stieg zufällig, es war am 31. Juli 1498 des Mittags, ein Mann auf den Mast, welcher im Westen ein Land mit drei flachen Gipfeln — nach denen dasselbe Trinidad genannt wurde — erblickte.

Man steuerte der Südostecke des entdeckten Landes zu und segelte dann, dem Laufe der Küste folgend, westwärts. Am anderen Tage, dem 1. August, kam beim Erreichen der Südwestspitze Trinidads auch zur Linken neues Land in Sicht, welches sich später als das Festland von Süd-Amerika erwies, zunächst aber noch für eine Insel gehalten wurde, der man den Namen Isla Santa gab.

Die Ureinwohner, ArounIks- und Chaimas-Indianer, nannten die Insel „Iore“ oder das Land der summenden Vögel (Kolibris), welche von diesen Naturkindern in großer Verehrung gehalten und nicht geschädigt oder vernichtet werden durften. Heutzutage hat sich dies freilich geändert, denn in vielen Kaufläden des Hauptortes Port of Spain sind ganze Massen dieser zierlichen Vögelchen im ausgestopften Zustande zum Verkauf ausgelegt.

Etwa neunzig Jahre nach seiner Entdeckung wurde Trinidad von den Spaniern kolonisirt und die Hauptstadt St. Joseph, etwas landeinwärts von der jetzigen Hauptstadt angelegt. Hier, wie auch auf den schon von den Spaniern bis dahin in Besitz genommenen Ländern wurden die Eingeborenen auf das härteste bedrückt. Der Ueberlieferung zu Folge brachte ein indianisches Fest im Inneren des Landes, welches auch von den Spitzen der Behörden und der Geistlichkeit besucht wurde, den angesammelten Zündstoff der Unzufriedenheit zum Entflammen; ein Kriegstanz der Indianer ging in einen Vernichtungskampf gegen ihre Unterdrücker über, und wer sich nicht durch schleunige Flucht zu retten vermochte, wurde getödtet.

Zu denen, welche letzteres Schicksal ereilte, gehörte auch der Gouverneur, sämmtliche anwesende Priester und die Mehrzahl der Mitglieder des Cabildo (der gesetzgebenden Versammlung). Derartige Vorfälle werden die Ausrottung der Indianer nur beschleunigt haben, denn letztere sind seit längerer Zeit schon nicht mehr als ein eigener Volksstamm zu erkennen gewesen.

Die Kolonisation der Insel wies nur geringe Fortschritte auf.

Nachdem man aber im Jahre 1783 durch einen Gesetzentwurf etwa neu ankommenden Ansiedlern besondere Vergünstigungen gewährt hatte, trat ein erheblicher Zuzug von Franzosen und Kreolen, welche die benachbarten Inseln verließen, ein, so daß die Einwohnerzahl Trinidads sich im Verlaufe weniger Jahre von 1000 auf 12000 vermehrte, welche Zahl während der Revolutions- und Schreckenszeit noch bedeutend vermehrt wurde. Diese Einwanderung drückte der Bevölkerung den Stempel einer bestimmten Nationalität freilich nicht auf, gab ihr aber manche Eigenthümlichkeiten, die noch heute wahrzunehmen sind. Hervorzuheben sind von diesen: die Ehelosigkeit der arbeitenden Klassen, welche durch mannigfache kirchliche Einflüsse bis jetzt noch nicht hat gehoben werden können, und die Sprache,

welche heute noch ein französisches Patois ist, das die Neger und Mischlinge unter sich lieber als das Englische reden, wenngleich sie letzteres auch meistens verstehen.

Wie oben schon bemerkt, wurden die Engländer Ende vorigen Jahrhunderts Herren der Insel, deren Bevölkerungszahl damals auf 17 718 angegeben wurde.

Im Jahre 1834 fielen auch hier, wie in allen Kolonien des britischen Reiches, die Ketten der Sklaverei, und da infolgedessen auf die Arbeitskraft der befreiten Neger wenig mehr zu rechnen war, so folgte die Zuführung der Völker Asiens: Chinesen und Hindus — der sogenannten Kulis — die mit ihren Nachkommen gegenwärtig ein Drittel der ganzen Bevölkerung von Trinidad ausmachen mögen. Die Oberfläche der Insel wird zu 4544 qkm angegeben, wovon zur Zeit etwa 370 qkm in Kultur sind.

Die Hauptprodukte, welche Trinidad hervorbringt, sind bis jetzt Zucker und Kakao; indessen werden große Anstrengungen gemacht, auch andere Früchte, namentlich Reis und Mais, zum Anbau zu bringen.

Wie bedeutend die Ausfuhr in neuerer Zeit auf Trinidad geworden ist, zeigen die folgenden Zahlen: In den Jahren 1839 bis 1841 betrug die durchschnittliche Ausfuhr eines Jahres etwa 13½ Millionen Kilogramm Zucker, von 1879 bis 1881 aber schon 61½ Millionen Kilogramm. An Kakao wurden in den Jahren 1841 bis 1843 durchschnittlich fast 1½ Millionen Kilogramm, und von 1879 bis 1881 über 5½ Millionen ausgeführt.

Der Handel mit Deutschland ist gering, obwohl in Trinidad ein angesehener deutscher Kaufmannsstand vertreten ist.

Ein weiterer wichtiger Ausfuhrartikel der Insel ist der Asphalt. Im Südwesten derselben findet sich nämlich in der Nähe des Oertchens — kaum verdient dies den Namen Dorf — La Brea, ein Bergsee, der mit seiner Oberfläche 41,4 m über dem Meeresspiegel liegt und einen Flächenraum von etwa 40 Hektaren einnimmt. Dieser Bergsee — kein See im gewöhnlichen Sinne des Wortes, da seine Oberfläche und sein Inhalt meist nur aus Pech und Asphalt von solcher Festigkeit besteht, daß er überschritten werden kann (bei Anwesenheit des Verfassers überschritt ihn sogar eine ganze Gesellschaft von etwa 50 Personen gemeinschaftlich) — liefert nun die oben erwähnten Handelsartikel, von dem im rohen Zustande im Jahre 1885 nahezu 32 Millionen Kilogramm ausgeschifft wurden.

Der Asphalt des „Sees“ quillt in gesonderten Haufen von sehr verschiedener Größe auf, die dicht neben einander liegen. Die Oberflächen sind durchaus eben; die unregelmäßig geformten Seiten sind rinnenförmig nach unten geneigt. Die Breite dieser Rinnen, welche mit frischem Wasser gefüllt sind, ist verschieden und steigt von 0,3 bis 3 m Breite und bis 1,5 m Tiefe. Nach der Mitte des Sees wird freilich der Asphalt weich, doch kann man auch hier noch ganz gut die Oberfläche überschreiten: bei längerem Stillstehen würde man hier allerdings einsinken. Zuweilen soll hier flüssiges Pech aufquellen, wobei sich unangenehme schweflige Dünste verbreiten.

Die Gewinnung des Asphalts geschieht, indem — am besten in der Morgenfrühe — mit den erforderlichen Instrumenten größere Stücke desselben losgetrennt werden. Diese befördert man dann zu Wagen nach Palm Point, in der Nähe von La Brea. Der etwa eine Seemeile lange Weg führt durch ein bewaldetes, nach dem Meere abfallendes Gelände.

Auch am Meeresstrande sieht man das Pech an vielen Stellen dem Erdboden entquellen: ja südlich von Palm Point ragen sogar Pechhügel gleich Klippen ins Meer hinein, und es gewinnt den Anschein, als wenn das vom langsam dahin fließenden Pech getragene Land allmählich in den Golf hineingeschoben werden müßte. Etwa 200 m vom Lande gewahrt man, daß sich Pech und Erdöl auf der Oberfläche des Wassers ausbreitet, was auf unterseeische Quellen der genannten Stoffe schließen läßt.

Die Häuser von La Brea — besser Hütten — sind meist auf den unter dem Sande lagernden Pechschichten errichtet. Da jene von Zeit zu Zeit einsinken, müssen sie periodisch neu aufgeführt werden. Einige Oefen mit Pfannen, welche zum Auskochen des Pechs dienen, hat man dagegen auf festem Untergrunde erbaut. Das gekochte Pech ist dann so hart, daß die Fässer ohne Bodendeckel verladen werden, während das rohe stets dickflüssig bleibt.

Des Morgens ist die Luft über dem Pechsee frisch und kühl: man vermag dann noch in dem Wasser der Rinnen ein kaltes Bad zu nehmen, während gegen zwei Uhr Nachmittags an derselben Stelle und im selben Wasser heiß gebadet werden kann.

Uebrigens ist das Wasser der Rinnen frisch und unter Umständen sogar trinkbar. Die Negerinnen benutzen dasselbe als Waschwasser.

Es kann allerdings nicht Wunder nehmen, wenn das Wasser getrunken wird, denn der Wassermangel dort ist groß: In La Brea ist Trinkwasser überhaupt nicht zu bekommen.

Neben den Rinnen findet sich an vielen Stellen, die Oberfläche des Sees durchquerend, Erdreich mit Gebüsch.

Vielleicht hat man hier ein versunkenes Land vor sich. Nach einer alten indianischen Ueberlieferung stand an der Stelle des jetzigen Pechsees einst auf fruchtbarem Boden ein Dorf der eingangs schon erwähnten Ureinwohner der Insel, der Chaimas-Indianer.

Die Sage berichtet, daß „hier, wo auf warmem Grunde die Ananas besonders gediehen, wo reichliche Fische nicht ferne waren und der liebliche Gesang der summenden Vögel erschallte — die Indianer ihre Wigwams gebaut hatten. Aber sie waren nicht zufrieden mit den Gaben, welche ihnen die Natur in überreicher Fülle darbot, ihr Sinn stand auch nach dem schmackhaften Fleisch der gefiederten Sänger des Waldes. Diese aber waren geheiligte Geschöpfe, deren Vernichtung den Zorn des Großen Geistes wachrief! In einer Nacht waren alle Wigwams mit ihren Bewohnern verschwunden — an deren Stelle aber der Pechsee entstanden“. — Das Klima von Trinidad kann im allgemeinen als ein gesundes bezeichnet werden, die Umgebung einiger sumpfiger Gegenden ausgenommen.

Auch auf den Ankerplätzen der Insel, die vorzugsweise im Westen derselben, also im Golfe von Paria liegen, herrscht stets eine gesunde und reine Luft. Da Trinidad in einem Arme des nach Nordwesten fließenden Aequatorialstromes liegt, dessen Wasser im Süden durch die „Schlangenmündung“ in das Wasserbecken zwischen der Insel und dem Festlande ein- und im Norden aus dem „Drachenkanal“ wieder austritt, außerdem aber eine bemerkbare Gezeitenströmung stattfindet, so werden alle Unreinigkeiten, die vom Lande herrühren, durch den Strom bald entführt, und es findet eine beständige Erneuerung des Golfwassers statt. Endlich können die Schiffe infolge des flachen Wassers sich nur ½ bis 1 Seemeile dem Lande nähern, wodurch die Luft an Bord um so frischer und gesunder ist.

Der größte Theil der Insel ist Flachland; nur im Norden zieht sich ein Gebirgszug hin, von welchem einzelne Höhen bis zu 900 m ansteigen. Derselbe endigt in den Inseln, durch welche die verschiedenen Arme des Drachenkanals gebildet werden. Im Innern Trinidads kommen dann nur noch einige Höhen bis zu 300 m vor.

Die Flüsse Trinidads sind unbedeutend und wenig schiffbar, obwohl der Caroni, der südlich in der Nähe von Port of Spain in den Golf von Paria mündet, eine Länge

von etwa 28 Seemeilen hat. Einige der Flüsse versiegen in der trockenen Jahreszeit fast gänzlich, während sie in der Regenzeit als reißende Wasser betrachtet werden müssen, welche Schlamm, Erdreich und abgerissene Ufertheile dem Meere zuführen. Erstere Jahreszeit rechnet man von Mitte Januar bis Mitte Mai. Die übrige Zeit ist Regenzeit; sie erreicht ihre Höhe im Juli und August, und die mittlere Regenhöhe beträgt zu dieser Zeit bei etwa 22 Regentagen im Monat ungefähr 260 mm. Auf das ganze Jahr entfallen etwa 180 Regentage mit einer mittleren Regenhöhe von 1700 mm. Die mittlere Temperatur der Luft ist äußerst gleichmäßig: im Januar beträgt sie im Mittel 23,9° C. und im August, September und Oktober 26,1° C. Das Jahresmittel beträgt 25,5° C. Alle diese Zahlen gründen sich auf Beobachtungen, welche in der Nähe der „Savannah" — einem öffentlichen Park in der Nähe von Port of Spain — gemacht worden sind. Indessen hat man die gleichen Beobachtungen auch an anderen Stellen im Norden und Süden vorgenommen und als Durchschnittszahlen, abgesehen von extremeren Jahren, ähnliche gefunden wie die oben angegebenen.

Im allgemeinen sind die meteorologischen Verhältnisse von Trinidad ziemlich einfacher Art, denn die Insel liegt in der Region des Nordostpassats und außerhalb der gewöhnlichen Zugstraße der Orkane. An einzelnen Küstenpunkten finden freilich Abweichungen in den Wind- und Witterungsverhältnissen statt, die vermuthlich durch lokale Einflüsse bedingt sind.

Die Postverbindung mit Europa wird hauptsächlich durch die Dampfer der Royal-Mail-Linie (Trinidad-Southampton), welche an einem Freitag ankommen und am nächsten wieder abgehen, vermittelt. Die französischen Dampfer (Trinidad-Bordeaux) pflegen am 11. jeden Monats einzutreffen und die Insel gegen Ende desselben wieder zu verlassen. Die holländischen (Trinidad-Amsterdam) erreichen Trinidad am 6. und gehen am 16. wieder fort.

Kürzere Mittheilungen.

Samuel W. Baker über die geplante deutsche Emin-Pascha-Expedition.

Die Autorität, welche Samuel W. Baker auf Grund seiner Anschauungen und Erfahrungen bezüglich der oberen Nil-Landschaften besitzt, ist eine so namhafte, daß wir es uns nicht versagen können, einen Brief, den er in der Emin-Pascha-Frage an die „Times" gerichtet hat, an dieser Stelle in seinen Hauptsätzen wiederzugeben. Der berühmte Reisende schreibt Folgendes:

Die Entsatz-Expedition unter Barttelot und Jameson ist durch den Tod ihrer Führer gescheitert, und Stanley ebenso wie Emin-Pascha sind augenblicklich unbekannte Größen, über die Spekulationen völlig vergebens sind. Es wird aber berichtet, daß die Deutschen sich entschlossen haben, eine Expedition zu entsenden, um ihrem Landsmanne Emin beizustehen, und zwar unter der fähigen Führung des wohlbekannten Lieutenant Wißmann, und von Zansibar aus. Sollte die Expedition in dieser Weise thatsächlich zur Ausführung kommen, so bin ich der festen Ueberzeugung, daß sie gelingen wird. Es müßte nur das Ziel fest ins Auge gefaßt und der kürzeste und beste Weg gewählt werden, nämlich der Weg über den Tanganika-See, mit Ujiji (Kawele) als Central-Depot und Hauptquartier. Diese Route ist seit vielen Jahren offen, sie gewährt die größte Leichtigkeit, nach Norden vorzudringen, und Ujiji ist, nachdem der See von Burton und Speke entdeckt worden war, ein Haupthandelsplatz geworden. Dort traf Stanley mit Livingstone zusammen, von dort setzte Cameron seine Durchquerung Afrikas ins Werk, und von dort aus wird es auch Wißmann am sichersten gelingen nach Uganda zu kommen. — Speke und Grant unternahmen ihre denkwürdige Reise nach Gondokoro und dem Weißen Nil ebenfalls von Zansibar aus, über den Victoria Nyanza, Uganda und Unyoro. Man kann also behaupten, daß alle größeren Expeditionen von Zansibar aus geglückt sind. — Wem haben die erfolgreichen Forschungen in der Gegend der Nilquellen freilich etwas genützt? Speke und Grant nannten den von ihnen entdeckten Großen See Victoria Nyanza, ich selbst den anderen Albert Nyanza, und wir hofften, daß der von uns im Namen Englands aufgefundene Pfad durch das Herz Afrikas eine neue Zeit für diesen Erdtheil eröffnen würde. Der Khedive Ismail erhob Anspruch auf das obere Nilgebiet, er beschloß den schiffbaren Strom und die Seen dazu zu benutzen, geregelten Verkehr daselbst einzuführen und den demoralisirenden Sklavenhandel zu unterdrücken. Als ich die ganze Gegend bis zum Aequator für ihn in Besitz nahm, gab ich dem König Mtesa von Uganda die schriftliche Versicherung, daß sein Land immer unabhängig bleiben solle, wegen des freundschaftlichen Beistandes, den er Speke und Grant geleistet habe — es sei denn, daß er selbst den egyptischen Schutz wünsche. Wir wünschten durch die freundlichen Beziehungen zu Uganda freien Verkehr mit Zansibar zu gewinnen, und es wurde dieses Ziel auch wirklich erreicht. — General Gordon, mein Nachfolger, war gleichfalls auf Freundschaft mit Uganda bedacht, er benutzte die Dampfer, die ich hatte herbeischaffen lassen, zur Kommunikation auf dem Albert Nyanza sowie auf dem Nil, er setzte Emin-Pascha über die Aequatorialprovinz, und dieser behauptet sich gegenwärtig ganz wesentlich durch diese selben Dampfer. — Nach allen Anstrengungen, die wir im Sinne und Interesse Englands aufgeboten hatten — ich neun Jahre lang und Gordon fünf Jahre — wurden alle unsere Errungenschaften infolge der Panik, die durch die Vernichtung der Hicks'schen Armee in Kordofan hervorgerufen wurde, von England einfach wieder weggeworfen. England zwang Egypten zu dem verachtungswerthen Schritte, den Sudan gegen seinen Willen aufzugeben, und dies hat alle die bitteren Früchte getragen, die man hätte voraussehen können. England wurde in den Wirbel von Verwirrung hineingerissen, den es selbst geschaffen hatte; gegen seine ausdrücklichen Erklärungen hat es sich zum Entsenden von Truppen nach Suakin sowie auch gegen Khartum genöthigt gesehen, ohne irgend etwas damit zu erreichen — außer den Verlust seines Ansehens. Die Sklavenjäger und Sklavenhändler lachen jetzt über die englische Flagge, die sie einst fürchteten, und meine und Gordons Erfolge sind vollkommen vernichtet. Die Engländer erreichten viel, so lange sie als Einzelne handelten, als aber die englische Regierung auf dem Platze erschien und sich in die Angelegenheiten mischte, die sie

unfähig war zu verstehen, da erfolgte die Katastrophe von Khartum, und wir trauerten um Gordon. Das ist ein Schandfleck, der niemals zu tilgen sein wird. — Gordon's vertrauenswürdiger Statthalter, Emin-Pascha, hält sich noch tapfer, obwohl von allem Verkehre abgeschnitten, und hoffnungslos verlassen — auf britischen Befehl. Britische Kanonenboote und Soldaten scharmützeln unterdeß unaufhörlich mit den arabischen Vorposten bei Suakin und Wadyhalfa, und da wir sehen, daß Deutschland sich anschickt, eine Entsatz-Expedition zu Emin zu senden und Centralafrika möglicherweise der Kultur wieder zu gewinnen, so sind wir auf Deutschland eifersüchtig. Wir haben aber eigentlich kein Recht, andere, die männlicher sind, als wir selbst, eifersüchtig anzuschauen. — Emin hält seine Provinz noch als egyptischer Beamter; er besitzt große Vorräthe von Elfenbein, Dampfer auf dem Albert Nyanza ebenso wie auf dem Weißen Nil, zahlreiche befestigte Punkte; und das Regiment, welches er führt, ist praktisch und den Verhältnissen des Landes angepaßt. Was wird aus diesem Lande werden, wenn es den Deutschen gelingt, bis zu Emin vorzudringen, in der Absicht, die Herren der Lage zu bleiben? Die Thatsache, daß Emin's Landsleute mit bedeutenden Verstärkungen zu seinem Beistande herbeikommen, wird sein hohes Ansehen zu einem noch viel höheren machen, und wenn sich Deutschland mit dem Khedive auseinandersetzt, so könnte eine vollkommen neue Entwickelung der von Engländern eingeleiteten großen Unternehmung erfolgen.

Der Roraima.

Derjenige Theil Südamerikas, welcher unter der Bezeichnung „Guiana" den letzten dürftigen Rest der ehemals so ausgedehnten europäischen Besitzungen in den Tropen des neuen Erdtheils darstellt, gehört zu den am frühesten entdeckten Gebieten — aber nur was die Küste anbetrifft, die theils von Alonzo de Hojeda in Begleitung des Florentiners A. Vespucci im Jahre 1499, theils von Vicente Yañez Pinzon im Jahre 1500 gesehen und entschleiert wurde. Das Innere dagegen blieb, obwohl es wegen seines fabelhaften und fabulösen Goldreichthums („el dorado"!) das Ziel zahlreicher Abenteurerfahrten wurde, in der Hauptsache bis in den Anfang dieses Jahrhunderts unbekannt. Speziell im britischen Antheil waren es unsere Landsleute, die Gebrüder Robert Hermann und Richard Schomburgk, welche, den Bann brechend, auf zahlreichen Hin- und Herreisen während der Jahre 1835 bis 1843 sich die größten Verdienste um die Erschließung des Innern erwarben und eine solide Grundlage für die Weiterforschung gelegt haben. Ihre Bemühungen bezogen sich vorzugsweise auf die Feststellung des Flußnetzes, sowie auf die Untersuchung der höchst mannigfaltigen und anziehenden Pflanzenwelt. Dagegen gelang es ihnen, trotz mehrfacher Versuche, nicht, die Erforschung der Gebirge zu Ende zu führen. Vor allem war es der an der Grenze von Britisch Guiana und Venezuela sich erhebende Berg Roraima, der ihren Anstrengungen wie denen ihrer Nachfolger widerstand. Unter letzteren meinen wir den verdienstvollen Appun, Ch. Br. Brown, den Entdecker des herrlichen Wasserfalls Kayeteur, und den Geologen Boddam-Wetham. Erst vor wenigen Jahren sollte es dem englischen Naturforscher Dr. Ev. Im Thurn glücken, den lange Zeit für unersteiglich gehaltenen Berg zu erklimmen. Im Thurn, der sich schon vorher längere Zeit in Guiana aufgehalten und sich durch eine hauptsächlich die einheimischen Indianer berücksichtigende Reisebeschreibung bekannt gemacht hatte, brach, von seinem Landsmann Perkins und einer Anzahl Indianer begleitet, von seiner Station am Pomerunflusse auf und, seinem Ziele theils zu Wasser theils zu Lande zustrebend, näherte er sich diesem von der Südostseite aus. Nachdem er am Fuße desselben mit dem Orchideensammler Siedl zusammengetroffen war und neben ihm eine Art Beobachtungs- und Arbeitsstation angelegt hatte, ließ er sich angelegen sein, die Verhältnisse genau zu untersuchen und an dem steilen und zerklüfteten Absturz einen Aufstieg ausfindig zu machen. In einer wasserreichen Schlucht emporkletternd, erreichte er den Gipfel am 18. Dezember 1884 und bestimmte denselben zu 8600 Fuß (2600 m). Leider war es ihm nicht möglich, sich länger auf der Höhe aufzuhalten und den Berg vollständig zu untersuchen, da der Proviant auszugehen begann. Auch ist er der Meinung, daß wegen der großen Vereinsamung des Berges und der Schwierigkeit seiner Ersteigung die nähere Erforschung mit ganz besonderen Anstrengungen und ungewöhnlich hohen Kosten verknüpft sein und daher wohl noch geraume Zeit auf sich warten lassen werde. Und bisher hat Im Thurn recht behalten, denn wenn schon während des Jahres 1886 der Roraima zweimal wieder bestiegen wurde, nämlich im Oktober von Fr. Dressel und im November von Cromer, die beide zu der Klasse der „Orchid collectors" gehören, so konnten diese im wesentlichen Im Thurn's Beobachtungen und Mittheilungen wohl bestätigen, umfangreiche Zusätze aber, namentlich bezüglich der weiteren Untersuchung, nicht gewinnen. Im Thurn's Darstellungen, die er in verschiedenen englischen Zeitschriften, vor allem aber in der „Proceedings" niedergelegt hat, bilden daher nach wie vor die hauptsächlichste Quelle für nähere Kenntnißnahme des in mehrfacher Hinsicht so merkwürdigen Berges.

Der Roraima bildet die höchste Erhebung der aus zahlreichen einzelnen Theilen bestehenden Gebirgsgruppe, welche am Durchschnittspunkt des 61° westl. L. und 5° nördl. Br. liegt, und ist von Georgetown, der Hauptstadt des Britischen Guiana, im Luftmaße, etwa 220 miles (360 km) entfernt. Wegen der dichten, feuchten Urwälder, die den größten Theil des Innern bedecken, muß man aber, um sich dem Berge zu nähern, den Wasserweg einschlagen, der bis Bartica zunächst auf dem Essequibo hinaufführt. Von da an kann man entweder den Essequibo weiter benutzen, um dann auf den Potaro überzugehen und den noch sehr ansehnlichen Rest des Weges zu Fuße zurückzulegen, oder man kann dem Laufe der Magaruni folgen, der allerdings einen großen Bogen nach NW hin macht und mehrfach von Stromschnellen durchsetzt wird, dafür aber den Vortheil bietet, mit seinen Zuflüssen bis unmittelbar an den Roraima zu führen; denn einer derselben, der Cucuya, entspringt unmittelbar an diesem Berge. Im Thurn näherte sich ihm, wie gesagt, von SO herkommend, wo gerade der steilste Abfall zu liegen scheint. Zugleich wird hier der Aufstieg dadurch erschwert, daß der Roraima an einen etwas niedrigeren Berg, den Kukenam, stößt. Beide sind längliche, an den Abhängen bewaldete Plateaus von unregelmäßig ovaler Gestalt, deren Längsachse von SW nach NO verläuft, und etwa 20 km im Grundriß beträgt, während der Breitendurchmesser beim Roraima 13 km und beim Kukenam gegen 10 km ausmacht. Wer den Meißner im Hessischen Berglande kennt, wird sich die allgemeine Erhebungsform beider Berge leicht vorstellen können. Die Plateauhöhe des Roraima selbst scheint aber nicht ganz flach zu sein, sondern die Gestalt eines wenig tiefen, von Felsklippen umrandeten Beckens zu haben, das wieder durch bizarre Felsen in zahlreiche, kleinere Bassins zerlegt wird, ein Umstand, der die Orientirung wie die spezielle Durchforschung sehr erschwert. Diese Einsenkungen enthalten eine beträchtliche Menge Wasser, theils in Form von kleinen Bächen und Tümpeln, theils aufgespeichert in der Vegetation. Die außerordentlich zerklüfteten Sandsteinklippen selbst, deren höchste zu 25 m gemessen wurde, sind ebenfalls voll Wasser, das allmählich in die kleinen Becken herabsickert. Dieser Reichthum

an Feuchtigkeit mußte auffallen, da Im Thurn's Besuch zwar in der Regenzeit, aber nach einer ungewöhnlich langen Trockenperiode stattfand. Der Anblick, den der erste Besteiger auf seiner einsamen Höhe genoß, war ein höchst eigenthümlicher. Die ganze Umgebung bestand aus Felsen und Felsspitzen von scheinbar unmöglichen, phantastischen Formen, dastehend auf scheinbar unmögliche Weise und in Stellungen auf einander gethürmt, welche dem Gesetze der Schwerkraft spotten, Felsen bald in Gruppen, bald allein, bald in Terrassen, hier als Säulen, dort als Mauern oder Pyramiden, alle möglichen Gestalten und Karrikaturen von Menschen, Thieren und Pflanzen darstellend. Zwischen den Felsen aber befanden sich kleine ebene Flächen gelben Sandes, anderwärts unbedeutende Flecken mit niedriger, struppiger und dürftiger Vegetation; wieder anderwärts erblickte man niedrige Büsche, aber nirgends einen Baum, und ebensowenig thierisches Leben. „Man mochte sehen, wohin man wollte, überall war es dasselbe; in jeder Richtung, so weit das Auge reicht, zeigte sich dieselbe wilde, außerordentliche Scenerie."

Was übrigens das thierische Leben anbetrifft, so fand Dressel im Gegensatz zu Im Thurn doch etwas vor. Während seines zwei- bis dreistündigen Aufenthaltes auf der Höhe beobachtete er nämlich einige Schmetterlinge von dunkelbrauner — fast schwarzer — Farbe; in den seichten Becken sah er ferner einige Exemplare einer kleinen schwarzen Kröte, mit einem gelben Flecke am Halse, und außerdem an einigen Pflanzen eine Millipeden-Art. Im übrigen stimmt Dressel's Schilderung des Roraimaplateaus mit derjenigen Im Thurn's überein, aber da ersterer seine Reise in der Trockenperiode ausführte, so fand er die Oberfläche verhältnißmäßig trocken, ja die pflanzenbedeckten Stellen ganz dürr. In den verschiedenen Rinnsalen befand sich nur wenig Wasser, ebenso in den oben erwähnten Einsenkungen, von denen jedoch keine die Feuchtigkeit ganz entbehrte.

Im Zusammenhang mit der Beschreibung des Roraima mag es gestattet sein, darauf hinzuweisen, daß vor einigen Jahren auch der Berg Twekkway, der etwa 80 km nord-nordwestlich vom Roraima am Südufer des Carimany, nahe bei der Mündung des Aruima, gelegen ist, von dem englischen Naturforscher H. Whitely bestiegen worden ist. Derselbe fand den Twekkway zwar niedriger als den Roraima, und mit Wald bedeckt, aber doch in der Gestalt jenem sehr ähnlich.

A. O.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Professor Rudolf Credner hat das unter dem Namen „Seebär" bekannte eigenthümliche Fluthphänomen, welches am 16. und 17. Mai d. J. sowie auch zu verschiedenen anderen Zeiten in der westlichen Ostsee beobachtet wurde, einer eingehenden Untersuchung unterworfen, und ist dabei zu dem Schlusse gelangt, daß dasselbe nicht, wie vielfach behauptet worden ist, auf seismische Ursachen, sondern auf Störungen in der Atmosphäre zurückzuführen sei. Nur die Fluthbewegung, welche am 1. November 1755 im Lübecker Hafen auftrat, ist thatsächlich als eine Fernewirkung des großen Lissaboner Erdbebens aufzufassen. (Vergl. Beiträge zur Landeskunde von Vorpommern und Rügen V. Greifswald 1888.)

— Daß Irland nicht grundlos die „grüne Insel" heißt, bezeugt auch seine Statistik. Danach war im Jahre 1888 nahezu die Hälfte der Insel (9 905 408 Acres) Wiese und Weide, nur reichlich das Viertel (5 141 155 Acres) aber Ackerland, und nur etwa $1^1/_2$ Proz. Waldland. Etwa 23 Proz. der Fläche (4 871 480 Acres) kamen auf Unland (Sümpfe, Felsen ꝛc.), und etwa $2^1/_2$ Proz. (494 726 Acres) auf Wasserflächen. Die Viehzucht bildet demgemäß den Hauptwirthschaftszweig, und die Insel besaß im Jahre 1888: 595 345 Pferde, 203 257 Esel, 4 099 241 Rinder, 3 626 730 Schafe, 1 397 800 Schweine und 293 920 Ziegen.

Asien.

— Die k. russische archäologische Kommission unter Graf A. Bobrinski hat im letzten Jahre eine reiche Ernte im westlichen Kaukasus (im Gebiete des Kuban) gehalten. Es sind daselbst eine Anzahl von Kurganen geöffnet worden, und man hat in diesen Funde gemacht, die ein sehr interessantes Licht auf die alte scythische Kultur werfen. In einem der Gräber, das man für ein scythisches Königsgrab hält, fand man unter anderem auch viel Goldschmuck, dessen Metallwerth man auf 160 000 Mark schätzt.

— Dem Baron Ungern Sternberg ist es gelungen, im August d. J. den Elbrus zu ersteigen und die bisher für unpassirbar gehaltenen Iriktschat-, Atrium- und Dschelkaughenkes-Gletscher zu überwinden. Obzwar die letzte Nacht in einer Höhe von 17 840 Fuß zugebracht werden mußte, und auf dem Gipfel ein furchtbarer Schneesturm wüthete, so blieb der kühne Bergsteiger doch nebst seinen Begleitern vollkommen wohl.

— Der Ausbruch des Bandai-san auf Nipon scheint für weitere Gebiete Ostasiens eine Periode erhöhter vulkanischer Thätigkeit eingeleitet zu haben. So berichtet man von den Philippinen, daß in den letzten Tagen des Juli der Mayon auf Luzon eine furchtbare Aschen- und Lava-Eruption gehabt hat, durch die Hunderte von Häusern und Menschenleben zu Grunde gegangen sind. Auf den Inseln der Bissaya-Gruppe (Panay, Samar ꝛc.) sollen ebenfalls heftige Ausbrüche stattgefunden haben. — Der Mayon, auch der „Vulkan von Albay" genannt, befindet sich auf der südöstlichen Halbinsel von Luzon, und erscheint als ein prachtvoll geschnittener Kegel von 2374 m Höhe. Er ist der Bevölkerung seit lange als der schrecklichste unter den Feuerbergen des Archipels bekannt, und namentlich die Verheerungen, welche er durch die Eruptionen der Jahre 1766 und 1814 anrichtete, sind bei derselben noch in schlimmem Gedächtnisse. Andere Ausbrüche hatte er in den Jahren 1827, 1828, 1834, 1835, 1845, 1846, 1851, 1853, 1855, 1857, 1871, 1872 und 1881.

— Außer den berühmten Gomanton-Höhlen von Britisch-Nord-Borneo beherbergen auch die Höhlen der Insel Guimaras, die der Philippinen-Gruppe angehört und zwischen den größeren Inseln Panay und Negros gelegen ist, in großer Zahl die bekannten Salanganen (Collocalia), die den Chinesen ihre eßbaren Schwalbennester liefern. Der amerikanische Reisende Steere, der die Höhlen auf seiner Reise in den Philippinen besuchte, beschreibt dieselben

im „American Naturalist“ als eng und finster, während die Höhlen von Gomanton ungeheure domähnliche Hallen bilden, die weite, offene Zugänge haben und ziemlich viel Tageslicht einlassen.

— Nach einem Vortrage, den J. Cunningham in dem Parkes Museum von Calcutta gehalten hat, ist die Sterblichkeit der Bevölkerung in den indischen Städten im allgemeinen eine erschreckende, wenn man sie mit derjenigen in den englischen Städten vergleicht. Hier übersteigt sie im Jahresdurchschnitt selten 20 pro mille, dort erreicht sie in zahlreichen Städten 40, 60, 70 und 80 pro mille. Furchtbare Verheerungen richten namentlich Epidemien an. Der Vortragende schreibt diese Thatsachen vor allen Dingen den schlechten sanitären Vorkehrungen und der Sorglosigkeit der Bevölkerung zu.

— Ueber das Grab des berühmten Eroberers Dschingiskhan berichtet Armand David in den „Missions catholiques“ (1888, p. 273) Folgendes:

Die sterblichen Reste Tschenghis-Bogotos (d. i. Dschingiskhan's mongolischer Name) werden in der Mongolei, an einem Orte namens Kia-y-sen, oder Land der Ordos, aufbewahrt. Sie sind in einem großen silbernen Sarge eingeschlossen, den die Mongolen nicht aus freien Stücken Fremden zeigen wollen. Der Sarg ist von kostbaren Stoffen eingehüllt, und zahlreiche Pilger kommen, um denselben mit der Ehrfurcht, die man einem lebenden Kaiser zollt, zu küssen. Er befindet sich nicht in einem Lamakloster, sondern in einem besonderen Zelt, das von einem Prinzen bewacht wird. Man sagt, daß dieser massive silberne Sarg, nachdem er an den verschiedensten Orten in der Mongolei aufgehoben worden ist, um ihn vor gierigen Feinden zu schützen, hierher gebracht und endgültig hier gelassen worden ist, weil das Land der Ordos wegen seiner Lage und zugleich wegen seiner Armuth vor allen feindlichen Einfällen gesichert ist.

— Trotz aller Anfeindungen, die die chinesischen Einwanderer in Amerika und Australien über sich ergehen lassen müssen, war die Zahl der chinesischen Emigranten, die sich 1887 in Hongkong einschifften, eine um 18000 größere als im vorhergegangenen Jahre, nämlich 82897. Nach den Straits-Settlements gingen 9000 mehr als 1886, nach den Vereinigten Staaten 5000 mehr, und nach Australien und seinen Dependenzen 3500 mehr. Da Hongkong der einzige wirkliche Auswandererhafen für die Chinesen ist, so können diese Ziffern auch als die Gesammtziffern der chinesischen Auswanderung betrachtet werden.

— Infolge des Einflusses der Atjinesen, welcher in den oberen Battaländern zur Geltung zu kommen sucht, scheint bei der niederländisch-indischen Regierung der Plan zu bestehen, die bisher diesen Ländern gegenüber befolgte Politik zu ändern und das System der Nicht-Intervention aufzugeben. Dieses System hat schon manche Schwierigkeiten verursacht, namentlich aber ist es Veranlassung gewesen, daß die von Europäern betriebene Plantagen-Wirthschaft sich nicht nach dem Gebirge hin hat ausbreiten können. Durch manche Vorgänge, welche in neuerer Zeit stattgefunden, haben sich die Ansichten der Regierung verändert; das verdächtige Auftreten von Sendboten der Atjinesen in den Battaländern und die Möglichkeit, daß die unabhängigen Stämme, wenn sie noch länger sich selbst und diesen Einflüssen überlassen blieben, sich wohl einmal gegen die Niederländer wenden könnten, hat dazu beigetragen. Man will jetzt nähere Beziehungen mit diesen Stämmen anknüpfen und sie, ohne direkten Druck auszuüben, zur Anerkennung der europäischen Autorität zu bewegen suchen. Eine der wichtigsten Folgen würde im Falle des Erfolges die sein, daß europäischem Kapital und europäischem Unternehmungsgeist ein neues Gebiet eröffnet würde. Uebrigens herrscht in Ost-Sumatra, namentlich in Siak, Asahan und Pagurawan eine ungeheure Thätigkeit; in Siak allein sind 14 neue Unternehmungen eröffnet worden, und die Anzahl der abgeschlossenen Kontrakte ist sehr bedeutend.

— Zur Gewinnung des kostbaren Rosenöles erweitert die russische Regierung seit einiger Zeit die Rosenzucht in den Kaukasusländern. Dies hat neuerdings ähnliche Bestrebungen in der Krim hervorgerufen, wo die Centifolie noch vortrefflich, selbst wildwachsend, gedeiht; sogar noch nördlicher, in den Gouvernements Charkow und Pultawa, haben einige Gärtner mit Erfolg die Rosenzucht im großen begonnen.

Afrika.

— Im weiteren Verfolge seiner marokkanischen Reise ist Joseph Thomson zusammen mit Harold Crichton-Browne um Mitte Juli von Amsmiz nach Marokko gelangt, um daselbst seine Ausrüstung zu erneuern. Von da aus ist er aber gegen Ende August wieder in das Gebirge aufgebrochen, um seine botanischen und geologischen Beobachtungen und Sammlungen weiter fortzusetzen. Aus dem Urika-Thale durch feindliche Stämme zurückgetrieben, vermochte er sein Ziel — die Hauptkette des Atlas in der Gegend von Reraya — doch zu erreichen, und bis zu einer Höhe von 13000 engl. Fuß empor zu klimmen. Sodann wandte er sich am Fuße des Gebirges nach Imintjanut und nach den Sûs, wo er die Howara in hellem Aufruhr gegen die Beamten des Sultans fand und in Gefahr kam, in Gefangenschaft zu gerathen. Er entrann indeß mit seinem Gefährten glücklich nach Agadir und Mogador, in welch letzterem Orte er am 17. September ankam. Von dort aus gedenkt er noch einen kurzen Ausflug in das Innere von Haha zu machen, um dann über Rabat, Mekines und Fes nach Tanger und zurück nach England zu gehen.

— Die Idee, vermittelst einer starken Expedition eine Stationskette von der ostafrikanischen Küste nach den großen centralafrikanischen Seen zu schaffen, um dadurch eine geregelte und gesicherte Kommunikation mit der oberen Nilgegend und Emin-Pascha zu ermöglichen, und gleichzeitig der Gewaltherrschaft der arabischen Sklavenhändler die Spitze zu bieten — diese Idee des deutschen Emin-Pascha-Komitees hat in englischen Kreisen eine Nachahmung gefunden. Der bekannte englische Durchquerer Afrikas, Vernay Lovet Cameron, der befugt sein sollte, ein Wort in der ostafrikanischen Frage mitzureden, schlägt nämlich vor, England solle eine solche Expedition den Zambesi und Schire hinauf nach dem Nyassa-See und von dort nach dem Tanganika-See entsenden. Zu Emin-Pascha wäre das freilich ein beträchtlicher Umweg. Die deutsche Expedition direkt nach dem Victoria-Nyanza erklärt Cameron für aussichtslos; man wird darauf aber kein zu großes Gewicht legen dürfen, da der berühmte Afrika-Reisende offenbar von der ziemlich allgemeinen englischen Eifersucht auf die deutschen Afrika-Unternehmungen mit ergriffen worden ist.

— Die „Transactions of the R. Soc. of Edinburgh“ (vol. XXXI, 1887) enthalten eine umfangreiche Arbeit von Bayley Balfour über die Pflanzenwelt Socotras, die sich namentlich auch mit den Beziehungen der Inselflora zu der Kontinentalflora Afrikas und Asiens sowie zu der Flora Madagaskars beschäftigt. Socotra ist von Afrika nur 240 km entfernt, einige kleine Inselchen bilden eine Art Brücke dahin, und die trennende Meerstraße ist im Maximum nur 500 Faden tief. Korallenriffe finden sich rundum, und gute Häfen fehlen. Das Klima ist sehr trocken. Das Plateau im Innern besteht aus Granit und fossilem Kalkstein und ist gegen 1000 Fuß hoch, die Berge im Nordwesten aber — die Haggier-Berge — 4000 Fuß. Die letzteren

sind von den interessantesten Pflanzen bestanden, weil sie seit den ältesten Erdaltern nicht vom Oceane überfluthet gewesen sind, und diese Pflanzen scheinen die Theorie vom ehemaligen festen Zusammenhange Afrikas und Südasiens zu stützen. Unter den Kulturpflanzen ist nur die Dattelpalme von Belang, und dieselbe liefert der dünnen Bevölkerung auch neben der Viehzucht den Haupt-Lebensunterhalt. Die gezüchteten Rinder und Kameele sind sehr klein.

Nordamerika.

— Auf die Entstehung der sogenannten Muschelhügel (shell mounds) an der Küste des mexikanischen Golfes, die man bisher immer als eine Art indianischer Kjökkenmöddinger auffaßte, wirft ein Ereigniß, welches gelegentlich der großen Sturmfluth von Sabine Paß (1886) stattfand, ein neues Licht, das jener Annahme nicht günstig ist. Vor der angegebenen Sturmfluth nämlich befand sich ein solcher Muschelhügel nahe bei einem gewissen Hause, das am Ufer des Flusses stand. Nach der Fluth war es vollständig zerstört und verschwunden, dagegen fand man dann einen ähnlichen Hügel nahezu eine halbe engl. Meile stromaufwärts. Es ist also durchaus wahrscheinlich, daß die großen Schalenanhäufungen einem Naturvorgange ihren Ursprung danken. Die häufige Beimengung indianischer Artefakte zu den Muscheln erklärt sich vielleicht daraus, daß die Muschelhügel hohe und trockene Stellen auf niederen Gründen bilden, und daß sie deshalb von den Indianern mit Vorliebe als Lagerplätze gewählt wurden (Vergl. Science XII, p. 96).

— Von der Abrasionskraft der westindischen Orkane giebt die Thatsache einen Begriff, daß die kleine yukatanische Külteninsel Pollax bei Gelegenheit des letzten verheerenden Sturmes, der die Gegend von Kuba und Yukatan im September dieses Jahres heimsuchte, vollkommen von den Wellen verschlungen wurde.

Südamerika.

— Daß man das Recht hat, die argentinischen Pampas als eine Ebene zu bezeichnen, geht aus gewissen Eigenthümlichkeiten der Eisenbahn von Buenos-Ayres nach Mendoza — der unvollendeten argentinischen Pacificbahn — deutlich hervor. Diese Eisenbahn hat auf einer Strecke von 340 km nicht eine einzige Kurve, nicht eine einzige Brücke, und nicht einen einzigen Durchstich, der tiefer ist als einen Meter. Die Pampas würden das ideale Land für den Eisenbahnbau sein, wenn ihre Baumlosigkeit aus Rücksicht auf den Schwellenbedarf nicht als eine große Schattenseite betrachtet werden müßte; daher auch die ausgedehnte Anwendung von Stahlschwellen bei den argentinischen Eisenbahnen.

— Dem neuesten englischen Konsularberichte zufolge belief sich der Außenhandel Chiles im Jahre 1887 auf 180 180 820 Dollars (gegen 95 410 296 Dollars im Vorjahre); hiervon kamen 59 549 958 Dollars auf den Export und 48 630 862 Dollars auf den Import, und etwa 82 Prozent von den Exportartikeln waren Mineralprodukte (Salpeter, Kupfer, Silber, Gold rc.).

Allgemeines.

— Cl. Markham veröffentlicht in den Berichten der „Hakluyt Society" die Beschreibung der beiden ältesten Globen, die in England hergestellt worden sind. Der eine ist ein Erd- und der andere ein Himmelsglobus, ihr Verfertiger war E. Molyneux, und sie datiren aus dem Jahre 1593. Auf dem Erdglobus sind aber nachträglich die Entdeckungen bis zum Jahre 1603 eingetragen worden. Der bekannte große Mathematiker Robert Hughes verfaßte eine lateinische Beschreibung dazu (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 351).

— Der Union-Steamer „Tartar" hat seinen Ruhm, die schnellste Fahrt zwischen Kapstadt und Plymouth ausgeführt zu haben, von dem „Athenian" zurück erobert, indem er den angegebenen Weg am 8. bis 25. August in 17 Tagen 6 Stunden und 15 Minuten, d. i. um nahezu 15 Stunden rascher als der „Athenian", zurücklegte (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 224). Ungefähr gleichzeitig hat der Allan-Steamer „Parisian" die Reise zwischen Irland (Tory-Island) und der Lorenzstrom-Mündung (Belle-Isle) in der unerhört kurzen Zeit von 4 Tagen 17 Stunden und 10 Minuten gemacht.

Bücherschau.

— Schmidt, Dr. Emil, Anthropologische Methoden. Anleitung zum Beobachten und Sammeln für Laboratorium und Reise. Mit zahlreichen Abbildungen im Text. Leipzig 1888. 8°, 336 S. — Dem Wunsche, auch die Beobachtungen des Nichtfachmannes und des gebildeten Laien überhaupt für den Anthropologen verwendbar zu machen, sind in neuerer Zeit mehrfach gediegene Anleitungen entsprungen; so die von Broca in Frankreich, die Notes and queries der British Association rc. Auch in Deutschland sind wir durch die von Virchow bearbeitete Abtheilung in Neumayer's Handbuch und durch den 1885 veröffentlichten Virchow'schen Fragebogen ganz gut versorgt. Trotzdem ist die vorliegende Arbeit mit großer Freude zu begrüßen, da sie in handlicher und übersichtlicher Form dem Reisenden Gelegenheit bietet, sich über alle wichtigeren Fragen der Anthropologie eingehender zu unterrichten. Die erste Abtheilung behandelt auf 56 Seiten die Methoden des Sammelns, einschließlich des Zeichnens und Photographirens. Die zweite Abtheilung enthält die Anweisung zu Beobachtungen sowohl am Lebenden wie am Todten. Im Anhang sind gegeben: ein Beobachtungsblatt für Körpermessungen, ein solches für Kraniometrie, das Schema der anthropologischen Gesellschaft für die Untersuchung der Haare, und eine Tafel Sehproben. Ein gutes Register erhöht die Brauchbarkeit des Buches, das in der Ausrüstung keines Reisenden fehlen sollte. Ko.

— Dr. J. Singer, Ueber soziale Verhältnisse Ostasiens. Leipzig und Wien 1888. Franz Deuticke. — Der Inhalt dieser kleinen lesenswerthen Schrift berührt sich vielfach nahe mit den von uns veröffentlichten Aufsätzen des Herrn Dr. J. Grunzel über die chinesische Landwirthschaft. Sehr interessant und beachtenswerth finden wir darin namentlich die Hinweise auf die Analogien, die zwischen der Entwickelung der sozialen Verhältnisse Chinas und derjenigen der europäischen Volkskörper bestehen.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIV. № 16.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig. Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Die kulturgeographische Bedeutung der Flüsse.

Der um die Korrektion des Rheinstromes hochverdiente Vorstand des großherzoglich badenschen „Central-Bureau für Meteorologie und Hydrographie", Professor M. Honsell, hat vor dem letzten internationalen Binnenschiffahrts-Kongresse, der im August d. J. zu Frankfurt getagt hat, einen Vortrag über die kulturgeographische Bedeutung der Flüsse und ihre Entwickelung als Verkehrswege gehalten, dessen Hauptinhalt wir uns nicht enthalten können an dieser Stelle wiederzugeben. Die Ausführungen Honsell's lauten etwa wie folgt:

Der Fluß hat seine physikalische und seine Kulturgeschichte. Die erstere — ein Theil der Erdgeschichte — verfolgt die vieltausendjährige Arbeit, welche die Bewegung des Wassers an der Oberflächengestaltung unseres Planeten geleistet hat. Sie lehrt uns, wie die fließenden Gewässer die Thäler ausgewaschen, die Gebirge durchnagt und quer durchbrochen haben, wie dann die vordem staffelförmig getrennten Seen abgelaufen, wie ihre Becken und die Meeresbuchten durch die vom Wasser hergetragenen Sinkstoffe ausgefüllt, dadurch die breiten Flußthäler und die weiten Tiefländer geschaffen wurden, wie der Strom so aus einer Vielheit von Gerinnen und Becken mehr und mehr zum hydrographischen Ganzen sich gestaltet hat — einen Vorgang, dem wir ganz ebenso in der Staaten- und in der Kulturgeschichte begegnen: dem Durchdringen und Wachsen aus dem Beengten und dem Getrenntsein — jeder Volksstamm lebte anfänglich ein Leben für sich — zur freieren Bewegung, zur Einheit, zur Größe.

Die physikalische Geschichte der Flüsse ist nicht abgeschlossen, sondern unter der Wirkung der immerwährenden Erosion des fließenden Wassers dauert die Ausbildung der Flußgerinne fort. Aber so ungeheuer groß sind die Epochen der Erdgeschichte, daß ihre stetigen Vorgänge in der Menschengeschichte kaum merklich werden. Das Maß jedoch, bis zu dem die natürliche Ausbildung des Flusses vorgeschritten, ist von Anfang bestimmend für seine kulturgeographische Bedeutung. Zwar wenn wir an den Ufern der Flüsse, auch in ihrem Oberlauf, die ältesten Wohnsitze finden, so waren es zunächst die klimatisch begünstigte Lage, der fruchtbare Schwemmboden und der die organische Natur belebende Einfluß des Wassers, was hier zur Niederlassung einlud; und wenn die großen Völkerwanderungen die Flüsse entlang gezogen sind, so war es wieder vielmehr das Thal, dem sie folgten, als der Fluß selbst. Ganz natürlich: beide Bewegungen, die des Verkehrs und die des fließenden Wassers vollziehen sich unter der Herrschaft des gleichen Gesetzes, des Gesetzes der Schwerkraft; ihm gehorchend hat der Fluß sich seinen Weg gebahnt. Die Flüsse dienten deshalb in frühern Zeiten den Völkern, wie heute noch den in fremde Welttheile vordringenden Forschungsreisenden als Wegweiser, als leitende Ariadnefäden, und wir erkennen andererseits, daß es stets schon das Vorhandensein einer gewissen vorgeschrittenen Kulturstufe vorausgesetzt, bis der Fluß als Verkehrsweg benutzt wird. Wenn also auch nicht überall für die erste Besiedelung der Flußthäler und Stromniederungen, so doch immer für die zunehmende Verdichtung der Bevölkerung, für das Aufblühen der Uferstädte in der Erwerbsthätigkeit der reichen Stromlandschaften, ist die Wasserstraße die mächtig wirkende Ursache.

Anderweit und hauptsächlich prädestinirend für die kulturgeographische Bedeutung der natürlichen Wasserläufe erachtet Housell eine Reihe physikalischer Bedingungen, allen voran die geographische Lage an sich. Aus seinen diesbezüglichen Ausführungen hier einige kennzeichnende Sätze: Die gemäßigten Zonen sind die begünstigtsten — in den Flüssen der Tropenländer mit ihren Regenzeiten wechselt Wassermangel mit stürmischen Hochfluthen, die Flüsse des hohen Nordens sind einen beträchtlichen Theil des Jahres hindurch vereist. — Meridianströme, die der Richtung der Meridiane folgend Zonen von verschiedenem Klima durchfließen, dienen dem Austausch weit mannigfaltigerer Bodenerzeugnisse, als solche Stromläufe, die von Ost nach West oder umgekehrt annähernd dieselben Wachthums- und Anbau-Zonen berühren, und werden deshalb auch zu belebteren Wasserstraßen. — Unmittelbarer Anschluß an die Seewege bei günstiger Lage und Beschaffenheit der Mündung giebt dem Binnengewässer Bedeutung für den Weltverkehr. — Die in den Atlantischen Ocean und in die Nordsee mündenden europäischen Ströme dienen dem äußeren Handel in ungleich höherem Maße als jene, die sich in die Ostsee, in das Mittelländische Meer oder in Binnenmeere ergießen. Redner exemplifizirt auf den Rhein im Gegensatz zu Donau, Wolga, Jordan und den physisch geschlossenen sibirischen Gewässern. Andere Ströme zerfasern ihre Mündungen in netzartige Deltas, wieder andere verdampfen gar im Sande.

Je nach den obwaltenden physikalischen Verhältnissen gestaltet sich auch die Besiedelung.

Bei jenen breiten, trompetenförmigen Strommündungen, in welche die Meerfluth kraftvoll spülend hineinwallt, und die nautisch so werthvoll sind, liegt regelmäßig die Mündungs- und zugleich Seehafen-Stadt da, wo die Grenze des Fluthgebietes ist, d. h. bis wohin die Seeschiffe noch einlaufen können, so Hamburg, Bremen, Rotterdam, Antwerpen, Bordeaux u. a. Auf den britischen Inseln beruht die Verkehrsbedeutung der Flüsse hauptsächlich in den Mündungsstrecken, durch die von allen Seiten die Meeresfluth ins Land pulsirt. An den Meeren ohne alle oder ohne erhebliche Gezeitenbewegung halten sich die Mündungsstädte nahe zur Küste (so an der Ostsee und am Schwarzen Meere); sie liegen auch wohl der Flußmündung zur Seite (so Marseille, Venedig und Ravenna), oder gegenüber auf einer Insel (so Kronstadt als äußerste Mündungsstadt der Newa, und Cadiz). Bei großen Deltabildungen finden wir eine oder mehrere Städte in der Nähe der Deltaspitze und bei den Abzweigungen der Hauptarme (Flußtheilungsstädte — so Kairo, Arles, Emmerich u. a). Die Abhängigkeit der Besiedelung des Flußlaufes von seinen physikalischen Eigenthümlichkeiten erhellt ferner daraus, daß man überall da aus alten Niederlassungen zu namhafter Bedeutung herangewachsene Städte trifft, wo seine Schiffbarkeit abnimmt und beeinträchtigt oder unterbrochen ist, d. i. wo Wassertiefe und Strombreite sich mindert, das Gefälle wächst, wo Stromschnellen, Furten oder Engen auftreten, wo der Lauf scharf umbiegt, oder an den Einmündungen der schiff- und floßbaren Seitengewässer. So spricht man von Hauptstädten des Unter-, des Mittel- und Oberlaufes, von Stromschnellen- und Furtstädten, von Engen- und Brückenstädten, von Konfluenz- und Flußwinkelstädten.

In klimatologischer, geologischer, orographischer, hydrographischer und ethnologischer Hinsicht der Götter Gunst erfahren hat Europa [1]). Europa, wie in der Gestaltung seiner Küsten, so auch im Festlandsinneren geotektonisch fein gegliedert, ist der Ausbildung schiffbarer Flüsse größtentheils günstig: über wellige Hochflächen, durch Mittelgebirge und Hügelland senken sich die Gewässer vom Austritte aus den engen Thälern und aus den Randseen der centralen Faltengebirge mit allmählich abnehmendem Gefälle in die Tiefebenen und flachen Küstenländer. Im Gegensatz hierzu steht Afrika mit seinem plumpen Aufbau: die Flüsse trennen dort mehr als sie verbinden, in dem vorherrschenden Terrassengebirge fallen sie stufenförmig herab, und der letzte Absturz liegt meist schon nahe der Mündung, so daß der langgestreckte Unterlauf fehlt, dessen gute Schiffbarkeit an den europäischen Flüssen zur dichten Ansiedelung und fast immer auch zur Bildung einer großen Stadt den Anlaß gegeben hat; am Rhein ist dies Köln. Aber auch von den europäischen Flüssen sind wenige von der Natur so fertig ausgebildet, als daß nicht die Gebirgsdurchbrüche noch als schluchtartige Abstürze sich geltend machten. So am Rhein die Gebirgsdurchbrüche bei Schaffhausen und am Binger Loch, an der Donau bei Grein, Preßburg und Orsova.

Nachdem dann Honsell noch angedeutet, wie der Gebirgsbau des Flußgebietes hier verkehrbeschränkend gewirkt, dort eine weitreichende Entfaltung des kulturfördernden Einflusses der Wasserstraße begünstigt hat, wie ferner bei gegenseitiger Annäherung zweier Flüsse oder einer Binnenwasserstraße an einen weit in das Festland eindringenden Meerbusen die Verkehrsfäden sich herüber und hinüber spinnen, Land- und Kanalverbindungen fast erzwingend; nachdem er noch auf die wichtige Rolle der Konfluenz- und Furtstädte hingewiesen (welch letzterer Art ja auch der Kongreß-Ort angehöre) und insbesondere gezeigt hat, wie die Anwohner solcher Stellen das natürliche Verkehrshemmnis als einträglichen Zwangsstapel auszunützen bedacht gewesen sind, so daß man deshalb in den Furtstädten die ältesten Niederlassungen und Brücken und Umschlagsplätze erkennen darf, resumirt er sich dahin: Mit ganz wenigen Ausnahmen liegen alle volkreichen Städte der Erde [1]) an Flüssen oder Meeresküsten, viele an beiden zugleich, und meist ist es nicht schwer, in der Beziehung zum Wasser die Ursache des Entstehens und des Großwerdens dieser Städte nachzuweisen. Die physischen Verhältnisse als Urgrund der Entwickelung erkennen wir auch in der lebhaften Wechselwirkung, die sich zwischen der Massenerzeugung der Forst- und Landwirthschaft und des Bergbaues einerseits und der Massenbewegung auf der Wasserstraße, dem Gedeihen des Großgewerbes und des Großhandels andererseits einstellt. Wo die Dinge derart liegen, da pflegt der Verkehr auf dem Flusse zur größten Höhe wirthschaftlicher Bedeutung zu gelangen.

Neben die in physikalischen Bedingungen wurzelnden Ursachen treten nun aber die politischen Einflüsse: feindseliges Verhalten oder freundschaftliche Annäherung der Völker, Krieg und Frieden, Privilegien, Zollwesen und Handelsverträge, Kolonialpolitik und — ein Kind unserer Zeit — die Eisenbahnpolitik, wodurch die kulturgeographische Bedeutung der natürlichen Binnenwasserstraßen hier zurückgedrängt, dort gefördert worden ist. Die Verfolgung dieser Vorgänge kann zu dem Schlusse führen, daß die Einflüsse solcher Art, wo sie sich in einer den physischen Bedingungen entgegengesetzten Richtung geltend gemacht haben, zwar oftmals auf geraume Dauer für die Ausbildung der Verkehrsverhältnisse entscheidend gewesen sind, daß aber doch in der Regel die Natur am Ende sich stärker gezeigt hat, als die Politik, und daß die natürlich begünstigten Verkehrswege, Orte und Landstriche früher oder später auch die

[1]) Vergl. hierzu: E. Deckert, Die Hauptbahnen des Weltverkehrs. Leipzig 1882.

[1]) v. Haug: Gott setzte nach dem weisesten Systeme — die großen Städte meist an große Ströme.

politisch bevorzugten geworden sind, daß aber immer da, wo die politischen Ziele und das politische Geschehen mit der in der Natur begründeten Entwickelung einig waren, die größten Erfolge sich eingestellt haben, und endlich, daß die weltgeschichtlichen Ereignisse sich auch in der Kulturgeschichte der Flüsse wiederspiegeln.

Honsell verständlicht das an verschiedenen Beispielen, zunächst am Nil und dem alten Kulturland Aegypten, dessen „Geschenk". Aegypten ist ein Stromland im eigentlichsten Sinne des Wortes: seine südliche Grenze fällt mit der Grenze der Schiffbarkeit des Nils an den untersten Katarakten von Syene (Assuan) zusammen, und die dichter bevölkerten Landstriche folgen dem „heiligen Strome" bis zu seiner Mündung. Der Nil ist seit der frühesten Zeit des Landes einzige Hauptstraße. Die ägyptische Sprache hat für „reisen" nur das Wort „stromauf-" und „stromabfahren". Lange hat er nur dem inneren Verkehre gedient, denn wie nach oben durch die Katarakte, so war er nach unten durch das für die Schiffahrt kaum benutzbare Delta abgeschlossen. Erst mit den Ptolemäern beginnen die erfolgreichen Bemühungen, den Nil zur Welthandelsstraße zu machen. „Der unausgesetzte Widerstreit zwischen den Lagiden und den Seleuciden", schreibt Mommsen, „ist zugleich ein Kampf des Nils gegen den Euphrat; dieser ist im Besitz, jener der Prätendent".

Der Euphrat nun verdankt seine Bedeutung als älteste Welthandelsstraße der Annäherung seines schiffbaren Mittellaufes an die syrische Küste. Er ist der Hauptverkehrsweg der Phönizier. Basra ist von den Arabern zur Sicherung der Euphratfahrt und als Mündungsstadt gegründet; außer Babylon haben aber alle Hauptstädte am Tigris gelegen, wegen der leichteren Verbindung mit Inner-Asien; Seleucia, Ktesiphon und Bagdad hatten auch schiffbare Verbindung mit dem Euphrat. Der Tigris ist immer nur so, wie Xenophon es schildert — mit Flößen, die auf Schläuchen schwammen —, befahren worden. Der unmittelbare Verkehr mit Ostasien geht in der Kalifenzeit wesentlich von Bagdad aus. Noch erhöhte Bedeutung erhielt diese Verkehrsstraße, als die Kreuzfahrerstaaten die Vermittelung der südasiatischen Erzeugnisse in die Hand genommen hatten. Aber schon vor Beginn des 14. Jahrhunderts ward der Euphratweg gegenüber dem Nilwege vernachlässigt, und nach der Zerstörung von Bagdad kommt er ganz außer Gebrauch. Es ist die Zeit, da durch die Duldsamkeit, die politische Freundschaft und die leichte Beweglichkeit des Nomadenvolkes in den mongolischen Reichen den unternehmenden venetianischen Kaufleuten die großen Steppenwege nördlich des Kaspischen Meeres, von der Krim aus und südlich von Armenien über Tauris, eröffnet wurden.

Besonderes Interesse gewährt die Geschichte der russischen Binnenwasserstraßen. Dem Alterthume, das beständig im Unklaren war, ob das Kaspische Meer ein Busen des nördlichen Oceans sei oder nicht, blieb die Wolga (Rha) unbekannt. Erst als mit dem Aufblühen der arabischen Reiche sich dort ein großer Bedarf an Pelzwerk eingestellt hatte, wird das Kaspische Meer von Iran aus lebhaft befahren. Im achten Jahrhundert wird Itil oberhalb des Wolgadeltas, Endpunkt dieser Fahrten und von hier aus der ganze Wolgalauf erschlossen. Die Wolga-Bulgaren treten zum Islam über und entwickeln sich ganz und gar als Kaufmanns- und Schiffervolk. Und als die norwegischen Waräger an den Wolgaquellen sich festgesetzt haben, befahren sie den ganzen Strom bis ins Kaspische Meer. Von den Wolgaquellen erreichen sie auf kurzem Landwege die Wasserstraße nach Nischnij-Nowgorod und die Düna als Verbindungsweg mit Gothland, dem Mittelpunkte des damaligen nordischen Handels, und mit der schwedischen Küste. Mit der Zerstörung des bulgarischen Reiches im zehnten Jahrhundert nimmt dieser Verkehr ein jähes Ende. Bis ins neunzehnte Jahrhundert ruht die Schiffahrt auf dem mächtigen Strome fast ganz. — Wie die Wolga für das mohammedanische, so ist der Dnjepr für das christliche Rußland im frühen Mittelalter wichtige Verkehrsstraße, noch früher Hauptweg der Normannen im Osten. Auch hier handelt es sich um einen das ganze Festland durchquerenden Verkehr, indem der Isthmus zwischen Dnjepr und den nördlichen Wasserwegen mit zerlegbaren Schiffen übersetzt wurde. Die Eroberung Rußlands durch die Russen, damals noch fast ausschließlich die Waräger, geht von diesen Wasserstraßen aus, deren wichtigste Punkte, Nowgorod (Wolga) und Kiew (Dnjepr) — der letztere oberhalb der durch Felsriffe erschwerten Fahrt gelegen — die beiden Hauptstädte das ganze Mittelalter hindurch geblieben sind. Wesentlich durch die Verbindung der Wolga- und Dnjeprstraße mit den großrussischen Seen war Nischnij-Nowgorod vom achten bis zehnten Jahrhundert Hauptstapelplatz der orientalischen und byzantinischen Waaren, und zugleich Staatsmittelpunkt. Sofort mit dem Aufschwung Venedigs und der Gründung der Kreuzfahrerstaaten unterliegt auch die Dnjeprstraße gegen den See- und Landweg. Man darf wohl sagen, daß kaum in einem anderen Lande, so wie im Russenreiche, die Flüsse die ursprünglichen, für die Geschicke des Landes wichtigen Verkehrswege gewesen sind.

Eine ähnliche Bedeutung wie die russischen haben die amerikanischen Flüsse. Der Amazonenstrom ist durch Flußschiffahrt in seinem peruanischen Oberlaufe, nicht von dem schwierigen Delta aus, überhaupt entdeckt worden. Dagegen ist der Besitz der La Plata-Mündung und damit die Beherrschung des großen Stromgebietes der Hauptstreitpunkt der portugiesischen und spanischen Politik in Amerika. Andererseits wieder ist es Vorbedingung für das Gedeihen des kommunistischen Jesuitenstaates am oberen Uruguay, daß dieser im Mittellauf für die Bergfahrt durch Stromschnellen gesperrt ist. „Gott hat sie zu unserem Schutze gesetzt", heißt es dort. In Nordamerika sind für die Neu-England-Staaten weniger die Flüsse, als vielmehr die tiefen Seehäfen von Werth. Dagegen beruht Colbert's umfassende Kolonialpolitik auf dem Gedanken, daß Frankreich durch die Ausdehnung der Kolonien Louisiana und Kanada, der beiden wichtigsten Stromsysteme Amerikas sich bemächtige und dadurch in den Besitz der umklammerten Landschaften gelange, eine Vorstellung von der Bedeutung des Mississippi und des Lorenzstromes, die heute kaum voll verwirklicht ist. In den Vereinigten Staaten gab es vor 1812 nur sehr wenige gute Landstraßen und noch keine Kanäle; aller Verkehr bewegte sich an den Küsten entlang und auf den Flüssen bezw. Binnenseen.

Die Flußgebiete des heutigen Frankreich hat schon Strabo als ganz vorzüglich hervorgehoben. Zu allen Zeiten sind hier die Flüsse als Verkehrswege benutzt worden, und früher als anderwärts hat man begonnen, die „chemins courants", wie Pascal sie nannte, zu verbessern, bald auch sie durch künstliche Wasserwege zu verbinden (fossae Marianae). Die Lage an der Seine zwischen den Mündungen der Marne und der Oise hat wesentlich zur Größe von Paris beigetragen. Scharf tritt die Eigenschaft als Konfluenzstadt bei Lyon hervor; Orleans und Toulouse sind Flußwinkelstädte, und Frankreichs wichtigere Seehandelsplätze sämmtliche Flußmündungsstädte.

Die Entwickelung der Schiffahrt auf der Donau standen immer die Stromschnellen und -Engen in den mehrfachen Gebirgsdurchbrüchen hindernd im Wege. Wie die Felsriffe des „Eisernen Thores" trennend gewirkt haben, geht deutlich schon daraus hervor, daß die Donau im Alterthum zwei

verschiedene Namen erhalten hat: Ister unterhalb, Danubius oberhalb jener Katarakte, und lange blieb unbekannt, daß beide ein und derselbe Strom sind. Auch im Mittelalter zweigt die Donaustraße regelmäßig bei Belgrad ab und geht über Sofia und Philippopel, deren Lage durch diesen Zug bedingt war, nach Konstantinopel. Bis ins neunzehnte Jahrhundert bleibt die untere Donau der ödeste Strom Europas. Aber auch in der Gegenwart ist die großartig angelegte Unternehmung der Donau-Dampfschiffahrt noch nicht zu jener machtvollen Entfaltung gelangt, wie sie um so mehr zu wünschen wäre als die Schiffahrt auf der Donau in den Balkanländern eine belangreiche Kulturaufgabe zu erfüllen hat. Bekanntlich sieht der Berliner Vertrag die Beseitigung des weltgeschichtlich wichtig gewordenen Schiffahrts-Hindernisses am „Eisernen Thore" vor, und die Königl. Ungarische Regierung hat den Vollzug übernommen. Hoffen wir, daß ihr die schwere Aufgabe bald gelingen möge und damit der Donaustrom wirthschaftlich das werde, was er hydrographisch ist: Der Rückgrat der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie.

Im Nordosten des Deutschen Reiches sehen wir die Geschichte der Schiffahrt auf Memel, Weichsel und Oder mit jener des deutschen Ordens und der Hansa-Politik aufs engste verknüpft. Berlin hat sich durchaus als Flußstadt entwickelt und hat, was wenig bekannt, gegenwärtig den größten Binnenschiffahrtsverkehr des Deutschen Reiches.

Und nun zum Rhein. An seinen Ufern begegnen wir überall Stätten alter Kultur. Inwieweit Klima und Bodenbeschaffenheit und der ebene Weg im Thale die Ursache, wieviel die Benutzung des Stromes als Verkehrsweg daran Theil hat, wir wissen es nicht. In den 400 Jahren der Römerherrschaft hat sich am Rheine ein bewegtes Leben entfaltet. Sicher ist, daß damals der Strom als Wasserstraße benutzt war. In der allemannisch-fränkischen Zeit wurden die ober- und mittelrheinischen Gegenden ausschließlich von der Donau und der Rhone aus, auf dem Landwege auch über die Alpen her, mit den Waaren des Orients versorgt, und bis zu den Karolingern verlautet wenig von der Rheinschiffahrt. Allmählich begannen aber die Römerstädte wieder aufzublühen und der Stromverkehr sich zu heben. Karl der Große wollte den indischen Waarenzug gegen den Rhein ablenken durch einen Donau-Main-Kanal, doch der Bau mißlang. Tausend Jahre später durch den Baierukönig Ludwig I. ist der Gedanke verwirklicht worden, allein die indischen Waaren hatten längst andere Wege eingeschlagen. Zur wichtigen Handelsstraße ist der Rhein erst geworden, als mit der Errichtung des Hansabundes, dem auch Köln angehört hat, der Waarenaustausch sich den nordischen Häfen zuwandte. Doch konnte die Rheinschiffahrt nicht zu gedeihlicher Entwickelung kommen, bevor nicht der Bann des Mittelalters gelöst war, und das hat bis in das 19. Jahrhundert gewährt. Bis dahin ist die Geschichte der Rheinschiffahrt eine Geschichte von Zöllen, Stapel- und Umschlagsrechten und willkürlichen Zwangsmaßregeln der Städte und der vielen kleinen Gebietsherren. Sie alle forderten viel von der Schiffahrt und leisteten ihr wenig oder nichts. Die politischen Hemmnisse überwogen noch die physischen, auch die Strommündungen waren für den Flußverkehr politisch geschlossen. Es hat der umwälzenden Ereignisse zu Anfang unseres Jahrhunderts bedurft, um Wandel zu schaffen, und auch jetzt ward die Schiffahrt nur allmählich von den drückenden Fesseln befreit. Nun kam aber die Einführung der Dampfkraft im Verkehrswesen, zuerst in der Schiffahrt, indeß bald auch mächtig im Landverkehr, und fast schien es, als ob die Schiffahrt im Wettbewerb werde unterliegen müssen. Jetzt galt es die Wasserstraße zu verbessern, und allerwärts begann man die Flüsse zu reguliren und zu kanalisiren. Bald konnte jener Engländer sagen, ein nicht regulirter Fluß komme ihm vor, wie ein Mann in Hemdsärmeln, und es ist nicht unberechtigt, wenn man heute in dem Zustande der Gewässer einen Maßstab für die Kultur des von ihnen durchflossenen Landes erkennen will. Der Rhein in den Gebirgsstrecken konnte noch bis zum Jahre 1830 nur bei höheren Wasserständen mit geladenen Schiffen befahren werden.

Mit Ueberwindung namhafter Schwierigkeiten und mit großen Geldopfern wurden jetzt die hochstreichenden Felsriffe gesprengt, und ist auch sonst die Wasserstraße durch ausgedehnte Bauwerke sehr viel leistungsfähiger gemacht worden, und das Bild, wie es sich nun im Rheinverkehr entrollt, ist ein überaus erfreuliches, wahrhaft großartiges: Wir sehen den Strom sich beleben mit schmucken Dampfern, mit stattlichen Schleppzügen und mit Eilgüterbooten; von Jahr zu Jahr nimmt die Zahl der Schiffe zu und ebenso ihre Tragfähigkeit. Der Verkehr steigt auf nie geahnte Höhe. Von drei Seehäfen ersten Ranges schwimmen die werthvollen Erzeugnisse der fremden Welttheile bis hoch in das Binnenland, den Umkreis des rheinischen Handels erweiternd. Der Bergbau an der Ruhr nimmt gewaltige Ausdehnung an. Allerwärts entstehen Fabrikanlagen, und überall macht sich das Bedürfniß geltend nach Erweiterung der alten und Herstellung neuer Hafenanlagen, die Städte wachsen; ja hier, inmitten des alten Europa und inmitten des 19. Jahrhunderts, hat sich Mannheim, der Hauptstadt des Oberrheins und Mündungsstadt des Neckars gegenüber, eine Stadtbildung vollzogen — Ludwigshafen. Gesittung und reges Treiben, gesunder Unternehmungsgeist, Wohlstand und Frohmuth herrschen am ganzen Rhein und an seinen schiffbaren Nebenflüssen. Im Rheingebiet sehen wir aber auch, was bei der Gunst der Natur die der Wasserstraße zugewandte Fürsorge weiser Regierungen Segensreiches bewirken kann. Möge sie dem schönen Strome, möge sie allen Wasserstraßen erhalten bleiben oder in gleichem Maße zu Theil werden!

Im Weltverkehr gilt in erster Reihe: die Schiffahrt schafft das rechte Leben; stolz klingt der Spruch am Seemannshause in Bremen: Navigare necesse est, vivere non est necesse. Möchte die kulturbefruchtende Bedeutung der Flüsse überhaupt mehr und mehr allseits gewürdigt werden! Sie dienen, hochbedeutsam genug, ebenso dem wirthschaftlich Schwachen wie den großen Betrieben. Der Flußverkehr ernährt eine zahlreiche Bevölkerung durch die selbstständige oder verantwortungsvolle Ausübung eines Gewerbes, das in steter Berührung mit der freien Natur Kraft und Muth erfordert und giebt. Die Vortheile der überall zugänglichen Wasserstraße, sie bestehen für alle Uferanwohner. Im Gegensatz zu den Eisenbahnen wirkt so der Wasserverkehr einem Uebel unserer Zeit entgegen: der Vermehrung völlig vom Großkapital abhängiger Existenzen, dem ungesunden Anwachsen der Städte und dem Rückgange des flachen Landes. Also nicht allein volkswirthschaftlich, insbesondere auch von einem gesellschaftspolitischen Gesichtspunkte aus ist es freudig zu begrüßen, wenn unsere Zeit die Pflege der Wasserstraßen sich ernstlich angelegen sein läßt, und wenn überhaupt das Bestreben dahin gerichtet ist, die in den fließenden Gewässern gebotenen Kräfte so viel als möglich zu nützen, wie andererseits den kulturfeindlichen Zuständen und Ausschreitungen der Flüsse, den verderblichen Hochfluthen, kräftig zu wehren, um auch so Pindar's Wort immer mehr wahr zu machen:

τὸ ἄριστον μὲν ὕδωρ,

Das Köstlichste ist und bleibt doch das Wasser.

Bruno Dietz.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen.

XIII. [1])

(Mit fünf Abbildungen.)

Da Giraud bei seiner Ankunft in Karema einen großen Theil seiner Leute entlassen, bezw. an Kapitän Storms abgetreten hatte, so waren ihm nur noch fünfzig übrig geblieben — die kräftigsten und abgehärtetsten, zugleich aber auch die undisciplinirtesten. Eingeschlossen in diese Zahl war auch Wadi Combo nebst seinen acht Begleitern, die nach Unianiembe gesandt worden waren, um Sesu aufzufinden. Deren Rückkehr mußte abgewartet werden, bevor man von Karema aufbrechen konnte.

Als „Niambara" (Kommandanten) seiner Leute hatte der Reisende Wadi Asmani eingesetzt, weil er der älteste von ihnen war, derselbe entwickelte aber in seinem Amte eine ganze Reihe von sehr schlechten Eigenschaften, so daß ernstlich daran gedacht werden mußte, ihn zu beseitigen, und Wadi Combo an seine Stelle zu setzen. Wahrscheinlich weil er das ahnte, erregte er eine förmliche Revolte bei der Karawane, die auf nichts geringeres ausging, als unter Zurücklassung Giraud's vom Tanganika geraden Wegs gegen Zansibar aufzubrechen. Nur Farraji, der Unterkommandant, nahm nicht Theil an der Verschwörung, einfach, weil er dadurch seinen verdienten Lohn zu verlieren fürchtete, und Kamna, sowie Hassani folgten nur, weil sie ihr Leben gewagt haben würden, wenn sie sich ausgeschlossen hätten. Sie bestätigten auch heimlich, daß Wadi Asmani selbst die Seele des Aufruhrs sei, obwohl er sich stelle, als folge er nur gezwungen.

Giraud versuchte erst durch Kaltblütigkeit und scheinbare Gleichgültigkeit Herr der Lage zu bleiben, endlich riß ihn aber doch der Zorn über den Verräther hin, und er gebot demselben, die Hütte zu verlassen und niemals wieder zu betreten. Dann begab er sich hinaus, und er fand die Karawane — ein paar Nachzügler ausgenommen — thatsächlich bereits abgezogen. Raschid, der stellvertretende Kommandant des Forts Karema, ein intelligenter Araber von den Komoren, rieth die Sache zunächst ruhig abzuwarten und es erst am nächsten Tage mit Unterhandlungen zu versuchen. Die Neger zwingen zu wollen, ihrem Anführer nicht zu folgen, könne zu nichts Gutem führen, dagegen sei es durchaus wahrscheinlich, daß die Leute in zwei bis drei Tagen aus freien Stücken zurückkehren würden, weil ihnen ihre neue Lage nicht behagte. So seien die Schwarzen eben.

Da Wadi Asmani aus Klugheit die formelle Führerschaft nicht übernommen hatte, so hatten sie Songoro und Bilali Masta provisorisch an ihre Spitze gestellt, und nach vierstündigem Marsche hatten sie sich bei Schata gelagert, um von dort am anderen Tage gegen Tabora weiter zu ziehen, nachdem sie sich vorher einen definitiven Führer gewählt hatten. Diese Nachrichten brachten Hassani und Kamna, die ihrem Versprechen gemäß in der Nacht zu Giraud zurückkamen.

Am nächsten Morgen wurde Farraji als Unterhändler zu den Rebellen ins Lager gesandt, mit dem Auftrage, sie über ihre Klagen zu befragen, und ihnen unbestimmte Vorschläge zu machen. Er kehrte am Abend zurück, ohne das geringste ausgerichtet oder gethan zu haben, und drei Tage blieb Giraud in Karema vollständig verlassen, bis ihm endlich die Aufrührer erklären ließen, daß sie bis auf weiteres zu ihm zurückkommen, und Wadi Combos Rückkunft abwarten wollten. Es geschah dies auch wirklich, und indem sie ohne weiteres an ihre tägliche Beschäftigung gingen, sahen die Burschen trübselig genug aus. Einige verlangten alsbald Medizin, weil sie vom Fieber geplagt wurden.

Endlich, acht Tage nach der Revolte, kamen Nachrichten von Wadi Combo, in den Giraud seines offenen, ritterlichen Wesens wegen so großes Vertrauen setzte, und der so sehnlichst erwartet wurde. Dieselben lauteten aber keineswegs erfreulich. Mitten auf dem Wege zwischen Karema und Tabora war er von einem Häuptlinge, Namens Moina Miega gefangen genommen worden, und nur gegen ein Lösegeld sollte er wieder freigegeben werden. Den beiden Boten war es auch schwer genug geworden, nach Karema zurückzukommen.

Von der Karawane erzählten sie, daß dieselbe zweimal von Rugas-Rugas angegriffen worden war, endlich aber war sie auf Heeresabtheilungen Mirambos gestoßen, die verschiedene Bomas belagerten, und einer der Heerführer, mit Namen Moinanga, hatte sich ihr sehr freundlich gezeigt. Auf den Bericht der Boten hatte derselbe auch sofort eine Schaar gegen Moina Miega gesandt, um Wadi Combo zu befreien. Giraud schickte ihm daher durch Ferraji und Hassani ein möglichst kostbares Geschenk. Gegen die feindlichen Bomas führte Moinanga den Krieg übrigens mit aller Härte, und in Saroma, nahe bei Karema, blieb nach seiner Einnahme nicht ein Mann leben.

Nachdem nun wieder drei Wochen vergangen waren, kehrte Ferraji mit der Freudenbotschaft zurück, daß Wadi Combo wieder frei sei und sich aller Wahrscheinlichkeit nach bereits in dem Lager Moinangas befinden werde, und zwei Tage später zog der schwer Vermißte selbst mit der Karawane unter großem Jubel wieder in Karema ein (S. Abbildung 1). Giraud begrüßend, sagte er: „Deine Befehle sind ausgeführt, Herr. Nur ein Gewehr habe ich verloren, das mir ein Ueberläufer entwendet hat. Auch die Stoffe, die Sesu gekauft hat, sind unberührt, bis auf ein paar Stücke, die ich zur Bezahlung verwenden mußte." Das war viel mehr, als erwartet werden konnte. Nun war wieder für Unterhalt auf ein volles Jahr gesorgt, und zugleich waren die Leute mehr als genügend ausgeruht. Dazu die gute Bewaffnung! Was hinderte nun daran, an die Ausführung weiterer Reisepläne zu denken, und vor allen Dingen den Tanganika zu queren, um dadurch eine Schranke gegen Zansibar hin zu errichten, damit die Karawane nicht wieder auf Abzug sinnen könne?

Leider begannen alsbald wieder die Aeußerungen der Unzufriedenheit im Lager. Die Leute wollten nach Zansibar zurück, und eine Partei war offenbar noch immer gemeint,

[1]) Vergl. Globus, Bd. 53, S. 180.

eventuell auch ohne Giraud dahin aufzubrechen und ihn seinem Schicksale zu überlassen. In dieser Lage nahm der Reisende Wadi Combo bei Seite, und fragte ihn, ob auch er ihn zu verlassen gedenke. Wadi Combo versicherte ihm



Ankunft Wadi Combo's.



Abfahrt von Karema.

seine Treue, erklärte aber gleichzeitig auch, daß mit den Zansibar-Männern, die ein Jahr lang ihre Insel nicht mehr gesehen hätten, kaum noch viel anzufangen sein werde. Sodann bot er an den folgenden Tagen zusammen mit

Farraji alles auf, um die Leute zur Ordnung zu bringen, und mit einem Theile gelang es ihnen auch. Die meisten erklärten aber mit kindlicher Offenheit, daß ihre Treue nur eine bedingte sein werde.

Als Giraud seine Stellung auf diese Weise bei der Mehrzahl wieder befestigt sah, entschloß er sich zu einem entscheidenden Schritte. Er hieß den Abtrünnigen die Gewehre nehmen und das Lager anzünden, und dieser sein Befehl wurde prompt und mit förmlichem Enthusiasmus ausgeführt. Er zeigte sich auch wirksam: am Abend waren alle bis auf einen, der in die Wildniß zurückkehrte, zu folgen bereit, und am nächsten Tage marschirte sie nach Kilandu ab, weil nur dort eine genügende Zahl von Kähnen zum Uebersetzen des Sees zu finden war. Giraud selbst beschloß, im Kahne nach demselben Orte zu fahren, und ein paar Tage nach dem Aufbruche der Karawane, als — am 27. April — der starke Südwind aufhörte, sagte er Karema Lebewohl (S. Abbildung 2). Der Seegang und die Klippen machten die Fahrt allerdings nichts weniger als angenehm, und mehr als einmal kam das Gepäck des Reisenden in Gefahr. Nebenbei wurde aber auf ein Hippopotamus, auf badende Büffel, oder auf Gänse Jagd gemacht. Bei Kalearia, wo man die Nacht kampirte, beobachtete man eine große Zahl Flamingos, die in langer Reihe im Wasser nahe am Ufer standen und fischten, und die sich dabei auch durch den Knall der Büchse nicht stören ließen.

Die menschliche Bevölkerung ist in dieser Gegend des Tanganika ziemlich dicht, trotzdem sieht man aber nirgends



Katogoro.

ein Dorf, weil sich dieselben immer in der Tiefe des Dickichts verbergen. Auch den Besitzer eines großen Kahns, dessen man zum Uebersetzen des Sees bedurfte, mußte man erst dort aufsuchen, und dann brauchte es lange Zeit, um ihn zu dem bedenklichen Unternehmen zu bewegen. Starker Südwind machte die Fahrt bei Tage unmöglich, so daß man die Nacht dazu benutzen mußte. Nach fünftätiger Reise kam man in Katogoro, das an der schönen, geschützten Bucht von Kilandu liegt, an, und bereits drei Tage früher war dort auch die Karawane eingetroffen. Um sich vor einem Löwen zu schützen, der die Gegend durch seine nächtlichen Streifzüge unsicher machte, hatten die Bewohner des Ortes neben ihren Hütten 7 bis 8 m hohe Pfahlgerüste errichtet (S. Abbildung 3). Die Bestie zu erlegen gelang auch den Leuten Giraud's nicht, und die Eingeborenen glaubten darum desto fester, daß sie in Wirklichkeit ein böser Zauberer („muzimu") sei.

Den Preis der Ueberfahrt festzusetzen, kostete eine dreitägige Verhandlung. Endlich verstanden sich die Kahnbesitzer dazu, die Karawane nach der Insel Manda, die nahe beim anderen Ufer lag, hinüber zu rudern — an die hundert Leute in fünf ausgehöhlten Baumstämmen. Zuerst ging es aber nach der öden Zauberer-Insel aus Granitfels, die nahe bei Kilandu aus dem See emporragt; man befragte dort die höheren Mächte um die Aussichten der weiten Reise, und erst als das Orakel infolge der schönen Geschenke, die ihm gemacht wurden, Gutes verhieß, da machte man sich auf zur Weiterfahrt. Da die Einschiffung zeitig am Nachmittage erfolgte, so gab es aber wieder einen harten Kampf mit Wind und Wellen zu bestehen.



Mpala.

Die Boote hielten sich dabei immer möglichst fern von einander, damit im Falle eines Unglückes die Insassen des einen nicht etwa die des anderen aus dem Wasser zu ziehen hätten. Erst am Abende wurde es ruhig, und dann ging die Fahrt bis Kapampa, an der Westseite des Sees, glücklich von statten. Bei diesem Orte, der am Fuße eines etwa 400 m hohen steilen Vorsprunges des Marungu-Gebirges liegt und der nur aus einigen Hütten besteht, wurde nach Mitternacht Rast gemacht. Ein paar Ficusbäume und Ricinusstauden, ein kleines Tabakfeld, ein ebensolches Maisfeld und ein großes Boot schienen den ganzen Reichthum der armseligen Bevölkerung auszumachen, und wohl die Hälfte derselben war gerade pockenkrank. Das Boot wurde von Giraud gekauft, und da er auch in Kilandu eins eigenthümlich erworben hatte, so ging die Fahrt nunmehr in zwei Booten an der Küste nordwärts. Bei Tonge, einem anderen Dörfchen aus nur drei Hütten, erlegte Hassani einen anthropoiden Affen, der Soko genannt wird und der sich auf den Bäumen große Nester baut. Die Leute waren darüber sehr entsetzt, denn sie sahen darin einen förmlichen Mord. Für die Mais- und Sorghum-Felder ist diese Affenart aber keine geringe Plage.

Die Küste wurde auf der ganzen Strecke durch eine einförmige Gebirgs-Mauer, die bis auf ihre höchste Höhe hinauf mit mäßigem Holzwuchs bestanden war, und an der sich nur zahlreiche Wildbachbetten als dunkle Linien herunterzogen. Das Wetter war schlecht und hinderte sehr das Vorwärtskommen. Zweimal schlug auch das Boot, welches



Schuppen für Kähne in Mpala.

Giraud trug, um, und vor der Manda-Bucht kam es sogar in Gefahr auf einer vorgelagerten Barre zu zerschellen, aber schließlich wurden doch alle diese Fährlichkeiten glücklich, und ohne wesentliche Verluste an Gepäck, überstanden. Ein Theil der Karawane hatte, da die Kähne nicht Raum genug boten, von Kapampa einen viertägigen mühseligen Landmarsch nach Manda zurücklegen müssen.

In Manda, das als Sklavenmarkt von Bedeutung ist, und dessen Umgebung nicht ganz so unfruchtbar aussieht wie die übrige Küstengegend entlang dem Marungu-Gebirge, erkrankten mehrere Leute an den Pocken, die die ganze Gegend heimsuchten, und die auch Karema nicht verschont hatten. Man gab ihnen Medicin und miethete einen kleinen Kahn für sie, um ihnen weitere Strapazen zu ersparen, und so ging es weiter an der bergigen Küste hin, immer nur in vierstündiger Nachtfahrt, da der Gegenwind die ganze übrige Zeit zu stark war.

Am 26. Mai lief die Expedition in den kleinen Hafen Mpala ein, durch Freudenschüsse ihre Ankunft kund gebend, und von Kapitän Storms am Ausschiffungsplatze freundlich empfangen. Der wackere Mann hatte in den letztvergangenen 2½ Monaten auch mancherlei durchzumachen gehabt. Seine Ueberfahrt war noch langwieriger und beschwerlicher gewesen als diejenige Giraud's, und sodann war er arg vom Fieber geplagt worden. Seine Station lag auf einem Hügelrücken etwa 50 m über dem See, und die ganze Anlage legte von der Thatkraft und dem praktischklugen Sinne des Kapitän Storms ein beredtes Zeugniß ab. Am Fuße des Hügels breitet sich auch hier eine grüne

Alluvial-Ebene aus, die reiche Ernten verspricht. Um den Hafen zu verbessern, arbeitete Storms mit seinen Leuten rüstig an der Herstellung eines künstlichen Dammes. Die Station selbst bestand aus dem „Tempe“ — einer Art Citadelle, die zugleich als Hauptmagazin und als Aufenthalt der Europäer diente — und aus dem Dorfe, in dessen Hütten die Askaris hausten (S. Abbildung 4). Ihre Lage ist im allgemeinen gesund, die Temperatur sank gegen Ende Mai in der Nacht auf 6° C., und das ganze Land ist bis Itua (gegenüber von Ujiji) weniger bergig, als gegen Kapampa hin, sowie zugleich auch viel fruchtbarer und bevölkerter. Mpala an diesem günstigen Punkte zu begründen, war Storms namentlich durch die Feindseligkeit Russingas, der seinen Sitz zwei Tagereisen weit im Gebirge hatte, sehr erschwert worden, und noch während der Anwesenheit Giraud's war die Frage, wie man sich dieses Häuptlings dauernd erwehren könne, eine der wichtigsten.

Zwei Tage später sollte von Mpala nach dem Kongo aufgebrochen werden, da kam in der Nacht der Missionär Brooks in seinem Dau an, mit der Botschaft, daß die Manyema im Verein mit den Arabern sich gegen Stanley erhoben hätten, und daß Tipoo Tib und Juma Merikani, die beiden mächtigsten arabischen Häuptlinge am oberen Kongo, im Begriffe stünden, ihn mit 3000 Feuergewehren anzugreifen [1]). Ein Brief Stanley's an Storms bekräftigte diese Nachricht.

Nicht sobald erfuhren die Leute Giraud's die Neuigkeit, als sie sich von neuem weigerten, die gefährliche Reise gen Westen fortzusetzen, und zwar entschiedener als je zuvor. Sie wollten zurück nach Zansibar, und gerade so wie in Karema, zogen sie auch unverweilt von dannen. Auch Wadi Combo, Hassani und Kamna schlossen sich diesmal den Abtrünnigen an, ja der erstere führte sie sogar an, und die Sache war um so schlimmer, als diesmal die Gewehre sowie auch ein Theil der Munition und der Bagage in ihrer Hand geblieben waren. Etwa eine Stunde wegs entfernt bemächtigten sie sich mit Gewalt eines Dorfes, und dort setzten sie sich fest, um einige Tage später die Station Mpala selbst feindlich zu bedrohen. Es wurden zwar wieder Unterhandlungen begonnen, dieselben führten aber zu nichts. Die Aufrührer erklärten, daß sie ohne Stoffe nicht nach Zansibar ziehen könnten, und daß sie deshalb die Umgegend plündern würden, bis Giraud ihre Bedingungen annehmen und ihnen folgen würde. Er sei ja ein guter Herr, aber sie wollten endlich um jeden Preis ihre Insel wiedersehen.

[1]) Es handelt sich um die Zeit, in der Tipoo Tib Stanley zu den bekannten Konzessionen zwang, und sich zum Gouverneur am oberen Kongo einsetzen ließ.

Der Bronzefund von Ranzdiezweiler in der Pfalz.

Von Dr. C. Mehlis.

Dem lang gedehnten „Bruche“ oder Moore, welches sich im Herzen der bayerischen Pfalz von Homburg über Landstuhl nach Kaiserslautern zu ausdehnt, entfließen nach Norden zu drei bedeutendere Wasseradern: Glan, Mohrbach, Lauter [1]). Die beiden ersteren Wasseradern vereinigen sich oberhalb dem idyllisch gelegenen Orte Glanmünchweiler. Vor der Vereinigung durchbricht der junge Glan die an 300 m hohen Berge zur Rechten und Linken in enger Spalte. Vor dieser Spalte breiten sich auf anmuthigem Wiesengrunde drei kleine Ortschaften aus: zu oberst Dietschweiler, dem gegenüber zur Linken des helläugigen Glans Ranzweiler, und zur Rechten Ranzdiezweiler. Der sonderbare Name des letzteren Oertchens hat wohl weder mit „nonus“, noch mit „decimus“ etwas zu thun, sondern ist als Kolonie der beiden Nachbarorte Ranz- und Dietsch- (oder Diez-)weiler zu betrachten. In Ranz-weiler steckt der Eigenname Ranna, davon in der Nähe Rannstuhl, in Diezweiler der bekannte Personenname Diez, in älterer Form Teuzo, Teuto, Tiuto (im althochdeutsch thioda). Beide Orte sind der Endung „weiler“ nach alamanische Gründungen.

Daß aber schon vor diesen Germanen Römer hier ansässig waren, beweist der 1881 oberhalb Ranzweiler auf dem sogenannten „Buckel“ vorgefundene Matronenstein, der durch den Verfasser nach Speyer gebracht wurde.

Auf dem Ostufer des nach Norden fließenden Glans ziehen quer über den Höhenzug zwischen zwei 298 und 332 m hohen Bergrücken hindurch mehrere Wege zum Mohrbach nach Nieder-, Kirch- und Obermohr. Steil fällt dieser Höhenzug hinab zum Glan. Dort, wo sich derselbe unmittelbar über dem Nordostende des Oertchens emporwölbt, lag hart am sogenannten Gebreiterwege eine frisch geackerte Fläche. Hier machte an einem Platze, an welchem nach der Ortsage ein altes „Schloß“ gestanden sein soll, der Eigenthümer Holzhauser Anfang April 1888 einen merkwürdigen Befund. Unter roh gestoßenen, zu einem Gewölbe vereinigten, gelbgrünen und rothen Sandsteinen stieß derselbe auf eine große Anzahl von Bronze-Ringen, etwa 30 an Zahl. Die meisten derselben (24) haben einen Durchmesser von 5,8 cm im Lichten, 4 von 8 bis 9 cm und 2 von 14 bis 15 cm. Der gute Mann hielt anfangs die Masse für Gold, sandte Proben der Ringe zum Schmied und nach Neunkirchen, steckte einzelne ins Feuer, zerhieb andere, streckte den, sägte jenen an, kurz, er wollte durchaus einen Goldfund gemacht haben.

Eine Probe sandte Distriktsschulinspektor Pfarrer Schäfer (alias „Fritz Claus“, ein bekannter Dialektdichter) an den Berichterstatter, und da ich sofort die alte Bronze erkannte, die fast bis zur völligen Oxydation vom Alter verdorben war, machte ich mich am 27. April auf den Weg, um in Begleitung des genannten liebenswürdigen Herrn Geistlichen und des Herrn Lehrers Gaumling von Kirchmohrs hochgelegenem Pfarrhaus über den Bergrücken am Maulsberge vorüber nach dem Fundplatze zu wallfahrten.

Der Punkt ist wohlgelegen und bietet eine prächtige Rundsicht auf den Glangrund zur Linken, über dessen Randhöhen im Südwesten die gewölbten Höhenrücken von Homburg und Zweibrücken herüberschauen, während im Norden rechts des Glans der hochscheitelige Potzberg, links desselben

[1]) Vergl. zur Geologie und Hydrographie des pfälzischen Seebeckens: A. Leppla: „Die westpfälzische Moorniederung und das Diluvium.“ München 1886.

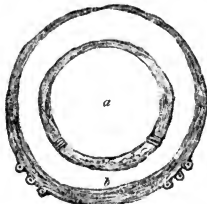
der Remigiusberg mit Kirchlein und Burgruine das idyllische Bild umrahmen. Zu einer Todtenstätte war der Punkt gut gewählt, der den Lebenden hier an die blühende Natur erinnerte und an die heimischen Berge, denen seine Vorfahren seit Jahrhunderten zugethan waren. Götter und Ahnen wurden ja seit ältester Zeit auf Aussichtsgipfeln verehrt.

Sofort ließen wir von freundlichen Ausgräbern den Fundplatz ausräumen, und nach einigen Stunden Arbeit, in welchen es glückte noch einen 8 cm im Durchmesser haltenden Fußring aus Bronze, zwei Stücke eines mit halbringförmigen Ansätzen versehenen Halsringes und einen halben Armreif dem Boden zu entreißen, sowie mehrere dazu gehörige Scherben, ein Stückchen kalcinirten Knochens — andere Sachen, wie verrostete Messerklingen, Kohlenstücke, bunte Scherben u. s. w. dagegen ließen wir dem Kartoffelfelde — konstatiren wir folgende Thatsachen:

Nach noch vorhandenen Resten befand sich hier an der Stelle des alten „Schlosses" ein Grabhügelbau, dessen Kern zum Theil noch erhalten ist. Dieser Kern besteht aus einem gewölbeartigen Bau, der nicht ohne Kunst aus gestoßenen, keilförmigen Sandsteinen hergestellt ist. Das Gewölbe hat noch eine Stärke von 20 bis 40 cm; in 40 cm stößt man auf rothen Letten, den Urboden. In der Mitte war dies Gewölbe im Laufe der Jahrhunderte zusammengestürzt, und hier stieß der Besitzer in einer Senkung, welche von SOS nach NWN auf eine Länge von circa 3 m zieht, auf obige Ringe. Am Ende dieser Vertiefung nach SOS zu lag ein Halsring von 18 cm Durchmesser im Lichten. Der 1,5 cm starke im Querschnitt runde Bronzering verdünnt sich an den durch Rost zusammengewachsenen Enden; nach vorn zu trug er sechs kleine Ringlein (von 0,2 cm im Lichten), welche zum Einhängen von Pretiosen und Amuletten gedient haben mochten (Vergl. Fig. *b*). Ein zweiter Halsring von 14 cm Durchmesser fand sich leider nur in Stücken. Seine ganze Vorderseite war mit etwa 20 angegossenen Ringlein besetzt. Nach der ganzen Sachlage trug eine Person diese zwei Halsringe, was nicht befremdet, wenn man sich erinnert, daß die Leiche zu Beckerslohe bei Nürnberg drei Stück Halsringe an sich trug. Abwärts lagen zu beiden Seiten etwa 25 Stück kleinere Reifen, welche man nach ihrer Lage als Armringe bezeichnen muß. Unter ihnen sind drei Typen. Der erste von 5,8 cm Durchmesser ist mit einem Stück, die anderen zwei Typen mit je 12 Stück vertreten. Der Querschnitt des ersten Typus bildet ein rechtwinkliges Dreieck, dessen Katheten von zwei Geraden, dessen Hypothenuse von einem Kreisbogen gebildet wird [1]). Der zweite Typus besteht aus einem plattenförmigen Bronzedraht mit viereckigem Querschnitte, der dritte aus einem runden Bronzedraht mit kreisförmigem Querschnitt. Letztere zwei Arten tragen als Ornamente auf der Außenseite zu kleinen Gruppen vereinigte feine Querlinien.

Zu Füßen fanden sich je zwei starke, gerundete Bronzeringe von 8 bis 9 cm im Durchmesser, und zwar in zwei Typen. Der erste, rohere trägt an seinem Aeußeren weder eine Ausladung noch ein Ornament. Der zweite ist an zwei Stellen mit je drei scharfkantigen Stellen geschmückt (Vergl. Fig. *a*). Je ein roherer und feinerer Fußring lagen zusammen; jene sind innen an je zwei Stellen abgeschliffen, diese intakt. Der erstere war wohl quer vom Knöchel zum Reihen unten, der zweite verzierte darüber oben befestigt gewesen. Noch heute tragen die Frauen bei Negerstämmen des inneren Afrikas solche plumpe Knöchelringe als Schmuck. — Die vorhandenen alten Scherben sind gelb, zeigen gleichmäßige Masse, sind ziemlich dünnwandig (5 mm) und gehörten nach einem Randstücke zu einer weiten und flachen Schale, die nach der Lage der Scherben zwischen den Fußringen stand.

Die nächste Frage, liegt hier Bestattung oder Leichenbrand vor, ist bei dem ruinösen Zustande des Tumulus schwer zu entscheiden. Ist nicht zu leugnen, daß bei der Dünnheit der überlagernden Humusschicht die Knochen, auf die noch ein schwarzer Moderrest zwischen den Bronzeringen bezogen werden könnte, recht gut völlig absorbirt sein können, so scheint dagegen das eine Stückchen schwarzen, porösen Stoffes nicht kohliger Art als calcinirter Knochen anzusprechen zu sein. Für Leichenbrand sprechen auch die Grabbefunde in Tumulis der Nachbargegend mit analogen Bronzefunden, welche die Herren Ingenieure Göhring und Kollege Dr. Harster bei Aschbach und Potzbach 1884 bis 1885 gemacht haben. Auch hier Tumuli mit Steinkern, deren Beigaben in rohem Bronzeschmuck, selbst in einigen Feuersteinartefacten (Pfeil!), sowie primitiven Töpfereien bestand, aber keine Spur von Eisen aufwies (Vergl. „Die Ausgrabungen des historischen Vereines der Pfalz". Speyer 1886, S. 4 — 9, mit Tafel II bis VI).



a. Fußring, $^1/_3$. b. Halsring, $^3/_{10}$ der natürl. Gr., von Ranzdiezweiler i. d. Pfalz.

Ganz analog ist auch der zu Odernheim am Glan 1886 gemachte Befund eines aus 14 Bronzearmreifen bestehenden Schmuckgewindes, dessen Reifen mit dem zweiten Typus der Ranzdiezweiler Armringe in Form und Ornamentik genau übereinstimmen; nur sind erstere um eine Nuance größer (Vergl. d. V.'s „Studien", X. Abth., S. 103 bis 106 und Abbildung 14). Die Odernheimer Ringe haben wir in die Hallstattzeit versetzt. Es ist kein Anstand zu nehmen, auch den Ranzdiezweiler Bronzefund der Zeit nach in dieselbe Periode zu stellen, in die erste Hälfte des 1. Jahrtausends v. Chr. Nur sei dabei bemerkt, daß nach Anhaltspunkten die pfälzische Bronzezeit noch in die Periode hinabzureichen scheint, welche in den Alpen in ihrer Nähe durch die Eisensachen der Hallstatter Zeit ausgefüllt wird. An Eisen erinnern hier nur einzelne Rinnen in den Gewölbsteinen.

Während im Süden und Osten von den Gestaden des Mittelmeeres her schon lange die Bekanntschaft mit dem Eisen verbreitet war, hing man hier im abgelegenen Westreiche noch an altväterlicher Sitte, welche den Todten und besonders die Frau — denn eine solche ward hier bestattet — mit dem glänzendhellen Schmucke, der aber in alter Weise gearbeitet war, ausgerüstet hat. Ob nicht daneben im gewöhnlichen Leben der Gebrauch von Eisenwaffen und Eisenwerkzeug auch damals schon einherlief, das müssen wir der Entscheidung weiterer glücklicher Grabfunde überlassen.

Das aber kann als gesichert angenommen werden, daß nach den Spuren eiserner Werkzeuge an den Rinnen der Gewölbsteine dieser Tumulus mit seinem Bronzeschmuck an das Ende der Bronzezeit im Mittelrheinlande und in die Uebergangsperiode zur älteren Eisenzeit gesetzt werden muß. Der Bronzeschmuck an sich beweist ja die Bronzezeit strikte nicht, auch nicht die durch mögliche Ueberlieferung fortgepflanzte Form des Schmuckes, sondern nur

[1]) Es wäre möglich, daß dieser unten platte, oben kantige Reif als Brustschmuck diente, ähnlich den römischen Phaleren.

Bronzewerkzeuge und Bronzewaffen. Gerade diese fehlen aber vielfach in den älteren Metallgrabhügeln des Mittelrheinlandes; deshalb ist gegenüber einer das Eisen ausschließenden Zeitsetzung dieser Hügel Vorsicht am Platze!

Zum Schlusse noch die Mittheilung, daß auch diese reichen Bronzefunde, wie die von Oberheim, Aschbach und Potzbach, an das Kreismuseum zu Speyer gelangten und zwar durch den Verfasser. Schade, daß einige Ringe gelitten haben und einer verloren ging; erhalten blieben 30 Stück.

Dürkheim, Ende April 1888.

Die Landwirthschaft in China.

Von Dr. Joseph Grunzel.

3.

Das seit jeher in China zur Anwendung gebrachte Wirthschaftssystem ist die Fruchtwechselwirthschaft, doch haben dort andere Gründe zu derselben geführt als in Europa. Bei uns war die Veranlassung vor allem die Sorge des Landmannes, den Boden durch einseitige Entziehung chemischer Stoffe nicht vollständig auszubeuten, sondern durch einen gleichmäßigen Turnus zu bewirken, daß sich die Pflanzen gegenseitig den Boden vorbereiten. Dem Chinesen dagegen war es bei dem Mangel an Märkten und Kommunikationen seines Landes vor allem darum zu thun, seinen Eigenbedarf durch Eigenproduktion aufzuwiegen, und deshalb pflanzt er im Sommer Reis und im Winter Getreide oder Gemüsearten. Denselben Zweck, welchen der Europäer durch die Fruchtwechselwirthschaft verfolgt, erreicht der Chinese durch eine intensive Bearbeitung des Bodens, namentlich aber durch eine unerreichte Düngungs- und Bewässerungsmethode. Von der Vollkommenheit derselben kann man sich einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß dem noch ziemlich jungen Alluvialboden der großen Ebene keine große Fruchtbarkeit innewohnt [1]), und daß nur eine intensive Bearbeitung eine dünne Humusschicht darüber breiten konnte.

Fast das ganze Jahr hindurch, besonders aber vom März bis November, wo die Hauptfrucht, der Reis, gebaut wird, sieht man auf den chinesischen Feldern ganze Familien arbeiten, und nicht selten kommt es vor, daß die Frau mit einem Kinde auf dem Rücken den Pflug zieht, während der Mann ihn lenkt [2]). Der Chinese bebaut sein Feld wie einen Garten, trotzdem $^{9}/_{10}$ der Landleute kein Vieh halten, das ihnen bei der Arbeit helfen könnte, und trotzdem die Ackergeräthe äußerst primitiver Natur sind [3]). Gewöhnlich beginnt man die Feldarbeit damit, daß man die Stoppeln, sowie andere Kräuter, welche man auch oft zu diesem Zwecke anpflanzt, auf dem Felde verbrennt und die Asche mit anderen groben Düngerarten über das Feld streut. Sodann wird der Boden mit dem Pfluge (li) durchpflügt und mit der Egge (pa) die Erdschollen zerkleinert; diese beiden äußerst einfachen, aber praktischen Geräthe [4]) besorgen übrigens nur die gröbere Arbeit, welche mit verschiedenen Arten von Hacken, Spaten und Rechen verbessert wird. Wird dann auch noch mit Walzen der Boden geebnet, so ist im Frühlinge der Boden vorbereitet, die jungen Reispflanzen und Maulbeersatzlinge aufzunehmen. Mit einem Instrument (liang), welches als Gartenmesser, Sichel und Sense zugleich dient, wird das Getreide zur Erntezeit geschnitten, auf Tennen, welche durch festes Stampfen der mit Kalk gemischter Erde vorbereitet wurden, theils durch die Beine von Thieren, theils durch kannelirte Steincylinder, welche über das Stroh gerollt werden, theils — und das ist das gewöhnlichste — mit Dreschflegeln (liang-kin) ausgedroschen und in der Regel auf Handmühlen gemahlen; nur in größeren Städten giebt es größere von Ochsen bewegte Mühlen, dagegen sind Windmühlen unbekannt.

Auf den glücklichen Kontrast, in welchem die chinesische Agrikultur zu dem europäischen Raubbau steht, hat zuerst Liebig aufmerksam gemacht, welcher die Theorie aufstellte, daß eine gesunde Landwirthschaft dem Boden alles das wieder ersetzen müsse, was ihm durch den Anbau von Pflanzen genommen worden sei. Für die verbrennlichen Bestandtheile der Pflanze, wie Kohlensäure, Ammoniak, Schwefel und Wasser, welche hauptsächlich aus der Luft bezogen werden, brauche keine Vorsorge getroffen zu werden, dagegen müsse man die verbrennlichen Bestandtheile: Phosphor, Schwefelsäure, Kieselsäure, Kali, Natron, Kalk, Bittererde, Eisen und Kochsalz dem Boden durch chemische Bearbeitung mittels Düngung wiedergeben. Liebig mußte in ein großes Lob der chinesischen Landwirthschaft verfallen [1]), als er las und hörte, mit welcher Sorgfalt in China die Düngung betrieben wird. Die Regierung, welche die weitgehendste Oberaufsicht über den Ackerbau führt und die Zeit des Pflügens, der Aussaat, des Umpflanzens, der Ernte u. s. w. gesetzlich bestimmt, wendet auch der jeweiligen Düngungsweise ihre ganz besondere Aufmerksamkeit zu, und das Buch der Riten, Tschou-li, enthält Vorschriften über die Anwendung des Düngers bei jeder Art von Pflanzen [2]).

Da in China sehr wenig Großvieh gehalten wird, so ist der chinesische Landmann vorzugsweise auf die menschlichen Exkremente als Dungmittel angewiesen, und jeder Besucher Chinas wird in oft unangenehmer Weise an die Sorgfalt erinnert, mit welcher dasselbe gesammelt wird. Bei jedem Hause, an jeder Straße finden sich große, in die Erde eingelassene, manchmal überdachte und ausgemauerte Sammelbehälter zur Aufbewahrung desselben [3]), und nach dem Handel mit Getreide und Nahrungsmitteln soll der mit menschlichen Exkrementen der ausgedehnteste sein [4]).

---

[1]) Dr. S. Syrski, Landwirthschaft in China. (In Dr. K. v. Scherzer's Fachmännische Berichte). Stuttgart, 1872, S. 82.

[2]) Dr. K. v. Scherzer, Reise der österr. Fregatte „Novara" um die Erde. Wien, 1860, Bd. II, S. 312.

[3]) J. Hedde, Agriculture en Chine. Paris, 1857, p. 15 f. — P. Hyalinth, Ueber den Ackerbau der Chinesen. Petersburg 1844 (russ.), mit 72 Abbildungen. — S. W. Williams, Description of the agricultural implements used by the Chinese — (The Chinese Repository, vol. V, p. 485—494). — K. v. Scherzer, Fachmännische Berichte, Anhang.

[4]) Beschreibungen und chinesische Namen in J. H. Plath, Die Landwirthschaft der Chinesen und Japaner im Vergleiche zur europäischen, I. München, Ak. 1873, S. 819—823.

[1]) J. v. Liebig, Chemische Briefe. München 1878, Bd. II, S. 454 f.

[2]) Eug. Simon, La cité chinoise. Paris, 1885, p. 291.

[3]) J. Hedde, Agriculture en Chine, p. 23.

[4]) Plath, Die Landwirthschaft, S. 805.

Jeder Getreidesamen wird vor der Aussaat in mit Wasser verdünnter Jauche gequellt, bis er zu keimen angefangen hat. Andere Dungmittel sind der Schweine-, Büffel- und Ochsendünger, seltener der Ziegen- und Pferdedünger; ferner Oelkuchen von Erdnuß, Rübsamen, Baumwolle, Hanf &c. — vorzugsweise zur Düngung von Reisfeldern benutzt; die in den zahllosen Kanälen schwimmenden Wasserpflanzen, sowie der Schlamm der Moräste und Teiche; Mengen von kleinen, in Fäulniß übergegangenen Fischen; die Asche von verbranntem Holz, Stoppeln oder Kräutern; gebrannter Kalk, welcher eigens hierzu aus Kalkstein, seltener aus Muschelnkalk gewonnen wird, aber nur für sandigen oder thonhaltigen Boden in Anwendung kommt; ein Kompost, welches bereitet wird, indem man in einer Grube vegetabilische Substanzen in dünnen Schichten abwechselnd mit bloßer Erde oder mit Zusatz von Schlamm, Wasser oder Urin zerstampft, durchmischt und länger als einen Monat gähren läßt; endlich Straßenkoth, Kehricht, Abfälle aus Schlachtstätten und Küchen, Menschen- und Thierhaare, Ofenruß u. s. w.[1]).

Das dritte Moment, welches im Vereine mit der Kleingüterwirthschaft und einer ausgezeichneten Düngungsmethode das agrarische System Chinas beherrscht, ist eine wohlorganisirte Feldbewässerung. Bereits das Tschou-li (XV, 8) erwähnt, daß unter der dritten Dynastie der Tschou (1200 bis 258) gelegentlich einer neuen Ländervertheilung die Felder durch Kanäle getrennt wurden, denen ein weit ausgebildetes Kanalisations-System zu Grunde lag[2]). Jedenfalls war dies in den alten Provinzen von Schen-si, Schan-si und Ho-nan der Fall[3]). Um aber auch die höher gelegenen Stellen, auf denen die Saaten bei der im Frühling und Sommer nicht seltenen Regennoth durch Dürre stark leiden mußten, gehörig bewässern zu können, erfanden die Chinesen im Laufe der Zeit allerlei Pumpwerke und Bewässerungsmaschinen. Von den verschiedenen Arten von Pumpen steht nur die Hub- und Druckpumpe im Gebrauch, die Saugpumpe ist unbekannt[4]). Wo eine einfache Wasserpumpe nicht ausreicht, wendet man eine der vielen gebräuchlichen Arten von Kettenpumpen oder hydraulischen Schleuderrädern an, welche theils durch Menschenkraft, theils durch Anwendung von Büffeln in Bewegung gesetzt werden[5]).

Die Eigenthümlichkeit aber, welche den europäischen Reisenden zuerst in die Augen fiel und die übertriebensten Schilderungen des chinesischen Ackerbaues verschuldete, war die Terrassirung, welche sich besonders in volkreichen Gegenden findet. Es werden nämlich die Abhänge von Hügeln und nicht allzusteilen Bergen in Landstreifen abgetheilt und diese sodann in Terrassen geebnet, welche durch Mauerwerk gestützt und durch Fußpfade und Ableitungsrinnen untereinander verbunden sind. Vor der Mühe, die Terrassen fruchtbarer zu machen, sie regelmäßig zu düngen und zu bewässern, scheut der Riesenfleiß der Chinesen nicht zurück[1]).

Die wichtigste der vegetabilischen Kulturen ist die Reiskultur, und man schätzt die Oberfläche der Reisfelder auf $1/_4$ der gesammten bebauten Oberfläche. Von den vielen Varietäten ist die hauptsächlichste der Sumpfreis, von welchem man zwei Ernten gewinnt, die eine anfangs Juli, welche zur Nahrung dient, die andere im Oktober, welche zur Destillation des chinesischen Weines (Samschu) verwendet wird. Eine andere Varietät ist der Bergreis, welcher einen viel geringeren Ertrag liefert und besonders dort angebaut wird, wo der Boden sich zum Anbau des Sumpfreises nicht eignet. Trotz der großen Reisproduktion wird aber kein Reis ausgeführt, im Gegentheil, es besteht sogar ein lebhafter Import aus Siam, Cochinchina und selbst aus Nordamerika. Von anderen Cerealien werden besonders in den nördlichen Provinzen Chinas angebaut: die Hirse, namentlich die Mohrhirse in verschiedenen Spielarten; der Mais, zumeist als Zwischenfrucht angebaut; Hafer und Gerste, meist als Viehfutter benutzt; Weizen, zu Fadennudeln und Kuchen verwendet; und Buchweizen, welcher in Peking zur Bereitung von Pasteten dient.

Die Hülsenfrüchte und Gemüsearten bilden eine Hauptnahrungsquelle der Chinesen, indem sie theils frisch in mannigfacher Zubereitung genossen werden, theils nach Art von Conserven für spätere Zeit aufbewahrt werden. Die Obstbaumzucht ist arg vernachlässigt; der Wein, welcher namentlich im nördlichen China vorkommt, ist von geringerer Qualität; das Zuckerrohr und die Baumwollstaude wird in den südlichen und mittleren Provinzen viel kultivirt.

Den wichtigsten Antheil an der nationalen Produktion hat neben dem Reis der Theestrauch, welcher auch einen bedeutenden Handelsartikel nach auswärts abgiebt. Er wird vorwiegend zwischen dem 25. und 31° nördl. Br. auf den Südabhängen der Hügel gebaut und giebt in der Regel vier Ernten, von denen die zweite die ergiebigste ist. Der „grüne“ und der „schwarze“ Thee stammen von ein und derselben Spezies des Theestrauches, und der Unterschied in der Farbe rührt nur von der verschiedenartigen Zubereitungsweise her. Der beste grüne Thee kommt aus der Provinz Tsche-kiang, der beste schwarze aus der Provinz Fu-kien[2]).

[1]) P. J. B. du Halde, Description de l'Empire de la Chine et de la Tartarie Chinoise. Paris 1790, vol. II, p. 76 f. — Barrow, Travels in China, p. 567 f. — F. Davis, The Chinese, II, p. 393 f. — Fortune, The tea districts of China and India, I, p. 220 f. — Syrski, Landwirthschaft, S. 83 f. — Plath, Landwirthschaft, S. 805, 809 f.

[2]) J. G. Plath, Gesetz und Reich im alten China. München 1864, Af. I, Bd. X, S. 710 f.

[3]) Cibot, Mémoires, p. 241—249.

[4]) Hedde, Agriculture, p. 27.

[5]) Fortune, The tea districts, I, 230. — Syrski, Landwirthschaft, S. 79.

[1]) Plath, Landwirthschaft, S. 817 f.

[2]) Syrski, Landwirthschaft, S. 89 f. — E. Simon, La cité chinoise, p. 365 f.

Kürzere Mittheilungen.

Die Galapagos-Inseln.

Die Galapagos-Inseln wurden schon früh von den Spaniern, worauf auch ihr spanischer Name „Galapagos“ d. i. Landschildkröten hinweist, entdeckt. Heutzutage führen sie ihren Namen freilich kaum noch mit Recht, da die Schildkröten fast ausgerottet sind. Ihr Flächeninhalt beläuft sich auf mehr als 7500 qkm (rund 140 Quadratmeilen), von denen aber nur ein kleiner Theil in Kultur ist.

Es findet nämlich ein auffallender Unterschied zwischen der Süd- und Nordseite dieser Inseln statt. Während der südliche Theil derselben mit Erde und üppiger Vegetation bedeckt ist, bestehen die nördlichen Seiten vorzugsweise aus

unbedeckter Lava, in deren Spalten ein dichtes Gestrüpp wuchert, welches nur schwer durchdrungen werden kann.

Die Gruppe, vom Aequator durchschnitten und vom Festlande etwa 130 Meilen entfernt, besteht im ganzen aus fünf größeren und vielen kleineren Inseln vulkanischen Ursprungs.

Anfänglich ganz unbewohnt, später, bis gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, den Walfischfängern Ankerplätze bietend, weist die Gruppe auch heute nur eine mäßige Bevölkerungszahl auf, welche fast einzig der östlichsten Insel Chatham, mit 250 Ansiedlern zukommt. Diese Niederlassung, Progeso mit Namen, liegt etwa fünf Seemeilen landeinwärts und kann vom Meere auf einer guten Fahrstraße erreicht werden. Obwohl die Ansiedlung erst seit 1879 besteht, gedeiht sie doch sehr gut. Sie baut vorzugsweise Zuckerrohr; doch werden außer den bei der Zuckergewinnung entstehenden Nebenprodukten — Melasse und Branntwein — an vegetabilischen Erzeugnissen Bataten, an animalischen Häute und Leder ausgeführt. Schildkrötenöl, früher ein ergiebiger Ausfuhrartikel, kann nicht mehr verschifft werden, da, wie schon gesagt, die Schildkröten nahezu vertilgt sind. Durch Anbau gewonnen werden noch: Baumwolle, Kartoffeln, Gemüse und alle Getreidearten, mit Ausnahme von Reis. Den jetzigen Reichthum an Vierfüßlern — Rindern, Ziegen, Pferden, Eseln und Schweinen — verdanken die Inseln einer Anzahl der genannten Thierarten, welche vor etwa 40 Jahren besonders auf den Inseln Chatham und Charles eingeführt wurden. Die Thiere haben sich seitdem außerordentlich vermehrt, so daß im Jahre 1886 allein auf der Insel Chatham wenigstens 6000 Rinder, Schweine, Esel und Ziegen vorhanden waren. Freilich sind sie in der Freiheit sehr wild geworden, so daß bei einer Annäherung an dieselben stets große Vorsicht erforderlich ist.

Das Klima der Inseln ist schön und gesund. Die Hitze, welche man ihnen wegen ihrer äquatorialen Lage zuzuschreiben geneigt sein sollte, wird wesentlich durch den kalten, von Süden kommenden peruanischen Küstenstrom gemildert.

Die Ansiedler der Insel Chatham theilen das Jahr in zwei Jahreszeiten, in eine Regenzeit von Juli bis November und in eine trockene, von Dezember bis Juni. In der letzteren treten bei dem im allgemeinen herrschenden schönen trockenen Wetter häufig heftige Regenschauer auf, während sich die Regenzeit durch anhaltenden feinen Regen kennzeichnet. Dieser feine Regen fällt aber nur an der südlichen Seite der Inseln und läßt die nördliche trocken, daher auch die Verschiedenartigkeit der Vegetation im Norden und Süden.

Ueberhaupt ist die Flora der Gruppe sehr merkwürdig, und nicht minder die Fauna. Das Auffallendste an beiden ist die große Zahl der auf den Inseln heimischen Arten; dies geht sogar, selbst bei den Vögeln, so weit, daß sie auf den einzelnen Inseln verschieden sind. Unter den Pflanzen sind vorherrschend die Familien der Farne, Synantheren und Leguminosen. Diese gedeihen besonders an den fruchtbaren Höhen, während der dürre Strand nur riesengroße Kaktus- und Wolfsmilcharten sowie Akazien hervorbringt.

Unter der Fauna waren früher die oben schon erwähnten Landschildkröten bemerkenswerth. Eine häßliche Eidechsenart, 5 bis 8 kg im Gewicht, ist vorhanden, ihr Fleisch dient als Nahrung. Von eingeborenen Säugethieren kommt nur eine große Maus vor.

Die Berge der Inseln, bis 1500 m hoch und vulkanischer Natur, zeigen meist einen Hauptkrater, dessen Flanken mit zahllosen kleinen parasitischen Auswurfskegeln bedeckt sind.

Die Namen der Inseln sind von Osten nach Westen: Chatham, mit Erhebungen von 500 m Höhe, das am fruchtbarsten und daher vorzugsweise bewohnt ist (430 qkm); Indefatigable (über 1000 qkm); James, auch fruchtbar; Albemarle, die größte (über 4000 qkm), aber gleichzeitig fast die ödeste, aus sechs großen, noch nicht erloschenen Vulkanen gebildet, deren höchster sich bis 1500 m erhebt; Narborrugh, ein einziger, thätiger Vulkan.

Unter den kleineren Inseln sind Charles (Floreana) durch die auf ihr von Seiten Ecuadors 1832 errichtete, aber bald wieder eingegangene Niederlassung bemerkenswerth, während auf Abingdon im Jahre 1822 Kapitän Hall seine Pendelexperimente anstellte. J. v. G.

Chinesische Handelsgenossenschaften.

Das „Journal of the China Branch of the Royal Asiatic Society“ (XXII Nr. 1 und 2) enthält einen interessanten Beitrag zur Kenntniß chinesischer Anschauung, dem wir Folgendes entnehmen. Eine Frage über die Haftbarkeit chinesischer Genossenschafter wurde unter dem Titel „Chinesische Genossenschaften — Verantwortlichkeit der einzelnen Firmanten“ in der Versammlung vom 18. November durch Herrn Jamieson besprochen; derselbe hatte derselben eine konkrete Fassung gegeben:

A, B und C fangen ein Kompagniegeschäft an, A bringt 500 Taels, B 1000 Taels, C 2000 Taels Kapital (bei 1 : 2 : 4). Nach einiger Zeit macht die Firma Bankerott, C verschwindet; das Deficit beträgt 5000 Taels. Die Frage ist nun:

a) In welcher Ausdehnung und in welchem Verhältniß werden A und B dem chinesischen Gesetz resp. dem Gebrauch nach für die Schulden in Anspruch genommen werden können?

b) Kann im Falle, daß C einer begüterten Familie angehört, an deren Besitz er Antheil hat, an diesen Familienbesitz Anspruch erhoben werden? Diese beiden Fragen wurden einer Anzahl mit dem Gegenstande bekannter Herren mit der Bitte um Beantwortung vorgelegt und von sieben Europäern, (meistens im Konsulardienst) und zwei Chinesen (darunter ein anonymer Beamter) eingehend besprochen.

Herr Jamieson gab als Endresultat der eingelaufenen Ansichten (die im einzelnen allerdings noch von einander abweichen) folgende Uebersicht:

Wenn A, B und C gewöhnliche Theilnehmer am Geschäft sind und die Führung desselben mehr oder weniger gemeinschaftlich beaufsichtigen, wird jeder im Falle des Bankerotts nur im Verhältniß seiner Einlage für die Schuld verantwortlich gemacht werden können, in unserm Falle also für $^1/_7$, $^2/_7$ und $^4/_7$. Bezahlt A seinen Antheil, so muß ihm hierauf Aequit gegeben werden, und die Gläubiger müssen weiter sehen, was sie von den anderen Firmanten erlangen können. Dies ist jedenfalls als Grundsatz anzunehmen.

Wenn aber einzelne der Theilhaber ausschließlich die Geschäftsleitung haben, so wird man geneigt sein die übrigen als stille Theilnehmer zu betrachten, und in gewöhnlichen Fällen würde man sich nicht an sie der Schulden wegen halten können. Wenn z. B. in unserm Falle C (der sich aus dem Staube gemacht hat) der ausschließlich geschäftsführende Firmant der Firma gewesen wäre, dann würden die Gläubiger große Mühe haben etwas gegen A und B auszurichten. Man darf mit Sicherheit annehmen, daß sie, um dies zu können, etwa nachweisen müßten, daß A und B zur Katastrophe beigetragen oder aber an dem Verschwinden des C betheiligt wären oder ihn dem Gericht zu verbergen suchten. Außer dem Verlust ihres eingezahlten Kapitals würde man von ihnen nur erwarten (und fordern), daß sie alles Mögliche thun würden, um den verschwundenen C zur Stelle zu bringen, darüber hinaus würden sie von rechtswegen kaum Unannehmlichkeiten zu befürchten haben.

Hieraus würde sich ergeben, daß wenn das Kapital einer Aktiengesellschaft voll eingezahlt ist, es bedeutende Schwierig-

keiten machen würde, die chinesischen Aktionäre zur Deckung einer etwaigen Unterbilanz zu zwingen, wenn man nicht den Nachweis führen kann, daß in dieser Hinsicht ein besonderes Abkommen getroffen worden ist. Diese Bemerkung bezieht sich natürlich nur auf eine Gesellschaft, die ganz nach einheimischer Art gebildet und verwaltet wird, und das fremde System der Registrirung und Beaufsichtigung nicht kennt. Eine derartige Gesellschaft würde man als eine große Genossenschaft ansehen, in welcher die Direktoren die sichtbaren oder thätigen Gesellschafter, die Aktieninhaber die ruhenden Theilnehmer vorstellten. Die erstgenannten würden für alle Schulden in Anspruch genommen werden, den letzteren würde man wahrscheinlich keinen Vorwurf machen.

Der zweite Theil der Frage, nämlich in welcher Weise der Familienbesitz, an dem der verschwundene Schuldner einen Antheil hat, in Anspruch genommen werden könnte, ist sehr schwierig zu beantworten. Auf den Familienbesitz hat jeder Sohn oder seine Vertreter dieselben Ansprüche, die man ihm oder ihnen nicht nehmen kann, dagegen hat der Vater die Verwaltung desselben auf Lebenszeit in seinen Händen und kann denselben verschwenden oder so verwenden, wie es ihm gut dünkt. Er kann die Art der Vertheilung desselben nach seinem Tode durch kein Testament bestimmen, aber während seines Lebens kann er es so gebrauchen, daß keiner seiner Söhne nach seinem Tode in den Genuß desselben tritt; er kann auch auf gesetzlichem Wege seinen Sohn von der Erbfolge ganz ausschließen, doch er kann dies nur thun wegen moralischer Verworfenheit, und der Fall kommt so selten vor, daß er an dieser Stelle füglich außer Betracht bleiben kann.

Kehren wir also zu dem Falle zurück, daß ein Schuldner, der verschwunden ist, Ansprüche auf ein solches noch nicht vertheiltes Vermögen besitzt. Es scheint kein Grund zu bestehen, weshalb nicht ein Urtheil gegen den Familienbesitz in den Grenzen der Schuld ermittelt werden könnte; besonders würde dies der Fall sein, wenn das Geld, welches C der Genossenschaft zubringt, aus dem Familienbesitz herrührt und ebenso der Gewinn, solange ein solcher erzielt wurde, demselben zugeflossen wäre. Es bestände also die Hauptschwierigkeit nicht so sehr in der Erlangung eines Urtheils gegen den Familienbesitz, als vielmehr in der Vollziehung desselben. Der gewöhnliche Weg, auf dem die chinesischen Gerichtshöfe ihre Beschlüsse in bürgerlichen Sachen zur Ausführung bringen, ist nicht der der Besitznahme und des Zwangsverkaufes wie es bei uns üblich ist, sondern sie bemächtigen sich der Person des Schuldners und setzen ihn ins Gefängniß. Schulden haben und dieselben nicht bezahlen wollen oder können ist an sich schon ein Kriminalverbrechen, wofür der Schuldige zu bestrafen ist; die Festnahme desselben muß daher jeder anderen Maßregel vorausgehen und ehe dieselbe stattgefunden hat, kann nichts gegen ihn geschehen. Ausnahmen finden allerdings statt, wenn es sich um Beträge handelt, welche Beamte der Regierung schuldig sind; in diesem Falle wird häufig nicht nur sein eigenes Vermögen, sondern auch das seiner Familie mit Beschlag belegt. Kürzlich noch kam ein derartiger Fall vor; als das Vermögen des schuldigen Beamten nicht genügte wurden, auch die Besitzungen seines Bruders eingezogen. Sie wurden aber wieder zurückgegeben, als sich herausstellte, daß ersterer einen begüterten Sohn besaß, dessen Besitz nun zur Deckung der Schuld herangezogen wurde. Hier aber wird die Maßregel durch administrative Maßregel, nicht durch das Gesetz vorgeschrieben, und stellt nur eine Ausnahme dar. Der gewöhnliche Weg ist der, daß der Schuldner so lange ins Gefängniß gesetzt wird, bis er bezahlt.

Hieraus ergiebt sich, daß, so lange in unserem Falle C sich dem Gefängnisse entzieht, nichts gegen das Familieneigenthum geschehen kann. Des Vaters Schuld ist die Schuld des Sohnes, und alle Maßregeln, die gegen ersteren genommen werden, können auch gegen letzteren genommen werden; das umgekehrte findet jedoch nicht statt; die Schuld des Sohnes ist weder die seiner Brüder, noch die des Vaters. Keiner der letzteren kann auf Ansuchen der Gläubiger des ersteren ins Gefängniß geworfen werden. Die Gläubiger müssen eben warten, bis sie seinen Antheil am Familieneigenthume nach dem Tode des Vaters angreifen können.

Früher oder später wird man den Entflohenen doch finden und ins Gefängniß setzen, und dann beginnen die langweiligen Verhandlungen, welche beinahe immer in China derartige Fälle zum Abschluß bringen; es ist dabei nur die Frage, wer es am längsten aushält, der Schuldner oder der Gläubiger. Es kommt jedoch immer zu einem Kompromiß. Die Gläubiger nehmen, was sie bekommen können, und erklären sich befriedigt, worauf der Schuldner entlassen wird.

Im bisherigen ist auseinander gesetzt worden, wie der gesetzliche Lauf einer solchen Sache sich gestalten würde; doch giebt es bekanntlich noch andere Mittel, durch welche die Gläubiger Bezahlung erzwingen können, ohne sich überhaupt an die Behörden zu wenden. Sie können einmal drohen, daß sie, wenn sie nicht bezahlt werden, sich aufhängen werden, und dadurch einen Vergleich erzwingen, oder sie können sich bei der Familie des Schuldners einquartiren, die es nicht wagen würde, sie zu verjagen.

Um von derartigen, oder gar von noch größeren Uebeln frei zu bleiben, wird der Schuldner oder seine Familie gewöhnlich zahlen, oder zu einem Vergleich zu kommen suchen.

Demnach kann allerdings das Familieneigenthum, ehe es zur Theilung gekommen, für die Deckung von Schulden, so weit sie auf den Antheil des Betheiligten fallen, in Anspruch genommen werden, die Schwierigkeit besteht jedoch darin, diesen Anspruch thatsächlich zur Geltung zu bringen; ist aber das Eigenthum einmal getheilt, so besteht kein Anspruch auf den Besitz der anderen Erben. E. M.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Ebenso wie seiner Zeit das Inselreich Japan, so scheint sich neuerdings auch **Formosa** mit großem Eifer den **europäischen Neuerungen hingeben** zu wollen. Ohne daß er auf Widerstand bei der Bevölkerung gestoßen wäre, hat der europäerfreundliche Gouverneur Liu-Ming alle Hauptandelsplätze der Insel — Tamsui, Kelung und Taiwan fu — quer über Land durch Telegraphenlinien verbinden lassen, und der Eisenbahnbau ist unter ihm wenigstens in Angriff genommen worden. Allerdings bereitet die gebirgige Bodengestalt im Verein mit dem feuchtwarmen Klima (Kelung hat eine jährliche Niederschlagshöhe von drei Meter) der Technik große Hindernisse. Das Gestein ist vielfach morsch und macht den Tunnelbau schwierig, es erfolgen

große Bergstürze, Ueberschwemmungen ꝛc. Aber die Produktionskraft der Insel ist nach verschiedenen Richtungen hin eine bedeutende, und sie verspricht große Anstrengungen und Kosten zu lohnen. Mit europäischen Betriebsmitteln und Maschinen sind unter Liu-Ming namentlich die ausgedehnten Steinkohlenlager und die an Nutzholz reichen Wälder in Angriff genommen worden. In dem östlichen Hochgebirge, dessen Gipfel bis zu 3600 m aufsteigen, und das ähnlich wie die Gebirge des inneren China von völlig unbezähmten Volksstämmen bewohnt wird, ist natürlich von solchen Neuerungen noch keine Rede. Liu-Ming hat sich vielmehr bei seinen Versuchen, auch diese Gegend unter die chinesische Botmäßigkeit zu bringen, zu sehr gewaltsamen Schritten und zu Blutvergießen veranlaßt gesehen, ohne daß damit bisher etwas erreicht worden wäre. Mit Amoy und Shanghai ist Formosa in regelmäßige Dampferverbindung getreten.

— Für die chinesisch-russischen Handelsbeziehungen wird das Jahr 1888 von entscheidender Bedeutung werden. Zum ersten Male nämlich haben in diesem Jahre russische Schiffe kaukasisches Naphta oder Steinöl nach Ostasien (Japan und China) gebracht, und es hat sich gezeigt, daß dieses dort siegreich mit dem Petroleum Amerikas zu konkurriren vermag. Die Rückfracht war chinesischer Thee, der in Odessa abgeladen wurde, wo man seit Herstellung des Suezkanals bemüht war, dem Uebergewicht, das Königsberg so überraschend schnell im Theehandel Rußlands seit 1862 (bis dahin war die Theeeinfuhr aus Europa in Rußland verboten) sich erworben hatte, ein Ende zu machen. Jetzt bietet sich in dem Mineralöl des Kaukasus eine Rimesse nach China, welche die pontische Handelsstadt wahrscheinlich rascher in den Stand setzen wird, der baltischen die Theeeinfuhr nach Rußland größtentheils zu entwinden.

— Das Auftauchen chinesischer Agenten in Sibirien, welche als Vorläufer chinesischer Einwanderungen betrachtet werden, erregt in Rußland Aufmerksamkeit und Beunruhigung. Daß der in Amerika und Australien mehr und mehr abgedämmte Strom der chinesischen Auswanderung nunmehr sich in das nordische Land zu wenden beginnt, ist indessen begreiflich.

Polarregionen.

— Unmittelbar bevor er das Segelschiff „Jason“, das ihn von Island nach Grönlands Ostküste brachte, verließ, hat Frithjof Nansen noch einen interessanten Brief in seine norwegische Heimath gesandt. Danach verließ er den isländischen Isa-Fjord am 4. Juni, um zunächst entlang der Grenze des Treibeises gegen Kap Dan (66° nördl. Br.) zu segeln. Etwa 60 km nördlich von diesem Punkte kam das Schiff am 11. Juni der Küste so nahe, daß man das ostgrönländische Gebirge, und insbesondere das circa 1800 m hohe Ingolsfjeld deutlich erkennen konnte, das vorgelagerte Treibeis war aber noch so mächtig, daß ein Landungsversuch unterbleiben mußte, um so mehr als zu erwarten stand, daß sich die Eismassen mit dem vorschreitenden Sommer rasch vermindern würden. Das Schiff wandte sich deshalb gegen Island zurück, um zwischen dem Eis dem Seehundsfange obzuliegen, und es erlitt bei dieser Gelegenheit einen bedenklichen Schaden durch ein antreibendes großes Eisfeld. Ein Pony, den man beim Erklimmen des grönländischen Inlandeises zu benutzen gedachte, mußte wegen Futtermangel getödtet werden. Am 15. Juli kam das Schiff wieder in Sicht des Ingolsfjelds, nördlich von Kap Dan, das Eis hinderte aber immer noch das Landen, und der Kurs mußte wieder südlich genommen werden. Dort fand man das Eis in der That weniger dick, und deshalb beschloß man am Sarmilik-Fjord, westlich von Kap Dan, das Schiff zu verlassen und in zwei Booten der etwa 15 km entfernten Küste zuzurudern. Das Land (Inigsalik) zeigte abgerundetere und sanftere Formen als weiter im Norden, und so hoffte der Reisende verhältnißmäßig bequem auf die Höhe des Plateaus hinauf zu gelangen. Auch das Eis, welches hinter den Küstenbergen hervorblinkte, flößte Vertrauen ein, da es keine Spitzen („nunataks“) zeigte. Christianshaab gedachte der kühne Reisende von der Landungsstelle aus spätestens Anfang September zu erreichen, um von dort aus mit der letzten Schiffsgelegenheit im Jahre die Heimfahrt anzutreten.

Bücherschau.

— Paul Gaffarel, Les colonies françaises. Quatrième édition. Paris, 1888. Félix Alcan. — Wer sich über das französische Kolonialreich und seine Aspirationen unterrichten will, der kann es kaum durch ein anderes Buch in angenehmerer Weise thun wie durch das vorliegende. Der Styl ist so flüssig und elegant, als er in einem französischen Buche nur sein kann, und auch der sachliche Inhalt ist gut. Die starke Seite des Werkes liegt in letzterer Hinsicht ohne Zweifel in den historischen Auseinandersetzungen, während sich gegen die wirthschaftsgeographischen vielleicht an verschiedenen Stellen kleine Einwendungen erheben ließen. Wenn der Verfasser an den kolonisatorischen Fähigkeiten seiner Landsleute nicht im geringsten verzweifelt, und wenn er voraussagt, daß die seit 1830 betretenen Bahnen Frankreich in Nordwestafrika ebenso wie auf Madagaskar und in Hinterindien zu einem guten Ziele führen werden, sobald es nur darauf beharrt, so sind wir geneigt, ihm darin vollkommen Recht zu geben. Fraglich ist es nur, ob Frankreich beharren wird, und ob es nicht früher oder später sich von neuem in schlimme europäische Händel verwickeln und dabei nochmals die Früchte verlieren wird, die es gegenwärtig außerhalb Europa errungen hat.

— Georg von der Gabelentz, Konfucius und seine Lehre. Leipzig, 1888. F. A. Brockhaus. — Durch diese kleine Schrift gewährt uns einer der hervorragendsten Kenner chinesischer Kultur und Sprache einen ungemein klaren Einblick in das chinesische Staats- und Geistesleben. Wie der große Weise ein echter Sohn seines Volkes war, so hat er ja nach dem Verfasser auch einen ungeheuren Einfluß auf dasselbe geltend gemacht, und der chinesische Staat darf mit noch größerem Rechte ein konfucianischer genannt werden, als die europäischen Staaten christliche.

— Uebersichtskarte der deutschen Kolonien. — Karte von Emin-Pascha's Gebiet und den Nachbarländern. — Weimar, Geographisches Institut. — Zu einer Zeit, wo die Wogen der deutschen Kolonialpolitik wieder so hoch gehen, und wo jeder über das „pro“ und „contra“ unterrichtet sein will, müssen diese von J. J. Kettler redigirten und mit deutlichen Farben und Schriftzeichen gedruckten Kärtchen sehr willkommen geheißen werden.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIV. № 17.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Der Bergbau in Australien.

Von Dr. R. v. Lendenfeld.

II. Victoria.[1]

Die Kolonie Victoria ist besonders in ihrem östlichen Theile, in dem Grenzgebiete gegen Neusüdwales hin, sehr gebirgig. An der Südostküste reichen die Berge überall bis ans Meer. Der nordwestliche Theil ist dagegen eben. Der Südküste entlang zieht sich der Hauptkamm der Australischen Alpen, die Hauptwasserscheide zwischen den theilweise nicht unbedeutenden südlichen und südöstlichen Küstenflüssen einer- und dem weit ausgedehnten Gebiete des Murray andererseits.

Die Alpen bestehen größtentheils aus azoischem und paläozoischem Gestein (braunem Silurschiefer), welches hie und da von mächtigen Basaltmassen durchzogen und überlagert wird. An der Südostküste finden sich gürtelförmige, der Küstenlinie parallele Zonen mesozoischer Schichten, während die weite Murray-Ebene im Südwesten größtentheils tertiär ist.

Land, das der Kolonie Victoria angehört, wurde zum ersten mal im Jahre 1767 von Europäern, welche in der Nähe Schiffbruch gelitten hatten, betreten. Erst im Jahre 1800 wurde aber die Baß-Straße entdeckt, bis dahin glaubte man, daß Tasmanien mit dem Festlande von Australien zusammenhinge.

Port Phillip, das heutige Haupteingangsthor in die Kolonie, wurde am 5. Januar 1802 von der „Lady Nelson" entdeckt, das Schiff konnte aber damals wegen schlechten Wetters die Einfahrt in den Hafen — die zu jeder Zeit wegen der Untiefen und Strömungen mit Schwierigkeit verbunden ist — nicht bewerkstelligen. Erst am 15. Februar, nachdem die Einfahrt von einem Boote untersucht worden war, konnte die „Lady Nelson" in den Hafen einfahren, der nun zum ersten mal von einem Schiff besucht wurde. Die Ufer wurden erforscht, und am 9. März 1802 wurde die englische Flagge am Ufer aufgehißt. Im folgenden Jahre, nachdem die Ufer des Hafens näher untersucht worden waren, landeten einige Hundert von England ausgeschickte Verbrecher in Port Phillip, allein sie fanden Land und Klima so unwirthlich, daß sie keine Kolonie dort gründeten und nach drei Monaten von dem Kommandenr Oberst Collin nach Tasmanien überführt wurden.

Die Nachrichten, welche diese ersten Besucher über Port Phillip und seine Umgebung verbreiteten, waren so ungünstige, daß durch eine Reihe von Jahren niemand mehr dieses verrufene Land besuchte.

Im Jahre 1824 unternahmen zwei Kolonisten von Neusüdwales eine Reise über Land in südwestlicher Richtung von Lake George aus und gelangten nach 16 wöchentlichem Marsche nach Port Phillip. Auch ihre Exploration blieb aber ohne Folgen.

Im Jahre 1826 wurde abermals der Versuch gemacht eine Kolonie in Victoria, und zwar diesmal in Western Port, zu gründen. Nachdem die Leute ein Jahr dort gewesen waren, gaben sie jedoch die Sache auf und kehrten nach

[1] Vergl. Nr. 15, S. 225 f.

Sydney, von wo sie ausgegangen waren, zurück. Die Ruinen der von dieser Gesellschaft erbauten Häuser stehen noch heute.

Im Jahre 1834 endlich gründeten einige tasmanische Kolonisten an der Südküste eine kleine Schaf- und Rinderzucht-Station — die erste bleibende Niederlassung im Lande. Ein Jahr später gründeten einige andere Einwanderer aus Tasmanien eine kleine Niederlassung an der Mündung des Yarraflusses in den Port Phillip. Diese, vorzüglich von den Herren Bateman und Tankner etablirte Ansiedlung, ist in den darauf folgenden 50 Jahren zu der Weltstadt Melbourne mit einer Drittel-Million Einwohnern angewachsen.

Ebenso schwer, wie der Anfang und die Gründung der Kolonie war, ebenso leicht und rasch gelang ihre weitere Ausbildung.

Ursprünglich bildeten diese Niederlassungen einen Theil von Neusüdwales, allein frühzeitig begannen die Bewohner der Umgebung von Port Phillip sich gegen die centrale Regierung in Sydney aufzulehnen, und im Jahre 1850 wurde der ganze südwestliche Theil von Neusüdwales — die Südküste und Umgebung von Port Phillip — von Neusüdwales abgetrennt und als unabhängige Kolonie anerkannt, welche den Namen Victoria erhielt.

Obwohl nun das Land sich für Ackerbau und Viehzucht eignet, und diese Industrien von Anfang an dort betrieben wurden und neuerlich einen bedeutenden Aufschwung genommen haben, so verdankt Victoria doch eigentlich dem Bergbau und vor allem dem Golde seine hohe Blüthe, seinen kolossalen Reichthum und seine unglaublich rasche Entwickelung.

Im Jahre 1839 fand Graf Strzelezki Gold in den Australischen Alpen, und es wurden hierauf andere Funde des Metalles in Neusüdwales und 1848 auch in Victoria gemacht. In den darauf folgenden Jahren mehrten sich die Funde derart, daß alle Bemühungen der Regierung, die Sache geheim zu halten und das Suchen nach Gold zu verhindern, an dem durch diese Funde hervorgerufenen Goldfieber scheiterten. Am 1. September 1851 wurden die ersten Konzessionen zum Goldgraben ertheilt. Die ganze Bevölkerung war nun wie von einer Epidemie befallen: Alles zog aus, um nach Gold zu suchen; und nicht mit Unrecht. Hatten doch diese glücklichen Goldfunde die Quelle eines ungeahnten und, wie sich seitdem ergeben hat, unermeßlichen Reichthums erschlossen.

Erst als die mit dem Leben eines „Digger" verbundenen Gefahren und Entbehrungen die Leute belehrt hatten, daß nur die starken und erfahrenen für diese Arbeit geeignet seien, kehrten die übrigen, durch Enttäuschung klug gemacht, zu ihren früheren Geschäften zurück, und es traten allmählich wieder normale Verhältnisse in dem Lande ein. Mit der Zeit begann man auch das Gold in einer mehr bergmännischen Weise zu gewinnen. Dieses wurde um so nothwendiger, als die alluvialen, oberflächlichen Lager bald erschöpft waren, und die Herstellung tiefer Bergbaue und großer Stampfmaschinen zur Gewinnung des Goldes aus dem Quarz bedeutende Kapitalien erforderte, die der einzelne Digger natürlich nicht besaß. Es wurden zahlreiche Aktiengesellschaften zur Ausbeutung des Goldes gegründet, und diese sind es, welche jetzt vorzüglich den Goldbergbau betreiben. Es ist natürlich, daß damit viel Schwindel getrieben wurde, und es haben auch sehr viele Kapitalisten ihr Geld in solchen Spekulationen verloren. Im Laufe der Zeit hat sich jedoch ein gewisses Gleichgewicht hergestellt. Der einzelne Digger, der durch den Fund eines „Riesen-Nugget" plötzlich reich wurde, ist verschwunden, die schwindelhaften Aktiengesellschaften sind zu Grunde gegangen, die Begeisterung ist verraucht, aber ein substanzieller und verläßlicherer Erwerb, der Tausende beschäftigt und erhält, ist geblieben.

Am 31. Dezember befanden sich in Victoria 25214 Männer, welche sich mit dem Goldbergbaue beschäftigten und der Gesammtertrag des Goldbergbaues für das Jahr erreichte die Höhe von nahezu 2650000 Pfund Sterling. Es entfielen demnach im Durchschnitt auf den Mann nahezu 105 Pfund Sterling, oder 2100 Mark, ein für australische Verhältnisse zwar nicht exorbitanter aber immerhin ganz anständiger Ertrag. Gleichwohl ist derselbe nicht so bedeutend als in früherer Zeit, und es hat der Ertrag seit 1885 um etwas über 77 Mark pro Mann abgenommen.

Heutzutage wird vorzüglich Gold aus den Quarzgängen gewonnen, welchem Zweck großartige Maschinen dienen. Diese sind neuerlich so verbessert worden, daß wenige Pennyweights Gold per Tonne Quarz hinreichen, um einen guten Gewinn abzuwerfen. Der Quarz der verschiedenen Distrikte ist natürlich sehr verschieden goldhaltig. Durchschnittlich ergaben im Jahre 1886 eine Tonne Quarz in

Ballarat	6	Pennyweights	18,09	Grains	Gold
Beechworth . .	10	„	28,75	„	„
Sandhurst . . .	9	„	4,69	„	„
Maryborough .	9	„	14,49	„	„
Castlemaine . .	11	„	18,29	„	„
Ararat	5	„	8,45	„	„
Gipps Land . .	19	„	14,77	„	„

Der Gesammtdurchschnitt aller Quarzbergwerke betrug für das Jahr 1886 9 Pennyweights 10,31 Grains per Tonne Quarz. Es ist dies um 15,97 Grains weniger als im Vorjahre. Im ganzen wurden in Victoria bis Ende 1886 über $22^1/_2$ Millionen Tonnen Quarz zerstampft, welche einen Ertrag von nahezu 12 Millionen Unzen, oder per Tonne durchschnittlich 10 Pennyweights 11,96 Grains, lieferten. Es ist also jedenfalls die Ergiebigkeit in Abnahme begriffen, was aber wohl hinreichend dadurch erklärt wird, daß es sich heute rentirt, goldärmeren Quarz zu verarbeiten, als früher.

Die Bergbaue sind theilweise recht tief, so besonders einige in Stawell und Sandhurst, welche 600 bis 750 Meter hinabgehen. Der Quarz wird in grobe Stücke zerschlagen, und diese werden dann der Stampfe zugeführt. Die Stampfen haben ein Gewicht von 1 bis 5 Metercentnern, eine Fallhöhe von 15 bis 40 cm, und führen per Minute 50 bis 80 Stöße aus. Eine Maschine von 10 Pferdekräften kann acht mittelgroße Stampfen bewegen. Der zerstampfte Quarz wird geschlemmt, das Gold von dem zurückbleibenden Quarzschlamme durch Quecksilber ausgezogen, dieses dann abdestillirt und das Gold schließlich dadurch gereinigt, daß Chlorgas durch das geschmolzene Metall geleitet wird. Das Chlor entfernt die letzten Reste von Quecksilber, sowie andere Metalle, wie Silber und Blei, die häufig dem Golde beigemengt sind. Auf das Gold wirkt das trockene Chlorgas nicht ein, die übrigen Metalle verwandelt es in flüchtige Chlorverbindungen, die verdampfen.

Kupfer, Silber, Zinn und Antimon werden ebenfalls bergmännisch gewonnen, aber die Ausbeute an diesen Metallen ist verhältnißmäßig unbedeutend; auch nach Kohlen wird gegraben, sie sind jedoch von sehr schlechter Qualität.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen.

XIV.

(Mit sechs Abbildungen.)

Die aufständische Karawane Giraud's setzte die Umgebung von Mpala thatsächlich in großen Schrecken, und von dem entschiedenen Wadi Combo war schließlich auch ein Angriff auf die Station selbst zu gewärtigen. Dazu kam noch, daß die Besatzung der letzteren den Rebellen zum Theil eine unverhohlene Sympathie zeigte. Kapitän Storms machte zwar wiederholt den Versuch, kräftige Schritte zur Bewältigung des Aufstandes zu unternehmen, aber immer bewiesen sich seine Leute dazu untauglich. Vor allem drohten die Aufständischen, sich mit Gewalt der Stoffe zu bemächtigen, die sie zu ihrem Rückmarsche nach Zansibar bedurften.

In seiner verzweifelten Lage, und um die Station Mpala, die ihm Gastfreundschaft gewährte, nicht einer großen Gefahr auszusetzen, beschloß Giraud endlich, seinen Leuten den rückständigen Lohn zu verabfolgen. Er wollte es abtheilungsweise thun, aber er drang damit nicht durch, und er mußte wohl oder übel alle zugleich empfangen. Sie erschienen schweigend, aber im Aufzuge wahrer Wilder, und mit dem, was ihnen verabreicht wurde, waren sie keineswegs zufrieden, sie verlangten das Doppelte, und außer dem Zeug forderten sie auch Pulver und Patronen.

Nachdem das Geschäft abgemacht war, warf sich der Reisende fiebergeplagt auf sein Lager. Die Karawane aber zog ab. Bis Manda bewahrte sie eine gewisse Mannszucht, dann aber gerieth sie in blutige Zwistigkeiten mit den Eingeborenen, und sie bemächtigte sich gewaltsam aller Kähne, deren sie habhaft werden konnte, um mit ihnen glücklich die Ueberfahrt über den Tanganika zu bewerkstelligen. Von Kilandu aus zogen sie dann durch die Wälder nach Tabora, um in dem letzteren Orte einen Angriff auf die algerische Missionsstation und P. Hautecoeur zu unternehmen — den Tam-Tam und die französische Fahne voran. Dreißig kamen richtig nach Zansibar, wo der französische Konsul die Hauptschuldigen infolge eines Briefes, den er von P. Hautecoeur erhielt, gefangen setzen und bestrafen ließ; die anderen waren unterwegs zurückgeblieben, und hatten sich zum Theil an Tippoo-Tib und die Manyema angeschlossen; Hassani jagte für einen Araber in Kilandu Elephanten, und Ferraji war aller Wahrscheinlichkeit nach zu den Rugas-Rugas gegangen, um mit ihnen wieder als Wilder zu leben. Von seiner ganzen Karawane waren Giraud nur die drei Blatternkranken übrig geblieben.

Weiter nach Westen vorzudringen, war jetzt natürlich ein Ding vollkommenster Unmöglichkeit. Der Reisende konnte nur noch darauf denken, auf dem bequemsten Wege zur Küste des Indischen Oceans zurückzugelangen.

Der Kapitän bewährte sich bei alledem als ein wackerer Freund, und sein Rath fiel bei der Gestaltung des ganzen Rückzugsplanes sehr in das Gewicht. Der Weg, welcher schließlich gewählt wurde, war der über den Nyassa, weil dieser am ehesten eine neue Karawane entbehren ließ, und weil er zum allergrößten Theile zu Wasser zurückgelegt werden konnte.

Zuerst galt es dabei, das Südende des Tanganika zu gewinnen. Da diese Reise mit Hülfe der Fahrzeuge, die zu Gebote standen, nicht ausführbar war, so mußte der Reisende aber eine Gelegenheit abwarten. Storms entfaltete unterdeß eine rührige Thätigkeit bei dem Ausbau der Station, und bei der Herstellung einer guten Kommunikation zwischen Mpala und Karema. Die zwei Daus, welche er besessen hatte, waren ja zu Grunde gegangen, und die Seetüchtigkeit des kleinen Dampfers „Cambier“ war auch eine mehr und mehr fragwürdige geworden. Seit Monaten hatten nun die Zimmerleute daran gearbeitet, aus dem schönen Holze, das in der Gegend wuchs, ein großes Fahrzeug herzustellen. Da zerbrach dasselbe, nachdem es vollendet war, bei dem Transporte von einer steilen Anhöhe hinab zum Hafen, und es gelang nur mit Mühe, es wieder in einen brauchbaren Zustand zu versetzen. Eine besondere Sorgfalt wandte Storms dem Garten zu, und es gediehen darin die verschiedenen Gemüse ganz vortrefflich, was bei dem Mangel an Wildpret eine doppelte Wohlthat war. Elephanten waren jenseits des Gebirges häufig, aber man durfte sich dahin nicht wagen, der Feindseligkeit Russingas wegen. Hippopotamus und Gänse und Enten waren nur nördlich von Mpala, wo das Ufer flach war, in großer Zahl zu treffen, südlich davon, wo das Gebirge steil in den See hinabstürzte, fand man sie nicht, und ebenso waren sie in der unmittelbaren Nähe der Station selten. Die einzigen Fahrzeuge, die sich öfters auf dem See hin und her bewegten, waren die Sklavenkähne der Wajiji (S. Abbildung 4). Ende Juli, nach zweimonatlichem langen Warten, erschien endlich der Dau der Engländer, auf der Rückreise von Ujiji nach Jendue begriffen; sogleich wurden Giraud's Sachen eingeladen, und zusammen mit den drei von den Blattern Genesenen ging die Fahrt von Mpala nach dem Süden, nachdem dem braven Storms noch ein „Auf Wiedersehen in Europa!“ zugerufen worden war. Immer wieder konnte man nur bei Nacht segeln, weil bei Tage die starke Brise aus dem Süden es wehrte, bei Nacht ging es aber etwa sieben Stunden lang ziemlich rasch vorwärts. Die Nächte waren übrigens klar und herrlich, und die Rast am Tage wurde gelegentlich zur Jagd auf Antilopen benutzt. Bei dieser Gelegenheit traf Giraud auch wieder auf einen Soko, ohne ihn aber zu erlegen.

Allmählich wurden die Uferberge wieder niedriger, das eigentliche Marungu verschwand aus dem Gesicht, nur hohe Hügel umsäumten den See, und am 4. August befand sich der Dau wieder vor Jendue. Dort kostete es noch ziemlich harte Arbeit, ans Ufer zu kommen, weil ungeheure Massen von schwimmenden Pflanzen in dieser Jahreszeit die Flußmündung sperrten (S. Abbildung 1).

Die Herren Swann und Brooks empfingen Giraud ebenso gastlich, wie das erste mal. Sie waren mittlerweile arg vom Fieber geplagt worden, aber ihr Boot war sehr gefördert worden.

Eine große Schwierigkeit bestand jetzt darin, eine genügende Anzahl Träger für die Landreise nach dem Nyassa-

See zusammenzubringen. Noch immer waren dreißig zum Transport der Sachen nöthig. Dank den Anstrengungen des Herrn Swann gelang es sie zu finden, und nach vier Tagen konnte der Marsch angetreten werden. Der Vertrag mit den Trägern lautete allerdings nur auf die viertägige Reise bis Mambuë. Bis dahin hatten sie ihren Lohn im voraus empfangen, und dort sollten sie zurückkehren dürfen, während Giraud sich andere miethete. Der Führer der Leute, namens Kafubi, war allerdings nichts weniger, als ein vertrauenswürdiger Mensch. Er sprach alle möglichen Sprachen, selbst das Kisuaheli, aber im Uebrigen war er ein wahrer Bandit, der zu allem fähig schien. Es wurde ihm als Zugabe zu seinem Lohne ein großes Geschenk versprochen, wenn er sich bewähren würde, bezw. fünfundzwanzig Stockschläge, wenn es etwa nicht der Fall wäre.

Nicht weit von Jenduë stieß man auf eine Karawane, die vom Nyassa-See kam, und bei derselben befanden sich auch die Leute, welche zwei Monate vorher Herrn Hore von Jenduë nach dem Nyassa begleitet hatten. Diese letzteren waren voll Entzücken von den Vorräthen an Mais und Bataten, die sie in den Häusern der Station Konde gesehen hatten, und eine ganze Anzahl erbot sich ohne weiteres, Giraud gegen bloße Verköstigung und ohne jeden Lohn wieder mit zurück zu folgen — darunter auch zwei Knaben, die die persönlichen Diener des Reisenden wurden. Die Karawane wuchs auf diese Weise wieder auf sechzig Leute heran.



Zwischen den Wasserpflanzen von Jenduë.

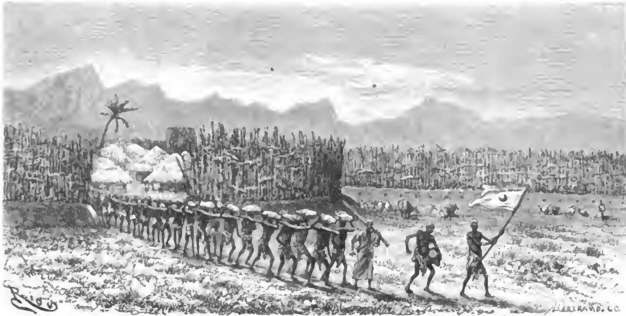
Zunächst gab es einen anstrengenden Gebirgs-Anstieg an dem Südende des Tanganika zu überstehen, und auf der Höhe angekommen, genoß der Reisende noch einen letzten prachtvollen Ausblick auf den See. Dann ging es quer durch eine Wüste, die gleich anderen früher passirten, durch das Sengen und Brennen der Waëmba künstlich erzeugt worden war, und in der man hie und da noch auf hohen Waldwuchs, sowie auf einzelne menschliche Skelette — die Ueberreste der Bevölkerung — stieß. Honig war hier wieder das einzige Lebensmittel, das man fand, während auf Wildpret ziemlich vergebens gefahndet wurde, und da die Träger in ihrer Sorglosigkeit versäumt hatten, Mehl mitzunehmen, so litt man von den ersten Tagen an Proviantmangel.

Am 14. August kam der Zug in Mambuë an, dessen Hütten und Pallisaden ausnahmsweise schon einen Kilometer vorher sichtbar waren, und das auf einer 20 bis 30 km breiten Ebene lag. Fambo, der Häuptling des Ortes, hatte sich bei seinen Nachbarn in Respekt zu setzen vermocht, und er war infolgedessen von Plünderung verschont geblieben. Eine kleine Rinderheerde und ein paar Schafherden weideten ruhig neben dem Boma, und Giraud konnte für sich und seine Leute sogar etwas Negerhirse und Mais kaufen. In der Nähe von Mambuë findet sich überall vorzügliches Eisenerz, und acht bis zehn stumpfkegelförmige Schmelzöfen aus röthlichem Thon dienen für gewöhnlich zu ihrer Verarbeitung. Während sich Giraud in dem Orte aufhielt, ruhten sie leider, dagegen konnte der Reisende einen Schmied bei der Herstellung eines sehr schönen Eisendrahtes beobachten.

Nach drei Tagen wurde die Reise weiter fortgesetzt, und zwar mit denselben Leuten — die Kafubi zusammengehalten

hatte — sowie mit einem weiteren Zuwachs von fünfzig, die auch mit nach Konde zu kommen wünschten, und die zum Theil Salz, zum Theil eiserne Lanzenspitzen und zum Theil Hacken trugen, um sie unterwegs zu verkaufen und sich von dem Erlöse zu ernähren. Die Furcht vor den Waëmba versuchten sie durch Lärm zu betäuben. (S. Abbildung 2.)

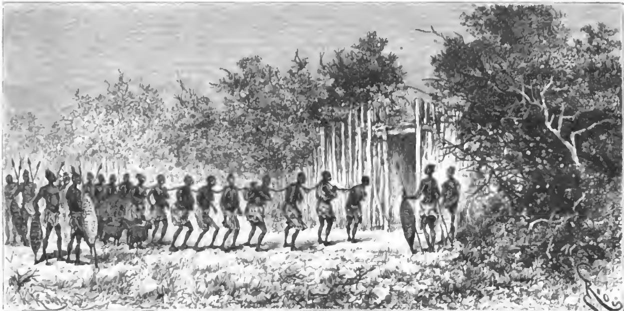
Die ganze Schaar war natürlich wenig dazu angethan, den Eingeborenen des durchreisten Landes Vertrauen einzuflößen, und schon das nächste Dorf verschloß seine Thore, so daß es besonderer Unterhandlungen bedurfte, um wenigstens für den Reisenden und seine eigentlichen Träger Einlaß zu erlangen. Dabei waren aber alle Häuptlinge



Mambuë.

der Gegend friedlich, und den Europäern freundlich gesinnt. Welchem Stamme sie angehörten, wußte keiner zu sagen.

Das Land war einst ein einziger ungeheurer Wald, der vielfach von Sümpfen durchsetzt war, und die seichten Flüsse, welche hinter Mambuë gefurthet werden mußten, flossen sämmtlich in der Richtung auf den Tschambesi, so



Rückkunft der Krieger in Muipuria.

daß man also bereits vor Mambuë die Wasserscheide zwischen dem Tanganika und dem Kongo überschritten hatte. Hier waren Büffel, Antilopen, Elephanten 2c. wieder ziemlich häufig.

In Muipuria war man der Grenze des Gebietes der Waëmba nahe und diese hatten vor kurzem einen Angriff auf das Dorf unternommen. Dafür hatten dann die Muipuria-Krieger aber einen Feldzug in das Feindesland unternommen, und Giraud war Zeuge, wie dieselben siegreich heimkehrten (S. Abbildung 3), mit etwa zwanzig zu Sklavinnen gemachten Frauen und mit einigen erbeuteten Hammeln. An der lauten Siegesfeier nahm dann die Kara-



Wajiji-Neger und ihre Kähne.

wane regen Antheil, unter dem betäubenden Lärm des Tam-tam und unter wildem Trinkgelage.

Bei Kapogoro, wo man am 30. August ankam, nahm die Landschaft einen anderen Charakter an; das Terrain wurde wellig und hügelig, und man merkte, daß man sich den Gebirgen am Nyassa-See näherte. Am anderen Morgen wurden diese Gebirge thatsächlich zur Linken sichtbar, und zugleich wehte von ihnen ein kalter Wind herab, der bis gegen Mittag die Einhüllung in eine wollene Decke gebot; zur Rechten dagegen breitete sich die weite Wemba-Ebene aus.

In drei Tagen durfte Giraud nun hoffen, Kuiwanda zu erreichen, und weil er dessen gewiß war, so sandte er vier Männer voraus, die ihn ankündigen sollten. Als man nach Muiputa kam, fand man die schwarzen Burschen aber nackt und ausgeplündert in der Nähe des Boma. Der Herr desselben hatte der Begierde nicht widerstehen können, sich bei der gebotenen günstigen Gelegenheit einer Feuerwaffe zu bemächtigen, und deshalb die Räuberei ausgeführt. Man nahm den Boma ein und gab den Häuptling erst wieder frei, als er das Gewehr ausgeliefert hatte.

Bei Mkoti stieß man auf die Straße, welche die Engländer zur Verbindung des Nyassa mit dem Tanganika hergestellt haben, und welche, wenn auch nicht fahrbar, so doch wesentlich bequemer ist, als die Pfade der Eingeborenen. Die Anlage hat große Anstrengungen gekostet, und das Werk hat durch die Krankheiten und den Tod der drei Ingenieure, die es leiteten, vielfache Unterbrechungen erlitten;

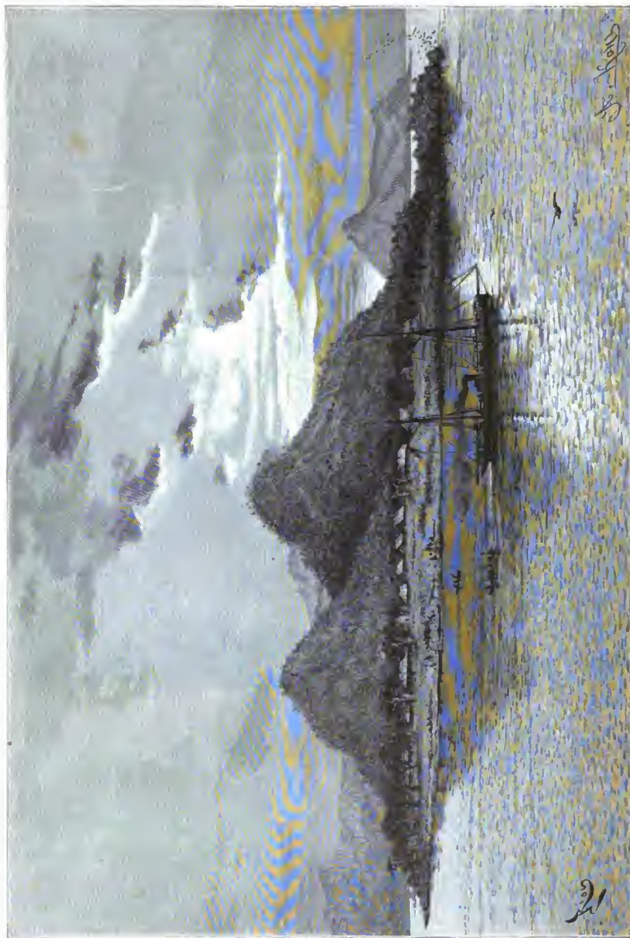


Benzaë.

etwa 15 Kilometer waren aber doch fertig gestellt worden. Der Regen hatte den Dämmen freilich arg genug mitgespielt.

In Kuiwanda traf Giraud die Herren R. P. Bain und M. Montheith von der schottischen Missionsgesellschaft, und zwar den letzteren gerade im Begriff stehend, nach dem Tanganika zu gehen, so daß er einen Theil des Trosses, den Giraud mitgebracht hatte, wieder mit dahin zurücknehmen konnte.

Am 6. September ging die Reise weiter, und ohne besondere Zwischenfälle wurde Konde erreicht, und damit zugleich eine wohlbebaute Gegend mit zahlreichen Rinderheerden, deren Reichthum die Leute von der Karawane nicht aus ihrem Erstaunen herauskommen ließ. Die Betten der zahlreichen Flüsse, die in der Regenzeit dem Tanganika zuflossen, waren jetzt freilich trocken. — Nun dauerte es nur noch fünf Tage, und die Karawane befand sich in Kasagura, der Station der „African Lakes Company“, hart an dem Ufer des Nyassa. Hier bewies Herr Nicoll, der Vertreter der Gesellschaft, dem Reisenden große Freundlichkeit, und nach langem Darben wurden ihm wieder alle europäischen Hochgenüsse zu Theil: Kaffee, Zucker, Sardinen, Brot x. Uebrigens deuteten alle Anzeichen darauf hin, daß die Schotten, seit Livingstone den See entdeckt hatte, nicht müßig gewesen waren. Mit den Missionären Hand in Hand war eine Handelsgesellschaft gegangen, es war eine regelmäßige Dampferkommunikation auf dem See und auf dem Shire eingerichtet worden, und es schienen alle Anstalten getroffen zu sein, um der europäischen Kultur in dieser Gegend Afrika's den Boden zu bereiten. Das Elfenbein, das die Umgebung des Sees



Livingstonia.

liefert, und das die Schotten aufkaufen, ist sehr schön. Ein anderes Produkt war aber bislang noch nicht ausgeführt worden, und im Elfenbeinhandel waren einige arabische Händler, die nebenbei natürlich auch Menschenhandel trieben, gefürchtete Konkurrenten. Einer der letzteren hatte beständig drei Daus auf dem See. Im ganzen lebten acht Europäer an dem Nyassa, Europäergräber waren an seinen Ufern zahlreicher, und das Klima ist daselbst entschieden viel ungesunder, als am Tanganika.

Am 3. Oktober kam der kleine Stahldampfer „Itala" an, und am folgenden Tage schiffte sich der Reisende auf ihm ein, mit der Aussicht, die Küste niemals aus dem Auge zu verlieren, und sie öfters zu betreten, da das Schiff alltäglich anlegen mußte, um seinen Holzbedarf zum Heizen der Maschine zu erneuern. Der Südwind war auf dem Nyassa nicht so schlimm, wie auf dem Tanganika, beeinträchtigte aber doch bisweilen die Schnelligkeit der Fahrt. In der Ebene von Deep-Bay bot sich eine gute Gelegenheit zur Jagd auf ein Zebra, sowie auf einen Eber und ein Rhinoceros. Weiterhin wurde Benzaë berührt, ein eigenthümliches Dorf, dessen Bewohner sich im See Zufluchtshütten auf hohen Pfählen errichtet haben, in die sie sich flüchten, sobald ihnen eine Razzia aus dem Gebirge droht, und in denen sie Provisionen für mehrere Tage aufzubewahren pflegen (S. Abbildung 4).

Am 9. Oktober lag man vor Bandawe, das eine Hauptstation bildet, und das auf einer weit vorspringenden sandigen Landzunge erbaut ist. Häuser aus Ziegelsteinen und mit Glasfenstern gemahnten hier lebhaft an Europa, und die Ebene am See scheint reich und fruchtbar zu sein. Im Inneren der Missionsstation hatte Mrs. Scott auch einen überraschenden Komfort geschaffen, und Dr. Scott sprach sich über seine Erfolge als Missionär sehr befriedigend aus, namentlich was das heranwachsende Geschlecht angeht. In der Missionsschule befanden sich etwa 150 Schüler, und dieselben wurden unter anderem namentlich auch in dem Tischler- und Schmiedehandwerk unterwiesen. Auch hier drohten aber nicht fern von der Station kriegerische Nachbarn — die durch ihre Grausamkeiten berüchtigten Angonis im Gebirge, und um ihre Erfolge zu sichern, hatten die muthigen Schotten einen der ihrigen ausgesandt, um eine Missionsstation unter den Angonis selbst zu begründen.

Von Bandawe ging dann die Fahrt weiter südwärts, und am 11. Oktober war Livingstonia erreicht, das am Fuße einer vulkanischen Bergmasse steht, und das eine ausgezeichnete Verkehrslage besitzen würde, wenn es nicht so außerordentlich ungesund wäre (S. Abbildung 6). Die Europäer hatten es vollkommen verlassen, und nur einige Eingeborene harrten am Strande der Ankunft des Dampfers.

Südkalifornien im Jahre 1887.

Von Theodor Kirchhoff.

III. (Fortsetzung aus Bd. 53, Nr. 23.)

Nach einem Aufenthalte von beinahe zwei Wochen in San Diego setzte ich meine Reise auf der „California Southern" zunächst nach San Bernardino fort. Wir fuhren an den Adobehäusern von Alt-San-Diego und an der False Bay vorüber, einer Meeresbucht, die zur Zeit der Ebbe fast ganz von Wasser entblößt ist; dann längere Zeit am Strande des Oceans entlang, zur Rechten grünes Hügelland, wo zahlreiche wohlgenährte Rinder weideten. 42 amerikanische Meilen von San Diego kamen wir an dem hart an der See liegenden schnell empor blühenden Städtchen Oceanside vorbei, das während der im San-Bernardino-Thale besonders heißen Sommermonate von den reicheren Bewohnern jener Gegend gern als Seebad besucht wird. Das Temecula-Cañon (30 Meilen nördlich von Oceanside) ist ein zehn Meilen langer Gebirgspaß, der rechter Hand von den steilen Santa-Rosa-Bergen, zur Linken von Tafelland begrenzt ist. Die Eisenbahn läuft in vielen Windungen an dem kleinen durch die Schlucht fließenden Santa-Margarita-Flusse entlang. Es ist dies das Terrain, das im Winter durch Regengüsse, Ueberschwemmungen und Bergschlüpfe mitunter wochenlang für die Bahnzüge ganz unpassierbar wird, wodurch der Verkehr zwischen San Diego und Colton-Los Angeles alsdann argen Schaden leidet. Die von Santa Ana nach San Diego führende, im Bau begriffene Eisenbahn wird diesen Gebirgspaß umgehen und dieselbe Route zurücklegen, welche ich vor fünf Jahren in der Stage-Kutsche zurücklegte.

Nachdem wir bei der schmucken Ansiedlung Murieta vorübergefahren waren, überraschte mich der in Südkalifornien ganz ungewöhnliche Anblick eines ansehnlichen Landsees, der inmitten der Berglandschaft eingebettet lag — des Elsinore-Sees, in dessen klarer Fluth sich das schnell emporblühende gleichnamige Städtchen spiegelt. Ein kleiner Vergnügungsdampfer befährt bereits den Landsee. Die Ufer und die umliegenden Höhen sind freilich noch fast ganz von Baumwuchs entblößt, und von Kultur gewahrt das Auge nur wenig; da sich aber eine unternehmende Bevölkerung hier ansiedelt und das Land auch ohne große Schwierigkeiten theils vom San-Jacinto-Flusse, theils durch Tunnellirung der Berge bewässert werden kann, so wird der See Elsinore ohne Frage dereinst ein Juwel Südkaliforniens werden. Es liegt im Plane, eine Eisenbahn um den ganzen See herum zu bauen, dessen Ufergelände im Laufe der Zeit gewiß von Villen, Obstgärten, Farmen und Ansiedelungen umkränzt sein werden.

Der mächtige, bis 10 500 Fuß aufsteigende Gebirgsknoten der San-Jacinto-Berge und die sich im Norden emporthürmende überaus malerische San-Bernardino-Range mit dem gleichnamigen schneegekrönten Pik, traten jetzt immer großartiger in das Gesichtsbild. Riverside mit seinen wie eine Oase in der Wüste liegenden grünen Obstgärten und Weinbergen und den mit goldener Frucht geschmückten Orangenhainen begrüßte uns; Bewässerungsgräben begleiteten uns, bis wir bei Colton das Geleise der Südpacificbahn querten. 125 Meilen von San Diego gelangten wir nach San Bernardino, wo ich wieder einen längeren Aufenthalt nahm.

Die Stadt San Bernardino blüht, wenn auch nicht in dem Maße wie San Diego, doch außerordentlich schnell

empor und ist jetzt die drittgrößte Stadt in Südkalifornien. Während der letzten zwei Jahre hat sich die Zahl ihrer Einwohner, die gegenwärtig etwa 7500 Seelen beträgt, beinahe verdoppelt. Es wird dort sehr viel gebaut und das Spekulationsfieber in Grundeigenthum läßt auch hier für die glücklichen Besitzer wenig zu wünschen übrig. An der Hauptstraße erzielten die Eck-Baustellen (corner lots) ohne sonderliche Mühe 500 bis 1000 Dollars den „Frontfuß" (d. h. den laufenden Längenfuß an der Straßenfront), und wer sich entschließt, für einen solchen Preis zu verkaufen, der denkt gewiß dabei mit Wehmuth, daß er sein Eigenthum eigentlich halb weggeschenkt hat. Unbebaute Ländereien in der Umgegend, die bewässert werden können, haben einen Marktwerth von 100 bis 600 und selbst 1000 Dollars der Acker. Die Atchison-Topeka- und Santafé-Eisenbahngesellschaft hat den Mittelpunkt ihres ausgedehnten Schienensystems in Südkalifornien nach San Bernardino verlegt und hier ansehnliche Maschinenwerkstätten und Lagerhäuser errichtet. Zur Zeit meines Besuches wurde eine direkte Eisenbahn nach Los Angeles eröffnet, die „San-Gabriel-Valley-Eisenbahn, an welcher eine ganze Reihe blühender Städte emporgesprungen ist. Dies ist die dritte Parallelbahn, welche San Bernardino-Colton und Riverside mit Los Angeles verbinden (die beiden anderen sind die „Riverside- und Los Angeles-" und die „Southern Pacific-"Bahn), an welche sich im nächsten Jahre eine vierte, am Fuße der Gebirge zu erbauende Eisenbahn anschließen soll. Vier Parallelbahnen, von denen jede nur drei bis sieben Meilen von der nächsten entfernt ist, mit einer Querbahn, die alle mit einander verbindet, auf einer Strecke von 70 englischen Meilen! Das kennzeichnet gewiß den ungeheuren Fortschritt dieses Landes auf das deutlichste[1]).

Während meines Aufenthaltes in San Bernardino machte ich in Gesellschaft eines dort seit Jahren wohnenden wohlunterrichteten Deutschen fast jeden Tag längere Ausflüge in die Umgegend und gelangte zu der Ueberzeugung, daß das Thal von San Bernardino eins der fruchtbarsten und wasserreichsten Thäler in Kalifornien ist. Zahlreiche Bäche strömen vom Gebirge herab, wo auch der Santa Ana, der bedeutendste Fluß in dieser Gegend, entspringt. Alle jene Wasserläufe werden zur Ueberrieselung der Felder, Obstgärten &c. benutzt, und wo jene nicht verwerthet werden konnten, hat man artesische Brunnen gegraben, von denen sich mehr als 500 im Thale befinden. Die Bodenfläche, auf welcher artesische Brunnen mit Erfolg gebohrt werden können, ist jedoch scharf begrenzt. Die Lage der unterirdischen Wasserläufe ist genau festgestellt worden, und es ist ganz nutzlos, außerhalb derselben Bohrungen zu versuchen. Ein gewaltiges Wasser-Reservoir wurde durch den Bear Valley-Damm, 40 Miles nordöstlich von San Bernardino, im Gebirge geschaffen und mit dem Santa Ana in Verbindung gesetzt, wodurch der östliche Theil des Thales seinen Bedarf an dem kostbaren flüssigen Elemente erhält. Das Bett eines früheren alten Gebirgssees, der sich durch Erosion entleert hatte, hat man dort durch einen 300 Fuß langen Damm aus Fels und Cement, der 60 Fuß hoch und unten 17 Fuß breit ist, wieder geschlossen. Das Reservoir hat eine Länge von sechs und eine Durchschnittsbreite von einer englischen Meile. Der Zufluß der kleinen Gebirgsbäche &c. über eine Bodenstrecke von mehr als 60 englischen Quadratmeilen wird darin angesammelt, und es enthält hinreichend Wasser, um 20000 Acker damit zu bewässern.

An einem sonnenhellen Tage unternahm ich mit meinem Landsmanne einen Ausflug nach den neuen Plätzen Redlands und Lugonia. Auf trefflicher Landstraße kutschirten wir zunächst nach der fünf Meilen entfernten Ansiedelung Alt-San-Bernardino, auf welcher Fahrt die mächtige Kette der San-Bernardino-Range gerade vor uns lag — ein wunderbar schönes Bild von schweizerischer Großartigkeit! Vom San-Bernardino-Thale aus betrachtet, steigt jene gewaltige Gebirgsreihe wie ein Wall empor, der ohne Zweifel von Süden her gehoben worden ist. Auf dem Kamm des Gebirges befinden sich Kies- und Muschellager und auch ein altes Flußbett. Nach der nördlichen Seite ist der Absturz gegen die Mojave-Wüste ein weit geringerer, als nach der Südseite. Bei Alt-San-Bernardino gewahrte ich die schönsten Orangenhaine, die ich in Südkalifornien gesehen hatte, und auch eine Anzahl großer Weinberge, die in vortrefflichem Zustande waren. Das Klima in Alt-San-Bernardino, wo Nebel und Frost nie vorkommen, ist für die Orangenzucht noch besser, als das von Riverside, in welchem Platze die Ernte ab und zu minder gut ausfällt, was in Alt San Bernardino noch nie der Fall war. Zwischen den beiden Plätzen herrscht ein ziemlich gespanntes Verhältniß. Besonders erbost sind Farmer der letztgenannten Ansiedelung darüber, daß die von ihnen gezüchteten Orangen unter dem Namen „Riverside Oranges" von den großen Obstpackereien nach den östlichen Märkten gesandt werden. In der Nähe von Alt-San-Bernardino liegen auf einer kahlen Anhöhe nahe an der Landstraße die Trümmer der von Indianern zerstörten gleichnamigen alten Mission, die ein Zweig der San-Gabriel-Mission war — ein trauriges Bild des Verfalls, das durch eine in geringerer Entfernung von der Ruine erbaute prächtige Villa mehr noch, als es sonst der Fall sein würde, ins Auge fällt.

Zwei Meilen von Alt-San-Bernardino gelangten wir nach den nagelneuen Zwillingsstädten Lugonia und Redlands, von denen heute jedermann in San Bernardino mit Begeisterung redet. Hier waren die reichen spekulirenden Yankees in ihrem Elemente! Für Ländereien in der Nähe jener Ortschaften erzielten die Besitzer, welche das Land vor sechs Monaten für 50 Dollars den Acker gekauft hatten, ohne Mühe bereits 500 bis 1000 und mehr Dollars den Acker. Eine Menge schöner Landsitze in der Umgebung war im Bau begriffen; Gärten, Orangenhaine, Weinberge &c. erfreuten das Auge. In Lugonia speisten wir in einem stattlichen Gasthause, das voll von Fremden war, so gut, als befänden wir uns im Palace-Hotel in San Francisko. Die kaum angelegten Boulevards waren an den Seitenwegen mit langen Reihen von Fächerpalmen bepflanzt worden. Eiserne Gasröhren, Wasserleitungen, wofür die Rohre aus Cement an Ort und Stelle angefertigt wurden, legte man in jeder Straße, selbst dort, wo noch gar nicht mit dem Bau von Häusern begonnen worden war. Schlanke, hochaufragende eiserne Mastbäume für elektrische Beleuchtung standen schon da, und eine Eisenbahn nach San Bernardino war im Bau begriffen.

An der Hauptstraße in Lugonia las man an erst halb vollendeten, in großstädtischem Styl angelegten Steingebäuden, in deren dachloses Innere noch der blaue Himmel hineinschaute, an großen Tafeln die Namen und Geschäfte der Kaufleute, die dort einziehen würden — Teppich- und Möbelhändler, Läden für Schnittwaaren, für Herren- und Damenkleider, Putzsachen, Kurzwaaren, Materialwaaren, Stiefel und Schuhe, Pianos u. s. w. Zwei Banken, die lebhafte Geld- und Wechselgeschäfte betrieben, hatten in hölzernen Baracken ein zeitweiliges Unterkommen gefunden, ehe sie in die für sie bestimmten erst halb fertigen stattlichen Steingebäude einziehen konnten. Eine kleine Armee von Arbeitern und Handwerkern bereitete künstliche Steinplatten aus Cement und pulverisirtem Kies für die Gehwege, baute,

[1]) Jede Stunde fährt ein Eisenbahnzug von San Bernardino nach Colton und jede zwei Stunden einer nach Riverside. Außerdem sind San Bernardino und Colton jetzt auch noch durch eine „Motor-Bahn" mit einander verbunden.

hämmerte und malte an den Häusern, ebnete die Straßen, pflanzte Bäume und Stauden, legte die Gas- und Wasserleitungen an, lud die mit Bauholz, eisernen Säulen, Nägeln, Fachwerk für Fenster und Thüren, Ziegelsteinen 2c. beladenen Frachtwagen ab — genug, es war ein Bild des regsten Fleißes, wie es lebendiger nicht gedacht werden kann, und zwar inmitten eines sich schnell besiedelnden Gebietes, das vor zwei Jahren noch als ganz wertlose Wüste galt.

Der vornehmen Kolonie Riverside stattete ich auch auf dieser Reise wieder einen Besuch ab. Die Stadt Riverside, deren Geschäftstheil immer mehr ein städtisches Aussehen annimmt, zählt bereits 4000 Einwohner und hat fast das ganze Gebiet der Kolonie ihren Grenzen einverleibt. Das städtische Weichbild hat jetzt eine Ausdehnung von etwas über 56 englischen Quadratmeilen, und der Platz rühmt sich, die größte Stadt in Amerika zu sein! Die Kolonie steht in höchster Blüthe und dehnt sich immer weiter aus, namentlich an ihrer östlichen Grenze, wo eine ganz neue Ansiedelung rasch emporblüht. Unter der Leitung eines Kanadiers, mit Namen Mathew Gage, bildete sich im Winter 1885/86 eine Gesellschaft, welche, ganz unabhängig von der „Riverside Land- and Irrigation-Company“, namentlich durch Bohrungen von artesischen Brunnen, einen bedeutenden Wasservorrath im San-Bernardino-Thale erlangte, der genügte, um 15000 Acker Land damit bewässern zu können. Dieser Kanalbau — der durch einen kostspieligen Tunnel bis an die Grenzen von Riverside geleitete sogenannte „Gage-Kanal“, dessen Herstellungskosten sich auf eine halbe Million Dollars beliefen — haben sich vollständig bewährt. Der Marktwerth der Wüstenländereien, welche durch den Kanal der Kultur zugänglich geworden sind, und die bis vor kurzem niemand für den von der Regierung dafür geforderten Preis von 1¼ Dollars den Acker kaufen wollte, ist bereits auf 100 bis 200 Dollars den Acker gestiegen. Das Unternehmen des mir persönlich bekannten Herrn Gage steht selbst in Südkalifornien fast beispiellos da. Ohne jegliche Mittel hat er es fertig gebracht, reiche Banken in San Francisko und Chicago zu bewegen, das nöthige Geld für den Kanalbau und den Ankauf der Wüstenländereien vorzustrecken, und ist in weniger als vier Jahren aus einem blutarmen Uhrmacher ein halber Millionär geworden.

In Riverside wird sehr viel gebaut, sowohl im Geschäftstheile der Stadt als außerhalb derselben. Die Zahl der prächtigen Landsitze und halbtropischen Anlagen in der Kolonie hat sich während der letzten fünf Jahre fast verdoppelt, und der Werth des Grund und Bodens ist so hoch gestiegen, daß nur noch reiche Leute daran denken können, sich dort nieder zu lassen. In diesem Sommer wurde mit dem Bau eines vornehmen Gasthauses auf dem romantisch inmitten der Stadt liegenden „kleinen Rubidoux-Berge“ begonnen, das eins der schönsten in Südkalifornien werden soll. Leider haben aber die Temperenzler ganz im Orte die Oberhand gewonnen. Las ich doch im Speisesaale eines Gasthauses in Riverside die großgedruckte Anzeige: „No wines or liquor allowed on the tables!“ (Bei Tisch darf weder Wein noch Branntwein verabreicht werden). Weinberge ringsum, deren Trauben aber in Riverside nur zu Rosinen getrocknet oder roh genossen werden; und bei Tisch nicht einmal ein Glas kalifornischen Wein zu haben! Neben jener Anzeige gewahrte ich zwei andere von Methodisten und Presbyterianern, worin die geehrten Gäste zu Gebet und Kirchenbesuch ermahnt wurden. Mehr kann der ärgste Mucker gewiß nicht verlangen! Daß ich der schönen Yankee-Kolonie schleunigst den Rücken zukehrte, wird der Leser begreiflich finden!

Einen interessanten Ausflug machte ich nach dem nördlich von San Bernardino im Gebirge liegenden „Arrow head Hot Springs“, wo ich mehrere Tage verweilte. Die Naturmerkwürdigkeit (die Pfeilspitze, im Volksmunde das Pik-Aß — ace of spades — genannt), wonach jene heißen Bäder ihren Namen führen, habe ich bereits in* einem früheren Aufsatze erwähnt. Jetzt hatte ich Gelegenheit, sie in nächster Nähe zu betrachten. Auf dem steil abfallenden dunkeln Gebirgshange zeigt sich dort eine helle Figur, die eine Länge von 1320 und eine Breite von 350 Fuß hat und einer Pfeilspitze täuschend ähnlich sieht — daher der Name. Die Stelle am Berge, wo das Bild der Pfeilspitze erscheint, besteht aus weißlichem, verwittertem Quarz und hellem Granit und ist mit graugrünen Büschen und kurzen weißlichen Gräsern bewachsen, wogegen der Boden auf dem übrigen Theile des Abhanges dunkel ist, und ein schwärzliches niedriges Gebüsch trägt. Eine Menge Sagen über diese „Pfeilspitze“ sind im Volksmunde im Umlaufe, bei welchen der Teufel und die Indianer eine hervorragende Rolle spielen. Brigham Young soll durch einen Kundschafter von jener seltsamen Naturspielerei gehört haben, und er prophezeihte im Anfange der fünfziger Jahre nach Südkalifornien auswandernden Mormonen, daß sie dort, wo ein Pfeil am Gebirge hänge, ein neues Kanaan antreffen würden. Als die Auswanderer das göttliche Zeichen am San-Bernardino-Gebirge erblickten, waren sie hoch erfreut und gründeten in dem nahe liegenden fruchtbaren Thale ihre neue Kolonie, mit der jedoch der berühmte Mormonen-Prophet bekanntermaßen nicht viel Glück gehabt hat.

Unterhalb des „Arrow head“ sprudeln 25 heiße, schwefelhaltige Mineralquellen aus dem Felsboden, mit einem Wärmegrade von 144 bis 194° F. Die natürlichen Schlammbäder werden namentlich hoch gerühmt und gegen Rheumatismus und Neuralgie mit Glück angewendet. Die Einrichtung der Schlammbäder und die Art und Weise, wie dieselben genommen werden, ist ganz originell. Die Felsen sind hier mit einem zwei Fuß tiefen, pechschwarzen Schlamme bedeckt, durch welchen die heißen Gase aus Ritzen im Gesteine emporsteigen. Dort stehen in einem Badehause lange hölzerne Kasten, ohne Boden, worin sich etwa ein Fuß tiefer Schlamm befindet. In einem solchen Kasten legen sich die Kranken nieder und werden dann mit dem 100° F. heißen Schlamm bis an den Mund hinauf zugeschaufelt. Ein Badewärter feuchtet den im Schlammbade Ruhenden, denen der Schweiß mächtig aus allen Poren dringt, fortwährend Stirn und Scheitel mit einem nassen Schwamme an, damit jene nicht ohnmächtig werden. Die sich aus dem Schlammbade Erhebenden sehen wie leibhaftige Teufel aus! Ein Bad in lauwarmem Wasser beschließt die Prozedur.

Das sowohl von Fremden als von Kranken viel besuchte Gasthaus liegt in der Nähe der hübsch eingerichteten Badeanstalt. Das stärkste Getränk, das dort für gutes Geld kredenzt wird, ist aber — Sodawasser, da der Wirth, ein Temperenzler aus Neu-England, seinen Gästen nicht einmal ein Glas Bier gönnt. Während meines Aufenthaltes in den „Springs“ wunderte ich mich über die vielen länglichen, sorgsam in Papier eingewickelten Packete, die der Kutscher des zweimal täglich von San Bernardino anlangenden Hotelwagens regelmäßig für die Fremden mitbrachte. Ein Texaner — er wurde stets mit „Colonel“ angeredet! — löste das Räthsel, als er mich eines Tages geheimnisvoll in sein Zimmer einlud und dort aus einem derartigen sorgsam eingewickelten Packete eine Flasche Bourbon Whiskey hervorholte. Mehrere sehr fromm dreinschauende Amerikaner erhielten fast jeden Tag solche Sendungen durch den Kutscher, der damit ein einträgliches Geschäft betrieb.

Die Aussicht von der Veranda des $6^{1}/_{2}$ Meilen von San Bernardino entfernten Gasthauses ist überaus prächtig. Tausend Fuß in der Tiefe liegt die weite Ebene mit der zwischen grünen Bäumen hervorlugenden Stadt San Bernardino, jenseits derselben der ganz abgesondert wie ein Kastell aufragende Slover Mountain, dessen rechte weiße Ecke wie abgebrochen aussieht, und am südlichen Horizonte die lange blaue Linie der Temescal-Range. Gen Westen erstreckt sich eine mächtige Gebirgsreihe, vom Cajon-Paß und dem San-Antonio-Pik bis zur Cucamonga-Range; ostwärts liegen die hochaufragenden San-Jacinto-Berge und in duftiger Ferne die St. Gregonia-„Plains“, wovon jetzt als Zukunfts-Paradies viel die Rede ist. Ein Blick nach rückwärts zeigt hoch oben die „Pfeilspitze“ und den breiten schneebedeckten Doppelgipfel des San-Bernardino-Pik, dessen höchste, 11600 Fuß hohe abgerundete Kuppe im Volksmunde „Old Baldy“ (d. h. der alte Glatzkopf) heißt. In der Ebene erkennt man die neuen Ansiedelungen Red Lands und Lugonia. Es ist dies eine großartige Fernschau, die allein schon einen Besuch bei den „Arrow head Hot Springs“ belohnen würde. Das wie auf einer Gebirgsbastion am oberen Ende der Schlucht erbaute Gasthaus, vor welchem sich zwei Berglehnen nach dem Thale zu weit öffnen, sollte jeder Fremde, der in diese Gegend kommt, besuchen, um die Schlammbäder kennen zu lernen und die herrliche Aussicht zu genießen.

Erwähnen will ich noch, daß in der öden Kaktus-Ebene an der Landstraße zwischen den „Springs“ und San Bernardino eine neue Stadt liegt, an der weiter nichts fehlt, als — die Häuser. Ich gewahrte dort beim Vorüberfahren eine Menge zwischen dem Gestrüpp in den Boden gesteckte Pflöcke, welche die Boulevards und Bauplätze dieser Metropole kennzeichnen. Das Grundeigenthum ist dort noch billig. Sobald aber die Drahtseilbahn, welche nächstes Jahr die „Hot Springs“ mit San Bernardino verbinden soll, in Betrieb ist, wird die Nachfrage nach Eck-Bauplätzen in der Kaktuswüste unbedingt sehr lebhaft werden. Den Namen der großartig geplanten Wüstenstadt habe ich leider vergessen.

Kürzere Mittheilungen.

Rundschau über die deutschen Schutzgebiete.

Wer erwartet oder verlangt hat, daß der deutsche Kolonialbesitz schon in den ersten Jahren seiner Entwickelung und ohne irgend welche Zwischenfälle und Rückschläge glänzende Früchte tragen solle, der mußte sich durch die neueren Nachrichten aus den verschiedenen deutschen Schutzgebiete arg enttäuscht fühlen.

Sehr trübe lauteten diese Nachrichten vor allen Dingen aus Ostafrika, bezüglich dessen solche sanguinische Hoffnungen und Forderungen am allermeisten gäng und gäbe waren, und dessen Fortschritte bislang am raschesten und ungehindertsten vor sich zu gehen schienen. Mit dem Sultan von Zansibar war ein Einvernehmen erzielt worden, durch das die Verwaltung des ganzen zansibarischen Küstenlandes, das das deutsche Schutzgebiet vom Meere trennte, auf fünfzig Jahre in die Hände der deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft übergeben sollte (Vergl. „Globus“, Bd. 53, S. 319). Die Tabakernte versprach unter den Händen williger und fleißiger Arbeiter in den neubegründeten Plantagen beträchtliche Erträge. Und man durfte sich außerdem mit dem Gedanken tragen, durch eine Kette von Stationen einen offenen Zugang in das Binnenland bis hin zum Victoria Nyanza und zum Weißen Nil zu schaffen, um dadurch den Handel des östlichen Centralafrika durch das deutsche Schutzgebiet zu leiten und gleichzeitig dem heldenhaften Emin den schwer entbehrten Beistand zu leisten. Da widersetzten sich die Statthalter des Sultans von Zansibar in den Küstenplätzen der Ausführung des erwähnten Vertrages, da erhoben sich gleichzeitig mehrere Häuptlinge des Binnenlandes, die ihre Interessen in irgend einer Weise von den neuen Eindringlingen bedroht sahen — und der stolze Traum von einem „deutschen Indien“ in Ostafrika ging in Dunst und Nebel auf. Die Gegner jeder aktiven deutschen Kolonialpolitik jubelten laut, und nicht minder thaten es die Rivalen im Auslande, denen die kräftigen Schritte der Deutschen in den überseeischen Gebieten von Anbeginn allerlei schwere Bedenken erregten. — Was sollen wir nun dazu sagen, die wir zu den Freunden und Befürwortern der Kolonialpolitik unserer Regierung gehören, die wir uns aber auch eine nüchterne und kritische Prüfung der einschläglichen Verhältnisse zur Pflicht gemacht haben, und die wir uns nicht blenden lassen dürfen von den Deklamationen kolonialpolitischer Charlatane? Daß die Lage in Ostafrika eine ernste war und noch ist, können wir natürlich nicht leugnen. Ist doch das Blut von Deutschen ebenso wie von Eingeborenen geflossen, hat sich doch die deutsche Marine zu energischem Eingreifen genöthigt gesehen, und sind doch die Pflanzungen der deutschen Ostafrikanischen Gesellschaft von Grund aus zerstört! Nur Bagamoyo und Dar-es-Salaam befinden sich durch die davor ankernden deutschen Kriegsschiffe in deutscher Gewalt, während bezüglich aller anderen Küstenpunkte den Vertrag mit dem Sultan lediglich auf dem Papiere steht. Die deutsche Ostafrikanische Gesellschaft wird aller Wahrscheinlichkeit nach harte Verluste zu tragen haben. — Andererseits aber halten wir die Lage durchaus nicht für verzweifelt, und wenn die deutsche Regierung ebensowohl mit Energie als auch mit Vorsicht und Mäßigung gegen die Aufständischen vorgeht — wie es nicht anders zu erwarten ist —, so wird sie ohne Zweifel alle wesentlichen Positionen halten und für neue kultivatorische Operationen — die auf besseren und festeren Voraussetzungen beruhen, als die bisherigen — den Boden bereiten können. Unabweisbar dürfte die Organisation einer ostafrikanischen Kolonial-Truppe geworden sein. — Im übrigen mag der thörichte Traum von einem „deutsch-ostafrikanischen Indien“ immerhin aus den Köpfen verschwunden sein, das ist kein großer Schade. So schlecht ist Ostafrika in seiner Eigenschaft als Wirthschaftsgebiet aber entschieden nicht, daß wir rathen sollten, es infolge der gemachten Erfahrungen ohne weiteres wieder wegzuwerfen und sich selbst zu überlassen. Die kultur- und handelspolitische Position von Zansibar-Bagamoyo halten wir für eine der wichtigsten am Indischen Ozeane, und wenn von Europa aus überhaupt jemals an der Aufgabe gearbeitet werden soll, Afrika von der Gewaltherrschaft der arabischen Sklavenjäger zu befreien, so wird an diesem Punkte immer ein Haupthebel eingesetzt werden müssen. Daß Deutschland sich in Ostafrika dabei militärisch auch nur entfernt in der Weise zu engagiren

haben werde, wie Italien bei Massaua oder wie England im Zulu-Lande, halten wir für durchaus unwahrscheinlich. Dazu ist vor allen Dingen die politische Organisation der in Frage kommenden Bevölkerungsgruppen eine viel zu lockere und unvollkommene. — Was den Anlaß zu dem Aufstande betrifft, so scheinen dabei mancherlei Bestrebungen mitgewirkt zu haben, die ihre Wurzeln nicht unter den Eingeborenen haben, und denen in Zukunft zu begegnen sein wird, sobald sie klar erkannt sind. Eine unleugbare Thatsache ist es, daß sowohl die englisch-indischen Händler in den Küstenplätzen als auch die englischen Missionäre im Binnenlande die deutsche Herrschaft mit Mißvergnügen betrachtet und zu untergraben gesucht haben. Ein direkter Zusammenhang des Aufstandes mit den Bestrebungen der arabischen Sklavenhändler am oberen Kongo und in der Gegend der großen Seen scheint dagegen nicht zu bestehen.

Infolgedessen ist auch Deutsch-Witu-Land — sowie Britisch-Ostafrika — nicht von dem Aufstande berührt worden, und dort liegen die Verhältnisse also im allgemeinen noch gerade so, wie sie in dem von uns veröffentlichten Aufsatze des Herrn Lieutenant Schmidt dargestellt worden sind (Vergl. „Globus", Bd. 54, S. 129 ff.).

Auch aus dem deutschen Schutzgebiete in der Südsee sind aber in den letzten Monaten mehrere Hiobsposten eingegangen. In erster Linie lassen die von der deutschen Neuguinea-Kompagnie angestellten Nachforschungen keinen Zweifel mehr daran bestehen, daß die Herren von Below und Hunstein von der bekannten großen Fluthwelle an der Küste von Neu-Pommern verschlungen worden sind (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 368). Ferner ist eine Expedition des Assessors Schmiele auf der Gazellenhalbinsel durch den Verrath und die Heimtücke der gemietheten Träger in die größte Gefahr gekommen, und die Theilnehmer sind nur durch die Dazwischenkunft der befreundeten Händler Vallender und Duchré vor dem Untergange bewahrt worden. Und endlich ist auch Stationsvorsteher Graf Pfeil auf einer Recognoscirungstour nach Neu-Mecklenburg auf feindliche Eingeborene gestoßen, und einer seiner Begleiter hat durch dieselben sogar sein Leben verloren. Daß solches Verhalten der Eingeborenen sehr dazu angethan ist, als ein Hemmschuh auf die wirthschaftliche Entwickelung der in Frage stehenden Inseln zu wirken, ist nicht zu bestreiten. — Haben wir uns aber nicht bei unseren kolonialpolitischen Bestrebungen von vornherein sagen müssen, daß die Engländer, die Holländer und die Franzosen in ihren Beziehungen mit den sogenannten Wilden noch viel stärkerem Widerstreben begegnet sind! Wir dürfen noch immer hoffen, daß das, was jenen gelungen ist, auch uns gelingen wird — und vielleicht mit etwas mehr Rücksicht und Menschlichkeit gegenüber der ursprünglichen Bevölkerung unserer Schutzgebiete. — Die Kulturen in der Nähe der deutschen Stationen stehen natürlich noch immer im Stadium des Experimentes, und theils scheinen dieselben gelungen, theils halb oder ganz mißlungen. Etwas definitives läßt sich kaum über irgend eine sagen, und es wird noch ziemlich viel Geduld nöthig sein, bevor man von wirklichen Erfolgen reden kann. Zunächst genügt es, daß für den Anbau zahlreicher wichtiger Kulturpflanzen — des Tabak, des Kaffee, des Mais, des Yams, des Mandioc, der Baumwolle 2c. — die Aussichten gute geblieben sind, und daß die Neuguinea-Kompagnie rüstig bei der Arbeit ist. Bezüglich der Witterung scheint das Jahr übrigens auf Neuguinea — fast wie bei uns — kein gutes gewesen zu sein, da Dürre und übermäßige Feuchtigkeit sehr schroff mit einander wechselten. — Bei Finschhafen war man eifrig auf Sanitirung des Ortes bedacht, indem man das massenhaft in der Umgegend liegende todte Holz verbrannte und das Unterholz entfernte; und ebenso arbeitete man dort sowie bei Hatzfeldhafen an der Herstellung von Wegen. Zwischen Finschhafen und Cooktown besteht nunmehr eine regelmäßige Dampferverbindung mit vierwöchentlichen Fahrten, und ebenso zwischen Finschhafen, Kelana, Konstantinhafen und Hatzfeldhafen, sowie zwischen Finschhafen, Ralun, Matupi, Mioko und Kerawara [1]).

Bei der im Damara-Lande eingesetzten Bergbehörde sind mehrere Anmeldungen erfolgt, indessen soll nur die Lilienthal'sche von höherem Belang sein; dieselbe bezieht sich außer auf Gold auch auf Silber und Scheelit (wolframsaures Kali). Ueber die Untersuchungen des Dr. Gürich steht der Bericht noch aus, und die Expedition des Dr. Schwarz scheint ergebnißlos verlaufen zu wollen. Die von der westafrikanischen Kompagnie begründete Export-Schlächterei ist dem Vernehmen nach auch noch nicht über das Aufstellen der Gebäude hinausgekommen, und kämpft namentlich mit Kohlenmangel. Zur Aufrechterhaltung der Ordnung bewährt sich die kleine Schutztruppe bis jetzt recht gut.

In Kamerun ist Erforschung des Landes durch den bekannten Ueberfall der Kund'schen Expedition zwar beeinträchtigt, aber keines völlig lahmgelegt worden, und es stehen demnächst von den Herren Zintgraff und Weißenborn interessante Berichte zu gewärtigen. Die Borembi-Station, welche Dr. Zintgraff angelegt hat, besteht bereits aus einem halben Dutzend Häusern, mit Gemüsegärten und Reisfeldern, welche eine gute Ernte geliefert haben. Eine zweite Station etwa 150 km weiter binnenwärts anzulegen, war der genannte Herr im Sommer dieses Jahres im Begriffe.

Die Expedition der Herren François und Wolff im Togo-Lande sind von gutem Erfolge begleitet gewesen, über die Einzelheiten stehen zuverlässige Angaben zunächst aber auch noch aus. E. D.

Die Vorgänge in Ostafrika.

Da die Erhebung in Ostafrika von hoher Bedeutung in der Entwickelungsgeschichte der deutschen Kolonien ist, so geben wir zur Ergänzung unserer vorstehenden „Rundschau" an dieser Stelle noch die offizielle Darstellung wieder, welche die „Ostafrikanische Gesellschaft" von der Sachlage giebt. Dieselbe lautet:

Der Vertrag zwischen dem Sultan von Zansibar und der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, welcher am 28. April 1888, mit Erlaubniß des Herrn Reichskanzlers, durch den kaiserlichen Generalkonsul, Dr. Michahelles, vollzogen war, übertrug die Verwaltung der Küste vor der deutschen Interessensphäre an die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft. Demgemäß sind seitens der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft alle Maßnahmen getroffen worden, um die Verwaltung an dem frühesten ihr vom Sultan vertragsmäßig eingeräumten Termine, nämlich am 16. August 1888, zu übernehmen. In den Monaten Juli und August 1888 hat der Generalvertreter der Gesellschaft, Herr Konsul Vohsen, gemeinschaftlich mit einem arabischen Vertrauensmann und ad hoc Abgesandten des Sultans die Küstenplätze bereist, und es sind hierbei die sämmtlichen seitherigen arabischen und sonstigen Beamten des Sultans von dem Vertrage in Kenntniß gesetzt und über seine Bedeutung eingehend belehrt worden. Diese Belehrung ging insbesondere darauf, daß unter Aufrechterhaltung der Sitten und Gebräuche der einheimischen Bevölkerung die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft im Namen des Sultans die Administration führe.

Gleichzeitig wurde den seitherigen Beamten des Sultans freigestellt, zu den bis dahin ihnen gezahlten Bezügen in den alten Stellungen zu verbleiben. Nach diesen Eröffnungen haben die sämmtlichen höheren Beamten des Sultans an den

[1]) Vergl. die „Nachrichten über Kaiser-Wilhelms-Land und den Bismarckarchipel", 1888, H. III.

Küstenplätzen, insbesondere die Walis, nachdem sie anfangs zum Theil mit ihren darauf bezüglichen Erklärungen gezögert hatten, ihren Willen ausgesprochen, ihr Amt unter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und unter ihren europäischen Ortsangestellten weiterzuführen.

Auf Grund dieser Vereinbarungen mit den seitherigen Organen des Sultans sah die Deutsch-Ostafrikanische Gesellschaft, welche nach jedem wichtigen Küstenplatze, nämlich nach Tanga, Pangani, Bagamoyo, Dar-es-Salaam, Kiloa-Kivinje, Lindi und Mikindani mindestens zwei ihrer deutschen Beamten entsandt hatte, dem Herankommen des Termins für die Uebernahme der Verwaltung (16. August) um so ruhiger entgegen, als der Sultan von Zansibar im Vertrage vom 28. April 1888 die Garantie für die Verwirklichung dieses Vertrages und für die daraus fließenden Rechte der Gesellschaft ausdrücklich übernommen hatte. In betreff des Vorgehens vom 16. August 1888 an war von der Gesellschaft ins Auge gefaßt, daß die Flagge Sr. Hoheit des Sultans von Zansibar, seinem Hoheitsrechte entsprechend, vor dem Hause des Gesellschaftsvertreters an den größeren Plätzen geführt, und daß daneben die Gesellschaftsflagge aufgezogen werden solle. Die Uebernahme der Verwaltung und die Hissung der Gesellschaftsflagge ist an dem wichtigen Handelsorte Bagamoyo am 16. August 1888 in besonders feierlicher Weise erfolgt. Gleichzeitig kam es zu Weiterungen mit dem Wali, welcher die Sultansflagge auch an anderer Stelle, als an dem Hause des Gesellschaftsvertreters, weiter führen und das für die deutsche Verwaltung zu Bagamoyo bestimmte Haus nicht räumen wollte.

Auf Grund der geführten Verhandlungen hat Sr. M. Schiff „Möwe" am 22. August 1888 zu Bagamoyo Mannschaften ausgesetzt und den Wali veranlaßt, die Sultansflagge sowie den Flaggenmast vor seinem Hause herunterzunehmen; ferner wurde dem Wali durch besondere Ordre des Sultans geheißen, der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft das von ihr beanspruchte Haus freizugeben. Der Wali von Pangani widersetzte sich, ungeachtet seiner vor einigen Wochen übernommenen Verpflichtung, die Autorität der Gesellschaft vom 16. August 1888 ab anzuerkennen, dem geplanten Vorgehen der Gesellschaft in noch ärgerer Weise. Er erklärte, die Hissung des Autoritätszeichens der Gesellschaft direkt verhindern zu wollen. Der kaiserliche Generalkonsul erwirkte darauf einen Befehl des Sultans von Zansibar an den Wali von Pangani, der Gesellschaft zu gehorchen. Nachdem dieser Befehl durch Sr. Majestät Schiff „Möwe" nach Pangani übermittelt war, erklärte der Wali, die Flaggenhissung nicht verhindern zu wollen, indessen verweigerte er die Herausgabe der öffentlichen Gebäude an die nach dem Vertrage vom 28. April 1888 zu ihrer Inbesitznahme berechtigte Gesellschaft und insbesondere auch die Ueberlieferung des Gefängnisses. Es kam hierüber zu lebhaften Auseinandersetzungen zwischen dem Ortsvertreter der Gesellschaft, Herrn v. Zelewski, und dem Wali, infolge deren die Anhänger des Wali zu den Waffen griffen und das Volk in Aufregung brachten. Am 19. August 1888 früh $6^1/_2$ Uhr besetzte darauf ein Landungscorps von Sr. Majestät Schiff „Carola", 110 Mann stark, mit Landungsgeschütz das Flußufer von Pangani. Die Truppen umzingelten das Haus des Wali und einige Nachbarhäuser, um den Wali gefangen zu nehmen, indessen konnten sie hierin einen Erfolg nicht haben, weil der Wali bereits geflüchtet war. Das energische Auftreten des Militärs verhinderte alle Ausschreitungen der in drohender Haltung befindlichen Bewaffneten, welche zum Theil entwaffnet wurden.

In Lindi, Kiloa und Tanga sind gleichfalls infolge der Haltung der seitherigen Walis sogleich am 16. August 1888 Schwierigkeiten entstanden, während die Verwaltungsübernahme zu Mikindani und Dar-es-Salaam — an letzterem Orte trotz feindseligen Auftretens des seitherigen Wali — glatt verlaufen ist. Gegen die Walis von Kiloa und Lindi wurden Befehle des Sultans erwirkt, welche dieselben nach Zansibar beriefen. Der Generalvertreter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft reiste am 29. August persönlich nach Kiloa und verließ, nachdem die offiziellen Akte zur Kennzeichnung der Verwaltungsübernahme durch die Gesellschaft daselbst am 31. August vollzogen waren, den Ort am gleichen Tage in der Richtung auf Lindi. In Gemäßheit des Sultansbefehls bestieg der Wali von Lindi den Dampfer des Generalvertreters, „Barawa", um sich dem Sultan von Zansibar zur Verfügung zu stellen, und es wurde am 2. September auch der Wali des nochmals angelaufenen Ortes Kiloa zum gleichen Zwecke an Bord genommen und am 5. September in Zansibar gelandet. Hier waren inzwischen neue beunruhigende Nachrichten von den Gesellschaftsbeamten aus Pangani eingegangen, welche den Generalvertreter der Gesellschaft veranlaßten, in Begleitung des in Diensten der Gesellschaft stehenden Kapitän Holtz von dem „Jühlke", auf der „Barawa" sofort nach Pangani zu fahren. Das Boot, mit welchem beide Genannten, nachdem die „Barawa" auf der Rhede von Pangani Anker geworfen, den Ort Pangani erreichen wollten, wurde, da es sich dem Lande näherte, von einer größeren Anzahl ehemaliger Sultanssoldaten beschossen und mußte unverrichteter Sache umkehren. Am 6. September 1888 erschien ein Vertreter der Aufrührer von Pangani längsseit der „Barawa", um mit dem Generalvertreter der Gesellschaft zu verhandeln. Dem Abgesandten wurden die friedlichen Absichten der Gesellschaft und der allgemeine Befehl des Sultans an seine Beamten, der Gesellschaft zu gehorchen, bekannt gemacht, und es wurde die Aufforderung daran geknüpft, alle Unternehmungen gegen das Leben der in Pangani und Tanga befindlichen Gesellschaftsbeamten zu unterlassen. Sodann begab sich der Generalvertreter der Gesellschaft auf der „Barawa" nach Zansibar zurück. — Inzwischen war Sr. Majestät Schiff „Möwe", lediglich in der Absicht, das von der Manda-Bucht erwartete Geschwader aufzusuchen, nach Tanga gegangen und am 5. September 1888 daselbst angelangt. Der Kommandant ließ ein Boot aussetzen, um den Zahlmeister behufs Vornahme von Einkäufen ans Land zu entsenden. Das Boot wurde vom Lande aus plötzlich beschossen. Der Kommandant ließ sofort mehrere Boote entsprechend bemannen. Es kam zum Gefecht, bei welchem zwei Matrosen der „Möwe" Verwundungen erlitten, während auf Seiten der Angreifer etwa dreißig Todte und Verwundete waren. Der Kommandant der „Möwe" stellte den beiden zu Tanga befindlichen Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft, den Herren v. Frankenberg und Klenze, anheim, die „Möwe" behufs Rückkehr nach Zansibar zu benutzen, indessen lehnten die beiden Beamten es ab, ohne ausdrücklichen Befehl der Generalvertretung von ihren Posten zu weichen. Die „Möwe" war am 7. September wieder in Zansibar, fuhr aber auf Bitten des Generalvertreters der Gesellschaft, mit dem kaiserlichen Vizekonsul Steifensand an Bord, sofort nach Tanga zurück, um die beiden Gesellschaftsbeamten an Bord zu nehmen. Dieselben sind denn auch von einem Landungscorps der „Möwe" glücklich erreicht worden. Das Landungscorps hat vergeblich versucht, den Wali zu verhaften. Bei dem Durchsuchen des Walihauses ist ein widerständiger Anführer niedergeschossen worden, während ein anderer Rebell als Gefangener mit nach Zansibar geführt wurde.

Der Generalvertreter der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft war mit der „Barawa" am 7. September 1888 wieder auf der Rede von Pangani, woselbst er das englische Kriegsschiff „Algeriae" antraf. Die „Algeriae" hatte am

gleichen Tage ein Boot mit einem Suaheli-Dolmetscher ans Land gesandt. Dasselbe war mit Gewehrschüssen empfangen worden; als der Dolmetscher sich dennoch ans Land begab, wurde er selbst auf das gefährlichste bedroht, so daß er schleunigst zu der „Algerine“ zurückkehrte. Am 7. September 1888 ging das englische Kriegsschiff „Griffin“, am 8. September 1888 des Sultans „Siloa“ vor Pangani vor Anker. Der letztgenannte Dampfer hatte den Oberbefehlshaber der regulären Sultanstruppen, Mathews, an Bord. Mathews begab sich sofort mit seinen Truppen ans Land und berichtete von dort aus, daß mehrere Tausende bewaffneter Aufständischer in der Stadt seien, daß indessen das Leben der Beamten der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft verschont geblieben sei. Am Abend des gleichen Tages erschienen diese Beamten: v. Zelewski, Burchard, v. Hake, Lautherborn und Mohaupt aus Pangani an Bord der „Barawa“, während Mathews in Pangani verblieben war. Der letztere meldete am 9. September 1888 aus der Stadt, der Aufruhr sei in bedrohlichster Weise im Wachsen begriffen, und es bedürfe der sofortigen Entsendung von drei angesehenen Arabern aus Sansibar dorthin, um die Rettung von Leben und Eigenthum der Indier sicher zu stellen.

Soweit gehen die bei der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft seither eingelaufenen brieflichen Berichte. Inzwischen ist ihr telegraphisch gemeldet worden, daß die Beamten Krieger und Hessel zu Kiloa ermordet worden, und daß die zu Lindi stationirt gewesenen Herren v. Eberstein und Küsel und die Beamten v. Bülow und Pfrank von Mikindani unversehrt nach Sansibar eingezogen sind. Die Mehrzahl der Gesellschaftsbeamten befindet sich bis auf weiteres in Sansibar.

Die Orte Dar-es-Salaam und Bagamoyo, woselbst Herr Leue, bezw. Freiherr v. Gravenreuth das Kommando führen, sind von der Gesellschaft bisher keineswegs aufgegeben worden. Ueber die demnächstige Entwickelung können Andeutungen an dieser Stelle nicht erfolgen.

Nach dem vorstehenden zerfällt das meiste von dem, was über die Ursachen der aufständischen Bewegung und über die Geschehnisse in Afrika nach dem 16. August 1888 von anderen Stellen, insbesondere von englischen Zeitungen, berichtet worden ist.

Aus allen Erdtheilen.

Asien.

— Der Gefährte von E. M. James, auf seiner Reise durch die Mantschurei, Lieutenant F. E. Younghusband, hat, nachdem er sich im April 1887 in Peking von der Expedition getrennt hatte, auf eigene Hand eine Durchquerung Central-Asiens unternommen und glücklich zu Ende geführt. Ueber den Nan-kou-schan zunächst nach Kuku-choto vordringend, wandte er sich durch die Wüste Gobi und über das Hurku-Gebirge nach Hami (Chami), und gelangte entlang dem Südfuße des Thianschan nach Turfan, Karaschar, Acksu und Kaschgar, um endlich über Jarkand und dem Mustagh-Paß nach Indien zurückzukehren. Obzwar sich die Route Younghusbands auf längeren Strecken mit denjenigen Przhewalski's, Carey's ꝛc. deckt, so ist die Reise in dieser Ausdehnung doch als ein epochemachendes Ereigniß in der Asien-Forschung zu betrachten, und verschiedene Fragen werden durch den zu erwartenden eingehenden Bericht eine neue Beleuchtung erhalten.

— Graf Anrep Elmpt ist unweit der Grenze von Siam (in Mein-lang-gyi) ein Opfer des Fiebers geworden, so daß seine Expedition durch den nördlichen Theil des genannten Landes also gescheitert ist. Von Seiten des deutschen Konsulats sind sofort Schritte gethan worden, um die Sammlungen des Reisenden für die deutschen Museen, für welche sie bestimmt waren, zu retten (Vergl. S. 223).

— Dr. Max Buchner hat eine größere wissenschaftliche Reise nach Ostasien und Australien angetreten.

— Bei der ungeheuren Dichtigkeit der Bevölkerung in Britisch-Indien erscheint es sehr merkwürdig, daß in diesem Lande die unkultivirte Bodenfläche noch immer eine so beträchtliche ist. Von den 364 051 611 Acres, die unter dem direkten Regimente der Engländer stehen, waren bei der letzten statistischen Aufnahme weniger als 50 Proc. zu Agrikulturzwecken verwendet, obwohl mindestens 75 Proc. dazu verwendbar wären. Waldfläche besaß Indien nur 40 185 729 Acres. Mit Reis bebaut waren 23 114 662 Acres, mit Weizen 19 883 040, mit anderen Körner- und Hülsenfrüchten 71 439 218, mit Baumwolle 9 852 654, mit Oelsaat 7 678 382, mit Indigo 1 034 889 und mit Thee 226 412. Es scheint demnach, daß Indien sowohl noch einer weiteren starken Steigerung seiner landwirthschaftlichen Produktion, als auch noch einer bedeutenderen Verdichtung seiner Bevölkerung fähig ist.

— Mit Rücksicht auf die geographischen Aehnlichkeiten, welche zwischen Neuguinea und Sumatra bestehen, haben wir allen Grund, die Erfolge der hierselbst unternommenen Kulturarbeiten mit Aufmerksamkeit zu beobachten. Da sind es vor allen Dingen die Tabakpflanzungen des Deli-Distriktes, die zu sehr bedeutenden Resultaten geführt haben, trotz der Mangrove- und Dschungel-Wildniß an der Mündung des Labuan-Flusses, und trotz des bösen Fieberklimas in dem Küstengebiete. Die Zahl der Plantagen, die vorwiegend in holländischen und deutschen Händen sind, beträgt gegenwärtig circa 500, und der Jahresexport beläuft sich im Durchschnitt auf 20 Millionen Pfund, im Werthe von 40 Millionen Mark am Produktionsorte. Die Deli-Compagnie allein besitzt 24 große Pflanzungen, die mit Hülfe von 50 000 chinesischen Kulis betrieben werden. Der Hafen von Belavan, der etwa fünf Kilometer oberhalb der Mündung des Labuan-Flusses liegt, und der mit den Hauptplätzen des Tabakdistriktes durch eine Eisenbahn in Verbindung steht, hat sich dadurch, daß er den Tabak-Export ausschließlich vermittelt, in wenigen Jahren zu einem der wichtigsten Häfen von Niederländisch-Indien emporgeschwungen. Die Europäer, welche daselbst landen, wagen es aber beinahe niemals, eine Nacht daselbst zuzubringen, sondern fahren immer möglichst ohne Aufenthalt in das höher gelegene und gesündere Binnenland. Die Eisenbahn herzustellen, hat bei der schlechten Beschaffenheit des Grundes große Anstrengungen gekostet, und auf die Labuan-Brücke allein hat man circa $1^{1}/_{3}$ Millionen Mark verwenden müssen.

— Die einzige chinesische Eisenbahn, die von Tong-san nach Yung-tsching führt, und die vor allen Dingen den Kaiping-Kohlenminen als Abzugsstraße dienen soll, hat sich gut bewährt. Der Personenverkehr auf ihr ist allerdings schwach geblieben, und namentlich die höheren Stände halten

sich noch ziemlich streng von ihr fern (es gab nur gegen 1200 Passagiere erster Klasse im letzten Jahre), aber Baumaterialien, Kohlen und andere Güter sind in bedeutender Menge durch sie befördert worden. Man hat deshalb auch keine Bedenken getragen, die Bahn in diesem Jahre bis Tien-tsin weiter fortzuführen, und ein erster ernsthafter Schritt, China mit Schienenstraßen auszurüsten, ist somit geschehen.

Nord- und Mittelamerika.

— Ueber das Nicaragua-Kanal-Projekt enthält die Zeitschrift „Science" (Vol. XII, p. 158 f.) einen von zwei Orientirungs-Kärtchen und Profilen begleiteten Aufsatz, dem wir die folgenden Angaben entnehmen: Der Kanal soll im allgemeinen der Route folgen, die bereits 1885 aufgenommen worden ist, die Untersuchungen des laufenden Jahres haben aber eine wesentliche Verkürzung der auszugrabenden Strecke möglich erscheinen lassen. Die Gesammtlänge der zu schaffenden Schiffahrtsstraße wird demnach 169,67 englische Meilen betragen, davon werden aber 140,78 Meilen auf vorhandene natürliche Wasserwege und durch Abdämmung zu füllende natürliche Becken entfallen — auf das Deseado-Becken (4 Meilen), das San Francisco- und Machado-Becken (11 Meilen), den San-Juan-Fluß (64 Meilen), den Nicaragua-See (56,50 Meilen) und das Tola-Becken (5,28 Meilen) —, und die auszugrabende Strecke wird statt 40,3 Meilen nur 28,89 Meilen lang sein. Die längsten auszugrabenden Strecken liegen zwischen Greytown (dem atlantischen Endpunkte des Kanales) und dem Deseado-Becken (12,37 Meilen) und zwischen dem Nicaragua-See und dem Tola-Becken (8,22 Meilen). Von dem Tola-Becken bis nach Brito (dem pacifischen Endpunkte) sind es nur 3,50 Meilen, von dem Deseado- nach dem San-Francisco-Becken nur 3,07 Meilen und von dem San-Francisco- nach dem Machado-Becken nur 1,73 Meilen. Zwischen Greytown und dem Deseado-Becken werden (drei) Schleußen liegen, und ebenso zwischen dem Tola-Becken und Brito. Die Kosten des Baues sollen sich durch die Verkürzung der auszugrabenden Strecke um etwa 10 Proc. des ursprünglichen Anschlages vermindern. — Wenn man erwägt, daß der Hauptmißgriff bei dem Panama-Kanale darin bestanden hat, daß der geniale Erbauer desselben einen schleußenlosen Kanal — das Ideal eines Kanales — zu schaffen wünschte, so erscheint die Ausführbarkeit des Nicaragua-Kanales, bei dem man die realen Verhältnisse von vornherein viel mehr ins Auge faßt, in einem recht günstigen Lichte.

— Das Eisenbahnnetz der nordamerikanischen Union hatte am 1. Januar 1888 eine Gesammlänge von 149 912 engl. Meilen, so daß es also im Jahre 1887 um weitere 13 080 Meilen gewachsen ist. Die Dichtigkeit des europäischen Eisenbahnnetzes wird nunmehr von dem amerikanischen um ein sehr Beträchtliches überragt, und es giebt sehr zahlreiche Punkte, in denen 12 bis 20 Schienenstraßen zusammenlaufen. Namentlich ist auch der Süden und Westen neuerdings beinahe mit allen wünschenswerthen Hauptlinien versehen worden.

Südamerika.

— Die brasilianischen Militär-Ingenieure Telles, Miranda und Villeray sind im vergangenen Juni von Cuyaba aufgebrochen, um das Gebiet des Paratinga zu erforschen und diesen Strom womöglich bis zu seiner Mündung in den Tapajos zu verfolgen. Das betreffende Forschungsgebiet schließt sich unmittelbar an dasjenige Dr. Karl von den Steinen's an, da dieser Reisende den Paratinga in seinem Quelllaufe an zwei verschiedenen Stellen zu überschreiten hatte.

Bücherschau.

— Dr. Alfred Hettner, Reisen in den columbianischen Anden. Leipzig, 1888. Duncker & Humblot. — Dieses gehaltreiche Buch giebt uns einen besseren und vollständigeren Einblick in die Natur- und Kulturverhältnisse Columbiens als irgend ein anderes Buch, das in neuerer Zeit über das fragliche Land erschienen ist. Besonders eingehend werden die Flußlauf-Aenderungen und die Schiffahrt des Magdalenenstromes, die sozialen Zustände der Hauptstadt Bogota, der Aufbau der columbianischen Cordillere und die wirthschaftsgeographischen Eigenthümlichkeiten der Südstaaten Santander, Boyaca, Cundinamarca und Cauca besprochen. Bezüglich des Aufbaues der Cordillere hebt der Verfasser hervor, daß die Central-Cordillere (in Cauca und Antioquia) zwar zahlreiche erloschene und thätige Vulkane enthalte, daß die Ost-Cordillere (in Cundinamarca, Boyaca und Santander) aber völlig frei davon sei und vorwiegend aus sedimentären Bildungen bestehe, sowie daß das Gebirge im allgemeinen kein eigentlich vulkanisches genannt werden dürfe. Das Zersetzungsprodukt sei vielfach ein rother Laterit, der aber unter Umständen große Fruchtbarkeit besitze. Ueber den Kulturzustand von Columbien lautet das Urtheil des Buches: „Columbien bietet weder in Bezug auf die materielle noch auf die geistige Kultur ein erfreuliches Bild dar, seine Kultur steht noch weit hinter derjenigen anderer Kulturnationen zurück und zeigt auch nur eine langsame Wandlung zum Besseren." „Die tropische Hitze verbietet dem Europäer und besonders dem Germanen die Handarbeit und lähmt die Kraft des Geistes, Fieber und Krankheiten schaden seiner Gesundheit und kürzen oft sein Leben. Auch die heutigen Indianer sind diesen verderblichen Einflüssen unterworfen, nur die Neger und Negermischlinge sind dem Tropenklima vollkommen angepaßt." „In Folge verschiedener natürlicher und historischer Umstände hat sich die Bevölkerung Columbiens, mehr als in anderen Tropenländern, im Gebirge und besonders im Hochlande zusammengedrängt, aber der klimatische Vortheil, der dadurch gewährt wird, wird durch andere Nachtheile aufgewogen" (Schwieriger Eisenbahn- und Straßenbau!). „Die wichtigsten Bergwerke wurden nach der Vertreibung der Spanier durch Engländer wieder in Betrieb gesetzt." „Die größten Tabakspflanzungen von Ambalema, Palmira und Carmen gehören Engländern und Deutschen, die erste rationell geleitete Chinarinden-Anpflanzung ist ein deutsches Unternehmen" etc. Deutsche Bauern-Einwanderung ist absolut ausgeschlossen, „geschickte Kaufleute, tüchtige Bergleute und Techniker, vielleicht auch vermögende Landwirthe können dagegen unter günstigen Umständen ihr Glück in Columbien machen". — Da Dr. Hettner sich augenblicklich wieder auf einer Forschungsreise in den columbianischen Anden befindet, so werden wir demnächst wahrscheinlich noch mehr von ihm vernehmen.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIV. № 18.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Nepal.

Von Emil Schlagintweit.

I.

Nepal darf sich brüsten, der einzige Staat in Indien, ja im ganzen weiten Ostasien zu sein, der niemals eine Fremdherrschaft gesehen hat. Die ruhigen Gebirgsthäler, im Norden nur durch schwer zugängliche Gebirgspässe erreichbar, und im Süden durch einen breiten Streifen Sumpfland bewacht, lagen außer dem Wege der fremden Völker und Armeen, die sich über die Ebenen von Hindostan ergossen, oder die im Norden — in Tibet — der Selbstverwaltung der buddhistischen Geistlichkeit ein Ende bereiteten. Dagegen blieben dem Lande Erschütterungen im Inneren nicht erspart, hervorgerufen durch den Rassengegensatz unter den die einzelnen Thäler und Gebirgsabstufungen besetzt haltenden Stämmen, und einer solchen Umwälzung danken wir die einzig dastehende Gelegenheit, an Vorgängen in der Gegenwart die geschichtlich denkwürdige Erhebung der altfränkischen Hausmeier zu Landesherren und Königen in ihrer Wirkung beobachten zu können.

Nepal zeigt sich uns in der ältesten Geschichte aufgetheilt in zahlreiche Herrschaften. Einzelne der regierenden Familien dürfen ein sehr hohes Alter in Anspruch nehmen. Ihre eigenen Genealogien zählen bis 470 Ahnen. Die Forschung ging früher über solche Listen leicht genug hinweg, stellte sich jedoch neuerdings auf Seite der Ueberlieferung, und wenn es auch zu weit gegriffen sein wird, daß einige dieser Dynastien schon alt genannt werden konnten, als Moses die Israeliten aus Aegypten führte, oder die Griechen gegen Troja zogen, so haben wir es doch unter den Radschputs und Thakurs der äußeren Himalaya-Landschaften mit Familien von reiner Abstammung zu thun, die lieber zu Grunde gehen, als ihrer Standesehre zu vergeben. Reichthum darf man bei diesen Geschlechtern ihres Nichtsthuns wegen nicht erwarten, und diese Verarmung durch unberechtigtes Beharren auf Vorrechten des Geburtsadels erleichterte die Ueberführung Nepals zum Einheitsstaate.

Sitz der brahmanischen Bildung und Vorort des Landes war von jeher Kathmandu. Mitte des vorigen Jahrhunderts war der damals regierende Herrscher Randschit Mallah zur Bewältigung innerer Schwierigkeiten einen Bündnißvertrag mit seinem Nachbar, dem Gorkha-Fürsten Prithwi Narayan eingegangen, der für seine Leute Luntenflinten beschafft und Exercitien nach europäischem Muster eingeführt hatte. Prithwi war es mit Hülfe seines Volkes, das noch heute den Ruf vorzüglicher Soldaten genießt, ein leichtes, der schwachen Herrschaft seiner Bundesgenossen ein Ende zu machen; er schwang sich selbst auf den Thron, gab aber damit das Zeichen zu einem jetzt ein Jahrhundert dauernden, mit größter Grausamkeit geführten Kampfe unter den Großen des Reiches um den herrschenden Einfluß bei Hof. Krieg mit den Nachbarn und Einverleibung ihrer Gebiete wurde jeder Partei zum Mittel, sich Anhang zu verschaffen, und bei den kriegerischen Anlagen des Volkes waren diese Bestrebungen fast jederzeit von Erfolg begleitet. Dagegen verlor die königliche Gewalt. Der König wurde

eine Puppe in den Händen der Höflinge. Begünstigt wurde dieses durch das Hausgesetz, das vor eineinhalbtausend Jahren aus Indien übernommen worden war, und das darin gipfelt, daß der Herrscher sich von den Geschäften zu entlasten und die Leitung der Verwaltung einem Minister — Uparadscha (wörtlich: Unterkönig) — überträgt, die Militärmacht dagegen unter einen mit selbständigen Befugnissen ausgestatteten Oberbefehlshaber stellt. Die Bürgerkriege drehten sich immer darum, daß die Königin-Mutter für ihre minderjährigen Söhne Gefahr vom Minister fürchtete und gegen ihn den Oberbefehlshaber ausspielte. In solchen Wirren wurde 1846 Dschang Bahadur als Oberbefehlshaber von der Königin-Mutter, Rani Radschendra Lakschmi, mit der Rache für die Ermordung ihres Günstlings-Ministers betraut. Dschang Bahadur vollzieht den Auftrag mit großer Rücksichtslosigkeit, wobei Ströme Blut fließen und wird selbst Minister. Als solcher erweist er sich aber nicht so willfährig, wie die Rani erwartet hatte; sie beschließt, sich seiner durch Meuchelmord zu entledigen, aber Dschang kommt dem Anschlage zuvor, läßt seine Gegnerin außer Land bringen, übernimmt zu seinen Verwaltungsämtern noch die Würde eines General-Feldmarschalls und weiß im Besitze einer Macht, wie sie keiner seiner Vorfahren besessen hat, nicht nur alle Anschläge gegen sich zu vereiteln, sondern bringt es dahin, daß der Landesherr eine seiner Töchter heirathet und eine andere seinem ältesten Sohne zur Gemahlin giebt. 1876 stirbt der König, und der Neffe des Ministers Thiradsch besteigt den Thron. Dschang hatte als Minister der englischen Herrschaft in Indien große Dienste erwiesen, war auch selbst in England gewesen und war im Januar 1875 bereits in Bombay zur wiederholten Einschiffung eingetroffen, um sich von der indischen Kaiserin für seine Enkel die Anerkennung als Landesherr zu erwirken. Erkrankung nöthigte noch an der indischen Küste zur Vertagung dieses Planes, und die bösen Vorbedeutungen, welche die Astrologen aus der verfrühten Rückkehr folgerten, erfüllten sich, Dschang Bahadur starb 1878. Sein Bruder rückt in seine Stelle, kann sich aber nur halten um den Preis der Abgabe des Armee-Oberbefehls an seinen jüngeren Bruder. Der General und seine Familie gewinnt daraus die Gewalt im Staate; der Minister wird 1885 ermordet, und ein Sohn des Generals wird Minister. Beide setzen die Bestrebungen ihres Vaters fort und erzwingen, daß unterm 23. Juni 1887 die einzige Schwester des Königs eine unebenbürtige Heirath mit einem mediatisirten Fürsten eingeht, damit ihre Nachkommenschaft nicht mehr als Thronanwärter aufgestellt werden können. Gleichzeitig werden die nachgeborenen Söhne des Königs (mit dessen 21 Nebenfrauen) so bedrängt, daß ihnen um ihr Leben bangt und sie unter englischen Schutz auf britisches Gebiet flüchten. In den letzten Monaten des abgelaufenen Jahres regen sich die Anhänger der Verbannten im Lande. Rambir, der Bruder des Königs, verläßt heimlich Indien, es kommt zum Treffen zwischen den Regierungstruppen und den Anhängern Rambirs; die Bevölkerung steht zur Regierung, der Vertreter Rambirs wird gefangen und in einem Käfig nach der Landeshauptstadt gebracht, der Oberst-Kommandirende aber begiebt sich nach Kalkutta und wird hier wohlwollend empfangen, denn die indische Regierung verharrt bei ihrem Grundsatze der Nichteinmischung in die inneren Händel des Nachbarreiches. Den Höflingen bleibt noch die wichtige Frage der Verheirathung des Königs zu ordnen, eine bei seiner Jugend — er ist erst zwölf Jahre —, bei der abgöttischen Verehrung, welche das Volk ihrem Adiradscha — d. i. Urkönig — zollt, und bei der Unmöglichkeit, unter indischen Fürstenhäusern um eine Prinzessin zu werben, sehr schwierig zu ordnende Angelegenheit. Gelingt es wieder, eine Blutsverwandte der Dschang-Bahadur-Familie zur Königin zu machen, dann ist die letzte Stufe erreicht, und durch Palastumwälzungen, verbunden mit Ausnutzung des errungenen fürstlichen Ranges, ist das angestammte Haus der Urkönige durch die Familie der Nebenkönige ersetzt.

Die Gestaltung des Landes ist ebenso ungewöhnlich, als die Regierungsform. Nepal trägt auf seinem Gebiete den höchsten Berggipfel der Erde. Den Nordrand des Reiches nimmt der mittlere Theil des Himalaya-Gebirges ein. Die mythologischen Vorstellungen, die sich an diesen Gebirgswall in den indischen Ebenen knüpfen und seine Gipfel zu Sitzen ihrer obersten Gottheiten machen, sind den Gebirgsbewohnern wohl niemals völlig eigen geworden; der indische Buchname des Hochgebirges ist bei den Nepalesen nicht gebräuchlich geworden, sie nennen es einfach Schneekette, mit Worten, die theils Hindostani sind und von den Händlern der Ebene angenommen wurden, theils der tibetischen Sprache angehören und von den Anwohnern im Norden gegeben wurden. Der höchste Punkt in diesem Firnmeere, das bei günstigen Aussichtspunkten Gebirgspanoramas mit einer ununterbrochenen Reihe von Schneebergen auf der gewaltigen Ausdehnung von über fünfzig Längengraden bildet, liegt unterm 27° 59′ nördl. Br., 86° 54,7′ östl. L. v. Greenw.; er erhebt sich zu 8840 m Höhe und trägt verschiedene Namen, je nachdem man ihn von den Anwohnern im Süden oder Norden nennen hört. Als die Beamten des indischen Vermessungsamtes gegen Schluß des Jahres 1849 von der neugeschaffenen Grundlinie am Fuße des Himalaya-Gebirges 79 Gipfel im fernen Nepal festgestellt und deren Höhe trigonometrisch mit einer Genauigkeit bestimmt hatten, daß die Messung höchstens infolge von Strahlenablenkung um ein bis zwei Meter zu niedrig ausgefallen sein kann, nannten sie den gemessenen Bergriesen zunächst Nr. 15, dann Mount Everest zur Verewigung der Verdienste des langjährigen Vorstandes des Vermessungsamtes, der dasselbe in Indien auf wissenschaftlicher Grundlage eingerichtet hatte. Dieser Name fand Anfeindung in England wie in Indien, auf dem Kontinente von Europa hatte sofort der eingeborene Name Gaurisankar Aufnahme gefunden, nachdem mein Bruder Hermann 1857 unter ausnahmsweise günstigen politischen Verhältnissen, die bis heute nicht mehr wiederkehrten, Zulassung in Nepal gefunden und dort diesen Namen als denjenigen ermittelt hatte, den die Gebildeten des Thales Kathmandu dem Berge beilegen. Die Nothwendigkeit, der schwankenden Bezeichnung nach dem in den einzelnen Nationen vertretenen Standpunkte ein Ende zu machen, kam 1886 in England wiederum zur Sprache; hierbei wurde außer Zweifel gestellt, daß der Berggipfel Nr. 15 derselbe ist, auf den sich in Nepal die Erkundigungen meines Bruders bezogen. Mein Vorschlag, den Vorgängen auf anderen Gebieten geographischer neuerer Entdeckungsreisen zu folgen und die beiden Namen zu verbinden, ist an anderem Orte begründet worden.

Der Himalaya bildet gegen das im Norden anstoßende Tibet nicht die Wasserscheide, und auch nicht die politische Grenze des Reiches. Zahlreiche Flüsse durchbrechen das Gebirge; längs ihrer findet der Aufstieg in meist gut bewässerten und im Sommer mit Viehheerden bezogenen Thalgründen statt, und werden nach Ueberschreitung der Thalschlüsse die Hochthäler erreicht, die sich am Nordabhange des Himalaya bis zur wasserscheidenden Kette erstrecken und das Hochland Tibet bilden. Der Nordrand des tibetischen Beckens trägt als Gebirge im Westen einen türkischen Namen und ist weltbekannt als Karakorum. Nepal liegt in der Mitte des langgestreckten Randgebirges, das Indien von Innerasien trennt; seine Anwohner im Norden sind Tibeter, und diese nennen das Nordgebirge „Nyantschen Thangla“,

„Steppenpaß der großen Wildniß“, abgekürzt „Thangla“, „Steppenpaß“. Die englischen Geographen gebrauchen für die Kette den Namen Gangri.

Nepal ist durchweg Gebirgsland. Die südlichen Provinzen nehmen noch Theil am Klima und an den Erzeugnissen der indischen Ebene. Der Bambus erreicht noch riesige Höhe, und Farrenkräuter bedecken den Boden der dichten Fichten- und Eichenwaldungen. In den weiten Thälern reifen Zuckerrohr und Orange. Das Klima ist feucht und begünstigt den Anbau aller Getreidearten, den Reis mit eingeschlossen. Die Waldungen beherbergen allerart Wild, namentlich auch Tiger und wilde Elephanten. Dieser Gürtel hat eine Breite von 40 bis 50 km. Dann folgt auf 130 bis 150 km Breite das Gebiet der Vorberge. Eigenthümlich ist diesem Abschnitte des Himalaya, daß alle Flußsysteme ihre Grundlinie gegen die Ebene, die Spitze gegen das Hochgebirge gekehrt haben; die von der Hauptkette auslaufenden Ketten nehmen deshalb eine Lage an, parallel zur Ebene. Dabei erheben sich diese Ketten selten über 2500 m Höhe und schließen breite, seebeckenartige Thäler ein von anfangs 1000, höher hinauf 1200 bis 1300 m Höhe. Erst wenn man sich der Hauptkette nähert, steigen die Berge rasch und gewaltig an; die Seitenkämme der Thäler fallen nicht mehr unter 3000 m, und den steilen Aufbau der oberen Thalhälften kennzeichnet es, daß die Karnali (Gogra) in den ersten 16 km ihres Laufes auf den Kilometer 62 m Gefäll erhält. Die Kammlinie der Schneeberge ist durch starke Einschnitte unterbrochen, und die breiten Berggipfel stehen gruppenweise beisammen. Diese Trennung der Hochgebirgslinie durch tiefe Einsattlungen und Flußläufe ist eine Eigenthümlichkeit des Himalaya, und nördlich davon, in Tibet, nicht mehr anzutreffen. Die Ursache dieser Erscheinung liegt in starken Niederschlägen, denen das Gebirge ausgesetzt ist. Für Nepal-Sikkim schreibt hierüber der beste Kenner dieser Verhältnisse, Dr. Campbell: „Der Schneefall ist viel größer im Himalaya, als in Tibet, und infolge der größeren Feuchtigkeit und der Bewölkung des Himmels wird er durch Verdunstung nicht so rasch verzehrt, wie auf der tibetischen Seite, wo vom schmelzenden Schneefelde kein Wasserfaden abläuft. Sodann fällt der Schnee in Tibet in leichten, Federbarttheilen ähnlichen Formen, nicht in massigen Flocken.“ Die Schneelinie, oder die Grenze, bis wohin im Sommer der Schnee abschmilzt, während darüber ewiger Schnee liegt, beträgt für Nepal auf dem Südabhange des Gebirges 4600 m, auf dem Nordabfalle dagegen 6000 m. Im Winter fällt aber in Nepal Schnee regelmäßig bis 1600 m herab, ja er ist vereinzelt in den Straßen von Kathmandu bei 1200 m beobachtet worden. Das Klima ist ein kontinentales, jedoch gemäßigter, als in gleichen westlichen Breiten. So liegt Kathmandu unterm $27\frac{1}{2}^{0}$ nördl. Br., also südlicher wie Kairo, erfreut sich aber eines Klima, wie es den Süden von Europa auszeichnet. Die mittlere Jahrestemperatur kommt Neapel gleich; im Sommer schwanken die Durchschnittsziffern des Thermometer zwischen 22 und 23° R. (= $27\frac{1}{2}$ — 29° C.); bei Sonnenaufgang ist es meist 8° R. (= 10° C.) kühl, und abends sinkt die Luftwärme auf 13 bis 14° R. (16 bis 17° C.). Steigt man die Flußthäler empor, so hat die Hitze von Nepal binnen wenigen Tagen der Frische unserer Alpenhochthäler Platz gemacht.

Dem natürlichen Wachsthum und dem Felderertrag sind heftige Sommerregen sehr günstig. Reis braucht vielfach nicht bewässert zu werden, sondern gedeiht im herabgeschwemmten, von Grundwasser feucht gehaltenem Boden am Fuße der Bergkämme; die Abhänge sind zu Terrassen angelegt und für Bewässerung hergerichtet. Außer an allen Getreidearten ist für die Ausfuhr Ueberschuß an Reis, Ingwer, Krapp und Kardamonen vorhanden; für den Hausbedarf wird Baumwolle und in großen Mengen Tabak gezogen; ein Sprüchwort sagt: Zeige mir den Mann, der leben kann ohne Tabak zu kauen oder zu rauchen. Bei allen Kulturen leistet der Boden sehr viel, Arbeit wenig; denn der Bauer behilft sich mit den einfachsten Geräthen und gebraucht als Düngungsmittel nur Wasser. Die Alpentriften werden von den Hirten fleißig abgesucht nach Medizinal- und Färbkräutern. Besonders begehrt ist die Pflanze „Dschia“, eine Nesselart; die ausgepreßten Blätter liefern einen berauschenden Saft, die Fasern der Stengel werden zu grobem Tuch gewoben, und die ganze Pflanze hat Zauberkraft gegen den bösen Dämon, der den Menschen mit Krankheit überzieht. Alpenweide gibt es nur für Schafe, von denen große Mengen gehalten werden; überwintern läßt man die Thiere in den äußeren Thälern. Kühe und Büffel bilden das Arbeitsvieh in den Ackerbaugegenden. Die Thierarzneikunde liegt sehr im argen; gegen Trockenwerden der Kühe bei Verlust des Kalbes wird ein Kalbfell mit Stroh ausgestopft und vor das Thier zur Melkzeit gestellt; nimmt es das Salz an, das über die Puppe gestreut wird, so gilt dies als Zeichen, daß die Kuh bei Milch bleibt.

Seine Industrie führte Nepal 1886 in London bei der großen indischen Ausstellung vor. Entsprechend dem Charakter als Gebirgsland, dessen Bewohner mit den Nachbarländern wenig Verkehr unterhalten dürfen, ist die Gewerbethätigkeit in der Entwickelung zurückgeblieben. Dafür verspricht Nepal später, wenn es einmal Europäern zugänglich wird, ein ebenso dankbares Feld zur Beobachtung des Gebrauches von alten, meist kunstlosen Geräthen in den verschiedenen Handwerken zu werden, wie es jetzt in Indien Radschputana ist. Die alte, hölzerne Zuckermühle, die im anstoßenden Bihar durchgehends so allgemein durch eiserne Maschinen englischer Bauart ersetzt war, daß 1885 kein einziges Exemplar mehr auch nur zu einer Zeichnung aufzufinden war, ist hier noch allein bekannt; dasselbe gilt von den Hausgeräthen zur Bearbeitung der Baumwolle und von dem Vorrechte der Brahmanenfrau, daß seine Fäden nur von ihrer Hand gesponnen werden dürfen. Meister sind die Nepalesen in der Holzschnitzerei, doch scheint diese Kunst zurückzugehen, seit sie nicht mehr von der Liebhaberei des Hofes getragen wird. Eine Landeseigenthümlichkeit ist der Guß von Geräthen, Statuetten, Schalen, Glocken, Weihrauch-Gefäßen und anderen gottesdienstlichen Gegenständen aus Messing; die Gußformen bilden einen Schatz der Werkleute, den diese sorgsam hüten. Mein Bruder Hermann brachte eine hübsche Auswahl solcher Fabrikate mit, die jetzt im Völkermuseum zu Berlin aufgestellt sind.

Victor Giraud's Reise nach den innerafrikanischen Seen.

XV. (Schluß-Aufsatz.)

(Mit sieben Abbildungen.)

In dem von allen Weißen verlassenen Livingstonia traf Giraud unerwarteter Weise mit Montagu Kerr zusammen, der eine lange Reise von Kapstadt nach den Diamantenfeldern von Kimberley, und von dort nach Tete (am Zambesi) und dem Nyassa-See ausgeführt hatte, und soeben auch erst angekommen war — entblößt von allen Hilfsmitteln. Die gleiche Lage brachte die beiden Reisenden einander rasch nahe, und sie faßten den Beschluß, den Schire und Zambesi hinab in Gesellschaft nach Quilimane zu reisen.

Nach zweitägiger Rast in Livingstonia brachte sie die „Itala" an den Schire-Ausfluß, der keineswegs leicht aufzufinden war, weil der Nyassa im Süden in einer ungeheuren sumpfigen Binsen-Ebene endigt. Anfangs erhebt sich die Livingstone-Kette etwa 30 km östlich aus derselben heraus, allmählich verschwindet dieselbe aber, und es bleibt nichts als diese Ebene übrig, durch die der Schire sein Wasser dem Zambesi zuwälzt (S. Abbildung 1). Die Fahrt auf dem Strome ist auf diese Weise äußerst eintönig und langweilig, und



Der Schire.

viel zu schildern würde es auch selbst dann nicht geben, wenn Livingstone sich nicht bereits eingehend über ihn verbreitet hätte. Wo der Strom interessant wird, da muß das Boot verlassen werden — nämlich bei seiner etwa 40 Meilen langen, unschiffbaren Stromschnellen-Strecke, die auf dem Landwege umgangen werden muß. Der bemerkenswertheste Gegenstand oberhalb der Schnellen ist der Pamalombe-See, zu dem sich der Schire erweitert. Die Tiefe des Flusses beträgt etwa 2 m und reicht für den „Itala" gerade zu. Daß über dem Sumpfe eine feuchte und schwere Atmosphäre lagert, und daß demselben sehr ungesunde Dünste entsteigen, versteht sich von selbst. Die höheren Stellen, die an den Hauptwindungen des Schire liegen, sind aber trotzdem allenthalben mit leichten Hütten bestanden, die Bevölkerung ist eine verhältnißmäßig dichte, und zahlreiche Leute — darunter viele Zansibariten und Araber — kommen herbei, sobald sie die Flintenschüsse vernehmen, um das Boot vorüberfahren zu sehen. Sehr reich ist auch die Fauna in der Sumpfgegend, und namentlich sind zahllose Flußpferde und Krokodile zu bemerken. Etwa halbwegs zwischen dem Schire-Ausfluß und Matope erheben sich in einiger Entfernung felsige Hügel im Osten des Flusses.

Spät abends kamen die Reisenden in Matope, dem Endpunkte der Schiffahrt, und einer Hauptstation der „Lakes Company" an, um daselbst in einem Schuppen, der zugleich als Waaren-Niederlage diente, Unterkunft zu finden — umtönt von dem Gegrunze der Flußpferde und von dem Gesumme der Moskitos, sowie nebenbei von fernem Löwengebrüll. Der Ort selbst zählt kaum zwanzig Hütten und hatte nicht eine hinreichende Zahl „Pagazi", um das Gepäck nach Katunga, das unterhalb der Schire-Schnellen liegt, zu befördern. Die Reisenden mußten also warten, bis solche von Mandala — der englischen Station mittwegs zwischen Matope und Katunga — requirirt worden waren. Der Aufenthalt wurde ihnen nicht lang, da er eine ausgezeichnete Gelegenheit zu größeren Jagdausflügen gab. Büffel, Zebras, Springböcke, Kobes und Eber waren sehr zahlreich und in der gerade herrschenden Trockenzeit auch leicht genug zu beschleichen.

Am 17. Oktober kamen die Träger an, mit ihnen zugleich aber auch schlechte Nachrichten von Herrn Moir, dem Direktor

der „Lakes Company". Die ganze untere Schire-Gegend befinde sich im Kriegszustande, hieß es in seinem Briefe, und infolgedessen sei die Kommunikation mit Quilimane unterbrochen. Eine baldige Wiederherstellung des Friedens sei ja zu erwarten, aber die Blockade könne immerhin noch ein paar Monate dauern.

Da es kein Vergnügen war, länger als ein paar Tage in Matope sitzen zu bleiben, so erfolgte trotzdem der Aufbruch nach Mandala. Auf hügeligem, bewaldetem Lande stieg man etwa 200 m empor, um daselbst den angenehmen Gegensatz zwischen reiner, frischer Luft und miasmengeschwängerter Sumpfluft bei jedem Athemzuge zu empfinden. Wasser zum Trinken gewährten nur ein paar Bäche, und das nächtliche Lager wurde von Hyänen umschwärmt.

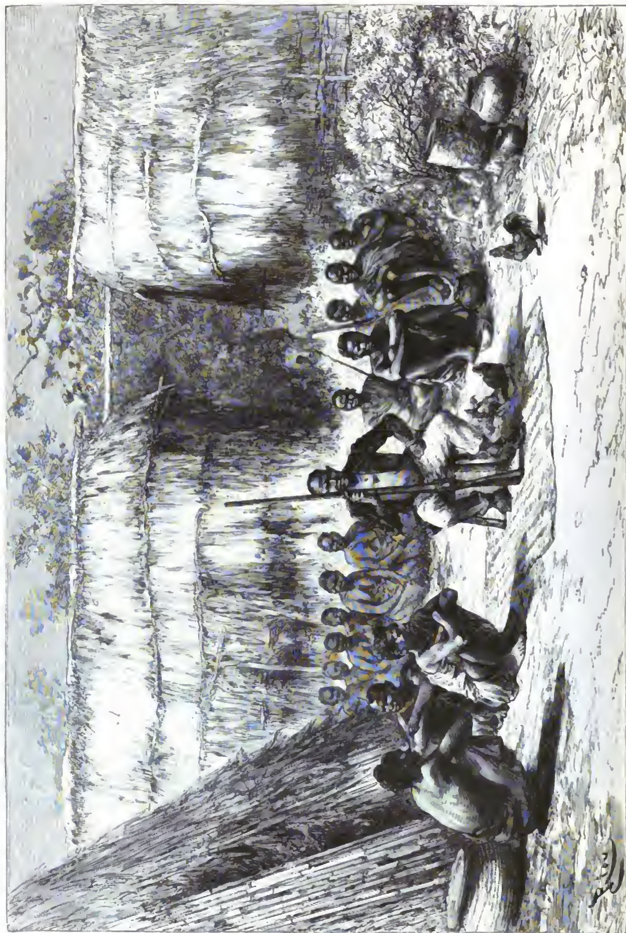


Blantyre.



Das Grabmal Tschepetulas.

In Mandala oder Blantyre, das nur wenige Jahre besteht, fanden die Reisenden wieder all den Komfort und all die Sauberkeit, durch die sich die englischen Ansiedelungen auszuzeichnen pflegen. Die Umgebung des Ortes, der am Fuße einer Bergmasse liegt, ist noch wenig kultivirt, aber sehr gesund. Das Missionsgebäude und das Konsulat sowie ein Dutzend anderer Häuser gruppen sich um eine von Eukalypten eingefaßte geradlinie Straße, und das Ganze macht einen überaus freundlichen Eindruck (S. Abbildung 2). Die Gärten sind tadellos gepflegt, und das Strohdach der rothen Ziegelhäuschen ist eigentlich der einzige Charakterzug, der einen daran erinnert daß man noch immer in Afrika



Tschelussa und seine Umgebung.

ist. Die Reisenden fanden nicht weniger als zwölf Europäer in Blantyre, darunter zwei Missionäre, einen Arzt und mehrere Handwerker. Der Konsul Foot war soeben gestorben, und seine Frau wartete mit drei unmündigen Kindern darauf, daß die Verbindung mit Quilimane wieder frei würde, um nach Europa zurückzukehren.

Die Reisenden nahmen Quartier bei Herrn Moir, dem Direktor der „Lakes Company", der in Mandala wohnte — nur etwa einen halben Kilometer von Blantyre entfernt, und von dort aus auf einer schönen Eukalypten-Allee zwischen Kaffee- und Ananaspflanzungen zu erreichen. Außer dem großen Hause des genannten Herrn bestand dieser Ort namentlich noch aus verschiedenen Magazinen und einer Sägemühle.

Die Entwickelung der Kolonie wurde sehr gehemmt durch die Eifersucht, die die Portugiesen gegenüber den Engländern zeigten, sowie durch verschiedene Mißhelligkeiten mit den Häuptlingen am unteren Schire. Von einem der letzteren, dem Makololo-Häuptlinge Tschepetula, in arger Weise provocirt, hatte ein Beamter der „Lakes Company" denselben erschossen, und daraus war eine schlimme Empörung gegen die Engländer entstanden. Als Herr Foot dieselbe mit vieler Mühe beigelegt hatte, geriethen die Portugiesen von Zambesi aus mit einem anderen Stamme in Krieg, und dieser tobte eben noch, und die Eingeborenen machten zwischen Portugiesen und Engländern keinen Unterschied. Zwei Boote, die man hatte hinab fahren lassen, waren vollkommen ausgeplündert worden.



Leviathan und Tricolour.

Die Reisenden hätten nun zwar in etwa 25 Tagereisen auf dem Landwege nach Quilimane gelangen können, eine solche Tour ließ aber die schlechte Ausrüstung mit Schuhwerk nicht rathsam erscheinen. Es wurde daher nach kurzem Ueberlegen beschlossen, trotz dem Kriege den Schire und Zambesi hinab zu gehen. Ein Boot zu diesem Vorhaben zu erlangen, war freilich schwer genug, doch gelang es endlich den Anstrengungen des Herrn Moir, der zu diesem Zwecke persönlich nach Katunga ging.

Die Zeit, welche Giraud und Kerr in Blantyre zuzubringen hatten, wurde theils zur Jagd auf Büffel, theils zu verschiedenen Beobachtungen benutzt. Die natürlichen Bedingungen der Kultur sind an diesem Orte ebenso wie in den meisten anderen Gegenden an den großen Seen keine günstigen. Der Boden ist felsig und schlecht zum Reis- und Weizenbau geeignet, dazu fehlt es an eingeborenen Arbeitern, und obendrein wollen die Heerdenthiere nicht fortkommen. Wie ganz anders lagen die Verhältnisse bei der Besiedelung und Kultivirung Amerikas durch die Europäer! Und was will es dagegen sagen, daß der Kaffeebaum bei Blantyre vorzüglich gedeiht, und daß seine Frucht von ausgezeichneter Qualität ist! An Hausthieren besaß die Kolonie allerdings auch eine größere Zahl von Schweinen, Enten und Gänsen — Thiere, die man anderweit in Afrika selten sieht. Ziegen gab es trotz den Verwüstungen, die der Leopard unter ihnen anrichtet, ebenfalls in großer Zahl.

Als die Reisenden im Begriff waren, nach Katunga aufzubrechen, setzte gerade die „Massika" ein, die Atmosphäre belud sich reichlich mit Elektricität, der Himmel bewölkte sich stark, und Nachmittags strömten heftige Regen-

güsse nieder auf die Erde. So wohlthätig nun diese letzteren im allgemeinen auch wirken, so sehr war doch von ihnen eine weitere Verzögerung des Marsches zu fürchten. Man mußte sich also beeilen, und der Abstieg von dem etwa 1000 m hohen Plateau von Blantyre nach dem nur noch 100 m hoch gelegenen Katunga wurde in zwei Tagen bewerkstelligt, zum Theil durch dichte Nebel und unter sündfluthartigem Regen.

In Katunga angekommen, sah man, daß das von dem Häuptlinge Kasese zur Verfügung gestellte Boot zwar wohl gebaut und genügend lang, aber zur Beförderung des ganzen Gepäckes zu schmal war, und man sah sich deshalb genöthigt, noch ein zweites kleineres dazu zu miethen. Außerdem verursachte eine nachträgliche Mehrforderung seitens Kasese's noch einen weiteren Aufschub von vierundzwanzig Stunden. Für gewöhnlich vermittelte in der Regenzeit die „Lady Nyassa“ den Verkehr von Katunga abwärts, infolge häufigen Strandens war dieser Dampfer aber nicht mehr dazu brauchbar, und so lag er ruhig auf dem Ufer, seines Nachfolgers harrend.

Am 1. November waren die Reisenden unterwegs auf dem Flusse, Kerr im großen, Giraud im kleinen Boote. Die Sonne brannte über Mittag heiß vom Himmel herab, und die Moskitos summten ärger als je; dazu fuhr man auch häufig auf Sandbänke auf, und es war zuweilen schwer, die Ruderer in das Wasser zu bringen, um das Boot wieder flott zu machen, weil sie sich vor den Krokodilen fürchteten.

Die Nacht verbrachte man in dem Dorfe Tschekussas, des Sohnes Tschepetulas, das am linken Ufer des Flusses



Portugiesische Flottille.

liegt, und das durch nichts merkwürdig ist als durch das riesige Grabmal Tschepetulas, das sich unter einem hohen, strohbedeckten Schuppen befindet (S. Abbildung 3). Auf dem rechten Ufer tritt der Sumpf wieder in seine Rechte ein. — Tschekussa ist ein junger Mann von 18 bis 20 Jahren, mit falschem Blick und wenig einnehmenden Zügen. In der Mission erzogen, und des Englisch-Schreibens kundig, trägt er Jacke und Beinkleider in europäischer Weise, und nur das Hemd spart er sich, weil das Waschen desselben eine zu schwierige Operation ist (S. Abbildung 4). In der Nacht wurde der Hut und die Theekanne Kerr's von irgend einem aus der Umgebung Tschekussas gestohlen, was bemerkenswerth ist, weil die persönlichen Bedarfsgegenstände im allgemeinen von den afrikanischen Dieben respektirt werden. Giraud erhielt aber von dem Häuptlinge ein hübsches Boot, das von Kerr „Tricolour“ getauft wurde, zum Unterschiede von Kerr's Boote, das man „Leviathan“ nannte, und am 2. November ging die Fahrt weiter, meist zwischen morastigen Ufern dahin. Am Abende schoß Kerr am Rande eines großen Palmenwaldes drei Kobes, und auf diese Weise gab es einen guten Braten, zu dem man sich den Palmwein vortrefflich munden ließ. Hielte sich dieses letztere Getränk länger, und wäre es verdaulicher, so würde es sich vielleicht sehr verlohnen, es nach Europa zu versenden.

Am 3. November wurde der sogenannte Elephantensumpf passirt (S. Abbildung 5), wo die beiden Reisenden getrennt der Jagd nachgingen, Kerr hinter einer großen Elephantenheerde her, und Giraud hinter einer ganzen Schaar von Nilpferden. Am Abende trafen sie sich dann

wieder in einem großen Makololo-Dorfe an der Vereinigung des Ruo mit dem Schire, das Chiromo heißt, und das den Grenzpunkt zwischen dem Gebiete der „Lakes Company" und dem der Portugiesen bildet. Hier fanden sie Alles in großer Aufregung, denn es war soeben die Nachricht eingelaufen, daß die Portugiesen einen entscheidenden Sieg über die Massengeries (Masindschiri) erfochten und die Dörfer dieses Stammes sämmtlich zerstört hätten. Die portugiesischen Vorposten stünden nunmehr nur noch ein paar Stunden von dem Dorfe.

Ein längerer Aufenthalt hierselbst schien trotzdem nicht rathsam, und die Reisenden wünschten so bald als möglich aus dem Regen und aus den Moskito-Schwärmen heraus zu kommen. Die Bootsleute waren durch Kriegsnachrichten aber dermaßen in Schrecken gesetzt, daß sie nur gezwungen zu ihren Stangen griffen, und daß auf sie in irgend einem kritischen Augenblicke sicherlich kein Verlaß war. Endlich ging es vorwärts, und am 6. November befand man sich auf dem Schauplatze der Feindseligkeiten. Der Fluß war etwa 200 bis 300 Meter breit, und seine Ufer erhoben sich etwas höher und waren zum Theil von schönen Bäumen begleitet, hinter denen sich mit Riesenkräutern und vereinzelten Bäumen bewachsene Ebenen ausdehnten. Dörfer sah man nicht, wohl aber einzelne Banden von Kriegern und Flüchtlingen, und wiederholt wurden die Reisenden in unbekannter Sprache angerufen. Bei einem Dorfe gingen sie ans Land, und von dem Häuptlinge desselben, Bararika, erfuhren sie, daß sie sich unmittelbar gegenüber den portugiesischen Streitkräften befänden, die im Begriffe zu sein schienen, wieder zurückzugehen. Es sei ihnen gestattet, die Linien zu passiren, aber sie würden schwerlich einen guten Empfang zu gewärtigen haben, sobald die Portugiesen merkten, daß sie es mit Engländern zu thun hätten. Thatsächlich handelte es sich ja bei der Bezeichnung „Portugiesen" keineswegs um Europäer, sondern um allerlei vom oberen Zambesi zusammengerafftes Volk, das von Mischlingen geführt wurde.

Kerr, der fließend portugiesisch sprach, ging über den Fluß, um mit dem portugiesischen Kommandanten zu unterhandeln, und dieser letztere machte auch kaum irgendwelche Schwierigkeiten. Da kam es im Augenblicke, als Kerr, begleitet von einem Krieger aus dem feindlichen Lager in das Dorf Bararika zurückkam, noch zu wilden Demonstrationen in diesem Orte. Man wollte den einzelnen Feind zerfleischen, und die Wuth, in die man sich hineinlärmte, dehnte sich auch auf die Reisenden aus, die den Mann beschützten, um so mehr, als dieser letztere sich herausfordernd genug benahm. Da das angestellte Palaber zu keinem Resultate führte, sah man sich genöthigt, in einer Hütte Deckung zu suchen. Dieselbe wurde dann ein paar Stunden von den Wilden umtost und mit Lanzen beworfen, zuletzt gelang es aber dem Häuptlinge doch, die Ruhe wiederherzustellen.



Quilimane.

Als am anderen Morgen die Reise ungehindert weiter gehen sollte, ergab es sich, daß die Bootsleute des „Tricolour" davon gelaufen waren, so daß nur die von den Blattern hergestellten Wangwana übrig blieben, um das Boot unter großer Mühe vorwärts zu bringen. Am Mittag erreichte man in dieser Weise ein befestigtes portugiesisches Lager, das von Senhor Govea, einem Mischlinge, dessen Wesen angenehm und soldatisch genannt werden muß, befehligt wurde. Derselbe besitzt neben seinem Kommando eine Art kleines Königreich, das er sich selbst zugeschnitten hat, und das Manica heißt. Den eben beendigten Feldzug hatte er geführt, und über die ganze Lage äußerte er sich etwa so: Die portugiesische Regierung versteht nichts vom Kriege mit den Eingeborenen, und was könnten europäische Soldaten auch dabei nützen! Wären es auch Hunderttausende, ich würde es ihnen unmöglich machen, bis hierher zu gelangen. Man thut am besten, uns zu verwenden. Nirgends haben die Massengeries Stand gehalten, und wir haben nur ihre verlassenen Dörfer niederzubrennen gehabt.

Die Engländer sind Narren mit ihrer Unterdrückung des Sklavenhandels. Der Schwarze ist zur Sklaverei geboren, wie der Europäer zur Freiheit. Die zweitausend Sklaven, welche ich hier befehlige, sind gut genährt, gesund, gutes Muths — gebt ihnen die Freiheit, und ihr werdet sehen, wie sie sich in Räuber und Bettler verwandeln.

Uebrigens behandelte Senhor Govea die Reisenden fürstlich, und er gab ihnen auch eine Escorte mit, um sie sicher den Fluß hinunter zu geleiten. Man kam nun noch an mehreren portugiesischen Lagern vorbei, wo die Bedeckung von großem Nutzen war, und endlich auch an der portu-

giesischen Flottille, die die Land-Operationen hatte unterstützen sollen, und die aus drei großen Schaluppen und zahllosen kleineren Kähnen bestand — ein wahrer Strom von Fahrzeugen, aus dem ein Höllenlärm heraustönte (S. Abbildung 6).

Am Morgen des 9. November kam die granitische Bergmasse von Morambala in Sicht, welche sich bis zu einer Höhe von 800 m aus der Sumpfebene heraus hebt, und südlich von welcher sich der Schire durch ein ausgedehntes Delta in den Zambesi ergießt. Dann wurde dieser letztere Strom selbst erreicht, ohne daß sich die Scenerie wesentlich änderte. Der Zambesi ist zwar breiter und imposanter als der Schire, aber durchaus nicht interessanter. Oft kann man sich auf einer weiten Lagune glauben, zwischen denen sich Sandbänke, Inselchen und Kanäle in jeder denkbaren Richtung hin und her ziehen. Die ganze Fläche blendend weiß, die Sonne vom Himmel herab brennend, kein Vogel in der Luft, und kein Boot weit und breit, das einen den Weg zeigen könnte, häufiges Auflaufen auf den Sand, öfteres Verirren in Sackgassen, Schaaren von Moskitos — das ist beinahe alles, was zur Beschreibung der Fahrt zu sagen ist. Die Ufer sind niedrig und mit Sumpfvegetation bedeckt.

So wurde Mazaro erreicht, das nur aus zwei Hütten auf Pfählen und einer Niederlage besteht und von einem einzigen Europäer — einem Beamten der „Lakes Company" — bewohnt ist. Auf dessen Weisung wurden alsbald Schaluppen bereit gemacht, um die Reisenden auf dem Kwa-Kwa, an dessen Mündung Quilimane liegt, nach diesem letzteren Orte zu bringen. Da Kerr den Packetdampfer nach Kapstadt zu erreichen wünschte, so trennten sie sich hier, und Kerr eilte voraus, während Giraud hinter ihm her fuhr. An seiner Abzweigungsstelle vom Zambesi nur 3 m breit, wird dieser Flußarm bald stattlich breit, und zugleich sind auch die Gezeiten des Oceans deutlich bemerkbar, und die Fahrzeuge lassen sich von der dadurch erzeugten starken Auf- und Abwärtsbewegung hin und her tragen. Freilich sind die Gezeiten sehr launisch und ungestüm, etwa wie in den Strömen Cochinchinas.

Je näher man dem Oceane kommt, desto mehr entfernen sich die Ufer von einander, sie erscheinen mit einer mächtigen Schicht von thonigem Schlamme bedeckt, und kleine Krokodile sonnen sich darauf. Flußpferde bemerkt man selten, häufiger Entenflüge und Schmetterlinge, und alles ist ganz anders als an dem Schire. In der Nacht legt das Boot meist an einer isolirten Faktorei an, und die Rast, die der Reisende daselbst sucht, wird ihm in der Regel freundlich gewährt. Die Moskitos summen und quälen nach wie vor Tag und Nacht in fürchterlicher Weise.

Endlich erscheint an einer Biegung des Flusses das ersehnte Quilimane — eine lange Reihe von rothen Ziegeldächern, umgeben von einem großen Kokospalmen-Bestande, und davor ein portugiesischer Aviso-Dampfer und mehrere große Schaluppen (S. Abbildung 7). Ein lautes Hurrah ertönt aus den Kehlen der Zansibariten. Nun hatten alle Strapazen ein Ende. Bald konnte man die einzelnen Gebäude unterscheiden, die Kirche, die Flaggen der verschiedenen Konsulate, und die weißen Gesichter am Quai. Von seinem Konsul auf das Freundlichste empfangen und bewirthet, erholte sich Giraud nun ein paar Wochen von ziemlich vollkommener Erschöpfung, um dann nach zweijähriger Abwesenheit nach Zansibar zurückzukehren. Kerr trat die Fahrt nach Kapstadt bereits am nächsten Tage an. In Zansibar hatten sich die Freunde — Ledoulx, Cambier, Kourry und Piat — bereits mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß Giraud sein Leben in dem Inneren von Afrika verloren habe, und von denselben erfuhr er auch das bereits oben berichtete Schicksal seiner treulosen Karawane. Der Reisende erwirkte die Freigabe von Kamna und Babaidi, die übrigen glaubte er aus Rücksicht auf spätere Afrikareisende ihrer verdienten Strafe im Gefängnisse nicht entziehen zu dürfen. Von Zansibar bewerkstelligte Giraud seine Heimfahrt auf dem französischen Kriegsschiffe „Caravane".

Schlußbemerkung. Indem wir den Giraud'schen Reisebericht hiermit abgeschlossen haben, sprechen wir angesichts der schwebenden ostafrikanischen Fragen nur noch die Hoffnung aus, daß die in dem Berichte enthaltene Charakteristik der Zustände in der Seeugegend zu dem tieferen Verständniß dieser Fragen Einiges beitragen möge.

Dr. Karl von den Steinen über seine zweite Xingu-Expedition.

Dr. Karl von den Steinen verbreitete sich vor der Oktober-Versammlung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde in längerem geistvollem Vortrage über seine zweite Xingu-Expedition. Seine zweite Xingu-Reise, so sagte er etwa, sei eine ziemlich nothwendige Folge von seiner ersten Reise dahin gewesen. Das erste Mal sei es ein dunkler Drang, zu der Erforschung der unbekannten Gegend etwas beizutragen, gewesen, der ihn hinaus getrieben habe. Das zweite Mal habe er sich ganz bestimmte Probleme vor Augen halten können, deren Lösung er an Ort und Stelle obzuliegen gedachte. Die Karl-Ritter-Stiftung und die Humboldt-Stiftung gewährten ihm eine ansehnliche Unterstützung, und darin lag ein Ansporn mehr, mit Eifer die gestellte Aufgabe zu verfolgen. Der Vetter des Reisenden, Wilhelm von den Steinen, Dr. Paul Ehrenreich und Dr. Peter Vogel waren seine Begleiter, und die Ausrüstung mit Instrumenten und Reisebedürfnissen war eine vortreffliche.

Ende Februar 1887 traf die Expedition in Rio Janeiro ein, in der Absicht, ohne Verzug weiter zu reisen, und zwar auf dem unvermeidlichen weiten Umwege über Montevideo und Buenos-Ayres, den Parana, Paraguay, San Lourenço und Rio Cuyaba hinauf nach der Stadt Cuyaba, der Hauptstadt von Mattogrosso. Leider herrschte in der Laplata-Gegend gerade die Cholera, und deshalb war der Dampferverkehr nach Cuyaba vollkommen unterbrochen, so daß dadurch eine Verzögerung eintrat. Man benutzte die unfreiwillige Muße dazu, die deutschen Kolonien von Santa Catharina in Augenschein zu nehmen und eine Anzahl „Sambaquis" (prähistorische Küchenabfall-Haufen) zu untersuchen. Die brasilianischen Behörden bewiesen den Reisenden hierbei sowie bei allen anderen Gelegenheiten jede denkbare Zuvorkommenheit.

Ende Mai hörte endlich die Verkehrssperre auf dem Parana-Paraguay auf, und nun konnte die Reise auf dem angegebenen Wege weiter fortgesetzt werden, so daß man Anfang Juli in Cuyaba anlangte. Hier hatten die Reisenden einiges unter dem politischen Parteigezänk zu leiden, und es wurde ihnen namentlich schwierig, die nöthige Hilfsmannschaft

zusammen zu bringen. Das war um so unangenehmer, als die Regenzeit anzubrechen drohte, wenn man Zeit verlor. Endlich gelang es, die Hindernisse zu beseitigen. Die Provinzialregierung stellte den aus Frankfurt a. M. stammenden Lieutenant Luiz Perrot nebst vier Gefreiten zum Schutze der Gesellschaft, der Lieutenant de Costa, der schon die erste Xingu-Expedition mitgemacht hatte, schloß sich freiwillig an, man engagirte den Diener Antonio — einen geborenen Bakairi-Indianer, der sich ebenfalls schon auf der ersten Reise bewährt hatte — wieder, und so konnte man am 28. Juli nach dem Xingu abmarschiren. Da von den anderen Dienern zwei deutsche Kolonisten-Söhne waren, so waren sieben Mitglieder der Expedition Deutsche, und es wurde deshalb auf der Reise vorwiegend deutsch gesprochen. 16 Maulthiere dienten zur Beförderung des Gepäckes.

Behufs Vervollständigung der topographischen Karte wurde ein anderer Weg gewählt, als bei der ersten Xingu-Reise, und durch Gestrüpp und über zahlreiche Flüsse wandte man sich erst nördlich und dann nordöstlich, den Rio Paratinga überschreitend, und den Rio Batovy (den man auf der ersten Xingu-Reise hinab gefahren war) nahe bei seinen Quellen berührend. Ende August langte man am Kuliseo (Xingu) an, und man verfolgte diesen Fluß bis zu einem Punkte, den man am 7. September erreichte, und den man zu Ehren des Jahrestages der brasilianischen Unabhängigkeitserklärung Independencia nannte. Hier errichtete man das Hauptlager, in dem ein Theil der Leute mit den Thieren zurückblieb, während man für die anderen Canoes aus Baumrinde herstellte, damit sie ihre Reise flußabwärts weiter fortsetzen konnten. In der Nähe stieß man auch auf die ersten Indianerspuren. Ueber die Katarakte des oberen Kulisco ging es sodann thalab nach dem großartigen Taunay-Falle, und nicht weit von diesem letzteren sah man den ersten Indianer im Flusse fischen. Sobald derselbe die Fremden gewahr wurde, flüchtete er sich scheu in das Dickicht. Steinen rief ihm in der Bakairi-Sprache zu, daß er ein „guter Bakairi“ sei, worauf er die Antwort erhielt: „Du bist kein Bakairi, aber ich bin einer!“ Alsbald kam der Wilde wieder zum Vorschein, Antonio's Kenntniß der Bakairisprache machte ihn bald zutraulich, und der Reisende wurde von ihm als „Pima-Kariba“ (Kariben-Häuptling) bewillkommnet und in das Dorf eingeführt. Auch dort auf das Freundlichste aufgenommen, nahm Steinen daselbst einen längeren Aufenthalt, um unter den Naturkindern ein Idyll zu verleben, das er geneigt ist, paradiesisch zu nennen, und um im vertraulichen täglichen Verkehr mit seinen Freunden deren ethnologische Eigenthümlichkeiten nach allen möglichen Richtungen zu studiren. Daß sich die Welt in den Köpfen dieser Menschen anders malte als in dem der Europäer, daß sie in einem ganz anderen Verhältnisse zur Natur standen, daß sie unfähig waren zu abstrahiren und bei allen Dingen zähe an der konkretesten Auffassung festhielten, war dem Reisenden ohne weiteres klar, aber er erachtete es für das erste Erforderniß des Ethnologen, der seine Wissenschaft nach induktiver Methode fördern will, sich seines indogermanischen Standpunktes so viel als möglich zu entäußern und sich in denjenigen des Naturmenschen hineinzuversetzen. Das Bild des letzteren ist dann etwa das folgende: Die Bakairi leben trotz aller unleugbaren Mängel in einem gewissen behaglichen Wohlstande. Ihre Hütten sind bienenkorbartig, leicht, aber gut mit Palmblättern gegen den Regen gedeckt. Sie stehen um einen freien Platz herum, in dessen Mitte das stattliche „Flötenhaus“ steht — eine Art Gesellschafts- und Versammlungshaus für die Männer, das von keinem weiblichen Wesen betreten werden darf, und in das man durch einen kaum meterhohen Eingang auf allen Vieren hineingelangt. Dieses Gebäude dient auch den Gästen des Dorfes zum Aufenthalte. Am Dorfe vorüber fließt ein klarer Bach. Der Wald dabei ist auf einer beträchtlichen Strecke gerodet und mit Mandioca, Tabak &c. bepflanzt, und da Baum für Baum mit Steinbeilen zu fällen und zu beseitigen war, so offenbart sich darin eine ganz achtungswerthe Ausdauer. Die Idee, als ob den Wilden alles von selbst zuwachse, erweist sich in dem Bakairi-Dorfe überhaupt als ein großer Irrthum. Nur unermüdlicher Fleiß und starke Anstrengung sichern dem Menschen hier seine Existenz, und es fehlt daran auch keineswegs. Die Frauen schleppen Wurzeln herbei, kratzen sie mit Muscheln ab, kochen sie zu einem dünnen Brei, spinnen Garn &c. Die Männer flechten Körbe, machen Bogen, fischen, und schaukeln sich, wenn sie genug gethan haben, in der Hängematte. Die letzteren bilden eine Hauptausstattung jeder Hütte, ebenso zwei Feuerplätze, auf denen man das Feuer niemals ausgehen läßt, da das Wiederentzünden durch Reiben sehr mühsam ist. Im übrigen stehen darin große Körbe mit Vorräthen, es hängen Maiskolben an der Decke, es stehen Kalabassen und Werkzeuge an der Wand — und das Ganze sieht nicht unwohnlich aus. Die Frauen dienen dem Manne, ihre Stellung ist aber keine so unwürdige, als gemeinhin behauptet wird, und oft genug wissen sie eine ähnliche Herrschaft über das stärkere Geschlecht auszuüben, wie ihre weißen Schwestern. Meist wohnen mehrere Familien in einer Hütte. — Das Essen wird von jedem einzeln vor seiner Hängematte eingenommen, und vor Anderen zu essen, gilt für so unschicklich, daß der Reisende allgemeines Entsetzen hervorrief, als er sich anschickte, einen schönen Fisch, den man ihm brachte, gleich an der Stelle, wo er sich gerade befand, und angesichts Aller zu verzehren. — Ueberhaupt hält man streng auf gute Sitte, obgleich man völlig nackt einher geht, und obgleich das Weib als einziges Kleidungsstück ein dreieckiges Palmblatt von 4 cm trägt. Vor allen Dingen lebt man in Monogamie. — Die Kleidung der Reisenden war ein Gegenstand ständiger Bewunderung, und sehr bezeichnend für ihre konkrete Auffassung war dabei, daß sie das Kleid als ein „Haus“ bezeichneten, das Hemd als das „Rückenhaus“, den Hut als das „Kopfhaus“ &c. Das „Kopfhaus“ bildete auch einen Hauptgegenstand ihrer Begehrlichkeit, es mußte von Kopf zu Kopf wandern und sich spazieren tragen lassen, was des Ungeziefers wegen sein Mißliches hatte. Oefter suchten die Weiber das letztere allerdings ab, und zwar, um es einfach zu verspeisen. — Trotzdem sind die Bakairi reinlich, und namentlich baden sie fleißig, sich dabei mit Sand abreibend. Wenn sich die Weißen badeten, so hatten sie dabei immer zahlreiche Zuschauer, und sie mußten es über sich ergehen lassen, daß man sie betastete und die Echtheit ihrer Farbe prüfte. Auch die Instrumente der Reisenden betrachteten sie mit Interesse, und den Kompaß nannten sie „Sonne“, weil er die Himmelsrichtung angiebt, die Taschenuhr „Mond“, weil sie auch des Nachts geht. — Abends kam der Häuptling regelmäßig mit einem brennenden Holzscheite, um zur „Abendsprache“ aufzufordern — zu einer Art Tabakskollegium, bei dem zu grünen Cigarren fremdschaftlich geplaudert wurde, und bei dem es eine vortreffliche Gelegenheit gab, linguistische Studien zu machen, und das am Tage Notirte auf seine Richtigkeit zu prüfen. Steinen las vor, und die Bakairi korrigirten ihn. Es wurde auch das einfache Zahlensystem durchgenommen und danach gerechnet. Die ungewohnte geistige Beschäftigung ermüdete die Leute freilich immer bald. — Bewundernswürdig waren sie in der Kunst der Lautmalerei und in der Gebärdensprache, wodurch sie das Charakteristische aller Naturerscheinungen — die Länge eines Flusses durch Dehnen des Lautes &c. — auf das

Treffendste bezeichneten, während die Europäer sich darin überaus ungeschickt bewiesen, und dadurch das Lachen der Wilden erregten. Besonders die Stimmen der Thiere ahmten sie meisterhaft nach, auch die der europäischen, von denen man ihnen erzählte — das Miauen, das Bellen ꝛc. Aufs Aeußerste entzückt waren sie, als von Steinen ihnen sagte, daß das wollene Kleid, das er trüge, von einem Thiere stamme, das „Mäh!“ riefe. Dieser Naturlaut wurde von ihnen laut im Chore gerufen, und wird aller Wahrscheinlichkeit nach auch noch oft aus dem Flötenhause ertönen, nachdem die weißen Gäste wieder daraus fortgezogen sind. — Hausthiere besitzen die Bakairi nicht. — Nach längerem Aufenthalte von Ehrenreich und Vogel abgeholt, begab sich der Reisende im Canoe weiter auf dem Kulisco abwärts, und auch in den beiden anderen Bakairi-Dörfern, die dort liegen, fand er freundliche Aufnahme. — Das Nahuaqua-Dorf, noch weiter stromab, fand man von Frauen und Kindern verlassen, während die Männer sich drohend verhielten. Karl von den Steinen zeigte sich trotzdem lustig und gutes Muths, und so gelang es ihm, sich auch dort anzufreunden, und schließlich ließ man sich von ihm sogar photographiren. Andere Nahnaqua-Dörfer findet man am Rio Kuluëne, östlich vom Kulisco. — Mehinaku betrat der Reisende allein mit zwei Bakairi, ohne Gewehr und nur mit dem Revolver im Gurt. Alsbald sah er sich von Wilden umringt, ungestüm an der Hand gefaßt, und zum „Flötenhause“ auf den Ehrenschemel geführt, wo dann die Aussprache erfolgte, und die Leute der friedlichen Absichten ihres Gastes sicher wurden. Hier geschah aber der seltene Fall, daß der Reisende bestohlen wurde. Er setzte den Häuptling darüber zur Rede, und als dieser von nichts wissen wollte, schoß er auf einen Hauspfosten seinen Revolver ab. Aengstliches Heulen und Klagen war die Wirkung, und es dauerte nicht lange, so war das gestohlene Gut zurückgebracht. — Man besuchte dann noch die Auetö, die Yaulagiti, die Kamayura und die Trumai. Die Trumai nahe beim Zusammenflusse des Kulisco mit dem Batovy, Kuluëne und Ronuro fand man in trauriger Verfassung. Ihr Dorf war von feindlichen Botokuden zerstört worden, und die Leute hausten in Waldverstecken. Der Anblick der Fremden erregte große Aufregung bei ihnen, als dieselben aber erklärten, nur bei ihnen schlafen zu wollen, beruhigten auch sie sich. — Die Trumai waren der nördlichste Stamm, den die Expedition erreichte, und von ihnen ging es wieder zurück zu den Bakairi. — Was die Klassifikation der betreffenden Stämme angeht, so war dieselbe bei den Trumai zuvörderst noch nicht möglich. Bezüglich der Hauptbevölkerung des oberen Xingu ist es dagegen unzweifelhaft, daß es Kariben sind, und die Kamayura sind ebenso unzweifelhaft echte Tupi, mit einem ganz anderen Wortschatze ihrer Sprache. — Es haben in dieser Gegend ebenso wie anderweit in Brasilien die mannigfaltigsten Durcheinanderschiebungen stattgefunden. Diese im Einzelnen nachzuweisen, hat man namentlich die Verbreitung gewisser Artefakte zu beachten, da dieselben bestimmten Stämmen eigenthümlich sind. Nur bei den Tupi und Trumai finden sich Wurfbretter; im Gebiete der Trumai kommen die Dioritknollen vor, aus denen die Steinbeile gefertigt werden; die Bakairi fertigen hübsche Ketten aus Muscheln; die Aruac (insbesondere ihre Frauen) sind Töpfer und üben die Kunst des Tättowirens ꝛc.

Wahrscheinlich sind die Kariben die Urbevölkerung Binnen-Brasiliens, und sie verbreiteten sich von dort aus allmählich über den Norden und Nordosten. Die Aruac andererseits kamen von Norden und schoben sich zwischen die Karibenstämme ein.

Lust an künstlerischer Bethätigung war den von der Steinen'schen Expedition besuchten Stämmen in einem hohen Grade eigen. Es herrschte eine förmliche Sucht, alles zu bemalen. Geometrische Figuren, die nicht in der Natur vorkommen, werden dabei nicht angewendet, obwohl wir sie von unserem an Abstraktionen gewöhnten Standpunkte aus für das Einfachste halten, wohl aber allerlei Figuren, die man in der wirklichen Welt sieht. Wellenlinien sind z. B. das Bild von Schlangen. — Eine wichtige Institution bilden die Zauberer, die aber nicht sowohl Priester als vielmehr Aerzte sind (Vergl. „Globus“, Bd. 54, S. 222). Für Gott giebt es in der Bakairi-Sprache kein Wort, und wenn die Wilden an Götter glauben, so hat der Begriff in keinem Falle einen ethischen Inhalt. Ebenso wenig giebt es Idole und gottesdienstliche Handlungen. — Dagegen weiß man von einer Fortdauer der Seele nach dem Tode, und zwar aus der Erfahrung, die der Traum gewährt. Denn alles, was im Traume geschieht, geschieht wirklich, wie der Naturmensch meint. Von einer Entschädigung für Entbehrungen auf dieser Welt und von einer Vergeltung ist dabei aber keine Rede. Die induktive Ethnologie ist auf Grund dieser Thatsachen berechtigt zu sagen, daß der Begriff Gott kein fundamentaler Begriff des menschlichen Denkens ist (Vergl. S. 222).

Die Rückreise ging gut von statten, so lange man auf dem Wasser bleiben konnte, schlecht, sobald man den Landmarsch antreten mußte. Die Indianer leisteten beim Transport der reichen Sammlungen jede mögliche Hilfe, und so brachte man dieselben von Stamm zu Stamm bis Independencia. Dort erhielten die Wilden zum Danke für ihre Dienste und die bewiesene Gastlichkeit alles zum Geschenke, was von den Vorräthen zu entbehren war, namentlich auch elfhundert Messer und anderes Eisenzeug — was ihnen bis dahin völlig unbekannt geblieben war —, und auf diese Weise wurde der Steinzeit am Xingu ein definitives Ende bereitet. Großes Erstaunen erregten bei den Indianern auch die Reit- und Lastthiere, indessen setzte sich der Häuptling muthig auf das Pferd und ließ sich von ihm tragen, und nur das Umlenken verstand er nicht. Uebrigens fand man das Lager Independencia in guter Verfassung. — Von da ab begannen aber unsägliche Strapazen und Entbehrungen, da die Regenzeit hereinbrach, Bäche und Ströme hoch anschwollen, und die Beschaffung von Lebensmitteln schwierig war. Die meisten Leute wurden fieberkrank, und obendrein verirrten sich auch zwei Mitglieder der Expedition, so daß man sie zu suchen hatte. Zuletzt nährte man sich nur noch von Palmkohl und Wurzeln. Endlich erreichte man eine einsame Fazenda, in der die Noth ein Ende fand, und nach anderthalbmonatlichem Marsche (von Independencia ab) traf man am 31. Dezember wieder in Cuyaba ein. Dr. Vogel begab sich von dort auf dem Landwege nach Santa Anna de Paranahyba, und Dr. Ehrenreich wandte sich nach der Provinz Goyaz, um dort den Tocantins hinunterzugehen, während Karl und Wilhelm von den Steinen mit den Sammlungen auf dem Wasserwege nach Rio Janeiro und Europa gelangten.

Als die Haupterfolge seiner Expedition bezeichnete der Reisende am Schlusse seines Vortrages: die topographische Aufnahme der durchreisten Gegend; zahlreiche Körpermessungen; eine vollständige Bakairi-Grammatik; verschiedene Vokabularien; eine reiche Sammlung der verschiedensten ethnologischen Gegenstände; einen tieferen Einblick in die Anfänge der Kultur. Als theilweisen Mißerfolg beklagte er den Verlust einer Kiste, welche die geologischen Sammlungen enthielt; das Schadhaftgewordensein vieler Photographien; und die Unmöglichkeit, den Rio Kuluëne in derselben Weise zu erforschen wie den Xingu.

Kürzere Mittheilungen.

Suva auf Viti-Levu.

Auch die fernen Inselgruppen der Südsee beginnen allmählich sich mehr und mehr am Verkehre mit den übrigen Theilen der Welt zu betheiligen und der Kultur zu erschließen, wie wir dieses dem Berichte eines unserer deutschen Kriegsschiffe, welches seit zwei Jahren in den australischen Gewässern stationirt ist, entnehmen.

Der Hafen von Suva — die Eingeborenen nennen ihn Tomba-Ko-Suva — auf der Fidschi-Insel Viti-Levu, ist eine geräumige Bucht, welche sich in einer Ausdehnung von etwa zwei Seemeilen Länge von West nach Ost, und in einer Breite von $^1/_2$—2 Seemeilen ausdehnt. In ihrem nordwestlichen Theile hat man einen durch vorstehende Riffe von der Natur abgetrennten Theil zum Quarantäne-Hafen bestimmt, was um so nothwendiger erscheint, als von der überaus gesunden Insel noch nie eine Epidemie ausging, und die Einwohner, welche sich für Suva und Umgegend etwa aus 450 Europäern und 500 Melanesiern (vom Salomon-Archipel), 200 Indern (Kulis) und einigen Chinesen und Samoanern zusammensetzen, natürlich vor Einschleppung einer solchen durch einlaufende Schiffe bewahrt bleiben wollen. Die Einfahrt in die Bucht von Suva ist nicht schwierig zu bewerkstelligen; es führt eine etwa 3 Kabellängen (über 500 m) breite Oeffnung im Strandriff hindurch, und es können Schiffe bei klarem Wetter auch des Nachts einlaufen. Der Verkehr von Seiten fremder Handelsschiffe ist bis jetzt noch mäßig, obgleich die Produkte, welche Viti-Levu liefert und welche in Zucker, Kaffee, Thee, Kokosnüssen, Kopra, Bananen, Perlmutter und Schildkrötenschalen bestehen, wohl zur Verschiffung und damit auch zum Import europäischer Artikel anregen können. Im Osten, wo sich das Land zum Strande abflacht, ist die Stadt Suva, welche von der See her schon den Eindruck einer freundlichen kleinen europäischen Stadt macht, erbaut. Sie besteht aus etwa 200 Häusern — fast durchweg massiven Holzbauten mit Zinkbedachung, zu welch letzterer auch das bei uns so häufig verwendete Wellblech oft benutzt worden ist. Eine erhebliche Zahl der Wohnhäuser hat man auf Hügeln erbaut, während die Geschäfts- und Waarenhäuser natürlich in der Nähe des Strandes errichtet worden sind. Hier in der Mitte der Stadt findet sich auch eine Landungs- und Lade-Brücke — ein starker Holzbau in solcher Lage zum Wasser, daß selbst Schiffe mit erheblichem Tiefgange, d. h. voller Ladung, hier bequem anlegen, löschen und wieder laden können.

Von den Eingeborenen ist in Suva selbst nur wenig oder gar nichts wahrzunehmen. Mit der Einwanderung der Europäer und dem damit erfolgten Bau der Stadt haben sie sich vor etwa sieben Jahren nach und nach zurückgezogen und leben jetzt an der anderen Seite des Hafens, in Suva lai lai. Von hier aus bringen sie nach Bedarf ihre Erzeugnisse zu Markte und kaufen gleichzeitig ihre Lebensbedürfnisse ein. Für die Sicherheit Suvas, also für den Polizeidienst in Stadt und Umgegend, sorgt eine aus Fidschi-Leuten sich rekrutirende Truppe von etwa 100 Mann, welche der Führung eines europäischen Officiers unterstellt ist; ihre Bewaffnung ist das Snider-Gewehr.

An Regierungsbehörden finden sich in Suva: das Zollamt, die Post, das Tribunal, die Finanzverwaltung, die Arbeiter-Administration, das Fidschi-Departement (nur für Fidschi-Leute) u. s. w. An Kirchen sind in der Stadt und in der Nähe derselben mehrere vorhanden: eine Presbyterianer-, Wesleyaner-, englische Kirche u. s. w.; Schulen nur eine englische; für die Eingeborenen hat man bis jetzt noch keine Unterrichtsanstalt eröffnet. Die Postverbindungen, durch welche Suva mit der übrigen Welt in Berührung kommt, sind die folgenden: die europäische Post, alle vier Wochen über Auckland und San Francisko; ferner alle 14 Tage Verbindung mit Sydney, und endlich alle sechs Wochen Verbindung mit Melbourne.

Außerdem unterhält ein kleinerer Dampfer den Personen-, Güter- und Postverkehr zwischen den einzelnen Inseln, bezw. Plätzen der Fidschi-Gruppe selbst und den benachbarten Tonga-Inseln.

Die Steuer ist mäßig zu nennen; jeder Eingeborene zahlt eine Kopfsteuer von einem Pfund Sterling pro Jahr. Für Europäer gilt dieselbe nicht; dagegen werden die von diesen zu zahlenden Steuern durch indirecte Abgaben aufgebracht.

Zur Erlangung der Erlaubniß behufs Betreibung eines Gewerbes oder Geschäftes sind die Abgaben ziemlich hohe, und sie differiren zwischen 50 Pfund Sterling (etwa 1000 Mark) für Spiritusbrenner und Destillateure und einem Pfund Sterling (20 Mark) für Bäcker.

In einer Entfernung von etwa einer Viertelstunde von der Stadt sind auf mehreren, sich an einander anschließenden Hügeln die Baulichkeiten des öffentlichen Krankenhauses von Suva errichtet. Gut gehaltene, mit Korallensteinen ausgelegte Wege führen nach den verschiedenen Räumlichkeiten, welche frei und luftig, isolirt von anderen Häusern, mit der Front nach der See nicht fern vom Strande aufgebaut sind. Im Ganzen ist Platz für 80 Personen vorhanden.

Auch eine Arzneischule, welche von jungen Fidschianern besucht wird, hat man in der Nähe des Krankenhauses eingerichtet. Die jungen Leute werden in der Behandlung Kranker, sowie in der Kenntniß der Arzneien soweit herangebildet, daß sie in ihren Heimathsbezirken wenigstens einigermaßen einen Arzt zu ersetzen im Stande sind. Eine Irrenanstalt, für 16 Personen berechnet, ist in nicht zu weiter Entfernung vom Krankenhause außerdem vorhanden.

Da die Geschäfte in Suva zur Zeit nicht besonders in Blüthe stehen und man dort allseitig über Geschäftsstockung klagt, so sind die Preise für Grund und Boden zurückgegangen, während die Lebensmittel im Preise gestiegen sind.

Das Klima in Suva ist angenehm, gesund und den Europäern zuträglich. J. v. G.

Heirathsgebräuche auf dem Bismarck-Archipel.

Die Bewohner von Neu-Pommern (Neu-Britannien) theilen sich nach zwei Klassen oder Ordnungen ab. Keiner darf eine Frau aus seiner Klasse heirathen. Es gilt dies für ein ebenso großes Verbrechen, als wenn unter Christen ein Bruder seine Schwester heirathen wollte. Auf Neu-Lauenburg (Duke-of-York-Gruppe) werden die Knaben in einer geheimen Gesellschaft für die Heirath vorbereitet, während ein solcher Vorunterricht für Mädchen nicht besteht. Auf Neu-Mecklenburg (Neu-Irland) trugen die Mädchen bis zu ihrer Heirathsfähigkeit eine Art Franse auf der Schulter.

Auch kommt es vor, daß sie vier oder fünf Jahre lang in einen sieben bis acht Fuß hohen kegelförmigen Käfig eingesperrt werden. Derselbe ist aus den breiten Blättern des Pandanus-Baumes so dicht angefertigt, daß kein Licht und auch nur sehr wenig Luft eindringen kann. Der enge Raum gestattet den armen Geschöpfen bloß in gekrümmter Stellung zu sitzen oder zu liegen. Kommen sie endlich aus diesem Gefängnisse heraus, so finden immer große Hochzeitsfestlichkeiten statt. Auf Neu-Pommern werden die Frauen mit Muschelgeld gekauft und oft schon im jugendlichsten Alter geheirathet. Der Mann mag dann das Mädchen sofort in sein Haus nehmen oder es, bis es ausgewachsen ist, bei den Verwandten lassen. Auf Neu-Lauenburg werden bei Personen von Rang und Ansehen besonders große Hochzeitsfeierlichkeiten begangen. Die Frauen des ganzen Distriktes bereiten eine Menge von Puddings, viele Schweine werden geschlachtet, und Geschenke aller Art, welche aber später an die Geber zurückerstattet werden, werden öffentlich dargebracht. Eine Kokosnuß wird über den Häuptern des Brautpaares zerbrochen, daß es von der Milch bespritzt wird. Festlichkeiten wiederholen sich dann noch längere Zeit. Die Freunde der Braut bewirthen die Freunde des Bräutigams und umgekehrt. Wenn ein Mann nach dem Tode seiner Frau eine andere heirathet, so versammeln sich die weiblichen Anverwandten der Verstorbenen und suchen an dem Eigenthum des Mannes möglichst viel Schaden anzurichten. Im übrigen mag ein Mann so viele Frauen heirathen, wie er bezahlen kann. H. G.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die Waldfläche der Schweiz beträgt nach Professor Dr. Bühler in Zürich 821 452 ha. Davon entfällt auf den Kanton Bern 144 344 ha und auf Graubündten 126 000 ha, auf beide zusammen also fast ein Drittel der ganzen Waldfläche des Landes. Im Verhältniß zur Größe der Kantone ist Schaffhausen am reichlichsten (zu 39 Proc.), Genf am schwächsten bewaldet (10 Proc.). Im ganzen beträgt die Waldfläche der Schweiz 20 Proc. der Gesammtfläche. Geringere Bewaldung haben in Oesterreich nur Görz (16,5 Proc.), Triest (18 Proc.) und Dalmatien (16,5 Proc.), also die am Adriatischen Meere gelegenen Bezirke; sodann in Deutschland die an der Ost- und Nordsee liegenden Provinzen Ostpreußen (18 Proc.), Hannover (16 Proc.), Schleswig (6 Proc.), endlich die Nord- und Westküste Frankreichs (2 bis 16 Proc.). Die Ursache der verhältnißmäßig geringen Bewaldung der Schweiz findet Bühler in dem geologischen Bau und den klimatischen Verhältnissen der Alpen, welche große für den Weidebetrieb und Grasbau geeignete Flächen bieten. Da die Bevölkerung im Gebirge sehr dünn ist, so ist an manchen Orten Ueberfluß an Holz vorhanden, so daß die Preise desselben niedrig stehen und die Waldrente vielfach vom Ertrage des Weidelandes übertroffen wird. Bühler fordert die Erhaltung des Waldes auf dem ihm noch verbliebenen Terrain und eine Ausdehnung desselben auf bisher unangebaute oder schlechter rentirende Grundstücke. Abgesehen von dem Schutze, den der Wald gegen schädliche Naturereignisse gewährt, ist eine Steigerung der Holzproduktion nothwendig. Augenblicklich übersteigt die Einfuhr an Holz die Ausfuhr. An der Einfuhr an Brenn- und Nutzhölzern ist übrigens Deutschland in bedeutend höherem Grade betheiligt, als die anderen drei Nachbarländer.

— Rumänien produzirte im Jahre 1886 bis 1887 aus seinen vier großen Steinsalzwerken — zu Doftana, Slanic, Tirgu-Ocna und Ocnelemari — 86 076 000 kg Salz, d. i. 2 675 000 kg mehr als im vorhergehenden Jahre.

Asien.

— Der unseren Lesern wohlbekannte Reisende J. A. Jacobson ist von seiner Reise im südostasiatischen Archipel, die er im Auftrage des Berliner Museums für Völkerkunde unternommen hat, zurückgekehrt und hat eine große Menge von ethnologisch werthvollen Gegenständen von dort mitgebracht. Sein Gefährte, Herr Kühne, setzt seine zoologischen Sammlungen in der angegebenen Gegend noch weiter fort. Die Hauptinseln, welche die Reisenden durchstreiften, waren Selajar, Djampeja, Flores, Solor, Alor, Wetter, Kisser, Kei und Timurlaut. Ihre Gesundheit war dabei an verschiedenen Orten in großer Gefahr.

— Das territoriale Wachsthum von Britisch Indien wird durch die folgenden Zahlen des „Statistical Abstract“ für 1888 veranschaulicht: 1842 hatte Indien eine Fläche von 626 000 englischen Quadratmeilen, 1847 (nach dem Sind-Kriege und nach dem ersten Sikh-Kriege) war dieselbe auf 675 000 Quadratmeilen gewachsen, 1848 (durch das Aussterben des Herrscherhauses von Sakara) auf 699 000, 1855 (nach dem zweiten Sikh-Kriege, dem zweiten birmanischen Kriege und dem Aussterben verschiedener indischer Dynastien) auf 832 000, 1856 (durch die Depossedirung des Fürsten von Audh) auf 856 000, 1865 (nach dem Kriege mit Bhutan) auf 860 000 und 1882 (nach den letzten afghanischen Kriegen ꝛc.) auf 947 887.

— Nach einem Berichte aus Hakodate scheint die Besiedelung der Insel Jeso infolge der energischen Thätigkeit des japanischen Kolonisations-Amtes riesige Fortschritte zu machen. In den Jahren 1869 bis 1886 sind nicht weniger als 106 302 Personen dahin befördert und 22 034 Häuser erbaut worden, während vorher die gesammte Bewohnerzahl der Insel nur 48 867 und die Häuserzahl nur 10 397 betrug.

— Das Christenthum in Japan. Bereits vor einigen Jahren ist die Staatsreligion als solche in Japan abgeschafft, und die Priester hörten mit dem Tage des Erscheinens des Ediktes auf, Staatsdiener zu sein. Unabhängig von dieser Maßregel wurde damals von anderer Seite der Gedanke angeregt, wie nützlich es für die Entwickelung des Landes sein würde, wenn letzteres sich zum Christenthum bekehrte; ob dieser eigenthümliche Schritt, den Religionswechsel eines ganzen Landes aus Nützlichkeitsrücksichten zu befürworten, bedeutenden Erfolg gehabt, möchten wir bezweifeln, doch scheint es sicher, daß das Christenthum dort bedeutend an Boden gewinnt, wie folgende Mittheilung des Rev. H. C. du Bose, dem „Chinese Recorder“ entnommen, beweist: Wir leben hier in der Nähe des Landes der aufgehenden Sonne, aber so schnell ist der Fortschritt der Civilisation, daß es für uns, welche im alten Geleise wandeln, schwer ist, die Riesenschritte zu verstehen,

welche das junge Japan gemacht hat. Als Christen begrüßen wir die ersten Strahlen der Sonne der Gerechtigkeit, das wahre „Nippon". Der Shintoismus ist, praktisch gesprochen, erloschen, der Buddhismus welkt dahin und seine Priester erkennen, daß seine Tage gezählt sind. An manchen Orten haben sie die ausländischen Namen „Bischof" und „Reverend" angenommen, haben Sonntagsschulen eingerichtet, und am Buddhisten-Kollegium zu Kioto lehrt ein ungläubiger Ausländer das alte Testament. Das Kaiserreich ist beinahe bereit, die Religion des Westens zu empfangen, und wenn die Kirche überall erwachte und sofort tausend Prediger, Missionare dorthin schickte, so wäre es möglich, daß wir in wenigen Jahren das wunderbare Schauspiel „einer in einem Tage geborenen Nation" sähen. Die große Macht des buddhistischen Einflusses, welche in China unsere größten Anstrengungen zu Schanden macht, ist in Japan aus dem Wege geräumt. Alle denkenden Männer, selbst solche, „welche sich gar nicht um solche Dinge kümmern", sagen, daß das Christenthum die Zukunftsreligion des Landes sein wird. Die besseren Klassen begrüßen die Ankunft des Fremden im Inneren des Landes, und hohe Beamte verkehren gern in Gesellschaft der Diener des Evangeliums.

— Kaukasien macht neuerdings ernstlich Miene, in die Reihe der Wein-Export-Länder zu treten, und wenn man bedenkt, daß die Rebe in dieser Gegend seit Jahrtausenden angebaut wird, sowie, daß sie daselbst vielleicht ihre Urheimath hat, so kann dies kaum Wunder nehmen. 1887 wurden 225 000 Liter nach dem Auslande verschifft. Nach Rußland sendet Kaukasien seit längerer Zeit ein viel beträchtlicheres Quantum.

— Die Zahl der jährlich aus Rußland nach Sibirien Deportirten beträgt nach einer in der „Neuen Zeit" aufgestellten Berechnung gegenwärtig etwa 12 500 Seelen; nimmt man die Familienmitglieder der Verbannten, die in so vielen Fällen deren Loos freiwillig theilen, hinzu, so wird die Gesammtzahl der auf solche Weise nach Sibirien verpflanzten Russen sich nahezu auf 20 000 veranschlagen lassen, doppelt so viel als noch vor 15 Jahren! Die Fortschaffung dieser Menschenmenge, die für die Zunahme der Bevölkerung Sibiriens ins Gewicht fällt, kostet jährlich die enorme Summe von mehr als 5 Millionen Mark ($2^1/_2$ Millionen Rubel).

— Wilde Thiere und Schlangen richten in Britisch-Indien unter Menschen und Hausthieren alljährlich noch immer gewaltigen Schaden an. So wurden im Jahre 1886 durch Schlangen getödtet 22 134 Menschen, durch Tiger 928, durch Wölfe 222, durch Leoparden 194, durch Bären 113, durch Elephanten 57, durch Hyänen 24 und durch andere Thiere 1169 — insgesammt 24 841. Die Zahl der getödteten Hausthiere betrug 57 541, und von dieser Zahl kamen etwa 80 Procent auf Rechnung der Tiger (23 769) und Leoparden (22 275). Dagegen wurden 22 487 wilde Thiere und 417 596 Schlangen von Menschen erlegt.

Afrika.

— Professor Dr. Schweinfurt erstattete in der Oktobersitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde einen gedrängten Bericht über die Forschungen, welche er während der letztvergangenen fünfzehn Jahre in Egypten angestellt hat. Er betonte, daß Egypten trotz seiner Nähe bei Europa und trotz seiner hohen kulturhistorischen Bedeutung in geographischer Beziehung nur äußerst lückenhaft bekannt sei, und daß er es sich nach seiner Rückkehr aus Centralafrika (1872) zur Aufgabe gemacht habe, diese Lücken so viel als möglich auszufüllen, um so mehr als ihm Gesundheitsrücksichten einen längeren Aufenthalt im Lande der Pyramiden habe rathsam erscheinen lassen. In kartographischer Hinsicht sei selbst bezüglich der nächsten Umgebung von Kairo noch so gut wie nichts gethan, und man sei beinahe ausschließlich auf veraltete französische Karten angewiesen, daher habe er sich für einzelne Distrikte bemüht, die Arbeiten zu thun, welche in den europäischen Ländern dem Generalstabe obzuliegen pflegen. Ebenso stehe es in geologischer Beziehung, und gerade darin sei das Land ganz ungemein interessant; er habe darum theils allein, theils mit Professor Zittel, Dr. Walther rc. auch diesem Gegenstande seine Aufmerksamkeit zugewandt, und es sei ihm gelungen, mancherlei bezüglich des Schichtenbaues der Arabischen Wüste klar zu legen. Endlich habe er die Arabische und Lybische Wüste, das Nilthal und die Küstengegend des Rothen Meeres floristisch so genau als möglich untersucht. Die alljährlichen Exkursionen, welche der Reisende zu diesem Zwecke unternahm, erstreckten sich zum Theil auf Weglängen von 1000 bis 2400 km. Seines Ausfluges nach Socotra (1881) gedachte er nur nebenbei.

— Lieutenant Wißmann, der durch die Erfahrungen und Anschauungen, die er bei seiner zweimaligen Durchquerung Afrikas hat sammeln können, mehr als ein anderer befugt ist, über centralafrikanische Dinge eine Meinung zu äußern, hat sich über das Schicksal Stanley's und die afrikanischen Sklavenjäger bei verschiedenen Gelegenheiten ungefähr wie folgt ausgesprochen: Aller Wahrscheinlichkeit nach hat Stanley gegenwärtig Emin-Pascha erreicht. Wäre er in der einen oder anderen Weise auf seinem Marsche zu Grunde gegangen, so würde die bestimmte Nachricht davon bei den afrikanischen Verhältnissen unbedingt bis zur Küste gedrungen sein. Ebenso beweist auch der Umstand, daß seit Monaten keine Boten mehr aus Wadelai nach Zansibar gekommen sind, eher, daß Unyoro und Uganda sich gegenwärtig einer stärkeren Emin'schen Macht gegenübergestellt sehen, als einer schwächeren. — Eine gewaltsame Unterdrückung der arabischen Sklavenhändler und ein Gericht über diese Scheusale sei augenblicklich das wichtigste afrikanische Kultur-Problem, und mit ein paar Millionen Mark getraue er sich dasselbe zu lösen.

— Die englische Ostafrikanische Gesellschaft, die mit dem Sultan von Zansibar einen ähnlichen Vertrag wegen Ueberlassung des Küstengebietes abgeschlossen hat, wie die deutsche, ist bei der Uebernahme der Küstenplätze glücklicher gewesen, als diese. Da sie durch die Vorgänge in Deutsch-Ostafrika gewarnt war und von vornherein umfassendere Vorkehrungen treffen konnte, darf dies nicht Wunder nehmen. Es beweist aber noch bestimmter, daß ein unmittelbarer Zusammenhang zwischen dem Aufstande in Ostafrika und dem aggressiven Vorgehen der Sklavenhändler im Innern nicht besteht, wenn es sich auch in beiden Fällen um eine arabische Bewegung handelt. Die Lösung der deutschostafrikanischen Frage erscheint natürlich dadurch viel aussichtsvoller.

— Dr. Hans Meyer und Dr. Oskar Baumann sind über Pangani nach Zansibar gelangt, nachdem sie vorher in die Gefangenschaft der Aufständischen gerathen waren und arge Mißhandlungen von denselben zu erdulden hatten. Indische Händler sollen ihnen durch Vorstreckung von Lösegeld die Freiheit wieder verschafft haben. — Ebenso ist auch Graf Teleki, um dessen Schicksal man bei den augenblicklichen ostafrikanischen Zuständen ernstlich besorgt sein mußte, von Samburu glücklich in Taweta (südöstlich vom Kilimandscharo) angekommen, um sich von dort nach Zansibar zu begeben.

— Der italienische Gefährte Emin Pascha's, Hauptmann Casati, soll nach englischen Berichten zusammen mit dem tripolitanischen Händler Biri auf Anstiften des Königs Kabrega von Unyoro ermordet worden sein.

— In den Kreisen der Regierung des Kongo-Staates ist man noch immer von der Treue und dem Wohlverhalten des Araber-Fürsten Tippoo Tib fest überzeugt, um so mehr, als

sich derselbe von der Todesnachricht Barttelot's sehr erschüttert zeigte, und den Mörder ohne weiteres preisgab. Lieutenant Baert hat deshalb auch ohne Bedenken mit ihm eine Reise in das Land südlich von Kassongo angetreten, um dasselbe zu erforschen und Stationen daselbst zu gründen. Hoffentlich kommt dieser Herr zuletzt nicht auch noch in die Lage, den schlauen Araber auf Grund seiner Erfahrungen als einen Verräther zu bezeichnen, wie der unglückliche Barttelot.

Nordamerika.

— Den Aufstellungen des „Agricultural Department“ in Washington gemäß hat sich die Wollproduktion der Vereinigten Staaten in den beiden letzten Jahrzehnten bedeutend gesteigert. 1870 betrug die Zahl der Schafe in der Union nur 31,8 Millionen, 1887 dagegen 43,5 Millionen, und da man der Züchtung von guten Wollschaf-Rassen besondere Sorgfalt zuwandte, so wuchs der Wollertrag in einem noch viel stärkeren Maßstabe als die Zahl der Thiere. Ebenso wie in anderen Wirthschaftszweigen hat sich also auch in der Schafzucht der Union neuerdings die Tendenz zu einem intensiveren Betriebe geltend gemacht. Von der Zufuhr von Wolle und Wollwaaren aus anderen Ländern ist das Land dadurch mehr und mehr unabhängig geworden.

Südamerika.

— Die argentinische Einwanderungsziffer betrug im Jahre 1887 98 898, stand also in der Besiedelungsgeschichte des Landes nur hinter derjenigen des Jahres 1885 zurück (um ca. 10 000). Bedeutender als je war der Antheil, den das italienische Bevölkerungselement dabei hatte (67 139), aber auch der Antheil des spanischen (15 618) und französischen (7036) war verhältnißmäßig beträchtlich; Oesterreicher wanderten 2498, Schweizer 1420, Deutsche 1333, Briten 1038, Russen 955 ein. Etwa $^5/_9$ von der angegebenen Gesammtziffer wandte sich der Landwirthschaft zu.

Australien und Polynesien.

— Am Abercrombie-Flusse, 320 km westsüdwestlich von Sydney, wurde ein reiches Alluvial-Goldfeld von großer Ausdehnung aufgefunden. Ebenso wurde in der Kolonie Westaustralien am Pilburra Creek, welcher in den Yule-River mündet, Gold entdeckt.

— Die Annexionen der Engländer im pacifischen Oceane schreiten noch immer fort, und es ist vor kurzem auch Rarotonga nebst den übrigen Inseln der Hervey- oder Cook-Gruppe unter die britische Schutzherrschaft gestellt worden. Der Archipel besteht aus neun Haupt- und zahlreichen Nebeninseln, ist korallinen Ursprungs, und sein Flächeninhalt wird auf 800 qkm, seine Bevölkerungszahl aber auf 7700 angegeben. Nicht ohne Bedeutung ist seine Lage zwischen den Samoa- und den Gesellschafts-Inseln.

Polarregionen.

— Einem Aufsatze von Dr. E. Brückner über die Resultate der meteorologischen Beobachtungen der deutschen Polarstationen („Meteorol. Zeitschr.“ 1888, S. 245 ff.) entnehmen wir die folgenden Daten: Am Cumberland-Sund wurde von der deutschen Polar-Expedition am 9. März 1883 eine Tagesschwankung des Thermometers um 33,2° C. beobachtet (von — 29,5° um 8 Uhr 5 Minuten abends auf + 3,7° um 5 Uhr nachmittags). Das absolute Minimum betrug — 48,4°, das absolute Maximum 20,2°, die Jahresschwankung also 68,5°. Dadurch, daß an den kalten Tagen meist Windstille herrschte, waren die niedrigen Temperaturgrade aber verhältnißmäßig bequem zu ertragen. In Okak (Labrador) wurde eine Temperatur von — 36,5° und eine solche von + 29,9° beobachtet. Starke Westwinde, die die Kälte bringen, machen diese letzteren aber sehr empfindlich. Die Ostwinde hatten mildes Wetter und Regen im Gefolge. Auf Süd-Georgien war die größte Tagesschwankung des Thermometers nur 16,8° (26. August 1882: 4 Uhr früh — 1,7°, 9 Uhr abends + 15,1°). Die höchste Temperatur betrug (11. Februar) 17,8°, aber kein Monat war frostfrei, und die Temperatur war im allgemeinen viel niedriger als an der Südspitze Südamerikas. Daher auch die starke Vergletscherung, die indessen 1883 im Rückgange begriffen war. Charakteristisch für Süd-Georgien war das vollkommene Fehlen elektrischer Entladungen.

Allgemeines.

— Unter den in unser Gebiet einschlagenden Vorträgen, die auf der diesjährigen deutschen Naturforscherversammlung gehalten worden sind, heben wir außer dem bereits besprochenen des Dr. K. von den Steinen (S. „Globus“, Bd. 54, S. 221 f.) namentlich noch hervor: denjenigen des Dr. Weismann „über die Hypothese einer Vererbung erworbener Verletzungen“ und denjenigen des Professor Dr. Virchow „über künstliche Verunstaltungen des menschlichen Körpers“. Dr. Weismann kam durch die Prüfung von einer längeren Reihe von Einzelfällen bezüglich seiner Frage zu einem negativen Resultate. Vor allen Dingen sei von einer Vererbung der freiwilligen Verstümmelungen wilder Völker — wie der Löcher in Ohren und Nase, der Hautwunden des Tättowirens ꝛc. keine Rede. Auch die künstlichen Zwergfüße der Chinesinnen gehen nicht auf die Kinder über. — Nach Virchow sind die künstlichen Schädeldeformationen ursprünglich auf gewisse praktische Veranlassungen zurückzuführen (z. B. auf den Transport der Kinder bei Reitervölkern vermittelst Anschnallen auf ein Brett), es entwickelt sich daraus aber dann vielfach eine förmliche Mode. Reine Mode sind die Verunstaltungen der Füße bei den Chinesinnen, die Verunstaltungen des Brustkorbes der Europäerinnen ꝛc.

Bücherschau.

— Europäische Wanderbilder. (Nr. 130 bis 142.) Zürich. Orell Füßli & Co. — Diese schön mit Illustrationen und Situationsplänen ausgestatteten Bändchen enthalten populäre Charakteristiken historisch und landschaftlich interessanter Punkte aus den verschiedensten Gegenden Europas und verdienen die Gunst, die sie sich bei dem reisenden Publikum erworben haben, im vollsten Maße. Meist sind es mit ihrem Gegenstande wohlvertraute und berufene Männer, die sie entwerfen. Die uns vorliegenden Bändchen behandeln: Die Brünigbahn (von J. Hardmeyer); Tharasp und seine Umgebungen (von Dr. J. Pernisch); Görlitz (von Dr. F. Blau); Sitten und Umgegend (von F. O. Wolf); und Erfurt (von L. Röll).

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIV. № 19.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Nepal.

Von Emil Schlagintweit.

II.

Die Gesammtbevölkerung Nepals wird auf zwei Millionen geschätzt. Völkerscheiden bilden die Flüsse, im Osten der Kosi für den tibetischen Stamm, im Westen der Gandak für die indische Mischrasse. Der Raum zwischen diesen beiden Strömen ist politisch das Hauptland und wird von Völkerschaften centralasiatischen Ursprungs eingenommen, die auf den Einwanderungswegen eines Theiles der Waldbewohner des vorgelagerten Indien sitzen, und die das Bindeglied zwischen der nordasiatischen Rasse und den breiten hinduisirten Volksmassen der Gangesebene bilden.

Der Hauptstamm westlich des Kosi, an der Grenze gegen Sikkim, im Stromgebiete der Tista, sind die Leptscha. Sie gehören mit den Murmi, Metsch und Mischmi im äußeren Himalaya, den Kahar in Nord-Bengalen und Gorakhpur, den Santal an der Südbiegung des Ganges auf dessen rechtem Ufer, den Rabha, Khassia und Assamesen im mittleren Brahmaputra-Thale und seitlich desselben, jenem Volke von geringer Größe und mit pyramidalem Kopfbau an, dessen Gesicht dabei großer Kopfdurchmesser, breite Backenknochen und spitz zulaufendes Kinn kennzeichnet; die Stirn ist abgeplattet. Die Nase ist breit, der Sattel jedoch ist nicht eingedrückt und steht im Profil über die Augen vor. Von Bart wird nur kleiner Schnurrbart getragen. Die Größe bei diesen Himalaya-Völkern schwankt von 1520 mm bei den Murmi, bis 1584 mm (im Mittel) bei den Leptscha. Am unschönsten ist der Murmi; Linien zwischen Augenwinkel, Nasenflügel und Mundwinkel gelegt, stehen schief zu einander und geben dem Gesichte einen überaus häßlichen Ausdruck. Der Körperbau ist kräftig, der Unterkörper gedrungen, Arme bei den Metsch und Murmi unverhältnißmäßig lang, wie dies bei unvermischten indischen Naturvölkern häufig der Fall ist.

Einer anderen Gruppe gehören die Limbu an; sie nehmen die Vorberge ein und sind in Sikkim den Leptscha-Sitzen vorgelagert, in Nepal dagegen wohnen sie in der gleichen Höhe wie diese. Sie sind größer als die Leptscha, 1622 mm hoch, haben geradere Stirn, weniger breit gedrückten Kopf, längeren Oberleib. Sie gelten den englischen Ethnographen als ein Stamm mit den Kiranti, was nur ein anderer Name für dieses Volk sei. In diesem Zusammenhange ist es von größter Bedeutung, daß „Kiranti" in der Form „Kiráta" in der altindischen Geschichte wohlbeglaubigter Name eines Gebirgsvolkes im Himalaya ist. Die brahmanischen Geschichtsschreiber sprechen von ihnen verächtlich; aber Ptolemäus kennt sie. Die nepalesische Ueberlieferung rechnet den Kiranti in der Zeit nach dem fünften christlichen Jahrhundert 27 Könige mit einer Gesammtzahl von 1630 Regentenjahren zu, und ihre Ausdehnung weit nach Süden zu beweist nicht nur der griechische Geograph, sondern das Forterhalten ihres Namens bis in die Gegenwart in dem abgeschwächten Wortlaute „Kiradi" und „Kirar" in dem Namen einer wenig geachteten, Ackerbau treibenden Kaste im westlichen Central-Indien und im anschließenden Berar. Die Untersuchung der Sprache der nepalesischen Kiranti weist ihnen einen Platz unter den Kol

an, einem der zurückgebliebensten Völker außerhalb der indischen Kastenordnung. Obgleich in steter Gemeinschaft mit Stämmen unter Leitung brahmanischer Priester, und von Norden her eingeengt von Anhängern des buddhistischen Glaubens, sind die Limbu-Kiranti im niedrigsten Fetischdienste befangen geblieben. Es fehlt ihnen nicht bloß der Glaube, sondern auch der Name für Gott. In vollstem Maße gilt dies von den Kiranti; der Limbu hat sich von der auf ihn einwirkenden buddhistischen Geistlichkeit bereits besondere Schutzheilige aufdrängen lassen und wagt es nicht mehr, den sein Haus betretenden Bettelmönchen ein Almosen zu verweigern, aus Furcht, daß diese seine Schutzgeister abwendig machen. Die Feinde des Menschen sind die bösen Geister, sie verfolgen ihn auf Schritt und Tritt, und selbst die Geister der verstorbenen Anverwandten sind nicht Schützlinge, sondern gönnen den Ihrigen Wohlstand nicht. Blutige Opfer sind allein im Stande, diese Geister vom Menschen abzulenken und sie zu veranlassen, unter sich selbst sich zu beschäftigen; man opfert überall, aber damit der Nebenmensch nicht in Verderben geräth, indem er sich unbewußt in das Machtbereich des Opfers und des davon sich nährenden Geistes geräth, wird die Stelle, an welcher man es hinterlegt, durch einen Bambusstab erkennbar gemacht, an welchem Fetzen Tuch befestigt sind. Das hohe Alter und die große Verbreitung dieses Gebrauches unter den Gebirgsbewohnern beweist, daß der Buddhist tibetischen Glaubens aller Orten solche Stangen aufrichtet, um sich bei seinen täglichen Verrichtungen Gedeihen zu sichern. Derselben Anschauung entspricht die Einsenkung aufrecht gestellter Steine über den Verbrennungsstätten der Verstorbenen, eine Sitte, welcher auch die Bewohner der Waldhänge am linken Brahmaputra-Ufer — am meisten die Khassia — huldigen.

Den Limbu-Kiranti zunächst, aber eine Stufe tiefer als diese, stehen die scheuen Bewohner der Sumpfniederung am Südrande des Himalaya. Am eingehendsten unter diesen zurückgebliebenen Stämmen sind für Nepal die Hayu, (auch Vaya) bekannt. Sie haben eine Ueberlieferung, aus Ceylon gekommen zu sein und auf der weiten Reise in Central-Indien längere Zeit Standquartier genommen zu haben. Aus der Namensähnlichkeit mit Völkernamen Ceylons, aus Eigenthümlichkeiten der Sprache und Uebereinstimmung im Aeußeren folgern so bewährte Forscher, wie Hodgson und Dalton, nicht ohne Grund ihre Zugehörigkeit zu den Kol-Völkern Indiens, „nur sind diese viel schöner“. Die Hayu erreichen 1636 mm Höhe, sind dunkler als die Leptscha; die Stirn ist flach, der Hinterkopf platt, die Breite oberhalb Augen groß, die Stirn nur schwach sich zuspitzend, das Kinn dagegen stets schmal, wie bei Leptscha, der Nasensattel nicht eingedrückt, die Augen liegen zurück. Unter ihren Gebräuchen ist ganz besonders beachtenswerth, daß sie ihre Nationaltänze genau in derselben Weise vollziehen, wie die Oraon, die Ho und andere Stammesreste dieser Gruppe in Mittelindien. Dreißig und mehr Paare ordnen sich zum Ringtanze; jeder drückt fest gegen den Vormann, die Brust des Mädchens preßt sich gegen den Rücken des Mannes, und dessen Leib deckt ihren Rücken. Ist der Ring fest geformt, dann heben sich die Füße nach der Musik gleichzeitig vorwärts im Kreise schreitend, bis der Ring unter hellem Schrei auseinander bricht und Einzeltänze sowie Gelage folgen.

Den Gegensatz zu diesen beiden Gruppen bilden die Gorkha. Dieser Name ist ein politischer und der ihn tragenden Bevölkerung von dem jetzt herrschenden Königsgeschlechte gegeben, das früher ein kleines Gebiet nördlich von der Landeshauptstadt Kathmandu besaß und in dem Städtchen Gorkha residirte. 1767, nach Beseitigung der regierenden Newari-Linie, als König über ganz Nepal anerkannt, dessem Besitze werthvolle Fürstenthümer im Westen und selbst tibetische Landstriche zugeführt wurden, gestattete die Dynastie ihren Getreuen den Namen Gorkhala oder Abkömmlinge von Gorkha. Die Einführung dieses Namens leistete der religiösen Politik der neuen Dynastie Vorschub. Während unter ihren Vorgängern die Volksmassen dem Buddhismus sich zuneigten, zogen mit den neuen Herrschern andere Götter ein. Nepal wurde in ganz Indien der einzige Staat, in welchem sich die Regierung zum Werkzeug der Brahmanen hergiebt, ihnen einen bevorzugten Gerichtsstand einräumt, die Kastenvorschriften zum Staatsgesetz erhob und Bruch derselben mit schweren körperlichen Strafen belegt, unter denen Verstümmelung obenan steht.

Den Stämmen nach sind unter den Gorkhas verschiedene Völkergruppen zu einer Nationalität zusammengewachsen: Newari oder Khas, Magar und Gurung. Die Newari gaben früher die Herrscher, die Magar erhoben die gegenwärtig regierende Dynastie, die Gurung sind die Landsknechte der jetzigen Regenten. Als Volk betrachtet, sind die Newari eine Mischrasse mit Hindus, die Magar Mischlinge von Hindus unter Beimengung von tibetischem Blut, die Gurung mehr die reine nepalesische Urrasse.

Die Newari leiten ihren Namen von der nepalischen Bezeichnung für Fasan ab; dieser Vogel zeigt im eigentlichen Nepal zwischen den Flüssen Gandak und Kosi ein Gefieder von seltener Pracht und gehört zu den stolzesten seines Geschlechtes. Mein Bruder Hermann brachte davon viele Exemplare nach Europa, die jetzt verschiedenen Museen zur Zierde gereichen. In der ältesten Geschichte sehen wir die Newari als Gegner der Kiranti und als Kämpfer um die Herrschaft mit indischen Königen. Die Nähe des Landes an Gorakhpur, der Wiege des Buddhismus, war der Annahme der neuen Religion günstig; sie brachte ihnen Gesittung, Schrift und Literatur. Die „Lantsa“ genannte, in Spitzen ausgezogene Devanagari-Schrift ist dort noch heute in Klöstern geübt, wenn auch im täglichen Leben verdrängt durch das gewöhnliche Devanagari. Alle Newari-Könige tragen Sanskritnamen, die herrschenden Familien haben durchweg Radschput-Blut in sich aufgenommen. Weiter hinab in die unteren Schichten wurde die Vermischung getragen im 14. Jahrhundert, als sich ein stärkerer Strom angesehener Brahmanen- und Radschput-Familien nach Nepal wandte, um sich vor dem Moslim zu retten. Diese Einwanderer vollendeten die Hinduisirung Nepals. Der Einfluß des Hofes nöthigte zwar zunächst eine wichtige Abweichung von der indischen Kastenordnung anzuerkennen und Kinder von Brahmanen oder Radschputs mit einer Frau, die außerhalb der Kastenordnung stand, als ebenbürtig zu erklären, statt als Abschaum. Dabei erhielt der Sohn und damit das von ihm seinen Nachkommen gegründete neue Geschlecht den Titel des Vaters, und daraus erklärt sich die auffallende Erscheinung, daß Namen der ältesten indischen Brahmanen- und Radschputen-Geschlechter unter den Newaris auftreten. Wie wenig hoch diese nepalischen Kasten in Indien geschätzt werden, beweist folgender verbürgter Vorgang. König Ramsah von der Gorkha-Linie in Nepal schickte im vorigen Jahrhunderte einen Brautwerber an den Hof von Mewar (Udaipur), der für seinen Herrn um die Hand einer Tochter aus diesem angesehenen Geschlechte der Sesodia-Radschput warb. Der Stammbaum wurde in Ordnung befunden; da frug man den Abgesandten um seine eigene Kaste, und als dieser sich einen Pande-Brahmanen nannte, wurde die Heirath geweigert, denn er war als militärischer und nicht als geistlicher Würdenträger gekommen und durfte demnach nicht von Brahman-Blute sein. Noch heute verfehlen sich in Nepal selbst Brahmanen gegen die Grundregeln des Kastengesetzes sowohl in der Frauenwahl, wie in Beruf und Nahrung; aber die Gefahr, welche ihren Vorrechten droht, haben die Leiter

erkannt, und es wurde deswegen unter der jetzt ein Jahrhundert regierenden Dynastie einer weiteren Verschlechterung durch Aboriginierblut ein Damm gesetzt. Die neuen Herrscher waren von weniger reinem Blut als ihre Vorgänger, bedurften daher einer abgötterischen Verehrung, um höher gewürdigt zu werden; die Brahmanen und Großen des Reiches halfen ihnen dazu um den Preis, daß den hinduisirten Unterthanen geschlechtlicher Verkehr mit den außerhalb der brahmanischen Religionsgemeinschaft stehenden Gebirgsstämmen bei schwerer Leibesstrafe untersagt ist: den Mann trifft der Tod, die Frau Verstümmelung. Ist der eine schuldige Theil jedoch ein Brahmane oder die Tochter eines solchen, dann hindert die Heiligkeit der Kaste eine Bestrafung am Leibe, und er wird den Kasten-Oberen zur Auferlegung einer Buße überwiesen. — Ebenso streng ist das Verbot des Schlachtens der Rinder durchgeführt, und zwar gilt diese Bestimmung für alle Unterthanen; bei dem Bedürfnisse an Fleischnahrung führte dies zu dem Mißstande, daß die außerhalb der Hindu-Gemeinschaft stehenden Bewohner zum gefallenen Vieh greifen und verrohen. Im übrigen ist die Auftheilung selbst der am meisten hinduisirten Gruppen in Berufskasten, wie in Indien, nicht durchgeführt und fehlt es bei der verhältnißmäßig wenig entwickelten Gewerbsthätigkeit an den Grundlagen hierzu.

Die beiden anderen großen Gruppen der Gorkha sind die Magar und Gurung; erstere theilen sich in den Grund und Boden mit den Newari-Khas, die Gurung sitzen nördlich von den Magar. Schon die Magar zeigen in der Sprache starke Anklänge an das Tibetische, aber noch durchsetzt vom Indischen; es treten darin tibetisirte Redewendungen auf, die mit Hindu verwoben sind, und es kommen indische Sprachregeln vor, die Ausarbeitung mit tibetischen Mitteln zeigen. Die Magar sind eine Hauptstütze der regierenden Dynastie. Noch reineres Gebirgsvolk sind die Gurung und daher dem Hinduismus wie der Dynastie weniger zugethan.

Im Aeußeren spricht sich die größere oder geringere Mischung deutlich aus, Limbu-Bildung herrscht vor, selbst noch unter den Newari-Brahmanen. Die Newari nähern sich mit durchschnittlich 1611 mm Höhe den Bhot (Tibetern); der Kopf ist breit, der Obertheil jedoch weniger pyramidal als bei den Limbu, das Kinn mäßig entwickelt. Die Nase ist selten spitz, sondern meist stumpf, der Sattel liegt tief, so daß die gerade stehenden Augen häufig darüber vorstehen. Die Gurung und Magar sind durchweg kräftiger gebaut. Ihre Größe übersteigt mit 1652 bis 1666 mm die Newari wie die Bhot, der Kopfbau ist länglich, die Backenknochen sehr breit, das Kinn spitzt sich zu, und die Augen sind schief gestellt. Der Nasensattel ist gut entwickelt, dagegen macht Unregelmäßigkeit in den Linien das ganze Gesicht häßlich.

Westlich des Gandak-Flusses, gegen Kumaon, betreten wir das Gebiet des reinen Hinduismus, und der Buddhismus hat nur in den höchsten nach Tibet sich abdachenden Thälern Anhänger. Die Bevölkerung nennt sich Thakar, legt sich aber auch die Namen Nawat, Rathi bei; die Anwohner der Ebene theilen sie in Thakar, unter denen Mian den Adel bilden, und in Bhot-Radschput. Die Thakar zeigen edle Züge; die Nase ist gerade und spitz, Stirne gerade. Die Mian-Gruppe der Thakar gilt von hohem Adel; einzelne Familien sollen einen Stammbaum auflegen können, der bis in das zweite Jahrtausend vor Christus hinaufreicht und werden selbst regierenden Fürsten ebenbürtig erachtet. So stammt der Vasallenfürst von Badschaur, den jüngst die nepalesische Königstochter ehelichte, von einer solchen Familie. Die Bhot-Radschput zeigen die Spuren ihrer Zurückführung auf tibetisches Blut, in starker Vermischung mit Hindu-Sklaven aus der Ebene, einst der Abschaum der brahmanischen Kastenwelt. Sie sind auffallend klein, 1560 mm, zeigen außerordentlich niedrige Stirn, haben Stumpfnase mit weiten Nüstern und tief gesenktem Nasenbein; der Unterkopf ist nach vorn gestellt. Dabei ist der Rumpf gedrungen und unverhältnißmäßig kurz, verglichen mit dem überaus langen Oberkörper. In Nepal genießen Thakar die Rechte der Newari-Radschput, die Nawat benehmen sich unrein, legen sich im Verkehre unter den Geschlechtern geringen Zwang auf, kümmern sich um Kaste nicht und haben deshalb an den Vorrechten der Brahmanen und ihrer hinduisirten Anhänger keinen gesellschaftlichen Antheil. Zwei Gerichtsvorkommnisse aus der neuesten Zeit mögen den Unterschied zwischen regierenden und regierten Klassen veranschaulichen: In den Theegärten Assams finden jährlich Hunderte nepalesischer Familien Arbeit. Die Plantagenbesitzer in Lakhimpur hatten seit Jahren mit einem Brahmanen Kontrakt, worauf dieser die gewünschte Zahl brauchbarer Arbeiter aus seiner Heimath pünktlich lieferte. Plötzlich kündigte der Brahmane den Kontrakt, und der Grund war, daß ihm seine Ehehälfte entlaufen war, und der englische Richter den Entführer nur zu einer Freiheitsstrafe verurtheilte, nicht aber auch, wie in seiner Heimath, Ehebrecher sowie ungetreue Frau durch Abschneiden der Nase brandmarkte. Dagegen erinnert an den Urtheilsspruch Salomons folgende Beweis-Auflage eines nepalesischen Richters: Ein Mann klagt eine Schuld von 60 Rupien ein. Der Schuldner behauptet, niemals Geld geborgt zu haben, und der Kläger kann keinen anderen Zeugen des Geschäftes angeben als den Baum, unter dem er das Geld vorzählte. Weil es sich nicht um einen Streit unter Brahmanen oder Radschput handelte, sollte der Beweis nach Landessitte durch ein Gottesurtheil gefunden werden, wobei beide Parteien in tiefes Wasser steigen und auf gegebenes Zeichen untertauchen; wer zuerst emporsteigt, verliert den Prozeß. Schon treffen die Brahmanen die Vorbereitungen zu dieser Probe, die für sie gute Bezahlung abwirft, da beauftragt der Richter den Kläger, sich unter den Baum zu begeben, in dessen Schatten er das Geld auflegte. Der Mann geht ab, und der Richter fragt nach einiger Zeit den Schuldner, ob denn der Kläger den Baum noch nicht erreicht haben könne. Dieser antwortet verneinend, der Baum stehe ganz abseits vom Dorfe. Der Richter beauftragte nun heimlich einen Boten, dem Kläger zu folgen und sich in der Nähe des Baumes zu verstecken, den Beklagten aber beorderte er nach einiger Zeit, selbst sich zu überzeugen, ob der Kläger unter dem richtigen Baume stehe. Da erkannte der Schuldner, daß er sich verrathen hatte, und wurde als gewöhnlicher Mann außer dem Ersatze noch zu einer tüchtigen Tracht Prügel verurtheilt.

Für Indien ist das Land Nepal naturgemäß ein Absatzgebiet für Industrieerzeugnisse zum eigenen Bedarf, sowie zur Weiterbewegung an das tibetisch-mongolische Hinterland. Allein die Machthaber in Nepal sind sich wohl bewußt, daß das künstliche Gesellschaftsrecht des Reiches in seinem Fortbestande gefährdet ist, selbst wenn nur Händler indischer Nationalität zum Gewerbsbetriebe zugelassen werden. Die Fremden dürfen deswegen nicht weiter aufsteigen, als zu den Indien zunächst liegenden Grenzmärkten; dort müssen ihre Waaren an einheimische Verkäufer zu Eigenthum oder zu weiterer Abrechnung mit den Großhändlern übergehen. Die Handelsumsätze zeigen deshalb keine Steigerung und beschränken sich auf Ersatz der laufenden Abgänge; sie schwanken seit dem Jahre 1880 zwischen 24 und 25 Millionen Rupien (à 2 Mk.) und sind eher in Ab- als in Zunahme begriffen, obgleich die schmalspurige Tirhut-Eisenbahn westlich bei Sigauli, östlich bei Madhubani, nahe dem Gebirge endet und in Nawabgandsch nächstens bis zur Grenze von Nepal fortgeführt sein wird. Die Nepalesen selbst sind sich wohl bewußt, daß diese Absperrung ihrem Wohlstande

schadet, vermögen aber eine Aenderung nicht herbeizuführen. Inzwischen sucht die thatenlustige Jugend Ableitung auf dem militärischen Gebiete. Die Regierung gestattet den englisch-indischen Regimentern die Abordnung von Werbekommandos, um Gorkhas in ihre Reihen aufzunehmen. Der Andrang ist sehr groß. Während vor zehn Jahren die Gorkha-Regimenter 5100 Mann zählten, ist ihre Zahl jetzt um die Grenz-Polizei-Bataillone vermehrt worden, die längs der tibetisch-chinesischen Grenze hinüber bis Jünnan und zu den Schan-Staaten stehen; sie sind hier sehr gesucht, weil sie dem Kastengesetze nicht strenge nachleben, überall sich verwenden lassen und sehr ausdauernd sind. Das Anwerbungs-Geschäft vollzieht sich unter durchaus verbindlichen Formen; seine Regelung hat noch keinen Staatsvertrag nöthig gemacht, Nepal bemüht sich vielmehr, den Wünschen des englischen Residenten hierin entgegen zu kommen. Demnach ist der einzige Nutzen, den Britisch-Indien aus seinem langen Verkehre mit Nepal zieht, noch auf die Versorgung mit einem tüchtigen Soldatenmaterial aus seinen streitbaren Bewohnern beschränkt.

Maskat.

(Mit sieben Abbildungen.)

Der erste Anblick von Maskat, wenn man sich ihm von der Seeseite her nähert, ist bezaubernd, wie es ja fast bei jeder größeren orientalischen Stadt der Fall ist.

Hohe steile, sonnendurchglühte Felsen erheben sich amphitheatralisch aus dem blauen Meere und bilden für das Bild einen großartigen Hintergrund. Es sind die letzten Ausläufer des Dschebel Akhdar — des „großen Gebirges“ —, daß das Sultanat Oman in der Richtung von Südost nach Nordwest durchstreicht, und das in der Nähe der Küste aus weißem Nummuliten- und Alveolinenkalk, sowie aus grünsteinartigem, eruptivem Gestein besteht. Vegetation tragen diese Felsen nicht, und so erinnern sie uns daran, daß wir an dem südöstlichen Abbruche der großen arabischen Wüstentafel stehen. Nur in den Wintermonaten werden sie von spärlichen Niederschlägen benetzt, während sich im Sommer ein völlig wolkenloser Himmel über ihnen wölbt.



Die Citadelle von Maskat.



Die Stadt Maskat.

Auf den Felsen thront an verschiedenen Punkten burgartiges Gemäuer mit eckigen und runden Thürmen, das an das europäische Mittelalter gemahnt, und das auch dem Ausgange des europäischen Mittelalters thatsächlich seine Entstehung verdankt. Die Portugiesen errichteten diese Festungsbauten unmittelbar nach ihren ersten Ostindien-Fahrten, in den Zeiten Albuquerques, und sie benutzten sie in jener Zeit als starke Stützen ihrer Seeherrschaft. Sie scheinen uneinnehmbar, von der Seeseite her wie von der Landseite, sie beherrschen durch ihre Stellung den Eingang zur Bai so vollkommen wie den Paß über das Gebirge, und man fragt sich verwundert, wie sich die Portugiesen aus ihnen vertreiben lassen konnten. Es waren hier übrigens nicht, wie in Indien, die Holländer, die sie aus der starken Stellung herauswarfen, um sich selbst darin festzusetzen, sondern die Eingeborenen. Am Ende des langen Unabhängigkeitskampfes, den Portugal mit Spanien auszufechten hatte, scheint der Handstreich diesen so leicht geworden zu sein, daß die Geschichte uns kaum etwas davon zu erzählen hat (S. die Abbildungen 1 und 2).

In der engen Thalnische am Fuße der Berge und Burgen drängen sich sodann die weißen Häuser der Stadt zusammen, darunter namentlich im Vordergrunde mehrere sehr stattlich: der Palast des Sultans, der Divan, das alte Zollhaus (auch ein Ueberrest der Portugiesenherrschaft) und — last but not least — das englische Konsulatsgebäude.

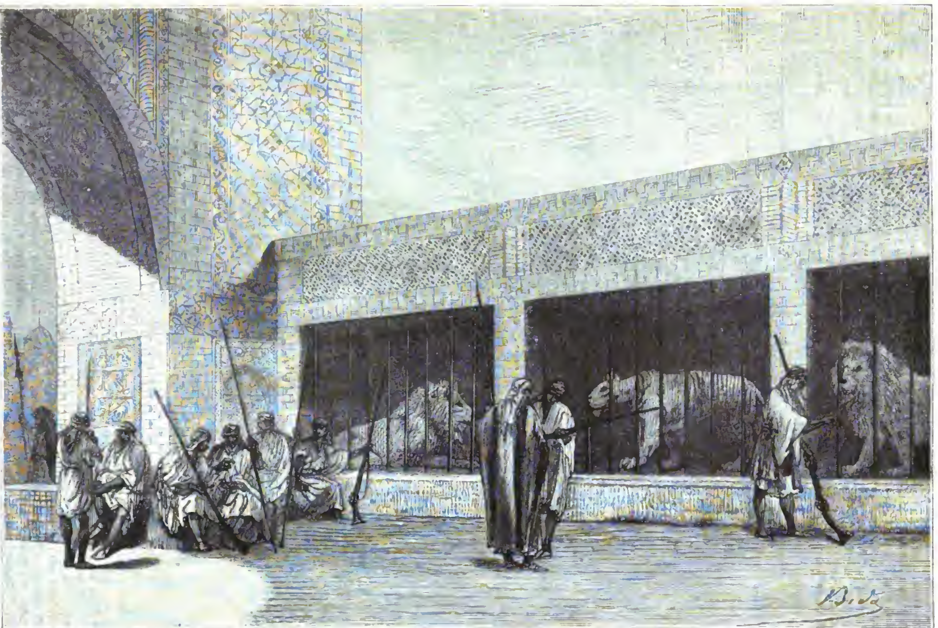


Ein arabischer Kaufmann.

Der Hafen ist ziemlich belebt. Es liegen ein paar größere englische Dampfer in ihm vor Anker, daneben einige kleine Kriegsschiffe des Sultans, und außerdem zahlreiche Daus und Kähne der Eingeborenen. Man sieht, daß man es mit einem der namhaftesten Handelsplätze am Indischen Oceane zu thun hat, und zugleich auch mit einer sehr seetüchtigen Bevölkerung. Sollte die letztere an den alten Fahrten der Araber nach Indien nicht in hervorragender Weise Antheil genommen haben! Maskat hat an der Küste von Oman allerdings mehrere Rivalen, und einige davon — namentlich Sohar, das dem Golfe von Persien näher liegt — scheinen in den vor-portugiesischen Zeiten eine bedeutendere Rolle gespielt zu haben. Ibn-Batuta bezeichnet es im 14. Jahrhundert einfach als eine kleine Stadt. In der Zeit, als über die Länder am Persischen Golfe — namentlich über Mesopotamien — ein trauriger Verfall hereinbrach, während draußen das offene Meer sich stärker und stärker mit Schiffen belebte, erhob sich Maskat aber, und jene sanken. Die Gründung des Sultanats Zansibar von Maskat aus, die man als eine große kolonisatorische Leistung anzusehen hat, erfolgte erst in der neueren Zeit, nachdem die arabische Auswanderung von Oman nach der Suaheli-Küste allerdings schon lange vor sich gegangen war.

Im Inneren bereitet die Stadt dem Besucher im allgemeinen dieselbe Enttäuschung wie Konstantinopel. Die Straßen sind eng, schmutzig, holperig, und die meisten Häuser erscheinen halb verfallen und ruinenhaft. In Trümmern liegt vor allen Dingen die schöne Kathedrale, die die Portugiesen erbauten. Man hatte dieselbe nicht, als der Halbmond in der Stadt über das Kreuz siegte, in eine Moschee verwandelt, wie die Hagia Sophia in Konstantinopel. Das Haupt-Baumaterial, aus dem die Bauten der Stadt aufgeführt sind, ist ein sonnentrockener Lehmziegel, und die Bauart aller größeren Häuser ist festungsartig — mit einem großen inneren Hofe. Besonders schöne Moscheen giebt es nicht. Dazu ist der Sinn der Bevölkerung zu wenig religiös und zu kosmopolitisch, wie es scheint. Der Palast des Imam, der hart am Meere steht, zeichnet sich von der Landseite vor den anderen Bauten besonders durch sein stattliches und schön mit arabischen Skulpturen geziertes Thor aus; und durch seinen Löwenhof bekundet er, daß man sich am Palaste eines morgenländischen Herrschers befindet. Diese Art von Ausstattung der Königspaläste ist ja im Oriente uralt, und aus den heidnischen assyrischen Zeiten hat sie sich ziemlich unverändert auf die mohammedanischen Zeiten vererbt (S. Abbild. 3). Die Löwen und die Krieger mit ihren langen Flinten, welche vor den Käfigen herumstehen und herumsitzen, könnten einen auf den Gedanken bringen, der Imam von Maskat sei ein gar gewaltiger Mann. Das ist aber ein Irrthum. In Wirklichkeit ist er nichts als ein stiller Vasall Britanniens, und der eigentliche Herr und Gebieter in der Stadt ist nicht er, sondern der englische Konsul. Die Engländer sind es auch, die seine Dynastie aufrecht erhalten, und seine stets zur Revolution geneigten Unterthanen zu Ruhe und Ordnung zwingen. — Die Stallungen des Schattenkönigs enthalten Pferde von den edelsten arabischen Stammbäumen, dieselben sehen aber ziemlich vernachlässigt und verkümmert aus. Sie hinreichend zu tummeln und ihre Glieder geschmeidig zu erhalten, will ja die Gestalt des Bodens in der Umgebung der Stadt nicht gestatten.

Den Mittelpunkt des Verkehrs in der Stadt bildet natürlich der Bazar, und dort läßt sich auch zugleich das bunte Gemisch, das die Bevölkerung darstellt, am besten studiren. Sehr stark ist das indische Element vertreten, vor allen Dingen das Element der indischen Banianen, die



Der Eingang in den Palast des Imam.

einem mit ihrem weichen, verbindlichen Wesen so außerordentlich sympathisch sind, die aber im Handel und Wandel klug ihren Vortheil wahrnehmen, und die in der Regel nach einer Reihe von Jahren als vermögende Leute — mit manchen aufgehäuften „thalaris“ — in ihre indische Heimath zurückkehren. Es sind bekanntlich strenge Vegetarianer, die kein Fleisch essen, sondern nur von Reis, Früchten und Zuckerbrot (hallauah) leben. — Ihre Konkurrenten sind die mohammedanischen Händler, die viel schärfer geschnittene Gesichter und härtere Augen haben, die aber kaum nach reiner arabischer Rasse aussehen, und die in keinem Falle von dem üblichen arabisch-mohammedanischen Fanatismus erfüllt zu sein scheinen (S. Abbildung 4). — Unverfälschtere arabische Typen finden sich unter dem Landvolke, das von den Oasen des Binnenlandes auf schwierigem Gebirgspfade herbei gekommen ist, um Datteln und andere Landesprodukte zu verkaufen, und dafür englische Baumwollenstoffe, Werkzeuge, Waffen 2c. einzu-



Frau nebst Kind in Maskat.

kaufen. — Der einst schwungreich betriebene Sklavenhandel hat dazu zahlreiche Afrikaner herbeigeführt — Sudanneger ebensowie Bantuneger — und so bildet auch das schwarze und farbige Element einen Hauptbestandtheil der Bevölkerung. Die Frauen tragen sich bei weitem nicht so streng verschleiert wie in anderen mohammedanischen Städten, und auch diesen Umstand hat man ohne Zweifel darauf zu deuten, daß Vernunft und Toleranz in dem Welthandelsplatze Verblendung und Fanatismus in die Enge getrieben haben. Ganz fehlt aber die mohammedanische Sitte keineswegs (S. Abbildung 5).

Von Europäern giebt es in nennenswerther Zahl nur Engländer in Maskat, und in dem großen Geschäftsleben der Stadt hört man das englische Idiom neben dem arabischen am häufigsten ertönen. Die Briten haben die Bedeutung des Punktes für ihre Herrschaft über Indien sowie für den Handel im allgemeinen eben richtig erkannt, und sie behandeln es vorläufig als ein unproklamirtes britisches

Protektorat; daß sie daraus ohne Zögern ein offen proklamirtes Protektorat machen würden, sobald es irgend eine Verschiebung der Welthandelsinteressen für sie rathsam macht, versteht sich von selbst. Sollte die Euphratthal-Eisenbahn demnächst ernstlich in Angriff genommen werden, so dürfte dieser Zeitpunkt vielleicht gekommen sein, wenn man es nicht etwa vorzieht, einen anderen Punkt, der näher an der Straße von Ormuzd liegt, zu besetzen und in ein weiteres Gibraltar zu verwandeln.

Auf der Landseite ist Maskat mit einer Festungsmauer umgeben, die drei von Soldaten bewachte Thore hat, durch die man hinaus ins Freie gelangen kann. Dieses Freie ist freilich sehr eng umgrenzt, und allenthalben wird der Fuß durch jähe Grünsteinfelsen in seinen Wanderungen gehemmt. Der kulturfähige Boden nimmt einen sehr kleinen Raum ein, doch finden sich einige Gärten, die mit Hülfe von Ziehbrunnen künstlich bewässert werden, und in denen Palmen, Feigenbäume, Reben &c. ganz gut gedeihen. Dieselben Ziehbrunnen liefern auch das Trinkwasser für die Bevölkerung, die es von dort in altbiblischer Weise vermittelst großer auf dem Kopfe getragener Thonkrüge nach ihren Häusern befördert (S. Abbildungen 6 und 7).

Ein einziger Hauptpaß, der im Norden der Stadt liegt, führt landeinwärts in größere Fernen: in die fruchttragenden, grünen Thäler des Dschebel-Althdar, aus denen ein großer Theil der in Maskat konsumirten oder von dort verführten Landesprodukte stammt. Der Weg, der durch diesen Paß führt, ist freilich primitiv und schwierig genug.



Ein Garten bei Maskat.

Wenige Meilen westlich von Maskat liegt Matrah, das in gewisser Weise als eine Vorstadt von Maskat betrachtet werden kann. Dahin führt auch über einen Vorgebirgs-Sattel ein steiler Felsenpfad, derselbe ist aber wenig begangen, und die Kommunikation zwischen den beiden Orten vollzieht sich beinahe ausschließlich auf dem Seewege — durch kleine Boote, die sich beständig hinüber und herüber bewegen. Der anbaufähige Grund und Boden ist bei Matrah ein viel ausgebreiteter als bei Maskat, und die ganze nähere Umgebung kann ein einziger großer Garten genannt werden. Der Sultan hat hier seine Sommerresidenz. Nichtsdestoweniger ist Matrah viel ärmer als seine größere Schwesterstadt, da es nicht wie diese durch weit ausgedehnte überseeische Handelsbeziehungen blüht. Seine Bai ist offener und Wind und Wogen in einem viel höheren Grade ausgesetzt, als die von Maskat.

Unter den Festungswerken, die Maskat beschützen, verdienen namentlich die von Djillali, im Osten der Stadt, deren Standort nur zur Zeit der Ebbe landfest ist, während er sonst eine Insel bildet, hervorgehoben zu werden; und ebenso die des hohen Felsennestes Merani, im Westen der Stadt. Die Armee des Sultans, die diese Werke vertheidigen soll — zum Theil mit uralten Kanonen, die aller Wahrscheinlichkeit nach auch noch aus der Portugiesen-Zeit stammen —, zählt 1200 Mann.

Was den Handel von Maskat betrifft, so richtet sich derselbe vor allen Dingen nach Kuratschi, und mit dem hohen Aufschwunge, den dieser indische Hafenplatz in der

neueren Zeit genommen hat, ist derjenige von Maskat parallel gegangen. Seine hauptsächlichsten Exportartikel sind Salz, Datteln, Fische, Baumwolle, Perlmuscheln und Perlen, und der Werth seines Gesammthandels übersteigt gegenwärtig die Summe von 30 Millionen Mark.

Hinsichtlich seines Klimas gehört Maskat zu den



Brunnen zu Maskat.

heißesten Orten der Erde, und gesund kann die Stadt entschieden nicht genannt werden. Auch die reicheren Eingeborenen flüchten während der Sommer-Monate in die Berge, wo dadurch eine Anzahl von kleinen Sanatorien entstanden ist.

Die Einwohnerzahl von Maskat soll 40000, die von Matrah 25000, und die von ganz Oman $1^1/_2$ Million betragen. Es versteht sich aber von selbst, daß von genaueren statistischen Erhebungen im Reiche des Imam zuvörderst noch keine Rede ist.

Die Mythologie der nordwest-amerikanischen Küstenvölker.

Von Dr. F. Boas in New York.

VIII. (Schluß-Aufsatz.)

Wir haben in den früheren Abschnitte eine Reihe von Sagenkreisen der Stämme zwischen dem Puget-Sunde und dem Lynn-Kanale kennen gelernt, welche im großen und ganzen eine weitgehende Gleichförmigkeit ihres Charakters aufweisen. Dies kann uns nicht Wunder nehmen, da die sämmtlichen Stämme dieses Gebietes ja in allen ihren Sitten und Gebräuchen einander ähnlich sind. Eine sorgfältige Analyse der Ueberlieferungen zeigt aber dort recht tiefgehende Unterschiede. Hierbei darf es uns nicht beirren, daß dieselben Sagen dennoch in den verschiedensten Kombinationen wieder und wieder auftauchen, denn das ist ja das Eigenthümliche der Sagen, daß sie bei ihren Wanderungen mehr und mehr durch Zusatz schon bekannter Elemente ausgeschmückt und entwickelt werden. Wenn wir diese gemeinsamen Züge aussondern, so bleiben eine Reihe von Grundgestalten der Mythen übrig, die sich nicht auf eine gemeinsame Quelle zurückführen lassen.

Was zunächst die gemeinsamen Elemente dieser Sagen betrifft, so läßt sich deren allgemeine Verbreitung sehr schön an dem Beispiele der Ersteigung des Himmels darlegen, welche in einer früheren Nummer dieser Zeitschrift ausführlich behandelt ist. Während die wichtigsten Sagen der selischen Stämme diesen Gegenstand behandeln, finden wir denselben nur beiläufig, gleichsam als Ausschmückung bei den Tsimschian verwerthet, und es scheint, daß diese Sage sich sogar bis zu den Schwarzfüßen verbreitet hat. Andererseits sind die listigen Streiche des Raben, welche die Grundlage der Tlingit-Mythologie bilden, weit nach Süden gewandert und daselbst anderen Sagenkreisen einverleibt worden.

Daß in der That die Zusätze schon bekannter Elemente die Entwickelung der Sagen bedingt, läßt sich an dem Beispiele historischer Sagen aus Alaska zeigen, die an die Baranow'sche Verwaltung anknüpfen und ganz im Stile der Mythen gehalten sind. Wir werden daher bei einer Betrachtung der Mythen uns ihre Entstehung so denken müssen, daß jeder Stamm mit einem gewissen Schatze von Sagen sich an der Küste nieder ließ. Ob diese in sich einheitlich waren, ist eine Frage, die sich schwerlich je beantworten läßt. Im Laufe der Zeit entwickelte sich eine gemeinsame Kultur an der Küste, und zugleich fand ein Austausch der Sagen statt. Gewisse Elemente, die sich auf gemeinsame Lebensgewohnheiten bezogen, werden sich am raschesten verbreitet haben. So ist die Grundlage unzähliger Sagen das Ausbleiben der Fische und daraus entstehende Hungersnoth, Unfälle zur See, besonders bei der Seehundsjagd und anderes mehr. Ebenso häufig wird das Verlassen von Personen erwähnt, die man von bösen Geistern besessen wähnte. Die meisten dieser Züge sind so weit verbreitet und so oft wiederkehrend in den Sagen der verschiedenen Völker, daß aus denselben kein Rückschluß auf ihren Ursprung gezogen werden kann.

Sehen wir aber von diesem Theile der Sagen ab, so lassen sich dieselben in eine Reihe von Gruppen bringen, die ungefähr mit den linguistischen Abtheilungen übereinstimmen. Die nördlichste Gruppe umfaßt die Haida und Tlingit; die zweite die Tsimschian, die dritte die Kwakiutl und die vierte die Küsten-Selisch. Als fünfte Gruppe könnten ihnen die Bilχula zugesellt werden. Die Nutka reihen sich ganz den Kwakiutl an. Ich möchte hier erwähnen, daß der Name Aht für die Stämme der Westküste von Vancouver-Island fallen gelassen werden sollte, denn derselbe ist eine sprachliche Barbarei. Mit dem gleichen Rechte könnte man uns Deutsche als „Ers“ bezeichnen, da wir Namen bilden, wie Pommer, Engländer, Italiener; oder Franzosen als „Ais“, weil sie sich Völkernamen mit dieser Endung bilden. Cook's Name Nutka war bereits allgemein angenommen und von Hale und anderen mit Bewußtsein auf diese Stämme angewendet worden, so daß demselben das Vorrecht gebührt. Die Völker haben keinen eigenen gemeinsamen Namen, und daher ist keine triftige Einwendung gegen den Namen Nutka zu erheben.

Die Sagen der Tlingit sind besonders durch Weniaminow und Krause, die der Haida durch Dawson bekannt geworden. Man kann dieselben als identisch bezeichnen, da die vorhandenen Abweichungen nicht größer sind als die von verschiedenen Individuen desselben Stammes herrührenden Varianten. Wir finden bei beiden Stämmen die Rabensage als Grundlage der ganzen Mythologie und die interessante Ueberlieferung von dem Kampfe zwischen dem Raben und seinem Onkel, dem Nenkilstlas der Haida. Dieses ist der einheitliche Mittelpunkt beider Mythologien.

Bei den Tsimschian finden wir schon mancherlei neue Ideen, welche wir bei ihren nördlichen Nachbaren vergeblich suchen würden. Wir gewinnen aus ihren Mythologien den Eindruck, daß sie ursprünglich einen reinen Naturkultus besaßen; daß der Himmel ihre oberste Gottheit war, und daß Bäume, Thiere und Naturerscheinungen die Vermittler zwischen Mensch und Gottheit darstellten. Besonders mächtige Vermittler waren Sonne und Mond. Auf diese Grundlage erscheint nun der Raben-Mythus aufgepfropft, und überall sieht man das Bestreben, beiden mächtigen Wesen, dem Himmel und dem Raben, ihre gebührende Stellung einzuräumen. Viele Züge der Himmels-Mythologie der Tsimschian erscheinen ebenso fremdartig in der Reihe der nordwestamerikanischen Stämme, wie ihre Sprache und manche ihrer Sitten, die uns an das ferne Binnenland mahnen.

Am merkwürdigsten ist ohne Zweifel die Mythologie der Kwakiutl, denn bei ihnen finden wir eine große Verschiedenheit zwischen den nördlichen und südlichen Stämmen, während die mittleren sich ganz an die Bilχula anlehnen. Ihre charakteristischen Sagen beziehen sich auf die großen Wintertänze. Es ist zweifelhaft, ob die Qanikila-Sage, welche früher ausführlich erzählt wurde, allen Stämmen dieser Gruppe gemeinsam ist, oder ob dieselbe bei den nördlichsten, den Qáisla, nicht vorkommt.

Die Hauptsage der Küsten-Selisch ist endlich die vom Wanderer und der Erstürmung des Himmels, welche in naher Verbindung mit den Sonnensagen steht. Die gegenseitige Durchdringung dieser verschiedenen Sagenkreise geht aus dem in den vorhergehenden Aufsätzen mitgetheilten Materiale auf das klarste hervor. Daraus ergiebt sich, daß ein Versuch, aus diesen Sagen die ursprüngliche Bedeutung der einzelnen Gestalten abzuleiten, fehlschlagen muß, da die meisten derselben in fertiger Gestalt übernommen sind und ihr Ursprung sich in dunkler Ferne verliert.

Bei einem Versuche, den Ursprung der einzelnen Sagenkreise zu ergründen, dürfen wir die sprachlichen Hülfsmittel nicht übergehen. Allerdings lassen sich die Mehrzahl der mythologischen Namen in jeder Sprache aus einheimischen Wurzeln ableiten, doch giebt es auch andere, die sich als Lehnworte charakterisiren und damit den Ursprung der betreffenden Sagen und Bräuche verrathen. Dieses ist besonders mit den Namen der mythologischen Gestalten der Fall, welche bei den Tänzen der Kwakiutl vorkommen. Ich habe dieselben bei den Nutka, den nördlichen selischen Stämmen, den Tsimschian und Haida gefunden. Diese Thatsache scheint anzudeuten, daß die Sagen und Gebräuche sich erst verhältnißmäßig spät über die verschiedenen Stämme verbreitet haben, und vor allem ist sie ein sicherer Beweis ihrer Herkunft.

Es ist höchst interessant zu sehen, in welcher Weise die Haida diese Stoffe aufgenommen haben. Der Gebrauch von Kopfringen aus rothgefärbtem Cederbaste geht Hand in Hand mit diesen Tänzen. Ein Blick auf die vorhandenen Sammlungen zeigt, daß die Haida die mannigfaltigsten und schönsten Formen dieser Ringe besitzen, ein Umstand, der auch auf eine große Mannigfaltigkeit der Tänze zurückschließen läßt. Es scheint, daß dieser Stamm eine merkwürdige Fähigkeit hat, fremde Anregungen in sich aufzunehmen und zu entwickeln.

Wir finden noch andere Beispiele, in denen eine Assimilation zweier Stämme deutlich beobachtet werden kann. Am bemerkenswerthesten sind unzweifelhaft die selischen Stämme, besonders die Bilχula. Da bisher wenig zuverlässiges Material über dieselben vorliegt, mag es wünschenswerth erscheinen, aus einem kurzen Wortverzeichnisse zu erweisen, daß die Bilχula wirklich selisch sind. Ich denke das

folgende kurze Vokabular, in welchem Bilχula-Worte mit solchen anderer selischer Dialekte zusammengestellt sind, wird beweisend sein.

Deutsch	Bilχula		
Bär (Grizzly)	tl'a	stlatlálem	(Sqχómis)
Bart	sqōbóts	qópōçen	(Çatlóltχ)
Berg	smt	smānt	(Sisiatl)
Biber	kōlón	qólut	(„)
Brust	sqma	sqma	(Snanaimuχ)
essen	ātltp	átltēn	(„)
Gesicht	mósa	móos	(Çatlóltχ)
gut	iá	ai	(„)
Haus	sōtl	siátl (Weg)	(„)
Kind	mēna	mēn	(Sqχómis)
Mantel	ótsami	ētsámēn	(Pentlats)
Mund	tsútsa	tsótsen	(Sqχómis)
Mutter	stān	tān	(Sisiatl)
Nase	máχsē	mēqsen	(Pentlats)
rasch	tl'ī	tlée	(Çatlōltχ)
rudern	asásitl	éçel	(Snanaimuχ)
Schürze	tslōp	siap	(Sisiatl)
Sclave	snáaq	snatq	(Pentlats)
See	tsātl	sáeatl	(Çatlóltχ)
Seehund	asχ	asχ	(„)
singen	siūt	siún	(Sqχómis)
sitzen	āmt	ámōt	(„)
todt	ātēma	tēmēn	(Pentlats)
Vater	mān	mān	(Çatlóltχ)
Vogel	slχseχ	sósēq	(Sqχómis)

Unter diesen Worten mache ich besonders auf dasjenige für „Seehund" und für „rudern" aufmerksam, welche darauf hindeuten, daß die Bilχula und die übrigen Stämme gemeinsam an der Meeresküste wohnten. Die ersteren sind nun durchaus den ihnen benachbarten Kwakiutl-Stämmen assimilirt. Sie haben deren Wintertänze angenommen, sowie ihre Art des Hausbaues und Lebens. In ihrer Sprache finden sich viele aus dem Kwakiutl entlehnte Worte, und vor allem weise ich auf ihren Namen für die Schamanen Atloqoála hin, der eine geringe Umgestaltung des Tloqoála der Kwakiutl ist. Dasselbe Wort ist übrigens auch von den Nutka angenommen. Höchst eigenthümlich ist auch die Thatsache, daß die Stammväter einiger Geschlechter der Bilχula Kwakiutlnamen führen. Aus allen diesem müssen wir auf eine innige Durchdringung beider Völker schließen. Ich habe schon an früherer Stelle erwähnt, daß es mir nicht gelungen ist, eine Hindeutung auf die schöne Masmasalaniχ-Sage unter anderen Stämmen zu finden, und leider kann ich nicht einmal angeben, welcher Sprache dieser Name ursprünglich angehört. Da ähnliche Sagen unter dem südlichen Zweige der Selisch nicht vorkommen, bleibt uns nur übrig, auf eine fremde Quelle im Binnenlande zu schließen, wenn nicht die Kwakiutl auch diese Sage ursprünglich besessen haben.

Ein anderer Stamm, dessen Sagen und Sitten ganz von denen der Kwakiutl beeinflußt ist, sind die Çatlōltχ von Comox. Bei ihnen ist dieser Einfluß offenbar durch die häufig stattfindenden Heirathen mit den Lēkwiltoq, dem südlichsten Stamme der Kwakiutl, bewirkt worden. Auch die Sprache beider Stämme trägt deutliche Spuren dieser Berührung in zahllosen Lehnworten.

Es ist ungemein schwierig, zu einer richtigen Vorstellung über die ursprüngliche Mythologie der Kwakiutl zu gelangen, weil die nördlichen und südlichen Stämme so stark von einander abweichen. Es finden sich z. B. so durchgreifende Unterschiede, wie Matriarchat unter den nördlichen Stämmen, während Patriarchat unter den südlichen überwiegt. Wir müssen hieraus schließen, daß die Beeinflussung durch benachbarte Stämme Jahrhunderte lang gedauert hat, denn nur so läßt sich eine Aenderung so grundlegender Begriffe verstehen. Aus sprachlichen Gründen glaube ich, daß die väterliche Erbfolge die ursprüngliche ist, oder vielleicht richtiger, daß die Erbfolge in beiden Linien gleich berechtigt war. Es dienen nämlich auch bei den Stämmen, bei welchen wir das Matriarchat herrschend finden, dieselben Ausdrücke zur Bezeichnung der Verwandtschaft in beiden Linien. Es frägt sich daher, worauf dieser Einfluß zurückzuführen ist.

Das Studium der Sagensammlung zeigt, daß die nördlichen Stämme, welchen die mütterliche Erbfolge eigenthümlich ist, zugleich die Rabensage in ausgedehntester Entwickelung besitzen. Die Form der Rabensage stimmt mit der bei den Tsimschian gefundenen ziemlich überein, vor allem zeigt sich dieselbe Verbindung zwischen Sonnen- und Rabensage. Da außerdem die Geschlechtseintheilung sich näher an die der Tsimschian als an die der Haida anlehnt, scheint es, daß der Einfluß der ersteren maßgebend gewesen ist. Die Haida haben nämlich die gleiche Eintheilung in zwei Phratrien, wie die Tlingit. Die Tsimschian haben dagegen vier von einander unabhängige Geschlechter: den Raben, Adler, Wolf und Bären. Die nördlichen Stämme der Kwakiutl haben dagegen nur drei: den Raben, Adler und Wal. Ihr Wal ist mit dem Bären der Tsimschian gleichwerthig. Es muß vorläufig dahingestellt bleiben, ob der Einfluß der Tsimschian die einzige Quelle gewesen ist, welche die Sitten der nördlichen Kwakiutl beeinflußt hat, sicher ist nur, daß ein solcher Einfluß stattgefunden hat.

Es giebt noch einen anderen Umstand, welcher dafür spricht, daß die Gebräuche der Kwakiutl nicht unmittelbar von den Haida beeinflußt worden sind. Es ist dieses in der Thatsache begründet, daß sich keine ihrer Sitten unmittelbar zu jenem Volke verirrt hat. Nur die nächstwohnenden Stämme der Tsimschian haben die Tänze der Kwakiutl ohne Veränderung angenommen, und erst gegen Anfang unseres Jahrhunderts begannen die Haida, dieselben den Tsimschian zu entlehnen. Aus der Thatsache, daß nur wenige Tsimschianstämme diese Tänze angenommen haben, darf man nicht folgern, daß dieses erst ganz neuerdings geschehen ist, da das Recht, solche Tänze aufzuführen, durch Heirath erworben ist und eifersüchtig gewahrt wird. Es ist aber bekannt, wie lange sich solche Vorrechte oft erhalten.

Immerhin aber berührt es sonderbar, daß diese Tänze durch Heirath sich nicht weiter verbreitet haben, wenn die Kwakiutl selbst eine so durchgreifende Aenderung ihrer sozialen Verhältnisse durch Berührung mit ihren nördlichen Nachbaren erlitten haben, wie die Rückbildung des Patriarchats in das Matriarchat.

Ich bin geneigt, noch eine andere den Völkern Nordwest-Amerikas eigenthümliche Erscheinung auf die Kwakiutl zurückzuführen, nämlich den Gebrauch der Wappenpfähle. Gegen diese Ansicht scheint der Umstand zu sprechen, daß dieselben ihre höchste Ausbildung im Norden unter den Haida und Tsimschian finden, und daß von hier aus sowohl nach Norden, als auch nach Süden ihre Häufigkeit und Schönheit abnimmt. Ich habe aber schon früher darauf hingewiesen, daß die Haida mit großer Energie fremde Anregungen entwickeln, und das Fehlen der hochentwickelten Formen der Wappenpfähle bei den verwandten Tlingit läßt mich schließen, daß wir es auch hier mit einer selbständigen Entwickelung einer fremden Anregung zu thun haben. Die Idee der Geschlechtseintheilung ist hier bei den Haida am kräftigsten entwickelt. Es spricht sich dieses nicht nur in der Schönheit ihrer Wappenpfähle aus, welche selbst

die der Tsimschian übertreffen, sondern auch darin, daß sie die schwachen Andeutungen von Tätowirung, die sich bei ihren Nachbarn finden, zu hoher Vollendung gebracht haben, indem Frauen sowohl wie Männer Brust, Rücken, Ober- und Unterarm, Ober- und Unterschenkel und Füße mit dem Abzeichen des Geschlechtes, zu dem sie gehören, bedecken. Es ist bemerkenswerth, daß sie in Bezug hierauf die Tlingit so weit übertreffen. Eine Prüfung der Sagen zeigt, daß nur bei den Kwakiutl wieder und wieder die Wappenpfähle eine Rolle in denselben spielen. Es ist allerdings wohl möglich — besonders bei der Eitelkeit der Kwakiutl —, daß solche Sagen entstanden, um der Sitte größere Wichtigkeit und damit dem Besitzer des Pfahles größere Achtung zu verschaffen, doch scheint mir für diese Auffassung die Sage zu häufig und vor allem zu grundlegend für viele Mythen zu sein. Der Gebrauch der Wappenpfähle hat sich ebenfalls bis zu den Catlōltχ verbreitet. Weiter südlich ist die Sitte unbekannt.

Wenden wir uns jetzt zu einer Betrachtung der Küsten-Selisch. Bekanntlich bewohnen Völker dieses Sprachstammes den größten Theil des Innern von Britisch-Columbien und Washington-Territory. Es ist daher nicht zu erwarten, daß die Gebräuche der Küstenstämme verständlich sein sollten, ohne auf das Binnenland Rücksicht zu nehmen. Die Lebensweise beider Gruppen ist allerdings ganz verschieden. Die Küstenstämme wohnen in großen Häusern, welche ähnlich wie die der nördlichen Stämme gebaut sind, aber bedeutendere Länge haben. Sie sind Fischer und benutzen Canoes in ebenso ausgedehntem Maße wie die Kwakiutl oder Tlingit. Die Stämme des Binnenlandes leben dagegen in Erdhäusern und sind naturgemäß ebensoviel Jäger wie Fischer. Der Kern der selischen Sagen scheint die Sonne zu sein, von der Ueberlieferungen vom Charakter der Tläiq-Sage erzählt werden. Nicht mit gleicher Sicherheit läßt sich die Sage vom großen Wanderer auf die selischen Stämme zurückführen. An der Küste ist er allerdings unzweifelhaft die Gottheit, aber schon bei den Ntlakyápamuχ, welche den Thompson River bewohnen, ist er nur eine untergeordnete Gestalt. In welcher Form die Sage bei den Kalispelm u. s. w. vorkommt, ist mir unbekannt. Durch Gibbs wissen wir, daß sie bei den eigentlichen Chinuk am Columbia River vorkommt, und sie ist die Grundlage der Mythologie der Nutka. Wir müssen daher vorläufig die Frage offen lassen, wo ihr Ursprung zu suchen ist.

Bei den Selisch herrscht ebenfalls das Vaterrecht. Die Trennung der Geschlechter ist aber nicht so deutlich wie bei den Kwakiutl. Auch hier finden wir noch bestimmte Tänze und Bräuche, das Vorrecht gewisser Geschlechter oder Stämme. Besonders gilt dieses von dem Gebrauche der Masken, die aber unzweifelhaft vom Norden her stammen, da Masken selten sind und bei den verwandten Stämmen des Binnenlandes gar nicht vorzukommen scheinen.

Das Studium des Gebrauches von Masken macht uns auf einen anderen interessanten Umstand aufmerksam. Die Masken der nördlichsten Völker dieses Gebietes, der Tlingit, zeigen vielfach eigenthümliche Verzierungen, die in ganzen Figuren bestehen, welche aus den Gesichtern hervorwachsen, oder denselben angehängt sind. Außerdem erscheinen dieselben nicht so stark stilisirt, wie die Masken der südlicheren Völker. Durch diese Eigenthümlichkeiten stellen sie sich denjenigen der Eskimos des südlichen Alaska nahe, welche die gleichen Merkmale besitzen. Ein sorgfältiger Ueberblick über die Sagen zeigt auch andere Eigenthümlichkeiten, die unzweifelhaft auf dieselbe Quelle zurückzuführen sind; vor allem die Vorstellung von zwei Welten, in denen die Seelen leben; die eine für die eines gewaltsamen Todes Gestorbenen, im Himmel, die zweite für auf dem Krankenbette Gestorbene, im gleichen Niveau mit der Erde, aber außerhalb derselben.

Ich habe in den vorhergehenden Bemerkungen versucht, durch den Vergleich der Sagen zu einem Rückschlusse auf die Entwickelung der nordwest-amerikanischen Kultur zu gelangen, und es hat sich gezeigt, daß dieselbe keineswegs so einheitlich ist, wie sie auf den ersten Blick erscheint. Am sichersten ist ein solcher Beweis, wenn wir bei Stämmen der gleichen Sprachgruppe verschiedene Sitten und Sagen finden. Leider ist das Material, welches mir zu Gebote steht nicht vollständig genug, um die Untersuchung gleichmäßig durchzuführen. Eine Kenntniß der Stämme am Gardner-Kanal und der Selisch des Binnenlandes, so wie ihrer südlichen Nachbaren ist unentbehrlich, um z. B. die Wanderer-Sage auf ihren Ursprung zurückzuverfolgen.

Eines der Resultate unserer Untersuchung ist die Erkenntniß des großen Einflusses, welchen die Kwakiutl auf die Entwickelung ihrer Nachbaren gehabt haben, und welcher vielleicht noch viel tiefer gehend ist, als es gegenwärtig den Anschein hat. Die Grundlage ihrer Mythen ist nur zum Theil erkennbar, da sie selbst von der zweiten wichtigen Gruppe dieser Völker — den Haida und Tlingit — mittelbar stark beeinflußt sind.

Diese beiden Völker bilden einen höchst interessanten Gegenstand des Studiums. Der Bau beider Sprachen ist bei großer Verschiedenheit des Vokabulars sehr ähnlich. Ihre Sitten und Sagen sind fast gleichartig, nur zeigen sich die Haida durch die Vermittelung der Tsimschian noch stärker durch ihre südlichen Nachbaren beeinflußt, als die Tlingit. Die Thatsache, daß diese beiden Völker trotz ihrer Verwandtschaft sich ganz wesentlich in Bezug auf den Stil ihrer Kunstwerke unterscheiden, halte ich für sehr wichtig, da ich dieselbe für beweisend dafür halte, daß diese Künste nicht bei den Haida entstanden sind, obwohl sie daselbst ihre höchste Entwickelung erhalten haben.

In den Tsimschian-Sagen erscheinen Elemente, die sie ziemlich sicher als spätere Eindringlinge an der Küste charakterisiren.

Die Nutka endlich sind so gänzlich von den Kwakiutl beeinflußt, daß aus ihren Sitten und Sagen nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntniß nichts zu ersehen ist.

Es würde nun nothwendig sein, die aus dem Studium ethnologischer Thatsachen gezogenen Folgerungen durch linguistische und anthropologische Untersuchungen zu unterstützen und auszubauen. Im Gegensatze zu der ethnologischen Gleichförmigkeit finden wir die größtmögliche Mannigfaltigkeit von Sprachen in dem besprochenen Gebiete, und zwar stimmen die Gruppen mit den von uns unterschiedenen ethnologischen Gruppen ziemlich gut überein.

Die anthropologische Untersuchung wird durch die starke Mischung der Stämme sehr erschwert. Heirathen zwischen den verschiedenen Stämmen sind sehr häufig, und außerdem beförderte früher die Existenz der Sklaverei ihre Vermischung. Ferner steht uns nur wenig Material über die nördlichen Stämme zu Gebote. Dieselben unterscheiden sich aber durch den ganz asiatischen Charakter ihrer Züge stark von den südlicheren Stämmen. Auf diese ist der Gebrauch, den Schädel künstlich zu deformiren, beschränkt. Die Kwakiutl sowohl wie die Selisch haben kurze Köpfe, eine Eigenschaft, die bei den letzteren noch durch die Art der Deformation verstärkt wird; doch sind beide Typen sehr von einander verschieden, indem der Hinterkopf der Kwakiutl bedeutend länger, und die Stirn sehr viel breiter ist, als bei den Selisch. An der Küste haben die Catlōltχ noch den Kwakiutl-Typus, welcher dann plötzlich verschwindet.

Es weisen also alle diese Erscheinungen auf eine Vielheit des Ursprunges der nordwestamerikanischen Kultur hin.

Wir haben uns ganz von allen Seitenblicken auf entfernte Gebiete enthalten und keinen Versuch gemacht, die

Kultur dieses Gebietes mit asiatischen oder polynesischen Kulturen in Beziehung zu setzen, obwohl wir uns gewisser Analogien, auf welche so häufig aufmerksam gemacht wird, wohl bewußt sind. Bei der Häufigkeit isolirt wiederkehrender ethnologischer Erscheinungen muß jeder Analogieschluß gerechte Zweifel erwecken, und es erschien uns daher wichtiger, zunächst die zu untersuchende Kultur selbst zu analysiren. Nachdem wir erkannt haben, daß dieselbe aus mehreren Elementen entstanden ist, würde es sich fragen, welches derselben mit fremden Erscheinungen in Beziehung gesetzt werden kann. Gewiß nicht die Selisch, Nutka und Kwakiutl. Bei den ersteren zeugt der Charakter der Binnenlandstämme gegen eine solche Verbindung, und die drei genannten Sprachstämme sind durchaus indianisch. Die physischen Merkmale der Tsimschian, Haida und Tlingit erinnern dagegen stark an asiatische Typen. Die Tsimschian des Binnenlandes sind uns anthropologisch wenig bekannt; die der Küste sind sehr stark mit Haida und Tlingit gemischt.

Wir müßten uns also vor weiteren Schlüssen bemühen, die Kultur der Nordwestamerikaner noch weiter zu analysiren, um wirklich mit greifbarer Bestimmtheit zu wissen, was wir denn vergleichen wollen. Aus anthropologischen Gründen werden wir schließen, daß die Tlingit und Haida die Träger einer solchen Verbindung sein würden. Hier hätte eine zukünftige Untersuchung der ethnologischen Analogien anzusetzen. Vorläufig aber ist die Kenntniß der merkwürdigen Völker der Nordwestküste noch nicht weit genug fortgeschritten, um einen Vergleich an der Zeit erscheinen zu lassen. Der Bau der einzelnen Sprachen, der Charakter der zwischen den Tlingit und Eskimo wohnenden Stämme, und die Sitten müssen erst in weit größerem Detail studirt werden, als bis jetzt geschehen ist, ehe selbst das Problem mit annähernder Präcision gestellt werden kann.

Kürzere Mittheilungen.

Die Wege zu Emin Pascha.

Vor der Münchener Abtheilung des Deutschen Kolonialvereins verbreitete sich Dr. W. Götz in einem Vortrage **über die Wege zu Emin-Pascha**. Der kürzeste Weg, der zu wählen sein würde, wenn es sich einzig um die Erreichung Emins handelte, wäre demnach der von Mombas über Taweta durch das Masai-Land, an dem Naiwascha- und Baringo-See vorüber, und nach dem Nordostufer des Victoria-Nyanza (Kabirondo und Usoga); derselbe läge also ganz in der englischen Interessen-Sphäre. Ein anderer Weg, der nebenbei für den deutschen Handel von Wichtigkeit werden könnte, wäre der von Pangani nach Wasegua, Tschagga, dem Natronsee und durch unbekanntes Gebiet nach dem östlichen Victoria-Nyanza. Ein dritter Weg endlich wäre der von Reisenden, Händlern und Missionären am meisten benutzte, von Bagamoyo über Mpuampua und Tabora nach Kagehi, von wo der Victoria-Nyanza in großen Segel-Canoes zu übersetzen wäre. Am besten würden nach Dr. Götz zwei Expeditions-Körper getrennt auf diesen Wegen — auf dem nördlichen und auf einem der südlichen — vorgehen, um sich am Victoria-Nyanza mit einander zu vereinigen. Die Wege erheben sich sämmtlich unfern der Küste zu einer beträchtlichen Höhe über den Meeresspiegel (bis über 1000 m), die Versorgung mit Nahrung wäre bei der Angebautheit der Gegend und der ergiebigen Jagd nicht schwer, und der Widerstand der Eingeborenen — namentlich von Masai, Kabirondo und Usoga — würde in keinem Falle ein sehr kräftiger sein. — Jede Karawane denkt sich Dr. Götz aus etwa 220 schußgewandten Bewaffneten und 125 Trägern bestehend, und die gesammte zu transportirende Last nimmt er zu 150 Centnern an. Zum Lasttragen will er nebenbei 80 bis 90 Esel benutzt sehen. Von Mombas nach Taweta ist es elf Tagereisen, von Taweta nach dem Naiwascha-See 18 bis 19, und von Bagamoyo nach Tabora (740 km) 35.

Wir selbst halten den Weg von Bagamoyo über Tabora in jeder Beziehung für den praktikabelsten und aussichtsvollsten, besonders wenn man am Victoria-Nyanza darauf bedacht ist, Unyoro und Uganda zu umgehen. Das Hauptbinderniß, mit dem es die geplante Expedition unter den obwaltenden Verhältnissen zu thun hat, dürfte aber überhaupt weniger in der Beschaffenheit der Wege, als vielmehr in dem Zusammenbringen einer gut disciplinirten und zuverlässigen Mannschaft liegen. Dies war schon in den normalen Zeiten immer die Hauptnoth der Reisenden, und in den gegenwärtigen Zeiten wird es sicherlich doppelt der Fall sein. Stanley erreichte den Victoria-Nyanza (Kagehi) in den Jahren 1874 bis 1875 von Bagamoyo aus in 103 Tagen, indem er über Mpuampua und Suna (Urimi) ging, und namentlich auf dem mittleren Theile seines Weges hatte er harte Kämpfe mit den Eingeborenen (insbesondere mit den Wanjaturu) sowie zugleich auch arge Hungersnoth zu bestehen, vorwiegend durch Davonlaufen verlor er aber bis zum Victoria-Nyanza etwa ein Drittel seiner Leute, und er konnte diesen Verlust durch neue Anwerbungen nur zum Theil wieder ersetzen. Beim Auszuge aus Bagamoyo war seine Expedition 356 Mann stark. — Der Weg über Tabora führt weiter westlich als der Stanley'sche und berührt im allgemeinen bessere Gegenden. Auf dem letzten Theile seiner Reise (zum See) fand aber auch Stanley das Land (Usukuma) außerordentlich reich an Wild und Feldfrüchten, so daß die Nahrungsversorgung keinerlei Schwierigkeit bereitete. — Von Tabora aus gelangte auch die hauptlose Karawane Victor Giraud's, die ihren Herrn am Tanganika treulos verlassen hatte, nach Bagamoyo zurück. — Die Entfernung, welche Stanley auf seinem Marsche nach Kagehi zurückgelegt hat, betrug 1150 km, diejenige, welche auf dem Wege über Tabora zurückzulegen wäre, dürfte dagegen nahezu 1200 km betragen. Da aber die Hauptschwierigkeiten, welche Stanley zu überwinden hatte, gerade auf der Strecke lagen, welche über Tabora umgangen wird, so wäre ein viel rascheres Erreichen des Victoria-Nyanza auf dem letzteren Wege mit einer guten Mannschaft recht wohl denkbar. — Der erste Weg, den Dr. Götz ins Auge faßt (von Mombas aus), fällt zusammen mit der Reiseroute Joseph Thomsons (1883), der 271 Tage zubrachte, ehe er an den Victoria-Nyanza kam (bei Seremba), der aber nur eine Karawane von 140 Mann führte, und der wegen seiner wissenschaftlichen Forschungen nicht darauf bedacht war, seinem Ziele direkt zuzustreben. E. D.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Oberst Bouille hat ein neues Nivellement Frankreichs unternommen, durch das sich das ältere Bourdalou'sche Nivellement in vielen Punkten als mit erheblichen Irrthümern behaftet erweist. In der Gegend von Lille ergiebt sich eine Erniedrigung des gesammten Terrains um 0,78 cm.

— Nach einer Aufstellung des französischen Handelsministeriums hat sich die Zahl der Fremden in Frankreich vom Jahre 1851 bis zum Jahre 1886 etwa verdreifacht, während die Zahl der im Lande Geborenen sich nur um etwa 4 Proc. vermehrt hat. Am stärksten war der Zuwachs des italienischen Elementes, das 1886 264 568 Köpfe zählt, und in dem Departement Bouches-du-Rhone mehr als 8 Proc. von der Gesammtbevölkerung ausmacht. Belgier lebten 482 261 im Lande, namentlich im Departement Nord; Deutsche ca. 100 000, d. i. nicht ganz halb so viele als vor 1870; Spanier und Portugiesen 80 842; Schweizer 78 584; Holländer 37 149; Engländer und Iren 36 134; Nord- und Südamerikaner 10 253. Den Hauptkonzentrationspunkt des Fremdenzuflusses — sowohl für die willkommenen Geldverzehrer, als auch für die auf Gelderwerb ausgehenden Arbeiter — war natürlich Paris.

Asien.

— Die Asienforschung hat durch den Tod des Generals N. v. Prshewalski einen schweren Schlag erlitten. Der berühmte Reisende, der an Energie und Kühnheit Stanley vollkommen ebenwürtig zur Seite stand, und der an wissenschaftlich werthvollen Beobachtungen einen viel größeren Schatz als dieser heimgebracht hat, war auf seiner fünften Ausreise nach Asien am Issyk-kul angelangt, und im Begriffe die Ketten des Thian-schan zu übersteigen starb er in dem Oertchen Karakol, in einem Alter von noch nicht ganz fünfzig Jahren.

— In der „Jswestia" der Ostsibirischen Geographischen Gesellschaft (vol. 19, I) erstattet L. A. Jaczewski einen vorläufigen kurzen Bericht über die Ergebnisse seiner mit Botaniker Preyn unternommenen Expedition in dem Sajanischen Gebirge. Die beiden Herren überstiegen das Gebirge, das im Munku Sardyk, sowie in mehreren anderen Gipfeln die Höhe von 3500 m erreicht, an drei verschiedenen Orten. Vom Süden, an den Ufern des Kirligon-Flusses, erscheint es als ein einziger großer Wall, der von Südost nach Nordwest streicht. Die Gliederung in zahlreiche einzelne Ketten ist in der Hauptsache der Thätigkeit der Atmosphärilien zu verdanken, wie schon Tscherskij erkannte. Die alten paläozoischen (wahrscheinlich silurischen) Schichten im Norden lagern ungestört horizontal, so daß also das Plateau durch ungeheure Zeiträume hindurch nicht vom Meere bedeckt war. Die Gletscher reichen im Nordabhange viel weiter thalwärts als im Südabhange, und dieselben waren einst viel ausgedehnter als heute, da in größerer Entfernung von denselben Gletscherschliffe und erratische Blöcke beobachtet wurden.

— Der neuerliche Versuch des englischen Kapitäns Wiggins, durch das Karische Meer zum Jenisei vorzudringen, und den Handelsweg zur See nach Nordsibirien als praktikabel zu erweisen, ist wieder gescheitert. Trotzdem vertritt der bekannte schwedische Polarforscher Torell die Meinung, daß eine regelmäßige Schiffahrtsverbindung zwischen Europa und Nordsibirien möglich sei. Es müßten nur besonders konstruirte Schiffe dazu beschafft und im Anfange des Sommers am westlichen Eingange des Matoschkin-Schar stationirt werden, um ostwärts vordringen zu können, sobald das Karische Meer eisfrei würde. Unter fünf Jahren sei das Eis durchschnittlich nur in einem so schlimm, daß die Fahrt dadurch unmöglich gemacht werde. — Das lautet für die theoretische Brauchbarkeit des Weges günstiger als für die praktische.

— Da sich der Seeweg durch das Karische Meer in dem gegenwärtigen Jahre immer wieder schlecht bewährt hat, so tritt das Projekt Golochwastoffs, eine Eisenbahn zwischen dem Eismeere und dem unteren Ob zu bauen, wieder mehr in den Vordergrund. Die betreffende Bahn soll nur 400 Werst (km) lang werden, nördlich von Belkow Noß ausgehen, die Tundra Bolschozemelsk durchmessen, den Ural in 180 m Höhe überschreiten und bei Obdorsk endigen. Man glaubt freilich, daß der Betrieb auf dieser Bahn nur etwa 180 Tage in jedem Jahr möglich sein wird.

— Als erste und nächste Wirkung der neuen centralasiatischen Eisenbahn wurde berichtet, daß in den von ihr durchzogenen Gegenden, namentlich im Gebiet von Samarkand und im Chanat von Buchara, eine beträchtlich größere Fläche als sonst mit Baumwolle bestellt worden sei. Jetzt melden russische Zeitungen, daß die kaiserliche Regierung mit einer in Centralasien thätigen Handelsgesellschaft (Kudrin & Comp.) über folgendes Projekt in Unterhandlung steht: Der Gesellschaft wird ein 65 550 Hektaren Landes umfassender Theil der sogenannten Hungersteppe zwischen Tschinas und Dschisak (auf dem Wege vom Syr-Darja nach Samarkand) auf 90 Jahre zur unentgeltlichen Benutzung überwiesen. Diese gesammte Fläche hat die Gesellschaft mit Bewässerungsanstalten zu überziehen, welche in bestimmten Terminen sich fortschreitend entwickeln und in 42 Jahren zum Abschluß gebracht sein müssen. Werden die Werke in den bestimmten Terminen nicht bis zu dem bedungenen Grade vollendet, so verliert die Gesellschaft überhaupt das Recht zur weiteren Nutzung des Grund und Bodens. Von diesem soll ferner ein Drittel zu Baumwollenpflanzungen verwendet werden, der Rest ist zu Feld-, Wiesen- und Baumanlagen bestimmt, bezw. zum Baugrund für die Häuser der aus Rußland herbeigerufenen Kolonisten. Der ganze Plan unterliegt zur Zeit der Begutachtung des Generalgouverneurs von Turkistan.

Afrika.

— Das schottische „Geographical Magazine" (vol. IV, p. 556) enthält eine Reihe von Bemerkungen über das von der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft übernommene Küstenland, unter denen wir die folgenden hervorheben: Der beste Hafen an der ganzen Küste dürfte Mombas sein, er ist tief, gut von Land umschlossen und doch leicht zugänglich, und fähig etwa 20 Panzerschiffe aufzunehmen. Während das Küstenland im allgemeinen in einer Breite von 200 englischen Meilen sehr ungesund ist, so macht der Strich von Mombas bis Malindi von dieser Regel eine Ausnahme, vielleicht, weil poröser Sandstein den Untergrund bildet, und weil die Niederschlagsmenge keine sehr große ist. Dem entsprechend ist auch die Vegetation nicht sehr üppig, und die Flüsse führen nur in der Regenzeit Wasser, während solches in der Trockenzeit blos in natürlichen Teichen enthalten ist. Außer auf zwei Strecken zwischen Taro und dem Kilimandscharo ist aber an Trinkwasser kein Mangel. Die

Bevölkerung ist durch die Verwüstungen, welche die Masai angerichtet haben, sehr dünn, und im wesentlichen finden sich kleine Dörfer, mit Feldern von Mais, Hirse, Bohnen und Linsen und mit Heerden von Rindern, Schafen und Ziegen, nur in den zerstreuten Wald-Distrikten. Die mohammedanischen Sklavenhändler sind auch hier den Europäern feindlich, und sie sind es, die das Eindringen der Kultur bisher am meisten erschwert haben. Eigentliche Handelsstraßen in das Innere giebt es nicht, sondern nur schmale Negerpfade, denen die Sklavenkarawanen folgen, und die häufigem Wechsel unterliegen.

— Am 1. November sind endlich Nachrichten von Stanley, die im allgemeinen als zuverlässige betrachtet werden können, in Sansibar eingetroffen. Danach stießen arabische Händler westlich vom Albert Nyanza und südöstlich von Sanga (im Lande der Momfu, nahe der Wasserscheide zwischen Kongo und Nil) auf eine Abtheilung der Stanley'schen Expedition, die sich gerade anschickte, eine Anzahl von Sümpfen, an denen die Gegend reich ist, zu durchschreiten. Die Abtheilung bestand aus etwa 30 Sansibarleuten und bildete nur die Nachhut, während der von Stanley geführte Hauptkörper zwei Tagereisen voraus war. Die Händler vernahmen von den Leuten Stanley's, daß die Expedition furchtbare Strapazen zu überstehen gehabt, und durch Kämpfe mit den Eingeborenen, die ihnen keine Lebensmittel verabfolgen wollten, sowie durch Unfälle bei Stromübergängen und durch Desertion große Verluste erlitten habe. In den dichten Waldungen sei man nur $1\frac{1}{4}$ englische Meile an jedem Tage vorwärts gekommen, und außerdem habe man wiederholt längeren Halt gemacht, in der Hoffnung, daß Verstärkungen und Provisionen von den Aruwimi-Fällen anlangen würden. Einer der weißen Begleiter Stanley's sei gestorben, und Stanley selbst sei längere Zeit fieberkrank gewesen, so daß man deshalb eine dreiwöchentliche Rast habe machen müssen, nun sei er aber wieder hergestellt. Weil die Gegend in der Richtung auf den Albert Nyanza sehr sumpfig sei, so habe sich der Reisende vor kurzem entschlossen, den Weg mehr gegen Nord und Nordost zu nehmen, hoffend, daß er auf diese Weise Wadelai in 40 bis 50 Tagen erreichen werde. Die Stärke der Karawane schätzten die Araber zur Zeit, wo sie ihrer Nachhut begegneten, auf etwa 250 Mann, was eine Reduktion derselben auf weniger als die Hälfte bedeuten würde. — Da die Begegnung mit der Stanley'schen Expedition um Ende November 1887 stattfand, und Stanley im März 1888 noch nicht zu Emin Pascha gestoßen war (Vergl. „Globus", Bd. 54, S. 112), so kann die neue Nachricht kaum als eine sehr tröstliche aufgefaßt werden. Die Araber berichteten zwar, daß die Expedition noch einen rüstigen und leistungsfähigen Eindruck gemacht habe, aber zwischen Ende November und Anfang März liegen nicht 50 Tage, sondern reichlich drei Monate. Hoffnung, daß der energische Mann sein Ziel mittlerweile erreicht haben werde, ist aber immerhin noch da.

Bücherschau.

— Anleitung zu wissenschaftlichen Beobachtungen auf Reisen, in Einzel-Abhandlungen verfaßt von P. Ascherson, A. Bastian, C. Börgen, H. Bolau, O. Drude, G. Fritsch, A. Gärtner, A. Gerstacker, A. Günther, J. Hann, G. Hartlaub, R. Hartmann, W. Hoffmann, W. Jordan, O. Krümmel, M Lindeman, Ritter v. Lorenz-Liburnau, v. Martens, A. Meitzen, K. Möbius, G. Neumayer, A. Orth, F. v. Richthofen, H. Schubert, F. Schweinfurth, H. Steinthal, F. Tietjen, R. Virchow, E. Weiß, H. Wild, L. Wittmack und herausgegeben von Dr. G. Neumayer. — Zweite Auflage. Zwei Bände. Berlin, 1888. Robert Oppenheim. Das Zeitalter der großen kontinentalen Durchquerungen und Recognoscirungen, das in den letzten Jahrzehnten seinen Höhepunkt erreicht hatte, stellte an den einzelnen Forschungsreisenden gewaltige Anforderungen. Jede Wissenschaft erwartete und verlangte, daß er für sie etwas mit heimbrächte, denn jede hatte in dem betreffenden Erdraum ihre Probleme zu lösen. Der Reisende sollte Geograph sein, und Ortslagen und Berghöhen bestimmen, Geolog, und über die älteren und jüngeren Formationen Aufschluß geben, Physiker, Botaniker, Zoolog, Anthropolog, Linguist, und was nicht sonst noch — eine Forderung, die bei der weit fortgeschrittenen Theilung der wissenschaftlichen Arbeit unmöglich erfüllt werden konnte. Da kamen Bücher von der Art des vorliegenden wie gerufen. Sie formulirten die Wünsche, die die einzelnen Disciplinen an den Reisenden stellten, sie gaben die einfachsten Wege an, auf denen ihnen auch von dem Nichtfachmanne bis zu einem gewissen Grade entsprochen werden konnte, und es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß sie in dieser Weise unendlich viel dazu beigetragen haben, die Gesammtwissenschaft von dem Erdplaneten zu fördern. Nicht mit Unrecht bildeten „Neumayer's Anleitungen" einen der wesentlichsten Bestandtheile jeder wissenschaftlichen Reise-Ausrüstung. — Wäre das in Frage stehende Zeitalter nun heute vollkommen überwunden, so würden dergleichen Bücher ihre Existenzberechtigung verloren haben, und es hätten an ihre Stelle Spezialwerke zu treten. Es ist dies aber höchstens zum Theil der Fall. In zahlreichen Erdgegenden handelt es sich immer noch um die Forscherarbeit einzelner Pioniere, und in anderen Gegenden, wo man aus verschiedenen Fachleuten zusammengesetzte Expeditionen entsendet, kann man die Theilung der Arbeit wenigstens noch lange nicht so weit treiben, daß dem Einzelnen neben seinem eigentlichen „Fache" nicht noch dieses und jenes verwandte Fach zufiele. Die Spezialisirung hat zum großen Vortheile der Wissenschaft auch bei der Explorirung Afrikas, Asiens, Südamerikas und Australiens große Fortschrite gemacht, aber sie ist keine so weitgehende wie daheim. Deshalb sind „Neumayer's Anleitungen" noch immer an ihrem Platze, und es ist von ihnen noch immer eine bedeutende Förderung der Erdkunde und der verschiedensten anderen Wissenschaften zu erwarten, wenn die Reisenden sich ihrer bedienen. Trägt ja doch das Buch in seiner neuen Auflage der veränderten Lage auch Rechnung, indem es seine einzelnen Theile in einem viel höheren Grade vertieft und erweitert hat, und indem es durch seine Gliederung in zwei Hauptabtheilungen dem Einzelnen die freie Wahl läßt, entweder der eigentlichen Geographie oder der Ethnologie oder der Botanik oder der Zoologie zu dienen. Das Buch ersetzt dem Reisenden in unbekannten Gegenden eine ganze Bibliothek. — Im übrigen genügt es zur nachdrücklichen Empfehlung des Werkes darauf hinzuweisen, daß die oben aufgezählten Bearbeiter der einzelnen Abhandlungen ohne Ausnahme hervorragende Autoritäten in ihrem Fache sind, und daß dieselben mit den Aufgaben, welche in ihren Disciplinen vor allen Dingen gelöst werden müssen, nach jeder Richtung hin wohl vertraut sind. Der erste Abschnitt des zweiten Bandes — die von A. Meitzen vertretene Landeskunde — würde unseres Erachtens richtiger am Orte gewesen sein im ersten Bande.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIV. № 20.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Das deutsche Schutzgebiet in der Südsee.

Von Dr. M. Hollrung.

I.

(Mit zwei Abbildungen und einer Karte.)

Es ist eine eigenthümliche Thatsache, daß unsere afrikanischen Kolonien viel besser gekannt sind und auch weit mehr das Interesse des Laien wie des Fachgelehrten zu fesseln verstehen, als jene an der Grenze des indisch-malayischen Archipels und des Großen Ozeans gelegenen, offiziell unter dem Namen „Deutsches Schutzgebiet in der Südsee“ bekannten, gemeinhin aber nach dem auf der Insel Neu-Guinea liegenden Theile desselben als „Kaiser-Wilhelmsland“ bezeichneten Besitzungen. Es soll daher in den nachfolgenden Zeilen versucht werden, durch eine auf Grund eigener Anschauung gewonnene kurze Schilderung, das deutsche Schutzgebiet in der Südsee dem Interesse des Lesers näher zu bringen.

Als die Neu-Guinea-Kompagnie durch den Kaiserlichen Schutzbrief vom 17. Mai 1885 in den ausschließlichen Besitz des Schutzgebietes, bestehend aus dem Kaiser-Wilhelmsland und den Inseln des Bismarck-Archipels, wozu sich etwas später noch die nördlichen Salomonsinseln gesellten, gesetzt wurde und damit eine Reihe von schwerwiegenden Rechten sowohl wie Verpflichtungen übernahm, betrat sie ein Arbeitsfeld, welches weit ungünstigere Chancen für eine gedeihliche Entwickelung bot, als irgend eine derjenigen Gesellschaften, welche in Afrika Ländereien im deutschen Interesse erworben, vorgefunden hat. Während dort im „dunklen Erdtheil“ Land und Leute bis zu einem gewissen Grade schon bekannt, die Eingeborenen bereits der Kultur näher getreten und Handelsprodukte, sowie große Handelsstraßen nach dem Innern vorhanden waren, herrschte im Gebiete der Neu-Guinea-Kompagnie über diese für die Prosperität eines Landes so hochwichtigen Verhältnisse theils vollständige Unkenntniß, theils unvollständige Kenntniß. Etwas genauer bekannt war wenig mehr als die Küste, und diese nicht einmal in ihrer vollen Ausdehnung. Zwar hatte der Russe Miclucho-Maclay in den Jahren 1871/72 längere Zeit an der Küste der Astrolabe-Bai in der Nähe des Dorfes Bonzu und später in diesem Dorfe selbst gelebt, hatte die meteorologischen Verhältnisse, Sprache und Sitten der Eingeborenen daselbst studirt, hatte auch die benachbarten Küstengegenden bis auf 20 km Entfernung nach beiden Seiten hin, und das Hinterland bis auf 6 km in das Innere hinein besucht, aber seine Beobachtungen und Erfahrungen sind nicht von allgemeiner Bedeutung geworden, da er im ganzen nur weniges Material und das Wenige an verhältnißmäßig schwer zugängigen Stellen veröffentlicht hat. Es besuchte danach Finsch 1884/85 im Auftrage der Neu-Guinea-Kompagnie auf dem Dampfer Samoa die Küsten des nachmaligen Kaiser-Wilhelmslandes, sowie einige Partien von Neu-Mecklenburg und Neu-Pommern. Ihm verdanken wir hierdurch eine Reihe werthvoller Entdeckungen, Beobachtungen und Mittheilungen, welche sich jedoch, da Finsch, an den Dampfer gebunden, nirgends Landaufenthalte von irgend welchem

Belang nehmen konnte, nur über gewisse Küstenstrecken und ihre allernächste Umgebung erstrecken. Nach einigen Richtungen hin etwas besser bekannt waren verschiedene Theile der Inseln des Bismarck-Archipels. Hier hatten einerseits deutsche Kriegsschiffe, insbesondere die „Gazelle“, durch zahlreiche Vermessungen Grund zu einer besseren Kenntniß des Landes gelegt, andererseits zwei deutsche Handelshäuser durch Anlegungen von Faktoreien und Nebenstationen den Verkehr mit den Eingeborenen u. s. w. bereits eingeleitet.

Die Neu-Guinea-Kompagnie begann im November des Jahres 1885 ihre Thätigkeit auf diesem jungfräulichen Gebiete zunächst mit der Errichtung neuer eigener Stationen in Kaiser-Wilhelmsland, der Anlegung von Versuchspflanzungen, mit der Erforschung der Eingeborenensprache und der Einführung eines regelmäßigen Dampfschiffverkehrs zwischen den Stationen einerseits und dem Festland von Australien andererseits. Es folgte im Laufe der Zeit die Aussendung einer wissenschaftlichen Zwecken dienenden Expedition, die Organisation genauer meteorologischer Beobachtungen, die Einführung deutscher Rechtsprechung, deutscher Maße und Gewichte u. a. m. Wiewohl nun die durch Land und Leute gegebenen Vorbedingungen im Allgemeinen nicht als unbedingt günstig erschienen, sind doch die auf die Kolonisirung ihres Besitzes gerichteten Bestrebungen der Neu-Guinea-Kompagnie bisher zum großen Theil von Erfolg begleitet gewesen, da ihre Arbeiten vielfach durch werthvolle, in der Beschaffenheit und Natur des Landes sowie der Eingeborenen liegende Hilfsmittel unterstützt wurden.

Von großem Werthe für die Entwickelung des Schutzgebietes ist die Küstenbildung im Verein mit gewissen vortheilhaften Witterungsverhältnissen gewesen. Was erstere anbelangt, so zeigt sie zwar im ganzen eine äußerst geringe Gliederung, weist dagegen im speciellen eine überraschend große Anzahl von ausgezeichneten Häfen oder Einbuchtungen, welche als sichere Ankerplätze benutzt werden können, auf. Es kommt bei der Benutzung dieser Einbuchtungen dem Schiffer der Umstand zu statten, daß Stürme im deutschen Schutzgebiet unbekannt sind und selbst stärkere Winde nur zur Zeit des Windwechsels eintreten. Aus diesem Grunde verursacht auch das Landen an ganz offenen Küstenstellen wenig Schwierigkeiten. Unter den Häfen, deren Zahl in Kaiser-Wilhelmsland auf der 450 Seemeilen langen Küstenstrecke von Mitrefelsen bis Kap della Torre 16 beträgt, ist der Friedrich-Wilhelmshafen der sicherste, während die beiden ihm dicht benachbarten Häfen „Prinz Heinrichhafen“ und „Alexishafen“ Anspruch darauf machen können, die geräumigsten zu sein. Der Friedrich-Wilhelmshafen, durch seine vielen Seitenbuchten etwas dem Hafen von Sydney gleichend, wenn auch viel kleiner wie dieser, wird gegenwärtig noch nicht benutzt, es steht aber außer allem Zweifel, daß er dereinst nach Besiedelung und Bebauung der westlich von der Astrolabe-Bai gelegenen Ebene zu voller Bedeutung gelangen wird. Unter den übrigen Häfen sind der Hatzfeldthafen (S. Abbildung 1), der Konstantinhafen und der Finschhafen in Kaiser-Wilhelmsland, der Hafen von Matupi (Gazellahalbinsel auf Neu-Pommern), der Hafen von Mioko (in der Lauenburg-Inselgruppe) und der Hafen von Nusa (in der Straße zwischen Neu-Hannover und Neu-Mecklenburg) deshalb hervorzuheben, weil sich größere Stationen in ihrer unmittelbaren Nähe befinden. Die Hauptstation für das gesammte Schutzgebiet steht mit dem Finschhafen (S. Abbildung 2) in Verbindung, obwohl weder der Finschhafen, noch die ihn umgebenden Länderkomplexe den im Laufe der Zeit an die Hauptstation eines Gebietes von der halben Größe des Deutschen Reiches gestellten Anforderungen werden genügen können. Mit Ausnahme von Matupi sind die genannten Häfen Korallenhäfen. Die korallinische Beschaffenheit derselben bietet jedoch im allgemeinen keine



Der Hatzfeldthafen und die Insel Tschirimotsch. (Nach einer Photographie von Dr. M. Hollrung.)

nennenswerthen Schwierigkeiten, und ist nur gelegentlich dadurch von Nachtheil, daß sie einen Mangel an genügenden Mengen frischen Quelltrinkwassers oder dessen gänzliches Abhandensein verursacht.

Korallenbildungen in Gestalt von Riffen befinden sich vielfach dicht unter der Küste, verhältnißmäßig selten dagegen in offener See. Erstere sowohl wie letztere sind gegenwärtig genügend bekannt, um nicht mehr Schiffahrtshemmnisse zu bilden.

Die Flußschiffahrt, für welche nur das Kaiser-Wilhelmsland und einige Theile von Neu-Pommern in Betracht kommen, ist gegenwärtig noch wenig entwickelt, da die Oberflächenbeschaffenheit des Schutzgebietes einerseits, die Lage der Stationen andererseits Verhältnisse geschaffen haben, welche es noch nicht erforderlich machten, die regelmäßige Befahrung der Flüsse ins Auge zu fassen. Als Erläuterung hierzu ist es nöthig, einen Seitenblick auf die ebenerwähnte Oberflächenformation zu werfen. Das Kaiser-Wilhelmsland zunächst ist sehr deutlich in einen nördlichen, ebenen und einen südlichen, gebirgigen Theil geschieden. Die Grenze zwischen beiden Bildungen ist etwa unter 4° 30′ zu suchen, woselbst mit einem nahezu parallel zum Aequator verlaufenden Zuge das Gebirge von der Küste vollständig zurückweicht. Die Berge erreichen hier nur geringe Höhe (700 bis 800 m), erscheinen wenig massig und durch sanftgeneigte, vielfach mit Gras bedeckte Abhänge gekennzeichnet. Diesen Charakter verliert das Bergland nach dem Süden zu immer mehr und mehr und in der gewaltigen, compakten Masse des Finisterre-Gebirges (Borroborro Mana — d. i. sehr große Berge — der Bongu-Eingeborenen) ist er schließlich ein vollständig anderer. Im buntesten Durcheinander treten hier die zahllosen geschlossenen Bergkämme auf, zu einer gewaltigen, das Hinterland vollständig abschließenden Mauer sich empor thürmend. Einige Bergflüsse erzeugen zwar eine Art von Gliederung, dieselbe kommt aber nicht genügend deutlich zum Ausdruck, da der Lauf dieser Flüsse ein zu kurzer und die Zahl derselben eine zu große ist. Mit verschwindend wenig Ausnahmen besitzen die Bergkämme schmalen Rücken und steile Abhänge, Hochplateaus fehlen dagegen im Finisterre-Gebirge vollständig. Aus dieser Bergmasse, welche die ganze 80 Seemeilen lange Maclayküste in großer Nähe derselben entlang läuft, ragen einige sich nicht allseitig deutlich abscheidende Erhebungen — der von Maclay so benannte Schopenhauer- und Kantberg nebst dem Stoschberg — hervor. Die Höhe dieser Berge ist zur Zeit noch nicht genau festgestellt. Friedrichsen giebt auf seiner Karte des westlichen Theiles der Südsee die Höhe des Schopenhauerberges auf 6118 m an, was indessen wohl etwas zu hoch gegriffen sein dürfte. Wie das ganze Finisterre-Gebirge von der See her beim Beschauer einen überwältigenden Eindruck hervorbringt, so sind auch die einzelnen Partien des Gebirges, namentlich die Thäler, zumeist von reizender Anmuth und landschaftlicher Schönheit. Für Kulturzwecke sind diese Thäler dagegen eben so oft nicht tauglich wegen ihrer außerordentlichen Enge und der Steilheit der sie begrenzenden Bergabhänge.



Finschhafen, von der Halbinsel Rugidu aus gesehen. (Nach einer Photographie von Dr. M. Hollrung.)

Diesen Charakter bewahrt auch das südlich vom Hauptstock des Finisterre, in der durch den Huon-Golf im Süden und durch die Vitiazstraße im Norden begrenzten Halbinsel gelegene, durchschnittlich 1000 m hohe, vom Finisterre nicht deutlich abgegliederte Gebirgsland. Die Karte von Friedrichsen unterscheidet innerhalb dieses Gebirgstheiles als Unterabtheilung die Rawlinson-Berge, jedoch mit Unrecht, denn dieselben besitzen keinerlei Charakteristicum, welches diese Sonderung rechtfertigen könnte.

Eine entschiedene Theilung der Gebirge wird dagegen weiter südwärts durch den Markham- und Franziskafluß erzeugt.

Die Ebene, welche den nördlichen Theil von Kaiser-Wilhelmsland einnimmt, ist eine reine Tiefebene ohne nennenswerthe Steigung nach dem Innern hin, denn unter 142° 56 östl. L. und 4° 11 s. Br. betrug ihre Höhe über dem Meeresspiegel nur etwa 20 m. Nichtsdestoweniger finden regelmäßig wiederkehrende Ueberschwemmungen derselben und vor allem Ueberfluthungen der dem Meere benachbarten Partien nur an vereinzelten Stellen statt.

Diese vorstehend kurz skizzirte Oberflächenbeschaffenheit hat nur im Norden die Bildung größerer Flüsse ermöglicht, während es im gebirgigen, südlichen Theile an Wasserläufen, welche zur Befahrung mit größeren Schiffen auf bedeutendere Entfernungen nach dem Innern hinein tauglich sind, fast vollständig mangelt. Da nun andererseits alle Stationen im Kaiser-Wilhelmsland im südlichen Theile gelegen sind, so erklärt sich hieraus die geringe Beachtung, welche die Flußschiffahrt in Kaiser-Wilhelmsland, ganz im Gegensatz zu anderen Kolonialgebieten, erfahren hat. Neu-Mecklenburg ist von schmaler, langgestreckter Form und dabei von der Küste ab durchaus gebirgig, so daß schiffbare Flüsse hier nicht zur Ausbildung kommen konnten. Ebenso erreicht Neu-Pommern nur in seinen mittleren Partien eine solche Breitenausdehnung, welche die Formation fahrbarer Wasserläufe zuläßt.

Wiewohl nun gegenwärtig der größte Fluß des Nordens, der Kaiserin-Augustafluß, noch nach keiner Richtung hin ausgenutzt wird, so kann die Nutzbarmachung desselben doch nur eine Frage der Zeit sein. Eine Reihe von Umständen stützt diese Vermuthungen. Zu diesen gehört die von allen Einfahrtshindernissen und Deltabildungen freie Mündung des fraglichen Stromes, die bedeutende Wassermenge, welche den größten Schiffen gestattet, 100 bis 120 Seemeilen auf ihm hinaufzugehen, und welche unter 141° 50 östl. L. bei normalem Wasserstand immer noch 9 Fuß betrug, das Gedeihen der Kokospalme bis zu 142° 50 östl. L., der Holzreichthum der oberen Uferberge, dessen Gewinnung keine nennenswerthen Schwierigkeiten bietet, und endlich die verhältnißmäßig leichte Verbindung, welche vom ersten Nebenflusse des Kaiserin-Augustastromes nach dem Fly-Flusse in Englisch-Neu-Guinea zu gewinnen wäre.

Wider Erwarten günstig haben sich im Schutzgebiete in der Südsee die klimatischen Verhältnisse und die bis zu einem gewissen Grade von diesen abhängigen Gesundheitsverhältnisse gestellt. Die Hitze war zwar allenthalben eine bedeutende, dabei jedoch weniger unangenehm fühlbar, als a priori auf Grund der äquatorialen Lage des Schutzgebietes angenommen werden mußte. Dazu kommt, daß der Unterschied der Tages- und Nachttemperatur verhältnißmäßig gering ist, ein Vortheil, welcher das Schutzgebiet vor den unter gleicher Breite gelegenen afrikanischen Besitzungen auszeichnet. Genauere Angaben, welche durch nahezu dreijährige Beobachtungen gewonnen wurden, zeigen, daß die mittlere Jahrestemperatur an der Küste [1]) 26° C., das absolute Maximum 35° C., das absolute Minimum 19° betragen hat. Von den Stationen des Bismarck-Archipels liegen bis jetzt noch keine genauen meteorologischen Beobachtungen vor, höchst wahrscheinlich würden dieselben aber noch weit günstigere Wärmeverhältnisse hervortreten lassen. Es ist nicht schwer, die Gründe hierfür in der insularen Lage der einzelnen Bestandtheile des Schutzgebietes an und für sich schon, sowie in ihrer unmittelbaren Nachbarschaft bei der weiten Wasserfläche des Großen Ozeans und in den das ganze Jahr hindurch mit großer Regelmäßigkeit auftretenden, kühlen, aus NE und SE über den Ozean kommenden und daher unverdorbenen Luftströmungen zu finden. Der beständig hohe Wassergehalt der Atmosphäre bewirkt, daß der Weiße trotz der hohen Luftwärme wenig transspirirt. Es ist kaum nöthig, im besonderen darauf hinzuweisen, daß die eben erwähnten klimatischen Verhältnisse von hoher Bedeutung für die Gesundheit der im Schutzgebiet lebenden Weißen sind. Es wird von einigen Seiten allerdings der Einfluß, welchen das Klima im Schutzgebiet auf die Fiebermenge und Fieberstärke beispielsweise hat, sehr gering angeschlagen. Dem gegenüber kann aber schon die Thatsache, daß beim Wechsel des SE in den NE, welcher mit dem zeitweiligen Hereinbrechen nordwestlicher, also über die Insel Neu-Guinea hinweggegangener Luftströmungen verbunden ist, nicht nur der Procentsatz, sondern auch die Stärke der Fieber zu steigen pflegt, als genügender Gegenbeweis dienen.

Die atmosphärischen Niederschläge, im engsten Zusammenhange mit den Luftströmungen stehend, zeigen die bemerkenswerthe Thatsache fehlender fester, regelmäßig wiederkehrender oder doch deutlich als solche sich kundgebende Regen- bezw. Trockenperioden im allgemeinen und eine außerordentliche Verschiedenheit der Niederschlagsmengen in den einzelnen Theilen des Schutzgebietes im besonderen. Die erstgenannte Thatsache wird durch die Beständigkeit der Winde und den Umstand, daß das Schutzgebiet die erste Landmasse ist, welche sich ihnen entgegenstellt, die letztgenannte durch die Oberflächenbeschaffenheit des Landes ausreichend erklärt. Die meteorologische Station am Fuße des mauerartig die Küste umsäumenden Finisterre weist dementsprechend die bedeutendsten jährlichen Regenmengen (3836 mm 1886/87), Hatzfeldthafen mit seinem 700 m nicht übersteigenden Hinterlande das kleinste jährliche Niederschlagsquantum (2021 mm 1886/87) auf, während Finschhafen die Mitte hält. Die atmosphärischen Niederschläge erscheinen theils als Landregen, theils als Gewitter. Letztere sind in der nördlichen Ebene häufiger als an der Küste des südlichen Theiles von Kaiser-Wilhelmsland, woselbst nur in Constantinhafen Gewitter, welche von zahlreichen, heftigen Blitzschlägen begleitet waren, mehrfach beobachtet wurden. Auf die Bildung von Flußläufen und deren Veränderungen sind diese Gewitter durch die enorme Wassermenge, welche sie herniedergehen lassen, von größtem Einfluß. Küstenflüßchen, deren Wasser unter normalen Verhältnissen kaum den Knöchel des Fußes bespült, werden nach einem Gewitterregen über mannestief und so reißend, daß sie unpassirbar werden, bahnen sich neue Betten und führen schwere Gerölle zum Strande, deren Natur ihre Herkunft aus weit entfernten Gegenden errathen läßt. Auch der Spiegel des Kaiserin-Augustaflusses ist häufigen Schwankungen infolge von Gewittern unterworfen.

Es ist nicht zu verwundern, daß bei solchen Feuchtigkeitsverhältnissen die Zahl der Wasserläufe im Schutzgebiet eine sehr große ist. Die bedeutenderen unter ihnen sind der Franziska- und Markhamfluß, welche auf der Westseite des Huon-Golf münden, der Bubui südlich von Finschhafen, der Basilisk-Fluß bei Kap König Wilhelm heraustretend, der Kabarang, Kölli, Gabenau und Wéu in der Astrolabe-Bai, der Ama-Fluß bei Kap Croissilles und endlich der Ottilien- und Kaiserin-Augustafluß, welche bereits dem Norden angehören. Nordwestlich vom Kap della Torre bis zur Landesgrenze an der Humboldtbai sind noch die Mündungen größerer Flüsse wahrgenommen worden, genaue Nachrichten über dieselben fehlen jedoch noch.

Auf geologischem Gebiete liegen belangreiche Kenntnisse von der Natur des Schutzgebietes bis zur Zeit noch nicht vor. Da im benachbarten Englisch-Neu-Guinea jedoch Gold gefunden worden ist, so ist die Hoffnung auch in Kaiser-

[1]) In der Ebene des Augustaflusses unter 142° 56 östl. L. und 4° 11 s. Br. haben die während fünf Monaten von den Mitgliedern der wissenschaftlichen Expedition ausgeführten meteorologischen Beobachtung nahezu gleiche Zahlen ergeben.

KAISER WILHELMS LAND

1:4500000

P. Sprigade.

Wilhelmsland dieses Edelmetalles habhaft zu werden, wohl berechtigt. Als von hohem Werthe haben sich die Phosphatguano-Vorkommen von den Purdy-Inseln, vier kleinen unter 146° 10 östl. L. und 3° s. Br. gelegenen Eilanden, erwiesen. Das bedeutendste derselben besitzt einen Phosphorsäuregehalt von 35 bis 36 Procent.

Sehr wechselvoll ist die Güte der Bodendecke, da dieselbe nicht nur von der chemischen und mechanischen Zusammensetzung der Krume sondern auch von der mechanischen Beschaffenheit und Lage des Untergrundes abhängig ist. Im allgemeinen ist der Boden im Schutzgebiet jedoch vortrefflich für Kulturzwecke geeignet, wie aus den bisher ausgeführten Analysen und den Resultaten, welche die Eingeborenen schon seit langer Zeit auf ihm erzielen, hervorgeht. Am häufigsten kommt ein heller, fetter Lehm, welcher in den Bergen zuweilen in Mergel übergeht, vor. Es liefert staunenswerthe Erträge namentlich von Tarro. Ein mittelschwerer, humusreicher, tiefgründiger Sandboden sowie schwerer grauer Thonboden bildet die Umgebung von Hatzfeldthafen. Constantinhafen besitzt fetten, stellenweise von Lehm unterlagerten Humusboden, Nusa und Mioko sind Korallen-Inselchen mit nur schwacher Bodendecke, Matupi, ebenfalls eine kleine Insel, besteht aus vulkanischem Sand. In Finschhafen ist das Land trotz seiner vorzüglichen chemischen Zusammensetzung dennoch für Kulturen wenig geeignet, da diese infolge des äußerst porösen korallinischen Untergrundes, zuweilen unter einem Mangel an Feuchtigkeit leiden. Steriles Land, wie es in Australien oder Afrika vorhanden ist, fehlt im Schutzgebiet vollständig.

Eine der hervorstehendsten Eigenthümlichkeiten des Schutzgebietes, welche sich übrigens auch im holländischen und englischen Neu-Guinea wiederfindet, ist die überraschende Dürftigkeit der Thierwelt. Nur die Vögel haben es zur Entfaltung einer größeren Anzahl von Arten gebracht. Dagegen ist die Zahl der Säugethiere eine sehr beschränkte. Es mag dahingestellt bleiben, inwieweit diese Thatsache eine natürliche ist oder sich unter dem Einfluß der Eingeborenen herausgebildet hat. Auffallend muß es jedenfalls erscheinen, daß die meisten der noch vorhandenen Säugethiere, nämlich das Wildschwein, das Wallabi, der fliegende Hund, der Euscus, das fliegende Eichhorn (Pteromys) und eine kleine Buschratte durch ihre Lebens- oder Fortbewegungsweise gegen die Nachstellungen der Eingeboreren erheblich geschützt sind.

Reptilien und Amphiben sind durch das Krokodil, welches sich zuweilen in den Mündungen kleiner Küstenflüsse, häufiger in den großen Strömen des Nordens aufhält, ferner durch einige Lacerten, Seeschildkröten und eine Anzahl kleiner und soweit die Erfahrungen reichen nicht giftiger Schlangen vertreten. Der Fischreichthum der Küsten und Flüsse ist ein bedeutender. Die niedere Thierwelt weist nur in der Abtheilung der Hymenoptera und Diptera den Formenreichthum, welcher von einem Tropenlande wie es das Schutzgebiet ist, erwartet wird; Coleoptera und Lepidoptera sind wenig zahlreich.

Es geht aus dem Gesagten hervor, daß nur geringe Aussicht vorhanden ist, die Thierwelt des Schutzgebietes für nutzbringende Zwecke heranzuziehen. In Betracht kommen würden überhaupt nur eine Reihe schön gefärbter Vögel, wie z. B. der Paradiesvogel, welcher in drei Arten auftritt, (Diphyllodes, Cicinurus und Seleucides) deren Bälge zur Anfertigung von Schmuckgegenständen geeignet sind. Als verwerthbare thierische Produkte gesellen sich hierzu noch das Schildkrot, sowie die Perlmutterschale. Der Trepang ist vorhanden, wird aber nicht gefangen, da er von geringer Qualität ist.

Weit großartiger entwickelt ist die Pflanzenwelt. Sie zeigt eine Fülle von Formen, eine Lebenskraft und Ueppigkeit, welche schwerlich von einem anderen tropischen Lande übertroffen wird. Die Flora des Schutzgebietes schließt sich, sowie aus den vorliegenden Sammlungen und Beobachtungen entnommen werden kann, der indisch-malayischen Flora, speziell der der Philippinen eng an, während sie mit der neuholländischen nur verhältnißmäßig wenig Berührungspunkte gemein hat. Durch diese Umstände wird bis zu einem gewissen Grade auf die Pflanzenrohprodukte, welche im Schutzgebiet voraussichtlich vorhanden sind, hingedeutet. Die Vegetationsformen bestehen durch das ganze Schutzgebiet hindurch in der Hauptsache aus Wald und Grasfläche. Der Wald, welcher von 1000 m aufwärts die ausschließliche Bodenbedeckung bildet, wechselt in den tiefer gelegenen Partien in bunter Folge mit dem Graslande ab, derart, daß im Norden von Kaiser-Wilhelmsland die Grasebene, im Süden und auf den Inseln des Bismarck-Archipels der Wald vorherrscht. Letzterer ist zumeist sehr dicht, eine Eigenschaft, welche er zum nicht geringen Theile den zahllosen Kletter- und Schlingpflanzen, die im wildesten Durcheinander von Baum zu Baum gehen, verdankt. Die Waldbäume sind außerordentlich schlank und astrein gewachsen, besonders häufig treten Rubiaceen, Apocynaceen, Sapotaceen, Horaceen, Myristicaceen, Clusiaceen, Euphorbiaceen, Sterculiaceen, Malvaceen, Myrtaceen und Leguminosen auf.

Die Grasflächen werden in der Hauptsache von dem hohen, harten und scharfen Lallang-Lallang (Imperata arundinacea Cgr.), Tennisetum macrostachyum Trin. und Saccharum spontaneum L. gebildet, von denen die beiden letztgenannten sich gern in der Nähe von Flußufern oder kleinen, die Grasflächen durchziehenden Wasserrinnseln ansiedeln. Tanicum-, Anthistiria-, Taspalum-, Eleusine- und Andropogon-Arten bedecken gern stark geneigte Bergabhänge. Selten nur sind die Grasflächen ganz rein, da mit Vorliebe Sarcocephalus cordatus Mig., Albizzia procera und Cycas punktartig im Gras verstreut auftreten.

Es würde zuweit führen, die ganze Reihe der Naturprodukte, welche die Pflanzendecke des Schutzgebietes darbietet, an dieser Stelle aufzuzählen, weshalb nur einige derselben genannt seien. Von den zahlreichen Nutzhölzern ist die Kaurifichte (Araucaria spec. nov.), des Talamalaholz (Callophyllum inophyllum L.), das Duri-Duriholz (Cordia subcordata Lam.), die Mallava (Pterocarpus indicus L.), der Bretterbaum (Heritiera littoralis Dryand), Wormia spec., Pongamia spec., und Casuarina spec. exportfähig. Andere vortreffliche Hölzer eignen sich nur für den inländischen Bedarf. Aromatische, gerbstoffhaltige und bittere Rinden bezw. Blätter und Früchte sind zahlreich vorhanden. Mit Ausnahme der Massoirinde (Massoia aromatica Becc.) ist bis jetzt jedoch noch keine derselben auf dem Markte erschienen. Zweifellos werden sich aber noch einige derselben einbürgern. Die Gespinnstfasern liefernden Familien der Urticaceen, Moraceen, Malvaceen, Tiliaceen nebst einigen Pandamus-, Musa- und Crotolaria-Arten kommen in Menge wildwachsend vor und liefern, wie die aus ihnen hergestellten Arbeiten der Eingeborenen beweisen, ein sehr haltbares Material. Unter den Harzpflanzen ist Araucaria, Vatica und Garcinia beobachtet worden. Hauptölpflanze ist die Kokospalme. Manche dieser und anderer Rohprodukte sind allerdings nur da, wo billige Arbeitskräfte vorhanden sind, mit Nutzen zu gewinnen. An solchen billigen Arbeitskräften mangelt es gegenwärtig glücklicherweise nicht, da die Eingeborenen aus verschiedenen Theilen von Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg sich gern als Arbeiter nach anderen Theilen des Schutzgebietes verdingen lassen.

Von weit größerer Bedeutung als die wildwachsenden Pflanzenstoffe sind für die Zukunft des Schutzgebietes jene Naturprodukte, welche auf dem Wege der Plantagenwirthschaft gewonnen werden können. Die kurze Spanne Zeit,

welche seit dem Beginn der zur Beantwortung dieser wichtigen Frage angestellten Vorversuche verflossen ist, gestattet gegenwärtig noch nicht, ein abschließendes Urtheil in dieser Hinsicht zu fällen. Soweit sich übersehen läßt, verspricht dasselbe jedoch ein günstiges zu werden. Die bisher ausgeführten Anbauversuche haben sich zunächst auf eine Anzahl europäischer und tropischer Gemüsepflanzen, Früchte und Nährwurzeln erstreckt, von denen namentlich Tarro, Banane, Ananas, Jam, Melone, Kürbis, Eierfrucht (Solanum Melongena L.), Tomate, spanischer Pfeffer, süße Kartoffel, Manihot, Papaya und Bohne vortrefflich gedeihen. Ebenso sind sehr gute Resultate mit dem Mais, dem Teosinté (Euchlaena luxurians Asch.), der Durra (Sorghum saccharatum Tors.), der Jute und der Erdnuß erzielt worden. Baumwolle und Kaffee sind in Kaluana, auf der Gazellenhalbinsel mit gutem Erfolg angebaut und die Baumwolle (sea-island) von hier bereits in den Handel gebracht worden. Ueber die Aussichten, welche der Tabaksbau im Schutzgebiet hat, wird sich nach dem Eintreffen der ersten in Hatzfeldthafen erzielten Ernte Bestimmteres berichten lassen. Vorläufig hat der von den Eingeborenen gezogene, sehr roh behandelte Tabak an competenter Stelle eine sehr günstige Beurtheilung erfahren. Schließlich sei noch erwähnt, daß Pflanzungen von Kokospalmen angelegt worden sind, welche jedoch erst nach fünf bis sechs Jahren Erträgnisse geben dürften.

Wanderungen durch das außertropische Südamerika.

XVI. (Schluß-Aufsatz.)

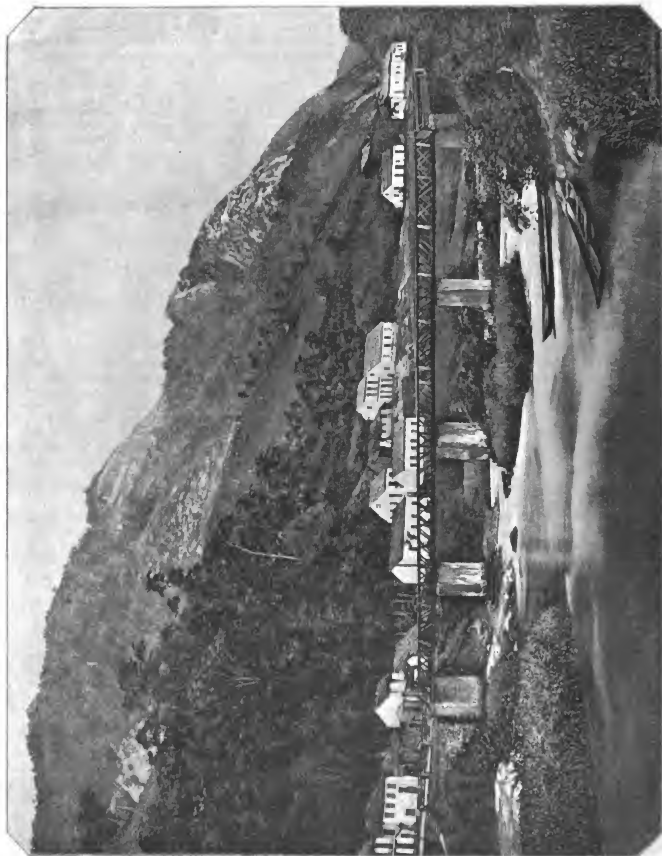
(Mit vier Abbildungen.)

Auch bei Brasilien genügt es natürlich zur richtigen Beurtheilung der Kulturkraft seiner Landestheile und der damit zusammenhängenden Kolonisations- und Auswanderungsfrage nicht, einfach die Naturverhältnisse in Rücksicht zu ziehen. Es muß auch hier, geradeso wie in Argentinien, Paraguay und Uruguay, die bereits vorhandene Bevölkerung nebst den durch diese geschaffenen Zuständen als eine andere Hauptsache ins Auge gefaßt werden.

In erster Linie haben wir da auf das afrikanische Element hinzuweisen, das durch die Institution der Negersklaverei in das Land hinein geführt worden ist, und das dem brasilianischen Kultur- und Wirthschaftsleben mehr als ein anderes seinen Stempel aufgeprägt hat. Brasilien ist dreiundeinhalb Jahrhundert ein Sklavenhalterstaat gewesen: diese Thatsache ist unserer Meinung nach viel bedeutsamer und unaustilgbarer in ihren Folgen, als die, daß Brasilien zugleich auch reichlich drei Jahrhunderte eine portugiesische Kolonie gewesen und von seinem Mutterlande nach dem bekannten Kolonialsysteme dieser Jahrhunderte bewirthschaftet worden ist. Der schwarze Mann wurde herübergeschleppt aus seinem heimathlichen Erdtheile, um durch die Peitsche des Aufsehers angetrieben, auf dem brasilianischen Boden harte Frohndienste zu thun, und die Kaffee- und Zuckerplantagen und Baumwollenfelder für seinen weißen Bruder rentabel zu machen. Nun ist er da, und es zeigt sich, daß er einen viel maßgebenderen Einfluß auf das staatliche Gemeinwesen geltend macht, als man ihm jemals zugetraut hat — zwar nicht durch sein aktives Eingreifen, wohl aber durch sein passives Eingreifen bezw. durch seinen passiven Widerstand. Dem humanen Zuge der modernen Zeit folgend, hat man ihm ja die Sklavenketten abnehmen müssen. Ist er dadurch aber etwa ein tauglicheres Kulturinstrument geworden, als er vorher war? Wir fürchten eher das Gegentheil, wenigstens was die nächste Zukunft anlangt. Es wird in Brasilien kaum viel besser gehen, als es in den Südstaaten von Nordamerika gegangen ist, wo durch die Aufhebung der Sklaverei ebenfalls eine schlimme und noch lange nicht überwundene Nothlage geschaffen worden ist. Zu einem guten und intelligenten Arbeiter ist der Neger durch das Emancipationsdekret nicht erzogen, und daß er allenthalben aus freiem Antriebe seine Schuldigkeit thun werde, können nur Optimisten von ihm erwarten. Ehrenvolle Ausnahmen mögen hie und da wohl zu konstatiren sein, dadurch wird die allgemeine Regel aber keineswegs aufgehoben.

Was das Vorhandensein des Neger-Elementes in Brasilien wirkte, so lange die Sklaverei bestand, das wird es also auch fernerhin noch wirken, und von einer hochgradigen Schwerfälligkeit und Einseitigkeit seines Kultur- und Wirthschaftslebens wird sich das Land schon in Folge der Eigenart seiner Arbeiterbevölkerung nicht losmachen können. In den nördlichen Provinzen weiße Arbeiter einzuführen, und die Neger durch dieselben in den Hintergrund drängen, oder durch ihr gutes Beispiel zu höheren Arbeitsleistungen erziehen lassen, ist schon aus klimatischen Gründen nicht thunlich. In den Mittel- und Südprovinzen aber prosperirt die Negerbevölkerung physisch viel zu sehr — auch unter den armseligsten Verhältnissen —, als daß man hoffen dürfte, sie jemals zu verdrängen, und was das gute Beispiel der Weißen gegenüber den Schwarzen anlangt, so fürchten wir, daß dasselbe sich in vielen Fällen nicht so sehr viel kräftiger erweisen werde, wie das schlechte Beispiel der Schwarzen gegenüber den Weißen. Das „süße Nichtsthun“ und das „Eile mit Weile“ ist in tropischen und subtropischen Himmelsstrichen gar zu verführerisch, das kennen wir schon von Südeuropa her.

Wenn aber alle diese Erwägungen hinfällig sein sollten, und wenn die Schwarzen sich in Zukunft in jeder Richtung als tüchtige freie Arbeiter bewähren würden, so wäre damit ihre ungünstige Einwirkung auf den gesellschaftlichen Organismus und dessen Funktionen noch keineswegs vollkommen aufgehoben. Das Schlimmste ist, daß die Institution der Negersklaverei dem gesammten brasilianischen Staatsleben eine ungesunde Richtung gegeben hat. Eine üble Vertheilung des Grundeigenthums, ein schlecht geordnetes Rechts-, Verwaltungs- und Steuerwesen, und ein oligarchisches Partei-Regiment namentlich hängen auf das engste damit zusammen, und der Reformator, welcher alle diese Mißstände mit ihrer Wurzel auszurotten fähig ist, wird noch gefunden werden müssen. Eine starke Monarchie könnte vielleicht manches ausrichten, aber wie soll sich die Monarchie unter solchen



Santa Leopoldina. (Nach einer Photographie von Richard Dietze.)

Umständen auf einen starken Fuß stellen! Vielmehr spricht man in Brasilien öfters von der Republik, und es ist die Möglichkeit kaum ausgeschlossen, daß die Machthaber früher oder später einmal ein Experiment mit dieser Staatsform machen. Das würde die berührten Zustände aber aller Wahrscheinlichkeit nach verewigen.

In allen diesen Thatsachen kann man, wenn man will, eine eigenthümliche Rache erblicken, die die schwarze Rasse für das jahrhundertelange Verbrechen nimmt, das die weiße Rasse an ihr verübt hat, bezw. einen Richterakt der Weltgeschichte.

In den brasilianischen Südprovinzen, mit denen wir es an dieser Stelle vor allen Dingen zu thun haben, sind die angeführten Uebelstände natürlich viel weniger fühlbar als in den Mittel- und Nordprovinzen, denn in ihnen hat die Sklaverei niemals in einem so hohen Grade Platz gegriffen, daß sie aber absolut nicht zu spüren sei, kann man nicht behaupten. Rio Grande do Sul, Santa Catharina und Parana sind eben doch nur die Glieder eines größeren Ganzen, und sie haben sich dem Einflusse der Centralorgane niemals ganz entziehen können. Gar zu oft hatten die freien Bauerngemeinden im Inneren dieser Provinzen Grund, die aktiven Maßregeln, welche von Rio Janeiro her zur Förderung ihrer Angelegenheiten geschehen, als grobe Mißgriffe zu beklagen [1]). Uebrigens gab es aber auch in Rio Grande do Sul im Jahre 1882 noch nahezu 70000 Negersklaven (circa $12^1/_2$ Proc. von der Bevölkerung), und die Zahl der daselbst lebenden freien Farbigen beziffert sich heute sicherlich auf mehr als 150000.

In den Mittelprovinzen dominirte die Negerarbeit von Anfang an so sehr, daß alles das, was wir oben über dieselbe gesagt haben, ganz unmittelbar auf sie angewendet werden darf. Der Einwanderung von deutschen Arbeitern in diese Gegenden ist deshalb entschieden zu widerrathen, und auch São Paulo wagen wir dabei nicht auszunehmen, obgleich wir zugeben müssen, daß die Negerarbeit in dieser Provinz mehr leistet als in jeder anderen.

Die Mischlinge von Schwarzen und Weißen bezeichnen unserer Meinung nach im allgemeinen einen Fortschritt zum Besseren, sobald man an ihre Intelligenz und Energie und



Santa Leopoldina. (Zweite Ansicht.)

an ihre kulturelle und wirthschaftliche Leistungsfähigkeit denkt, und von ihnen dürfte bezüglich der Entwickelung der Nord- und Mittelprovinzen füglich das meiste zu erwarten sein. Da die Rassenumischung in Brasilien sehr weit gediehen ist, und da die Zahl der Mulatten gegenwärtig auf nahezu vier Millionen (33 Proc. von der Gesammtbevölkerung) veranschlagt wird, so ist ihre Wirkung auch bereits sehr deutlich sichtbar, und das Handwerk sowie der Kleinhandel liegen zu einem großen Theile in ihren Händen.

Was die Weißen portugiesischer Abstammung angeht, die das Vorrecht des Zuerstgekommenseins geltend machen, und die unter der rein weißen Bevölkerung des Landes die entschiedene Majorität besitzen, so kann man von denselben nicht gut sagen, daß sie sich einer hohen Prosperität erfreuen. Hinsichtlich der ökonomischen und politischen Verhältnisse giebt es unter ihnen ohne Zweifel sehr reiche und einflußreiche Leute, aber im übrigen erfüllen sie uns durch eine Reihe von Eigenschaften mit schweren Bedenken, und wenn wir die europäischen Portugiesen — ihr Urbild — neben sie stellen, so können wir uns kaum enthalten, von einer Deterioration der Rasse zu reden. In ihrem Aeußeren hagere, kleine Menschen mit gelblicher Gesichtsfarbe und schlaffen Muskeln und Nerven, zeigen sie sich auch psychisch und moralisch wenig geeignet, dem Lande durch ihre Initiative zu einem höheren Aufschwunge zu verhelfen. Ihr Wahlspruch ist in allen Stücken „Paciencia!“ — „Geduld!“ —, und zu ihrer Apathie und Trägheit, die theils durch das Klima, theils durch die Sklaverei zu erklären sind, gesellt sich auch noch ein großer Mangel an Rechtssinn und ein ausgeprägter Haß gegen alle neuen Ankömmlinge. Man fürchtet nicht ohne Grund von diesen „gringos“ („Grünen“) in den Schatten gestellt zu werden, und man läßt daher im Staats- und Wirthschaftsleben lieber alles gehen, wie es eben geht, als daß man der Rührigkeit und dem Unternehmungsgeiste der später eingedrungenen Elemente freien Spielraum ließe. Der Zahl nach ist das Element der eingeborenen weißen Brasilianer wohl kaum viel stärker als das der Mischlinge (reichlich vier Millionen). Von den Bewohnern der binnenländischen Plateaus und Süd-

[1]) Ueber die Einzelheiten vergl. namentlich J. v. Tschudi, Reisen in Südamerika, Bd. 2 bis 4.

brasiliens gilt das Gesagte wieder nicht in demselben Umfange, wie von denjenigen der Küstengegenden Nord- und Mittelbrasiliens. — In früheren Jahrzehnten gesellte sich zu den angegebenen Schattenseiten des brasilianischen Volkscharakters auch noch religiöse Intoleranz, es scheint aber, als ob dieselbe neuerdings im Schwinden begriffen sei.

Daß die Wirksamkeit der neuen Einwanderer in Brasilien durch die geschilderten Verhältnisse an tausend Punkten beeinträchtigt werden mußte, erhellt von selbst, und die Geschichte der einzelnen schweizerischen und deutschen Kolonien weiß davon mancherlei zu erzählen. Man lese da nur z. B., was der vortreffliche Tschudi [1]) über die im Jahre 1857 begründete Kolonie San Leopoldina sagt.

Namentlich die ersten Anfänge waren auf die angegebene Weise immer unendlich schwer. Man ließ fast stets erst mehrere Experimente verunglücken und eine große Zahl von den Neuangekommenen Schiffbruch leiden, ehe man klug wurde. War das Anfangsstadium einmal überwunden, und hatte sich ein Mann gefunden, der von Umsicht und gutem Willen erfüllt war, so ging es endlich vorwärts, und aus mancher Gründung, an der man bereits verzweifelt hatte, wurde schließlich doch noch etwas recht Tüchtiges. So ist das bereits erwähnte San Leopoldina (S. die Abbildungen) heute, nachdem die ursprüngliche Mißwirthschaft der bei der Begründung thätigen Beamten beseitigt worden ist, nachdem den Kolonisten zur Bewirthschaftung geeignete Schollen zugewiesen worden sind, und nachdem der Kaffeebau daselbst in den Schwung gekommen ist, ein sehr blühendes und reiches Gemeinwesen geworden. Am besten aber sind gleich von vornherein jene Kolonien gediehen, die dem Einflusse der älteren Bevölkerungselemente am meisten entrückt waren, und die sich durch besondere Umstände der weitest gehenden Selbstbestimmung erfreuten; was denselben von Seiten der Regierung in Rio Janeiro und in den Provinzialhauptstädten zu wünschen übrig geblieben ist, beschränkt sich in der Hauptsache auf die Herstellung guter Verkehrsstraßen, die sie sich nicht aus eigener Kraft schaffen können. Gerade in diesem Punkte, der für die Entwickelung ihres Wohlstandes von

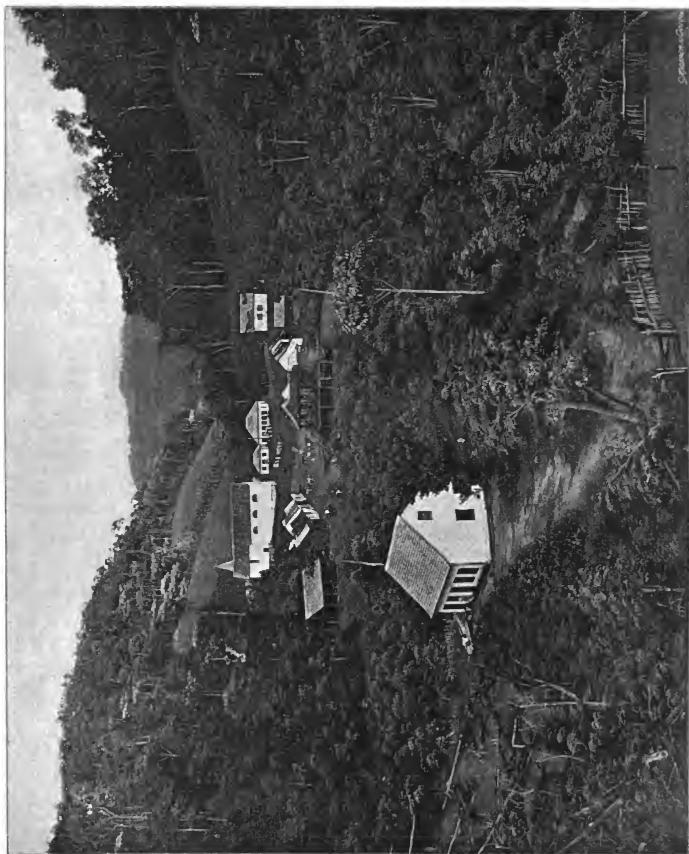


Santa Leopoldina. (Dritte Ansicht.)

sehr hoher Bedeutung ist, tönt ihnen aus den Kreisen der Machthaber immer das brasilianische „Paciencia!“ entgegen.

Daß die „Gringos“ es sind, von denen Brasilien einzig und allein sein Heil zu erwarten hat, bedarf keiner weiteren Ausführung, und insbesondere die Leistungen der deutschen Einwanderer in den Südprovinzen, sowie in einem Theile der Mittelprovinzen sind dafür ein unwiderleglicher und klarer Beweis. Allen widrigen Umständen zum Trotz haben sie in dem brasilianischen Urwalde eine große Zahl freundlicher Ortschaften begründet, deren Häuser dem Fremden auf den ersten Blick verrathen, daß in ihnen ganz anderer Geist lebendig ist, als er sonst in dem Lande herrscht. Wie schade, daß die starke Kulturposition, die diese wackeren Leute uns in Südamerika geschaffen haben, bei uns daheim bisher so ungenügend gewürdigt wird! Da die Zahl der Deutschen in Brasilien nur etwa 200000 beträgt, so ist ein Ueberwuchertwerden derselben von anderen Elementen noch immer sehr zu fürchten — selbst in den Südprovinzen. Nicht bloß die von Fremdenhaß erfüllten Nativisten sind in dieser Richtung am Werke, sondern auch die Italiener, deren Zahl gerade in verschiedenen deutschen Distrikten von Jahr zu Jahr wächst; hat ja doch das italienische Element den Vortheil vor dem deutschen voraus, daß es von seiner europäischen Heimath her an ein wärmeres Klima gewöhnt ist, und steht es doch dem portugiesischen außer in bezug auf Stammesverwandtschaft auch sehr nahe in bezug auf Genügsamkeit. Unter den Einwanderern aus Europa sind die Italiener die einzigen, die als Plantagenarbeiter stellenweise mit den Negern in erfolgreiche Konkurrenz getreten sind (im sogenannten Parceria-System), und infolgedessen sind namentlich in São Paulo und Espirito Santo verschiedene Distrikte in einem hohen Grade italienisirt worden. Das gilt z. B. auch von San Leopoldina. In Rio Grande do Sul hielt die deutsche Einwanderung der italienischen im Jahre 1887 noch ungefähr die Waage, in Santa Catharina hat die erstere bislang das entschiedene Uebergewicht behalten.

[1]) Tschudi, a. a. O. Reisen, Bd. 3, S. 22 ff.



Plantagen bei Santa Leopoldina. (Nach einer Photographie von Richard Tietze.)

Zum Schlusse unserer Betrachtungen haben wir noch mit wenigen Worten der indianischen Urbevölkerung zu gedenken. In den Kulturdistrikten unweit der Küste kommt dieselbe heute nicht mehr in Betracht. Es ist ihr dort gegangen wie in Nordamerika: zum Theil ist sie in dem ungleichen Kampfe mit den neuen Eindringlingen zu Grunde gegangen, zum Theil hat sie sich mit den letzteren verschmolzen, und zum Theil ist es gelungen, sie an ein halbcivilisirtes Dasein zu gewöhnen. Anders ist es in den binnenländischen Gebirgs- und Plateau-Gegenden. Dort geriethen die Kolonisten mit den Wilden bis in die neueste Zeit wiederholt in blutigen Konflikt, und namentlich die Botokuden und Coroados ließen sich das Verdrängtwerden durchaus nicht gutwillig gefallen. Das Hinderniß des Fortschrittes der Civilisation, welches hierin liegt, ist aber bei weitem kein so großes, als jene, von denen wir oben geredet haben.

Togo-Land und Kamerun.

Die von Dr. von Danckelmann herausgegebenen „Mittheilungen aus den deutschen Schutzgebieten“ enthalten in ihrem dritten Hefte eine Reihe von interessanten Berichten aus Togo-Land und Kamerun.

Hauptmann Curt v. François, der im Togo-Lande bis 11° 28″ nördl. Br., d. i. bis jenseits der Wasserscheide zwischen dem Wolta und Niger, vordrang, und nach seiner glücklich beendigten Recognoscirungsreise zu zeitweiligem Aufenthalte nach Deutschland zurückkehrte, fand das hinter der Küste liegende Land im allgemeinen von hügeliger Beschaffenheit und mit lehmigem Boden. Südlich von dem nach Nordost streichenden Agome-Gebirge war das Vegetationskleid aber viel reicher als nördlich davon. Die Bevölkerung war eine verhältnißmäßig dichte, besonders nahe der Küste und im oberen Wolta-Gebiete, und zugleich auch eine friedliebende, mit Ausnahme derjenigen des wenig fruchtbaren Dagomba- und Grussi-Gebietes. Sie trieb lebhaften Zwischenhandel, Weberei, Töpferei, Schmiedehandwerk, Ackerbau und Rinder- und Schafzucht. Hauptkulturgewächse bildeten: Yams, Maniok, Reis, Bohnen, Kolben- und Rispenhirse, Mais, Erdnüsse, Bataten, Pfeffer, Tabak, Baumwolle ꝛc. Unter den Handelsplätzen war Salaga, in dem Karawanenstraßen aus allen Theilen des südlichen Nigerbeckens zusammenlaufen, der bedeutendste. Zur Plantagenwirthschaft dürften sich am meisten die Gegenden der Gebirgsregion eignen, namentlich die bei Apossa, Kebu und Adeli.

Reichskommissar von Puttkamer, der von Sebbe und Klein-Popo aus zwei größere Recognoscirungstouren unternahm — die eine nach Awewe und Agome (nördlich von Klein-Popo) und die andere nach Agotime (nordwestlich davon) — schildert die besuchten Gegenden ebenfalls in einem sehr günstigen Lichte. Das ganze Land zwischen der Küste und dem großen Dorfe Aklaku (gegen 30 km binnenwärts) war sorgfältig angebaut, von trockenen, guten Wegen durchschnitten, und die Bewohner trieben eine ziemlich rationelle Landwirthschaft (mit Fruchtwechsel und Brachen). Der Agome- oder Mono-Fluß war gegen Agome hin stark versandet und selbst im Kanu schwer zu befahren, in der Regenzeit steigt er aber um etwa 30 Fuß, so daß ihn schwer beladene Fahrzeuge wenigstens zeitweise befahren können. Awewe (auf französischem Gebiet) ebenso wie Agome (auf deutschem), die beide hart an dem Flusse liegen, sind bedeutende Handelsplätze in Palmöl und Palmkernen, die einen regen Verkehr mit Klein-Popo unterhalten. — Zwischen Aguewe und Towe, auf dem Wege nach Agotime (Petu), fanden sich prachtvolle Oelpalmenwälder, welche sorgsam gepflegt werden, in regelmäßigen Reihen angepflanzt sind, und fleißige Arbeit bekunden. Außerdem wurden aber auch mannigfaltige andere Gewächse verwerthet und angebaut, und Indigo und Baumwolle würden hier voraussichtlich die Plantagenwirthschaft lohnen.

Sehr ersprießlich scheint die Thätigkeit des Regierungsarztes Dr. Wicke zu sein, und die von demselben mitgetheilten Beobachtungen über die Krankheitsformen des Landes werden nicht verfehlen, allgemeinere Beachtung zu finden. Die Fälle von Malariafieber bei Europäern, mit denen er es zu thun hatte, waren leicht zu behandeln. Von sechs malariakranken Eingeborenen waren merkwürdigerweise fünf Mulatten, so daß es scheint, als ob die verwandschaftlichen Beziehungen zu den Europäern die Widerstandsfähigkeit gegen die Einflüsse des Tropenklimas abschwächten.

Dr. L. Wolf gelangte bis in das Adeli-Land (am achten nördlichen Breitengrade), das den Fremden bisher ziemlich verschlossen war, und er begründete dort inmitten einer Bevölkerung, deren intelligenten Oberhäuptling Kontu er sich durch seine ärztliche Kunst zum Freunde machte, die Station Bismarckburg auf dem 710 m hohen Hügel Adado. Es wurden feste Gebäude aufgeführt und eine Versuchsplantage angelegt. Das Land ist gebirgig, aber an vielen Orten sehr fruchtbar, und die Station verspricht durch ihre Lage eine hohe handelspolitische Bedeutung zu erlangen. Große Erfolge verspricht man sich namentlich von der rationellen Ausbeutung der Kautschuk-Liane (Landolphia), die hier glücklicherweise vom afrikanischen Raubbau verschont geblieben ist, und ebenso von dem Bananen- und Reisbau. Baumwolle wird von den Eingeborenen gepflanzt und verarbeitet. Auch die Viehzucht scheint ausgezeichnete Vorbedingungen zu haben, da reichlicher Graswuchs vorhanden ist und die von den Eingeborenen gehaltenen Rinder wohlgenährt aussahen. Durch seine zauberkräftigen Fetische übt Adeli einen großen Einfluß auf alle umgebenden Stämme aus, die ihre Streitfälle hier entscheiden lassen, und dies dürfte für die Entwickelung der Togo-Kolonie ebenfalls von großem Vortheile sein. — Ebenso wie Hauptmann François, der auf seiner Rückreise von Salaga nach der Küste in der Station vorsprach, hat auch Dr. Wolf zahlreiche Ortsbestimmungen und Höhenaufnahmen vorgenommen, die der erstgenannte Herr zu einer genauen Karte von dem Gebiete verarbeitet. Auch meteorologische Beobachtungen wurden von beiden Expeditionen angestellt, und in Bismarcksburg werden dieselben weiter fortgesetzt.

Im Kamerungebiete haben Dr. Zintgraff und Lieutenant Zeuner von der Barombi-Station aus Reisen gegen Norden hin unternommen, und der erstgenannte Herr war Anfang August in Ntok-Disang, nördlich vom Kalabarflusse angelangt. Erfolgreich war daselbst aber namentlich die wissenschaftliche Thätigkeit des Zoologen

Dr. Weißenborn und des Botanikers J. Braun, obgleich die angelegte zoologische Sammlung bei dem bekannten Ueberfalle durch die Bakokos der Vernichtung anheimfiel und die Feuchtigkeit des Klimas die Konservirung der Gegenstände sehr erschwerte.

Dr. Weißenborn unterscheidet vier pflanzengeographische Regionen in dem durch die Batanga-Expedition bekannt gewordenen Lande: die Urwaldregion, die zum Theil durch dichteren Buschwald, zum Theil durch lichteren Hochwald charakterisirt ist; die Parklandschaft, in der die Waldbedeckung großentheils den Pflanzungen der Menschen gewichen ist; die mit hohem, dichten Grase bestandene Savanne mit ihren eigenartigen Zwergbäumen; und die engbegrenzten Gebiete der größeren Wasserläufe und der Küste. Von diesen Regionen zeigen sich auch die faunistischen Verhältnisse abhängig. „Das Gebiet des Urwaldes zeigt auf den ersten Blick nur geringe Spuren thierischen Lebens. Eine moderige, feuchte Luft und ein geheimnißvolles Halbdunkel, an welches sich das Auge erst allmählich gewöhnen muß, herrschen in diesem regellosen Durcheinander von Bäumen, Gebüschen und Schlinggewächsen. Nur hier und da schlüpft ein neugieriger Sonnenstrahl durch das dichte, hoch über dem Wanderer gewölbeartig Luft und Licht abschließende Laubdach, und nur selten findet sich eine lichtere Stelle, welche dem Zusammenbrechen eines altersschwachen Waldriesen mit dem ihm anhängenden Lianengewirr ihren Ursprung verdankt. Durch dieses Chaos von Baumstämmen und Schlingpflanzen windet sich der schmale Pfad, bald über Urgesteinsbrocken oder spitze Felstrümmer, bald über feinkörnigen Sand oder lehmigen Laterit, bald durch pflanzlichen Mulm oder zähen, schwarzerdigen Schlamm und Morast führend, hier über Riesenwurzeln und Wurzelpfeiler kletternd, dort einen Bach als Wegspur benutzend." Die einzigen Spuren thierischen Lebens für das Auge sind die aus Erde zusammengeklebten Ameisenbauten. Die Cicaden, deren schrille Töne in die Ohren gellen, ahmen in Grundfarbe und Zeichnung ihren Lieblingsaufenthaltsort so täuschend nach, daß es schwer fällt, sie zu sehen. Schließlich gelingt es aber doch, eine größere Zahl Käfer, Gespenstheuschrecken, Ohrwürmer, Asseln, Skorpione ꝛc. zu erbeuten. Die Ameisen bilden eine schlimme Landplage, deren sich auch die Reisenden stellenweise nur mit Mühe erwehrten, und ähnlich auch die Mücken und Fliegen und Sandflöhe. Eidechsen und Schlangen sind selten; ebenso die Säugethiere, ausgenommen wilde Schweine (Potamochoerus Gray), Büffel (Bos brachyceros) und Tschimpansen (Troglodytes niger). Nashornvögel und Riesenhelmvögel sind häufig. — Auf den lichteren Stellen des Urwaldes hat das an die Dämmerung gewöhnte Auge anfangs Mühe, die hereinfluthenden Lichtwellen zu bewältigen, und der feuchte Modergeruch schwindet auch. Dort vergrößert sich die Zahl der Spinnen, es treten Fang- und Laub-Heuschrecken (Mantiden) und Locustiden auf, die Lepidopteren werden zahlreicher. In den Laubwipfeln hausen aber wahrscheinlich dieselben Formen wie im Buschwalde. — Die Parklandschaft dankt der Rodung mit Brand und primitiven Werkzeugen ihre Existenz, und der eigentliche Wald kommt in ihr auch nicht wieder auf, wenn die darin angelegten Pflanzungen nach ihrer Ausnutzung von den Besitzern wieder verlassen werden. Nur üppiger Gras- und Kräuterwuchs greift dann Platz, und nur solche Bäume, die man ihrer Nutzbarkeit wegen bei der Rodung verschonte oder künstlich anpflanzte — der gewaltige Wollbaum (Erodendron anfractuosum), der Colabaum (Sterculia acuminata), die Oelpalme (Elaeïs guineensis) — wachsen dazwischen. Im Bane-Lande findet sich die Landschaft nur streckenweise, ausgedehnt ist sie dagegen im dichtbevölkerten Jaunde-Lande, rechts vom Njong-Flusse. Die Thierwelt ähnelt derjenigen der Waldgegend, leitet aber nach derjenigen der Savanne über. Fang-, Feld- und Laubheuschrecken sind sehr stark vertreten, ebenso buntfarbige Landwanzen und Käfer, Web- und Radspinnen, Schmetterlinge ꝛc. Auch Eidechsen sind häufig, nicht so sehr dagegen Schlangen. Unter den Vögeln spielen Bienenfresser, Honigsauger, Würger, Sperlinge, Webervögel, Tauben, Hühner, Nashornvögel, Falken ꝛc. die Hauptrolle. Säugethiere, wie Antilopen, Stachelschweine, Spitzmäuse ꝛc. sind scheu, und kommen deshalb nur hie und da zu Gesicht. — „Wirkte der Urwald mit seinen hochragenden Bäumen und durch sein geheimnißvolles Halbdunkel erhaben, und bot uns die sonnige Parklandschaft mit ihren malerischen, in saftigem Grün prangenden Gebüschen und ihren Baumgruppen ein liebliches Landschaftsbild dar, so beschleicht uns bei dem Anblick der Savanne, wenigstens in der trockenen Zeit, das Gefühl trostloser Einsamkeit. So weit das Auge blickt, sind nur Grasdickichte sichtbar, in denen Menschen und Thiere spurlos verschwinden; über mannshohe Gräser, mit dicken, steifen Halmen und öfters mit schneidenden Blättern, dazwischen hier und da ein kümmerlicher Zwergbaum (Anona senegalensis), bedecken in gleicher Einförmigkeit den Boden auf weite Strecken hin; nur auf den Höhen der sanften Terrainwellen bieten kleine, aber malerische Gruppen schlanker Fächerpalmen (Hyphaene?), hin und wieder vergesellschaftet mit einigen Oelpalmen, den Anzeichen menschlicher Niederlassungen, einen Ruhepunkt für das ermüdete Auge und beleben die Landschaft im Verein mit den schmalen Wald- und Buschstreifen, welche die Wasserläufe säumen, und den Pflanzungen der Menschen. In manchen Thalmulden gehört frisches Wasser zu den Kostbarkeiten." „Der gelbröthliche Lateritboden, von der anhaltenden Hitze ausgetrocknet und ausgebacken, ist auf weite Strecken hin mit den angesengten und rauchgeschwärzten Halmgerippen des zum ersten mal gebrannten Grases bedeckt oder von der spärlichen Asche des gänzlich niedergelegten Graswuchses schwärzlich gefärbt; da, wo das Grasdickicht noch in seiner ursprünglichen Ueppigkeit aufragt, zeigen die Blätter und Halme eine gelbliche Verfärbung, welche, durch den sengenden Sonnenbrand hervorgerufen, das baldige Absterben derselben vorhersagt." Das Thierleben erscheint in der Trockenzeit (in welcher die Expedition das Land durchzog) sehr arm. Die Insekten sind durch den Brand vertrieben oder vernichtet. Nur Webervögel umschwärmen die vereinzelten Baumgruppen, und nur Falken ziehen in größerer Zahl über der Karawane einher. Antilopen- und Büffelspuren sind häufig. — An den Ufern der Flüsse ziehen sich die bekannten afrikanischen Galeriewälder hin, und die Thierwelt in denselben ist derjenigen des Urwaldes ähnlich. Dagegen bergen die Flüsse selbst ein eigenartiges Leben. Fische kommen in Menge vor und werden von den Eingeborenen getrocknet und geräuchert. Batrachier verführen allabendlich ihre Konzerte. Auch an Schildkröten und Schlangen fehlt es nicht. Krokodile finden sich in größerer Zahl nur unterhalb der untersten Wasserfälle. An Vögeln scheint der Njongfluß arm zu sein, ebenso auch Säugethieren. Flußpferde kamen den Reisenden nur in dem Mündungsgebiete der Ströme zu Gesicht. Den gelben Ufersandgürtel am Meere bewohnen hübsch gefärbte Krabben, sowie Krebse, Schnecken, Regenpfeifer, Strandläufer ꝛc. Im nördlichen Kamerun findet sich in der Mündungsgegend der Ströme, besonders aber am Kamerun-Meerbusen, der den Mungo, den Abo, den Wuri und den Lungasi, sowie einen Arm des Sannaga (den Kwakwa) aufnimmt, eine ausgedehnte Brakwassergegend, die mit Mangroven bewachsen ist. Darin leben zahlreiche kleine Krabben, Pelikane, Reiher, Schnepfen und andere

Sumpfvögel, sowie auch Manatus senegalensis. — Die Hausthiere der Eingeborenen — nur Hühner, Ziegen, Schafe und Hunde — befanden sich in einem sehr vernachlässigten Zustande.

Der von dem Gouverneur von Soden, sowie von anderen Herren versuchte Gemüsebau gelang auf dem vulkanischen Boden des Gebirges gut und ohne große Pflege. In Kamerun (Station) wird der leichte Boden aber durch den anhaltenden Regen zu stark verschwemmt und verwaschen, und die Kultur ist infolgedessen zu kostspielig und zeitraubend.

Den Berichten der „Mittheilungen aus den Schutzgebieten" sind zwei elegante Kärtchen beigegeben, die der in Arbeit begriffenen François'schen Karte gegenüber aber nur provisorische Bedeutung beanspruchen.

Kürzere Mittheilungen.

Tieflothungen und Wassertemperatur-Bestimmungen im Indischen Ozeane.

Nachdem die großen Expeditionen zur Erforschung der submarinen Verhältnisse des Atlantischen und Stillen Ozeans in den siebziger Jahren die Expeditionen des „Challenger", der „Gazelle", und der „Tuscarora" über den Indischen Ozean nur in geringem Maße unsere Kenntniß erweitert hatten, ist es auch jetzt wieder wie damals England, welches den Anstoß giebt, den in jener Zeit unerledigt gebliebenen Theil der großen Aufgabe zum theilweisen Abschluß zu bringen.

So hat im vorigen Jahre das britische Vermessungsschiff „Egeria" (Kapitän Pelham Aldrich) eine Kreuztour durch den Indischen Ozean ausgeführt und dabei eine ziemliche Anzahl (etwa ein halbes Hundert) von Meerestiefen und Temperaturreihen gewonnen. Die ersten Lothungen, auf der Fahrt von Kap Guardafui bis zur Sunda-Straße, weisen Tiefen von 2000 bis 3800 m auf. — Von 7° 47′ S. und 105° 21′ östl. L. v. Gr., südlich der Westspitze von Java, beginnt die Lothungsreihe mit der verhältnißmäßig geringen Tiefe von 2621 m, um schon ganz in der Nähe (9° 18′ S. und 105° 28′ östl. L.) auf 5852 m herunterzugehen.

Bald jedoch hebt sich der Boden um etwa 1000 m, sinkt aber dann in südwestlicher Richtung auf 20° 15′ südl. Br. (höher als die N. W. Kaps von Australien) und 89° 52′ östl. L. (etwa im Meridian von Kalkutta) abermals auf 5400 m. Nunmehr beginnt in westlicher Richtung ein sehr regelmäßiges sanftes Ansteigen des Meeresbodens, welches seinen Gipfel in 18° 55′ südl. Br. und 63° 27′ östl. L. (östlich von den Maskarenen) mit rund 2700 m Meerestiefe findet. In dieser Gegend kann man also geradezu von einem submarinen Höhenzuge sprechen, der sich nach S. W. und S. wiederum bis auf 5260 m unter das Meeresniveau senkt. Alsdann findet ein abermaliges Ansteigen statt: und hier liegt die höchste Erhebung nur 2377 m unter dem Meeresspiegel (36° 37′ südl. Br., um weniger südlicher als das Kap der guten Hoffnung, und 51° 52′ östl. L., im Meridian von Kap Guardafui). Nunmehr senkt sich unter der letztgenannten Breite der Boden abermals gegen Osten bis über 5000 m und steigt unter 38° 24′ südl. Br. (nordöstlich von den Kerguelen) und 78° 41′ östl. L. zu einer dritten Erhebung an, welche gar nur 2271 m unter der Oberfläche liegt. Darauf fällt der Boden stetig in östlicher Richtung, bis die Tiefe im Meridian des Kap Leeuwin 5130 m und demnächst parallel der Südküste Australiens durchschnittlich 5500 m beträgt. Bei Vandiemensland endigten die Beobachtungen.

Soviel über die bis dahin erforschte Gestalt des Meeresbodens im Indischen Ozeane. Zu diesen Tiefenangaben treten noch die gleichzeitig mit den Lothungen erhaltenen Grundproben, welche mit denen der anderen Ozeane vollständig parallel gehen. Nach der Challenger-Expedition hat man es bei der Untersuchung der Bodensedimente der Tiefsee mit zwei Hauptgruppen zu thun: mit solchen nämlich, die vorwiegend aus den Schalen kleiner Organismen bestehen und mit solchen, die ganz amorph, den zähen sogenannten Tiefseethon bilden.

Zu den ersteren wird der Globigerinen-, Radiolarien- und Diatomeenschlamm gerechnet. Bekanntlich gehören die ersteren beiden zu den Rhizopoden, den am niedrigsten entwickelten Thierformen, von denen die Radiolarien in ihrem Inneren ein kegelartiges Kieselgerüst mit daran sitzenden langen und feinen Stacheln besitzen, während das innere Gehäuse der Globigerinen nicht aus Kiesel, sondern aus kohlensaurem Kalk gebildet wird. Beide Arten sind von mikroskopischer Kleinheit und leben in großer Zahl an der Oberfläche. Nach ihrem Tode senken sich ihre Kalk- bezw. Kieselgerüste zu Boden, und je nachdem dann im Schlick die eine oder die andere Art überwiegt, wird die Grundprobe nach ihnen benannt. Dieser organische Schlamm findet sich nun, gerade wie in den anderen Ozeanen, auch im Indischen Ozeane, auf den sanft aufsteigenden Höhenzügen, welche oben näher erwähnt wurden; er bedeckt ausnahmslos die Umgebung der drei genannten Kuppen. Außerdem entspricht auch hier die Thatsache, daß bei Tiefen über 4000 m der rothe Tiefseethon die obengenannten Schlammarten ablöst, ganz den analogen Erscheinungen im Pacifischen und Atlantischen Ozeane. Die Ursache dieser Erscheinung ist freilich noch nirgends aufgeklärt.

Aus den von der „Egeria" erhaltenen Temperatur-Reihen sind besondere Abweichungen von bekannten oder analogen Thatsachen nicht hervorzuheben. Die Oberflächentemperaturen entsprechen den im Indischen Ozeane vorherrschenden warmen Strömungen (23 bis 24° C.) im nördlichen, und den kalten (etwa 15° C.) im südlichen Theile dieses Weltmeeres. Die Bodentemperaturen weisen sehr konstante Zahlen auf: sie betragen im Durchschnitt für 34 Messungen 1,3° C.

Auch bei 800 m sind sie noch sehr konstant: wenig mehr als 3° C., bei 700 etwa 4° C., bei 500 m durchschnittlich 5 bis 6° C., während endlich bei 200 und gar 100 m der Charakter der Oberflächentemperaturen mehr und mehr hervorzutreten beginnt. J. v. G.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Nach einem Vortrage, den Professor Dr. J. Sepp in der Geographischen Gesellschaft zu München gehalten hat, beginnt die Geschichte der vordeutschen Alpenbewohner etwa 1200 v. Chr. Die ersten Bewohner des Gebirges — die Liburner — kamen aus der Gegend des Adriatischen Meeres, durch die Goldfundstätten angezogen, und waren illyrischen Stammes, den alten Venetiern sowie auch den heutigen Albanesen verwandt. Ihnen folgten als zweite Bevölkerungsschicht die Rhäter, deren Spuren Ludwig Steub in Tirol nachwies, und die ethnologisch mit den Etruskern zusammenhängen. Dann kamen die Kelten, auf die zahlreiche Orts- und Bergnamen hinweisen; dann die Römer, und endlich die Deutschen und Slawen.

— Von M. K. Nossilof, dem energischen Erforscher nordischer Natur (Vergl. Bd. LIV, S. 191), werden als Frucht seiner erstjährigen Ueberwinterung auf Nowaja Semlja zwei Arbeiten angekündigt, von denen die eine die Strömungs- und Eisverhältnisse im Karischen und Murmanschen Meere während des Winters 1887/88, die andere das Leben der Samojeden auf Nowaja Semlja, und namentlich ihre Fahrten im Eismeere darstellen wird.

— Herr Grum-Grshimailo, der Erforscher des Pamir, war im Sommer 1888 fast drei Monate im Ural thätig, den er von Slatoust ab bis in die nördlichen Gegenden bereiste und durchforschte.

— Im Donez-Gebiete, nahe bei der Station Nikitowska, an der Eisenbahn von Kursk nach Asow, sind im Jahre 1879 Quecksilbererz-Lagerstätten entdeckt worden, die sich bei genaueren Untersuchungen als abbauwürdig erwiesen haben, deren thatsächlicher Abbau aber erst im Jahre 1886 in Angriff genommen wurde. Die im ersten Betriebsjahre erzielten Resultate sind nun durchaus befriedigende gewesen, und die Produktion hat (1887) 3911 Pud betragen, so daß die Einfuhr von ausländischem Quecksilber in Rußland dadurch erheblich zurückgegangen ist. Die in dem Lager vorhandene Erzmenge schätzt man auf 12 Millionen Pud, was einen Vorrath von 120000 Pud reinen Quecksilbers ergiebt. (Vergl. „Russische Revue", XVII, 2. H., 255 ff.)

Asien.

— Der russische Reisende, Hauptmann Grombtschewski, ist noch immer unermüdlich thätig, die Grenzgebiete zwischen den centralasiatischen Khanaten, dem chinesischen Turkistan und Britisch-Indien zu durchforschen. Nachdem er im Laufe des vergangenen Sommers das Kundschut-Gebirge, in der Nähe des großen Indus-Knies, durchquert hat, ist er an dem Ostabhange des Mustagh angelangt, um dort seine Vermessungen und Aufnahmen fortzusetzen. Neben den Forschungen Stoliczka's, Fedtschenko's, Muschketow's und Ssäwerzow's dürften diejenigen Grombtschewski's zur geographischen Kenntniß der betreffenden Gebiete das Wesentlichste beitragen. (Vergl. „Globus", Bd. 52, S. 240.)

— Der frühere Statthalter von Madras, Sir M. E. Grant Duff, hielt kürzlich vor dem Edinburgher Philosophischen Institut einen Vortrag über Madras und Süd-Indien, dem wir die folgenden Ausführungen entnehmen: Ein einheitliches Indien giebt es so wenig als ein einheitliches indisches Volk. Die Präsidentschaft Madras zählte beim letzten Census reichlich 31 Millionen Einwohner, wovon 12 Millionen als ihre Muttersprache Tamilisch und 12 Millionen Telugu (beides drawidische Sprachen), aber weniger als 36000 Englisch sprachen. Die große Mehrzahl bekennt sich zum brahmanischen Glauben, ein kleiner Theil zum mohammedanischen. Das Christenthum hat in Südindien viel mehr Anhänger gefunden als in Nordindien, besonders das römisch-katholische (68 Proc.). Eine furchtbare Geißel Südindiens sind die periodischen Hungersnöthe, und die wohlwollende Fürsorge der Regierung hat die unbeabsichtigte Tendenz, das Uebel, sobald es kommt, noch mehr zu verschlimmern, weil ein großer Theil der Bevölkerung auch in den normalen Zeiten nicht satt zu essen hat. Gegen das Ende der Trockenzeit befindet sich auch das Vieh regelmäßig in einem bejammernswerthen Zustande. Etwa 75 Proc. von der Bevölkerung leben vom Ackerbau, und daher ist eine thunlichste Vervollkommnung der Irrigationsanlagen geboten, auf die die Regierung thatsächlich große Aufmerksamkeit verwendet.

— Gegenüber der Einwanderung von Chinesen in Sibirien nimmt der große russische Sinologe W. Wassiljef in einem von der „Neuen Zeit" veröffentlichten, sehr interessanten Artikel eine von den herkömmlichen Ansichten durchaus abweichende Stellung ein. Ausgehend einmal von der geographischen Thatsache, daß in Sibirien noch Raum für zahllose Ansiedler ist, andererseits von der historischen, daß im russischen Volke, und nicht zu seinem Schaden, viel fremdes Geblüt — von dem deutschen und polnischen im Westen bis zu dem tatarischen und mongolischen im Osten — mit eingeschlossen ist, möchte der berühmte Kenner Chinas die Auswanderer eben dieses Landes nicht nur ohne Bedenken auf asiatisch-russischem Boden zugelassen wissen, sondern sogar Maßregeln getroffen sehen, welche die Russificirung derselben zu fördern geeignet wären. Als solche empfiehlt er, daß man die Niederlassung der Chinesen in besonderen Ortsbezirken oder Ortschaften nicht, wie in Amerika und englischen Kolonien, zugeben oder gar befehlen, sondern im Gegentheil streng verbieten sollte, daß man ferner die Ablegung des Zopfes und der chinesischen Tracht verlangen und dafür Sorge tragen müßte, daß Kinder chinesischer Ehen (die Einwanderung chinesischer Frauen sei auf alle Weise zu begünstigen) in russische Schulen Eintritt suchten und fänden. Die Chinesen seien zur Assimilirung mit fremden Völkern gar nicht so abgeneigt, als es scheine, und einen Beweis dafür will der russische Sinologe in dem Umstande finden, daß sie überall, wo sie in der Fremde nicht als herrschender Stamm auftreten, sehr bald die Sprache des fremden Volkes, gleichviel ob gut oder schlecht, zu erlernen pflegen. Auch in die Religionsform des russischen Volkes sich zu fügen, werde ihnen bei der eigenen Indifferenz in religiösen Dingen nicht schwer fallen, nur solle man diplomatisch und weitherzig genug sein, nicht in das Innere der etwaigen Neubekehrten blicken zu wollen, sondern das Hineinwachsen in den neuen Glauben getrost der Zukunft und den nachfolgenden Geschlechtern überlassen! — Das merkwürdigste ist offenbar, daß ein Sachkenner die anerkannten Umbildner so vieler Völker hier für selber leicht umwandlungsfähig erklärt.

Afrika.

— Joseph Thomson ist gemäß einer Aufforderung, die er von der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft erhalten hat, früher aus Marokko nach England zurückgekehrt, als er ursprünglich beabsichtigt hatte. Nachdem er vor der Geographischen Gesellschaft zu London einen vorläufigen Bericht über die Ergebnisse seiner marokkanischen Reise erstattet haben wird, soll er sich unverzüglich nach Ostafrika begeben, um daselbst die Führerschaft einer wichtigen Expedition in das Innere zu unternehmen. Man wird kaum irre gehen, wenn man diese wichtige Expedition als die englische Emin-Pascha-Expedition bezeichnet. Da Joseph Thomson die Hin- und Herreise von Mombas zum Victoria-Nyanza-See bereits einmal glücklich bewerkstelligt hat, so muß der Reisende in der That als eine sehr geeignete Persönlichkeit zur Leitung einer solchen Unternehmung gelten (Vergl. S. 239 und 302).

— Unter den zahlreichen Expeditionen, die die Franzosen zur Erweiterung ihrer Einflußsphäre in Nordwestafrika ausgesandt haben, scheint diejenige des Lieutenant Binger von dem bedeutendsten Erfolge begleitet gewesen zu sein. Nach einem Briefe, den er an Oberst Gallieni gerichtet hat, hat dieser Reisende vom oberen Niger aus zuerst das Land Samorys durchquert, ist dann nach Fulunda und Niéle, und endlich nach Kong (8° 54′ 45″ nördl. Br.) vorgedrungen. Die letztere Stadt ist 50 Tagereisen von Bamaku (am Niger) entfernt, hat etwa 10 000 mohammedanische Einwohner, und treibt lebhaften Handel und beträchtliche Industrie (Weberei und Zeugfärberei). Binger gedachte sich (im März) von dort nach Woghodogho zu begeben, und dann nach Kong zurückzukehren. — Um sich mit ihm zu vereinigen und seine Operationen zu unterstützen, ist im August eine andere Expedition unter Herrn Treich-Laplène von Assinie (an der Elfenbeinküste) nach Kong aufgebrochen. Das dabei verfolgte Ziel ist natürlich das, die ganze Gegend unter das französische Protektorat zu bringen. Mit Samorys Staaten ist dies auch bereits gelungen.

— In dem portugiesischen West Afrika ist als ein epochemachendes Ereigniß die Eröffnung der Eisenbahn von San Paolo de Loanda nach Ambaca (am 31. Oktober) zu verzeichnen. Denn wenn auch der große Plan der Portugiesen, diese Bahn zu einer afrikanischen Transkontinentalbahn auszugestalten und bis zur Zambesi-Mündung weiter zu führen, vielleicht noch lange auf seine Realisirung warten lassen wird, so wird doch die neue Schienenstraße unzweifelhaft schon in ihrer gegenwärtigen Gestalt eine günstige Wirkung auf die Entwickelung von Angola ausüben. Von einem Zurückweichen des portugiesischen Einflusses, wie es bisher der Fall war, wird nun schwerlich mehr die Rede sein können (Vergl. „Globus", Bd. 53, S. 320).

Südamerika.

— Im Juli hat das chilenische Kriegsschiff „Angamos" Besitz von der Osterinsel ergriffen, nachdem fast der ganze Grundbesitz der Insel von einem Chilenen angekauft worden war, welchem ihrerseits die chilenische Regierung die Insel abgekauft hat. Es wurde die chilenische Flagge aufgezogen, eine Messe gelesen u. s. w. In dem vorläufigen Bericht über dieses Ereigniß heißt es, der „Angamos" habe auf der Insel 17 000 Stück Schafe, 2000 Stück Rinder und Pferde, und zahllose Ratten angetroffen; wie viel Einwohner auf derselben waren, anzugeben, schien dem Berichterstatter von geringerem Interesse, es ist darüber nichts gesagt. Auf der Insel wurde der Colonisationsinspektor Pedro Pablo Toro, fünf Frauen und neun Männer zurückgelassen.

Australien und Polynesien.

— Der Mai Kassa oder Baxter-Fluß in Britisch Neuguinea, der sich 130 km westlich von dem Fly-Fluß in die Torresstraße ergießt, ist bisher als ein Mündungs-Arm des letzteren betrachtet worden. Eine genauere Untersuchung, die C. E. Strode Hall in den Monaten April und Mai in offizieller Mission mit dem Flußlauf vorgenommen hat, hat aber ergeben, daß dies ein Irrthum ist, und daß der Baxter ein kleines selbständiges Stromsystem für sich bildet. Herr Hall verfolgte seine sämmtlichen 15 Tributärflüsse bis zu ihrer Quelle, und fand, daß zwischen den Quellen und dem Fly ein 40 km breites Intervall lag. Jenseits der Mangrove-Zone ist das Uferland niedrig, dünnbewaldet und unfruchtbar. Die Eingeborenen, deren sich Herr Hall auf seiner Expedition bediente, bewährten sich vorzüglich. (Vergl. die „Proceedings" der Londoner Geograph. Gesellschaft X, 708 f.)

Polarregionen.

— Das Projekt einer deutschen Expedition nach den antarktischen Gegenden, das von dem Vorstande der deutschen Seewarte, Dr. G. Neumayer, betrieben, und von dem deutsch-amerikanischen Kapitalisten Henry Villard unterstützt wird, scheint bereits ziemlich weit gediehen zu sein. Man versichert wenigstens, daß mit einer amerikanischen Schiffsbauer-Firma ein Kontrakt abgeschlossen worden sein soll, behufs Herstellung zweier für die Eisfahrt besonders konstruirter Dampfer. Unter anderem soll die Expedition auch die Archipele der Süd-Shetlands, der Süd-Orkneys, Süd Georgias und der Bouvet-Inseln besuchen.

Allgemeines.

— Das britische Vermessungsschiff „Egeria" (Kapitän Aldrich) hat neuerdings eine größere Zahl von Lothungen in dem Südpacifischen Ozeane vorgenommen, und dabei südlich von dem Tonga-Archipel Tiefen von 4295 und 4330 Faden (7855 m und 7919 m) aufgefunden. Es sind dies die größten Tiefen, die bisher in den Meeren der südlichen Halbkugel angetroffen worden sind, und dieselben sind um so interessanter, als sich dabei eine strenge Analogie herausstellt zwischen der südlichen und nördlichen Hälfte des Pacifischen Ozeans. In dem Nordpacifischen Ozeane findet sich das tiefste unterseeische Thal unmittelbar an dem Rande der Ost-Feste (östlich von Japan). Eben dasselbe ist nun der Fall im Südpacifischen, sobald man Neuseeland und die Fidschi und Tonga-Inseln als den alten Ostrand Australiens auffaßt, wozu die sonstigen bathymetrischen Verhältnisse unbedingt berechtigen. Man sieht daraus immer wieder, daß in dem Baue der Kontinente eine große Gesetzmäßigkeit waltet.

(Schluß der Redaktion am 11. November 1888.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.

Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIV. № 21.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Das deutsche Schutzgebiet in der Südsee.

Von Dr. M. Hollrung.

II.

(Mit zwei Abbildungen.)

Eines der wichtigsten Momente für die Zukunft des Schutzgebietes ist die Arbeiterfrage. Daß der Weiße in gleichem Maße wie in subtropischen Gegenden körperliche Anstrengungen zu ertragen im Stande sein würde, war bei der Lage des Schutzgebietes als unwahrscheinlich vorauszusetzen. Wider Erwarten machte man die Erfahrung, daß der Europäer eine ganze Reihe von Arbeiten ohne Schaden für seine Gesundheit verrichten kann, wenn er dieselben entweder in bedeckten Räumen oder auch im Freien bei genügendem Schutz gegen die Einwirkungen der Sonne ausführt. Immerhin mußte aber doch von Anbeginn schon das Verlangen nach einer innerhalb der Tropen aufgewachsenen und hierdurch gegen die Einflüsse des Klimas weniger empfindlich gemachten Arbeitskraft, welche vor allem auch weit billiger als die des Weißen ist, sich geltend machen. Angesichts der wenigen Nachrichten, welche über die Eingeborenen hinsichtlich ihrer Brauchbarkeit als Arbeiter vorlagen, sicherte sich die Neu-Guinea-Compagnie durch Anwerbung von etwa 100 Malayen diejenigen Arbeitskräfte, welche zur Einleitung der Besiedelung unbedingt nothwendig waren. Von einigen ziemlich hoch besoldeten Köchen, Aufsehern und Handwerkern abgesehen, erhalten diese Malayen etwa 20 Mark Lohn, 30 Kattie (18¾ Kilo) Reis und ein Kattie (625 g) Salz pro Monat. Diese Kulis leisten unter der Aufsicht energischer, der malayischen Sprache kundiger Personen ganz Vorzügliches. Nichtsdestoweniger hat die Neu-Guinea-Compagnie sich bald nach anderen Arbeitskräften umsehen müssen. Zu den Gründen für diese Maßnahme gehört unter anderem das von der niederländischen Regierung erlassene Verbot der Ausfuhr von Kulis aus Niederländisch-Indien, sowie die bedeutende Höhe der Anwerbungs- und Transportkosten.

Es ist deshalb schon von Anbeginn der Versuch gemacht worden, die Eingeborenen aus der nächsten Nachbarschaft der Stationen als Arbeiter heranzuziehen. Diese Bestrebungen sind in Kaiser-Wilhelms-Land von keinem oder doch sehr geringem Erfolge begleitet gewesen. Soweit das physische Können bei den Kaiser-Wilhelms-Ländern und den Ureingeborenen des Südsee-Schutzgebietes ganz im allgemeinen in Betracht kommt, kann kein Zweifel obwalten, daß dieselben sich als Arbeiter gut eigenen, wenn auch die Brauchbarkeit der Eingeborenen häufig infolge örtlicher Verhältnisse eine verschiedenartige ist. So legen die Bewohner des Binnenlandes und noch mehr die der Berge außerordentliches Geschick bei allen mit dem Urwalde in Verbindung stehenden Verrichtungen an den Tag, sie bekunden große Ausdauer beim Begehen langer Wegstrecken und leisten Erstaunliches im raschen Ersteigen bedeutender Höhen. Im Gegensatze hierzu zeigt sich der Anwohner der großen Flüsse im Norden für alle Arbeiten im Walde, überhaupt am Lande, weniger tauglich, denn der Fluß und das Boot, mit welchem er ihn befährt, ist sein Element. Daher ist er ein ausgezeichneter Ruderer

und gewandt in allen den Verrichtungen, welche mit dem Leben auf dem Wasser zusammenhängen. Leider herrscht unter den Eingeborenen eine große Abneigung gegen das Arbeiten, welche zu beseitigen bisher noch nicht hat gelingen wollen. Im Anfange kamen sie allerdings ziemlich häufig zur Station, um sich daselbst oft mit Frau und Kindern als Arbeiter zu verdingen. Hierzu bequemte sich der Eingeborene aber nur so lange als er auf diesem Wege seine Neugier und die Sucht nach dem Besitze der europäischen Tauschwaaren befriedigen konnte. Als ernste, andauernde Arbeit zu einem festen Lohnsatze von ihm verlangt wurde, hielt er sich von der Station fern; seitens der Stationsbeamten wurde nun die Abgabe weiterer Tauschwaaren an die Eingeborenen eingestellt, wodurch schließlich anstatt der erhofften gegenseitigen Annäherung eine gegenseitige Entfremdung eintrat. Dessenungeachtet darf man die Hoffnung, aus den Eingeborenen des Kaiser-Wilhelms-Landes brauchbares Arbeitermaterial heranzubilden, nicht aufgeben.

Im Bismarck-Archipel und auf den Salomonsinseln liegen die Verhältnisse etwas anders. Hier haben schon seit geraumer Zeit Arbeiter-Rekrutirungen für die Pflanzungen der Engländer in Australien und Fidschi stattgefunden. Kann man sich auch mit diesen Arbeiteranwerbungen, namentlich darum, weil sie häufig mit Arbeiterraub sich deckten, nicht einverstanden erklären, so muß man doch zugeben, daß sie in vielen Gegenden des Bismarck-Archipels die dem Eingeborenen vom Kaiser-Wilhelms-Land völlig fremden und ungewohnten Begriffe: feste Arbeitszeit, fester Arbeitslohn, Arbeitszwang und Gehorsam eingebürgert, und auch nach anderer Richtung hin den Gesichtskreis der Eingeborenen erweitert haben. Doch wird auch im Bismarck-Archipel noch viel Mühe auf die Heranziehung der Eingeborenen zur Arbeit verwendet werden müssen.



Das Dorf Siu. (Nach einer Photographie von Dr. M. Hollrung.)

Von durchschlagendem Erfolge werden diese Bemühungen erst dann sein, wenn Sprache, religiöse Anschauung, Sitten, Lebens- und Ernährungsweise, Handelsinteressen, gegenseitige Beziehungen, Familienleben u. s. w. der Eingeborenen vollkommen bekannt sind. Erst dann wird sich entscheiden lassen, auf welche Weise der Eingeborene moralisch zur Arbeit gezwungen werden kann.

Der Papua des Schutzgebietes ist im allgemeinen von mittelgroßer, fleischiger, kräftiger Körpergestalt; seine Hautfarbe ist schokoladenbraun, speckglänzend; das Haar ist gekräuselt, locker, pechschwarz und ohne Glanz; die Augen liegen vollkommen horizontal, die Stirn ist hoch und vorgerückt; die Nase ruht auf einer verhältnißmäßig schmalen Basis. Lebensweise, gewisse Krankheiten, Stammeseigenthümlichkeiten und Trachten haben einzelne dieser Charakteristica zwar verwischt oder modificirt, ohne jedoch den Gesammteindruck wesentlich verändern zu können. Die Frau ist im Durchschnitt etwas kleiner als der Mann, ihre Gesichtszüge sind in der Jugend angenehme und ebenmäßige; im Alter verkümmert die Frau aber außerordentlich. Unter den Männern ist die Gesichtsbildung eine sehr verschiedene. Bald besitzt sie einen europäischen, bald einen semitischen Schnitt, bald wieder erinnert sie an den Javanen und bald an den Australneger von Victoria. Auch Lebens- und Beschäftigungsweise haben dann und wann nachhaltige Veränderungen im Körperbau hervorgebracht. So fällt der Binnenländer durch die stark ausgebildeten unteren Körperpartien, der Eingeborene am Kaiserin-Augusta-Fluß durch schmächtige Beine, kräftige Brust und Arme auf. Inwieweit fremde eingewanderte Elemente den ureingeborenen Menschenschlag verändert, verdrängt oder unterdrückt, und welche Rasseneigenthümlichkeiten sie von ihm angenommen haben, ist in der Gegenwart nur noch schwer zu entscheiden. Die Forschung hat nach dieser Richtung hin mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen, welche hauptsächlich durch den Umstand, daß die Eingeborenen keinerlei Schrift und

Aufzeichnungen besitzen, daß das Stamm- und Sprachengewirr im Schutzgebiete ein außerordentlich starkes ist, und daß die Eingeborenen sehr zu Neuerungen geneigt sind, verursacht werden. Am ehesten werden Aufklärungen noch durch die Vergleichung der Sprachen unter Berücksichtigung einiger Gebräuche und einiger noch dunkel bei manchen Stämmen vorhandenen Traditionen und religiösen Anschauungen zu erhalten sein. Allen Eingeborenen ist ein stark aufgetriebener Unterleib eigenthümlich. Der Grund für diese Erscheinung ist darin zu suchen, daß das Hauptnahrungsmittel der Eingeborenen in Vegetabilien besteht. Der Armuth des Waldes an Thieren wurde schon oben gedacht. Um dem hierdurch verursachten Fleischmangel abzuhelfen, hat sich der Eingeborene zur Züchtung einiger Thiere entschließen müssen, indessen betreibt er dieses Geschäft nur in sehr kleinem Maßstabe. Seine Trägheit, vielleicht auch der Mangel an geeignetem Futter oder die Furcht vor Diebstählen mögen ihn veranlassen, seinen Züchtungsversuchen keine größere Ausdehnung zu geben. Die Reihe der papuanischen Hausthiere ist eine sehr geringe, sie umfaßt nur das fast überall anzutreffende Schwein und den Hund, wozu noch in einigen Gegenden das Huhn kommt. Schweine und Hunde werden nur bei festlichen Gelegenheiten verzehrt, die gewöhnliche Fleischnahrung muß das Wasser, dem sie Fische, Schildkröten, Schnecken, Muscheln, Krebse, junge Krokodile u. a. m. entnehmen, liefern. Daneben verschmähen es die Eingeborenen aber auch nicht Garnelen, Libellenlarven, Heuschrecken, Schlangen, fliegende Hunde, Ratten, Eidechsen, Frösche und anderes Gethier zu verzehren. Die Libellenlarven bewahren sie sogar geräuchert und in wurstförmige, etwa 30 bis 50 cm lange, 5 bis 8 cm dicke Rollen verpackt, längere Zeit auf.

Die vegetabilische Nahrung der Eingeborenen besteht vornehmlich in der Jamswurzel, der Tarro-Knolle, der Banane, der Kokosnuß, hier und da auch aus Sago und Brotfrucht. Außerdem essen sie noch eine große Anzahl von Wurzeln, Stengeln, Blüthenständen, Früchten und Samen, welche sie zum Theil in ihren Pflanzungen anbauen — wie Papaya, Zuckerrohr, Mais, spanischen Pfeffer, Gurke und Melone, zum Theil wildwachsend in der Natur vorfinden: den Rosenapfel, die wilde Mango, die Blimbi (Averrhoa bilimbi), den Breiapfel (Bassia Hollrungii), wilde Weinbeeren, wilde Feigen, die Früchte von Owenia, die Samen von Terminalia catappa und Canarium, die wilde Mangostane, Früchte von Pandanus Inocarpus, wilde Cardamomen, die Ingwer-, Curcuma- und Calmuswurzel, die Blätter der Melde, die Stengel und Samen der Lotosblume (Nelumbium speciosum), die Früchte der Teichrose (Nymphaea), das Mark verschiedener Palmen, die Blüthenstände des wilden Zuckerrohres u. a. m. Die eigentlichen Nahrungsmittel: Jam, Tarro und Kochbanane, ebenso die Melde und der Palmenkohl werden gekocht, Sagomehl in gebackenem Zustande, Brotfrucht, wildes Zuckerrohr, die Frucht der Teichrose und gelegentlich auch die Tarro geröstet gegessen. Die Zubereitung der Speisen fällt der Frau zu, deren Kochkünste sehr einfache sind und daher wenig Aufwand an Zeit und Arbeit verursachen. Weit mehr Anstrengung erfordert die Beschaffung der Lebensmittel, denn Jam und Tarro werden in Pflanzungen, welche die Eingeborenen alljährlich neu anlegen, gezogen. Papayen, Bananen und einige Stauden Tabak finden sich vielfach in der Nähe der Hütten, mitunter aber ebenfalls in eigenen Plantagen vor.



Ein Segelboot von Bili-Bili. (Nach einer Photographie von Dr. M. Hollrung.)

Da der Eingeborene schon herausgefunden hat, daß in den meisten Gegenden der Boden der Grasflächen minderwerthiger als der des Waldes ist, so bebaut er nur selten Grasland, sondern zieht es vor, ein Stück Wald für seine Pflanzung urbar zu machen. Vor dem Betreten des Landes durch die Weißen war die Arbeit des Urbarmachens für den Eingeborenen keine ganz einfache, da ihm bei derselben

nur sein Steinbeil und das Feuer dienstbar waren. Augenblicklich bedient er sich schon vielfach der Stahlaxt. Der Mann fällt nur die Bäume, alle übrigen Plantagenarbeiten, bestehend in dem Wegräumen der Stämme, im Bepflanzen, Reinhalten und Abernten, werden von den Frauen und Kindern besorgt. Namentlich das Reinhalten der Pflanzung ist bei der außerordentlich starken Lebenskraft der tropischen Pflanzenwelt keine leicht zu bewältigende Aufgabe; nichtsdestoweniger sind die Plantagen der Eingeborenen immer sehr sauber gehalten. Die Erträge pflegen im Innern besser und höher zu sein, als in den Gegenden an der Küste, weshalb die Eingeborenen im Inneren leicht mehr Nahrungsmittel ziehen können als sie bedürfen. Es haben sich infolge dieses Umstandes in einigen Gegenden Jams-, und Tarromärkte herausgebildet, welche von den Küstenbewohnern besucht werden. Als Bezahlung werden Schmucksachen aus Muscheln, Arbeiten aus Schildpatt, Schnitzereien, Hundezähne und andere Küstenprodukte, welche im Innern selten sind, verwendet.

Jagd und Fischfang, welche im engsten Zusammenhange mit der auf die Beschaffung von Lebensmitteln gerichteten Thätigkeit der Eingeborenen stehen, ist allgemein verbreitet. Soweit der Mann sich dabei betheiligt, huldigt er nur einem Vergnügen. Bei der Jagd bedient sich der Eingeborene des Bogens mit dem Pfeile, des Speeres, des Fangnetzes, der Fallgruben, der Schleuder, der Schlinge, gelegentlich auch der Anstandshütten und Blenden. Im Beschleichen seines Wildes zeigt er außerordentliche Geduld und größte Geräuschlosigkeit. Den Fischfang betreibt der Eingeborene nur mit dem Speere bei Abend oder Nacht, unter Fackelbeleuchtung. Die Zahl der Fische, welche er auf diesem Wege erlangt, pflegt eine geringe zu sein und ist nur selten geeignet, den Bedarf des Hauses zu decken. Letzteres muß daher wiederum durch die Frauen und Kinder erfolgen, eine Arbeit, bei welcher sie sich der Netze und Fischkörbe von verschiedenster Größe und Gestalt bedienen.

Berauschende Getränke versteht der Eingeborene des Schutzgebietes nicht zu bereiten, wie überhaupt sein Bedürfniß an Getränken ein sehr geringes ist. Als eigentliche Genußmittel sind nur der Tabak und der Betel, diese aber fast allgemein in Gebrauch. Die Massoi-Rinde soll von den Eingeborenen als Aphrodisiacum gekaut werden, eine Behauptung, welche jedoch noch der Bestätigung bedarf.

Die Kleidung der Eingeborenen ist da, wo sich dieselben in ihrer vollen Ursprünglichkeit erhalten haben, sehr einfach, in einigen Gegenden von Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg und der Salomoneinseln fehlt sie beiden Geschlechtern ganz, oder ist auf ein Minimum beschränkt. In Kaiser-Wilhelms-Land, woselbst ganz allgemein das Schamgefühl stärker ausgebildet ist, als auf den Inseln des Bismarck-Archipels, wurden nur am oberen Kaiserin-Augusta-Fluß unbekleidete Männer beobachtet, im übrigen waren allerwärts Männer wie Frauen mit der landesüblichen Bekleidung versehen. Letztere besteht bei den Frauen aus einer von der Hüfte bis in die Nähe der Kniee herabreichenden Grasschürze, bei den Männern aus einem die Lendengegend mehr oder weniger vollständig bedeckenden, zwischen den Beinen hindurch gezogenen, tuchartig zubereiteten Rindenstreifen, aus den Flughäuten des fliegenden Hundes, oder aus einem Stück Cuscusfell. Die Grasschürzen der Frauen werden vielfach zu mehreren über einander getragen. Ueber die Bekleidung der Hüften gehen, abgesehen von den in einigen Landesgegenden gebräuchlichen Kopfbedeckungen, weder Männer noch Frauen hinaus.

So gering das Bedürfniß der Eingeborenen nach Kleidung ist, so groß ist es nach Schmuckgegenständen. Der kunstgerechten Ausschmückung ihres Körpers wenden sie große Aufmerksamkeit zu. Die Mittel, deren sie sich hierbei bedienen, sind äußerst einfache, doch wissen sie dieselben sehr geschickt zu verwerthen. Diese Beobachtung läßt sich in weit höherem Maße noch hinsichtlich ihrer gewerblichen Arbeiten machen. Gegenstand der Ausschmückung ist nicht die Frau, sondern der Mann. So trägt die Frau das Kopfhaar sehr einfach, häufig sogar ganz kurz geschoren, während der Mann dasselbe je nach der Landesgegend in verschiedene, eigenartige Haartouren legt. In der Jabbim-Landschaft (der Umgebung von Finschhafen) herrscht eine turbanartig den Kopf umgebende Haartracht vor, deren lockere Beschaffenheit und wohlgeformte Rundung einer unausgesetzten Bearbeitung mit einem der mannigfaltig geformten Haarkämme oder Haarpfeile bedarf und das Schlafen auf einem unter das Genick geschobenen, schmalen Holzbänkchen erfordert. Anderwärts, wie in der Umgebung von Festungshuk und Kap König Wilhelm, wird die Sorgfalt für den Haarputz sogar noch weiter getrieben, durch das Anlegen eines eng an die Haare anschließenden Ueberzuges. In Hatzfeldthafen und weiter nordwärts bis zum unteren Kaiserin-Augusta-Fluß stopfen die Eingeborenen ihr langes, lockiges Haar in eine aus Rottang geflochtene Röhre, deren breitere Oeffnung sie dem Hinterhaupt aufsitzen lassen, so daß die Röhre nahezu senkrecht, etwa 20 bis 30 cm vom Hinterkopfe absteht. Das Färben des Haares ist eine im Bismarck-Archipel heimische Sitte. Hier pflegen die Bewohner der kleinen Insel Matupi bei Duck-Duck-Tänzen ihre Haare mit Anilinfarbe, welche sie von der benachbarten Station erhalten, in allen Tönen der Farbenskala zu färben. Durch Eintauchen in gelöschten Kalk geben viele Eingeborenen in Neu-Mecklenburg und Neu-Pommern ihren Haarenden auf Kopf und Kinn einen rothblonden bis schmutziggelben Ton, während die in Kaiser-Wilhelms-Land vielfach beobachtete schmutzigrothe Färbung vom Bestreichen der Haare mit Kokosnußöl, dem rother Oker zugesetzt ist, herrührt. Der einzige Haarputz der Frauen wird durch das Zusammendrehen dünner Haarbüschel und durch Einfetten derselben mit dem Oel- und Okergemisch in dicke Striemen, welche franzenartig auf die Schulter herabhängen, hergestellt. Das Tragen von Bärten wird im Bismarck-Archipel und im nördlichen Kaiser-Wilhelms-Land geübt, in den übrigen Landestheilen wird das Barthaar durch Rasiren entfernt. Eine wichtige Rolle bei der Ausschmückung spielen die Bemalungen mit rother, weißer, gelber und schwarzer Farbe; sie richten sich vermuthlich nach der Bedeutung der betreffenden Festlichkeiten oder Handlungen, bei welchen sie zur Ausführung kommen. Unter den Schmuckgegenständen sind hervorzuheben: schöngeformte große Stoßzähne vom Schweine, umfangreiche polirte Platten aus Perlmutterschale, Nautilus oder Cypraea, welche auf der Brust und am Halse getragen werden, Stirnbänder, Kampf-Brust- oder Tanzschmucke aus Hundezähnen, Kauri- oder großen Cypraeamuscheln zusammengesetzt, geflochtene oder gehäkelte Täschchen, Ohrringe, Armbänder, geflochtene Leibgurte, schärpenartige Gürtel mit Besatz von Konusmuschel, Haarpfeile, Kämme, Nasenstifte u. A. m. Die geflochtenen Ringe am Oberarm, am Fußgelenk und an der Hüfte werden häufig schon in früher Jugend angelegt und darnach nie wieder von den betreffenden Stellen entfernt. Große Hinneigung besitzen die Eingeborenen zu den Blumen, weshalb sie solche oft als Schmuck verwenden. Namentlich fügen sie dem Haare gern die brennendrothgefärbten Blüthen von Hibiscus rosa sinensis, die rothen oder gelben dicken Rispen von Celosia crista galli und die blendend weißen, duftenden Blüthen von Crinum asiaticum ein, während sie die eigenthümlich gefärbten und gezeichneten Blätter von Coleus, sowie die wohlriechenden Stengel von Anisomeles salvii folia R. Br. und Ocimum

sanctum L. in die Armringe zu stecken pflegen. Es zeigt der letztgenannte Umstand, daß die Eingeborenen für Wohlgerüche nicht unempfindlich sind.

Die Geschicklichkeit der Eingeborenen, auf welche weiter oben schon hingewiesen wurde und die Findigkeit, mit welcher sie unbedeutende Hilfsmittel für ihre Zwecke nutzbringend zu gebrauchen verstehen, spricht am überzeugendsten aus ihren Erzeugnissen, bei deren Anfertigung ihnen vor dem Betreten des Landes durch die Weißen in der Hauptsache nur scharfgeschliffene Steine, Muschelscherben, Obsidianstücke, Farberde, Feuer und Wasser zu Gebote standen. Mit diesen geringfügigen Werkzeugen haben sie seetüchtige Boote, complicirtes Schnitzwerk — wie Götzen, Gesichtsmasken, Bootsschnäbel, Speerspitzen, Hauswände, Trommelverzierungen u. s. w. — Holzschüsseln, Steintöpfe, Fischkörbe, Fischnetze, Tragnetze, geflochtene Taschen, Kalk-Kalebassen, Betelbüchsen, sowie eine unendliche Zahl größerer und kleinerer Schmuckgegenstände hergestellt. Ein näheres Eingehen auf die sämmtlichen Erzeugnisse der Eingeborenen würde an dieser Stelle zu weit führen, einige Bemerkungen über die Häuser und Boote mögen jedoch hier Platz finden. Die Hütten der Eingeborenen sind dem Klima des Landes entsprechend leicht und luftig gebaut. Die einfachsten derselben bestehen nur aus einem Dach von Kokosblattmatten oder Gras, welches direkt auf der Erde ruht. Die offenen Seiten sind ebenfalls durch Mattenwerk geschlossen und meist so vollständig, daß ein großer Grad von Dunkelheit innerhalb einer solchen Hütte herrscht. Eine Feuerstelle und ein bankartiges Holzgestell, auf welchem der Eingeborene schläft, bilden die innere Ausstattung. Diese einfache Bauart kommt offenbar überall da zur Anwendung, wo der Boden und seine Umgebung gesund ist. An solchen Plätzen dagegen, wo letzteres nicht unbedingt der Fall ist, stellen die Eingeborenen das Haus auf einen mehr oder weniger hohen Unterbau von Pfählen, welcher die Luftcirculation unterhalb der Wohnstätte ermöglicht. Diesem Princip ist auch hinsichtlich aller von Europäern bewohnten Häuser Folge geleistet worden. Den Fußboden, welcher bei dem auf einem Unterbau ruhenden Eingeborenenhause sich nothwendig macht, stellen die Papuas bald aus dem äußeren harten Theile der wilden Betel- oder der Brennpalme (Caryota urens), bald aus Stengeln des wilden Zuckerrohrs, bald aus breitgeschlagenem Bambusrohr, bald einfach aus Bohnenstangen her. Eine einfache Holzleiter oder auch nur ein einfacher, mit Einschnitten versehener Baumstamm geleitet zum Innern derartiger Hütten, welche häufig mit einer überdachten Veranda versehen sind. Eine dritte Art von Hütten, welche in der Bauart selbst von den übrigen Hütten sich nicht unterscheidet, befindet sich hoch oben in der Krone kräftiger, hoher Bäume. Diese Häuser dienen als Zufluchtsstelle für Weiber, Kinder, Lebensmittel und Kostbarkeiten in Kriegsfällen.

Die Boote der Eingeborenen, welche bei den Küsten- und Flußufer-Bewohnern eine große Rolle spielen, geben ein beredtes Beispiel für den praktischen Sinn der Eingeborenen. Der Bootskörper selbst wird von ihnen aus einem Stück durch Aushöhlen eines Baumstammes hergestellt. Die gebräuchlichsten der hierzu verwendeten Baumarten sind Artocarpus, Stephegyne und Nauclea. Im Verhältniß zu ihrer Länge sind diese Bootskörper außerordentlich schmal und wenig tief, der Rudernde würde in diesem Bootskörper namentlich in lebhaft bewegtem Wasser daher beständig der Gefahr des Umstürzens ausgesetzt sein. Diesem Uebelstande helfen die Eingeborenen unter gleichzeitiger Wahrung der großen Beweglichkeit des Kanus einfach dadurch ab, daß sie einen sehr leichten Balken, zumeist von Hibiscus tiliaceus L. — den sogenannten Ausleger — in einiger Entfernung seitwärts vom Boote anbringen. Die Verbindung des Auslegers erfolgt durch dünne, elastische Querstangen. Für den Gebrauch auf hoher See werden diese Kanus etwas kompakter gebaut, mit einem einfachen Mattensegel versehen und namentlich durch Aufsetzen von Brettern auf den eigentlichen Bootskörper gegen das Hereinschlagen von Wellen gesichert. In dieser Form halten die Boote unter der geschickten Führung der Eingeborenen den stärksten Seegang aus und erreichen bei günstigem Winde eine Geschwindigkeit von 8 bis 10 Seemeilen in der Stunde. Die Boote auf den Flüssen besitzen keine Ausleger, sie sind daher, weil ihre Tiefe und Breite nicht größer als jene der See-Kanus ist, fortwährend zum Kentern geneigt.

Die Tänze spielen im Leben der Eingeborenen eine große Rolle. Mit ihnen pflegen sie die Abende auszufüllen. Zu diesen Vergnügungen geben der Mondwechsel, das Eintreffen eines Besuches aus der Nachbarschaft, die Zusammenkunft aller Dorfvertreter aus einem Gaue, ein Markttag, Erntefeste, Beschneidungsfeierlichkeiten u. s. w. willkommenen äußeren Anlaß. Manche Stämme zeigen sich während der Tänze von ihrer angenehmsten Seite. Jeder Einzelne sucht hierbei sowohl in der Ausschmückung seiner Person, als auch in den eigentlichen durch den Tanz vorgeschriebenen Bewegungen etwas Eigenartiges und jedenfalls das Beste zu leisten, was ihnen zumeist derartig gut gelingt, daß der Weiße sehr bald zu der ihn beschämenden Ueberzeugung kommt, daß diese Naturkinder beim Tanzen weit mehr Abwechselung, Grazie und Beweglichkeit entwickeln als der Weiße. Es ist daher auch schwer, irgend einen Tanz der Eingeborenen mit kurzen Worten genau zu beschreiben. Unstreitig die schönsten Tanzbewegungen sind bei den Eingeborenen der Jabbim-Landschaft zu finden. Hier treten auf einem durch Feuer erhellten Platze inmitten des Dorfes die Tänzer, welche bei besonderen festlichen Gelegenheiten mit einem 80 bis 90 cm hohen, aus weißen Kakadufedern hergestellten, thurmartigen Kopfputze, weißer Malerei auf Gesicht und Brust, Blättern und Baumzweigen im Gurt und Armringen versehen sind, zunächst zu einem Kreis zusammen, jeder derselben hält die lange, röhrenförmige Trommel in der Hand und auf den Oberschenkel gestützt. Frauen, welche sich nie an diesen Tänzen betheiligen, und Kinder bilden die Zuschauer und gleichzeitig den Chor, welcher die Tänze der Männer mit Gesängen begleitet. Der eigentliche Tanz, welcher auf ein vom Vortänzer vorgesungenes Zeichen hin beginnt, setzt sich aus eigenthümlichen Sprüngen, Verdrehungen, Beugungen und Arm- und Kopfbewegungen zusammen. Wiewohl er sehr anstrengend ist, da sich ein Bein während desselben fast unausgesetzt in der Luft befindet, so pflegen die Eingeborenen doch die Tänze bis zum kommenden Morgen fortzusetzen.

In den Augusta Fluß-Dörfern hat sich bereits eine Art Orchester herausgebildet, denn hier — z. B. im Dorfe Malu — befinden sich mehrere Hütten, in denen je drei bis sechs große, trogähnliche Trommeln vorhanden sind. Die einzelnen Trommeln sind auf einen bestimmten Ton abgestimmt und werden von einem Manne mit zwei kurzen Aststücken bearbeitet. Nach einem festen Rhythmus schlagen die Trommler abwechselnd auf ihr Instrument, währenddem die übrigen den einfachen Takt so lange schlagen, bis die Reihe, den Rhythmus anzugeben, wieder an sie kommt. Neben den verschiedenen Trommeln kommen bei den Eingeborenen nur noch die Bambusflöte, die Maultrommel, das Tritonshorn und eine Art Krikri vor, dieselben werden jedoch beim Tanzen wenig oder gar nicht verwendet. Das eigenthümlichste Musikinstrument der Eingeborenen ist jedenfalls ihr eigener Unterleib, auf welchem sie, falls keine Trommel zu haben ist, durch Aufschlagen mit beiden Händen den Takt beim Tanzen angeben.

Kalksteinhöhlen in Südost-Borneo.

Von Fritz Grabowsky.

(Mit zwei Abbildungen nach Handzeichnungen des Verfassers.)

Dem Meratus-Gebirge, das von Süden nach Norden Süd-Ost-Borneo durchzieht, lagern sich zu beiden Seiten tertiäre Gebirgsmassen vor, die, von Flüssen durchbrochen, eine Reihe einzelstehender, oft unmittelbar aus der Ebene bis zu 400 Meter aufsteigender Kalksteinfelsen bilden, welche reich an Höhlen sind.

Zu den bekanntesten und besuchtesten gehört die Höhle des Gunung (Berg) Batu Hapu; man erreicht dieselbe am leichtesten von Pengaron aus, einem Kontroleurposten der Holländer, der bis zum Jahre 1884 wegen der dort bearbeiteten Kohlengrube „Oranje Nassau" von einiger Bedeutung war.

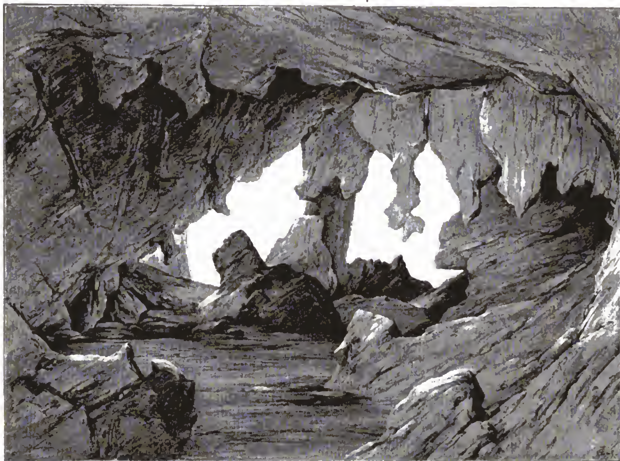
Meinem Tagebuche folgend, will ich verschiedene Höhlen, deren Besuch mir durch die freundliche Hilfe der holländisch-indischen Beamten zum Theil sehr erleichtert wurde, in Folgendem schildern.

Am 4. April 1882, um 6 Uhr Morgens, verließ ich mit meinem Diener Saman und sechs Trägern Pengaron. Um 7 Uhr erreichte ich das Dorf Mengkauk, wo ich die Träger wechseln mußte. Bis 10 Uhr ging der Pfad, der sehr schmal und voller Löcher war, durch ein offenes, nur mit Alang-alang-Gras bewachsenes Hügelland; dann traten wir in hohen Wald ein — in Urwald mit ganz kolossalen Stämmen. Unter anderen sah ich einen Tanggiran-Baum, dessen Wurzeln sich flügelartig über der Erde fortsetzten, der um die Wurzeln herum 45 Schritt Umfang hatte. Um $^1/_2$12 Uhr machten wir bei zwei kleinen Feldhütten eine kurze Rast und stieß dort ein Pembakal (Dorfhäuptling) mit vier Mann Gefolge zu uns, der mich bis Batu Hapu begleiten wollte. Um 2 Uhr verließen wir den Schatten des Waldes und mußten eine halbe Stunde lang bei ungeheurer Hitze eine Grasfläche durchqueren, bis uns wieder der Wald in seinen Schatten aufnahm; wir überschritten einige Bäche mit sehr niedrigem Wasser und sahen uns um 3 Uhr plötzlich vor einer wohl 100 Meter hohen senkrechten Wand — der Ostseite von Gunung Batu Hapu, der wir 15 Minuten entlang gingen, um den Eingang der Höhle zu erreichen. Längs einer durch frühere Besucher hergestellten Treppe gelangten wir in ein domartiges Gewölbe, das in immer kleiner werdenden Kuppeln ansteigt und oben durch eine kleine Oeffnung Licht empfängt. Links vom östlichen Eingang der Grotte fanden wir aus Bambu roh gezimmerte Bänke und Tische, sowie eine erhöhte Flur zum Schlafen. Kaum hatten wir es uns bequem gemacht, so erhielt ich Besuch von dem Pembakal des Dorfes Taklan, der einen Mann mitbrachte, den mir Herr Kontroleur v. B. aus meinem nächsten Standorte Rantau in liebenswürdiger Fürsorge als Führer entgegengeschickt hatte. Bald prasselte ein lustiges Feuer, und mein Diener beeilte sich, für die ganze Gesellschaft Kaffee zu bereiten, während meine Träger die Fackeln zur Besichtigung der Grotte in Bereitschaft setzten. — Nachdem wir Kaffee getrunken, machten wir uns auf; dem östlichen Eingang gegenüber befindet sich auch eine kleine, aber nie benutzte Oeffnung, während nach Norden und Süden Gänge in den Berg hineinführen. Zuerst wandten wir uns nach Norden. Großartig in der That sind diese Naturgewölbe; von der Decke hängen kolossale Tropfsteingebilde in phantastischen Formen herab, und von unten bauen sich meist säulenförmige Gegenstücke auf, die mit einer fast milchweißen Krystallmasse überzogen sind. Ungeheure Felsblöcke sind an einigen Stellen von der Decke herabgestürzt und liegen in buntem Gewirr auf dem Boden umher, der mit einer graubraunen, staubigen Erdschicht bedeckt ist. Aus dem Nordgange zurückgekehrt, gingen wir in den Südgang hinein, der womöglich noch großartiger in seinen Formen ist. Vom Ost-Eingange aus erreicht man auch eine etwas kleinere Höhle, wenn man auf schmalem Pfade den Felsen hinansteigt und durch eine der vielen engen Spalten hineinkriecht; tritt man in den dunkeln Theil der Höhle zurück und sieht nach dem Eingange, so glaubt man einen mächtigen Waringin-Baum zu sehen, an dessen Stamme mehrere Gestalten kauern. In weitem Bogen führt auch hier ein Gang in den Berg hinein. Nach $1^1/_2$stündiger Besichtigung kehrten wir ermüdet zu unserem Biwak am Eingange zurück und um 8 Uhr Abends lag alles in tiefem Schlaf.

Nachdem ich am nächsten Morgen (5. April) den schönsten Theil der Grotte nochmals besichtigt, trat ich um $^1/_2$8 Uhr die Weiterreise an. Durch einen großen Bambuwald gelangten wir in eine mit mannshohem Grase bewachsene Ebene und waren wir in kurzer Zeit vom Thau total durchnäßt. Im Norden ragten die Spitzen der Berge Talikor und Blasong hinter dem näher liegenden Bobaris-Gebirge am Horizont empor. Nach einstündigem Marsche über sehr steile Hügel gelangten wir nach dem Kampong (Dorf) Rantau budjur am Mengkauk-Flusse, wo ich bis 10 Uhr auf die Ankunft meiner Träger warten mußte, die hier durch frische Kräfte ersetzt wurden. Der Pembakal setzte mir Kokosnußwasser und Langsat-Früchte vor, die mich sehr erfrischten. Dann ging es weiter, das Bobaris-Gebirge hinan, welches wir beim Gunung Palan überstiegen, von dem man eine wahrhaft entzückende Aussicht über ein unermeßlich großes Flachland genießt. Im Nordosten zeigte man mir die Berge Lomot und Tamban, im Westen den Gunung Lampinit, dessen Höhlen ich später auch besuchte. Vom Gunung Palan aus hat man eine große, dürre Fläche — ein sogenanntes Alas — zu durchqueren, wo man nur ab und zu für wenige Augenblicke unter einer Baumgruppe Schatten findet. Um 11 Uhr passirten wir ein mit Kalkfelsen besäetes Terrain, „Pantei lino" genannt, und erreichten endlich um 2 Uhr nachmittags, von Schweiß und einem kurzen Regenguß durchnäßt, das große Dorf Tambarangan, wo ich mich im Hause des Penghulu (des mohammedanischen Oberpriesters) umkleidete und an Früchten erquickte. Um 4 Uhr marschirte ich weiter und traf in Benoa Padang Herrn Kontroleur v. B., der mir entgegengeritten war und auch für mich ein Pferd mitbrachte. Nach einem halbstündigen Ritte waren wir in Rantau, wo ich bis zum 21. April blieb.

Am 8. April besuchte ich die Höhlen von Gunung Lampinit. Um 5 Uhr ritten wir von Rantau weg und machten um 8 Uhr bei einem kleinen Dorfe Halt. Das

Wachthäuschen war sehr nett mit jungen Palmblättern dekorirt, ein Tischchen mit Wasser und Früchten stand für uns bereit, und eine Menge Männer hatten sich versammelt, um uns zu begleiten. Wir ließen die Pferde hier zurück und brachen um $^1/_2$9 Uhr auf. Wir passirten eine Stelle, „Martagiri“, wo die Sultane von Martapura einen Lusthof hatten, den sie jährlich einmal zur Hirschjagd besuchten. Auf schnell hergerichteten Bambuflößen wurden wir über den Rantau-Fluß gesetzt und nach 20 Minuten standen wir am Fuße des Gunung Lampinit. Rings umher liegen große Kalkblöcke, an denen ich eine gute Ausbeute von Schnecken und Farnkräutern hatte. Bei circa 80 Fuß Höhe stießen wir auf die Oeffnung zu einer kleinen, niedrigen Grotte. Höher und höher ging's dann den Berg hinan und um denselben herum zu dem Eingang einer zweiten Höhle. Ein sehr niedriger Gang führt hinein, der allmählich 10 Meter breit und 15 Meter hoch wird. Die Höhle ist von unzähligen Fledermäusen bewohnt, deren Exkremente den Boden schlüpfrig und die Luft unerträglich machen. Langsam drangen wir beim Schein der Fackeln vor; da schnellten plötzlich die Führer mit dem Schrei: „Ular! Ular!“ (d. h. eine Schlange, eine Schlange!) zurück. Ich ergriff eine Fackel und sah beim Schein derselben auch wirklich eine sechs Fuß lange Schlange langsam dahinkriechen; zwei Schrotschüsse, die in der Höhle ein donnerähnliches Getöse hervorbrachten, tödteten die Schlange; es war ein prächtig gelb und braun gefärbtes Thier — eine neue Art, die später von einem meiner Freunde als Elaphis Grabowskyi beschrieben wurde. Bald hinderte uns eine steil aufsteigende Wand, da wir ohne Leitern waren, am weiteren Vordringen. Wir kehrten um und gingen dann in einen Gang hinein, der rechts vom Eingang sich im Dunkel verliert; aber auch hier kamen wir nicht weit, da wir auf einen circa 80 Fuß tiefen, sehr breiten Spalt stießen, in dessen Tiefe der Lampinit-Fluß einherbrauste. Um $^1/_2$2 Uhr traten wir den Rückweg nach Rantau an, wo wir um $^1/_2$5 Uhr ankamen.



Die Grotte Liang hadangan (Gunung Mandella).

Am 11. April besuchte ich den östlich vom Gunung Lampinit gelegenen Berg Talikor, in dem auch eine Höhle sein sollte. Von Rantau budjur (am Rantau-Flusse) aus, wo ich die Nacht zugebracht hatte, brach ich mit sechs ortskundigen Leuten auf und war um 9 Uhr am Fuße des Berges, der sich von West nach Ost erstreckt und dicht bewaldet ist. Um zum Eingange der Höhle zu gelangen, mußten wir von der Südseite auf einem sehr steilen, gefährlichen Pfade nach der Nordseite klettern. Nachdem wir unsere Fackeln, die aus Bündeln trockner, dünner Bambustäbe bestanden, angezündet, gingen wir in die Höhle hinein. Der erste, noch durch Tageslicht erhellte Raum bietet nichts Besonderes, doch kaum ist man durch eine enge Oeffnung weiter gedrungen, so betritt man einen Raum, so mächtig und groß und so herrlich mit Tropfsteinen drapirt, daß man darüber ganz den mühsamen und gefährlichen Weg unter sich vergißt. Immer weiter drangen wir vor, längs spitzer Felsgräben, auf Pfaden, wo der Fuß eben noch Halt findet und die Hände das ihrige thun müssen, um den Körper zu stützen. Hunderttausende von Fledermäusen umschwirrten uns auch hier, und der Koth dieser Thiere machte den sehr zerklüfteten Boden so schlüpfrig, daß die

größte Aufmerksamkeit nöthig war, um einen gefährlichen Sturz zu vermeiden. Nachdem wir $1^1/_2$ Stunden umhergeklettert und Herrliches gesehen, kehrten wir sehr müde zum Eingang zurück, und traf ich noch an demselben Tage wieder in Rantau ein.

Am 30. April, nachdem ich mein Standquartier inzwischen nach Kendangan verlegt hatte, besuchte ich per Boot die Höhle in dem Berge Batu laki, der am Amandit Flusse liegt. Wir erreichten den Eingang erst nach acht Stunden angestrengten Ruderns und fuhren auf einem Bambusfloß in



Der Batu Lampau, bei Kampong Murung (Distrikt Labuan mar).

die nur 1 m breite und 4 m hohe Spalte hinein, konnten aber des hohen Wasserstandes wegen nur etwa 100 m weit vordringen. An dem Felsen hatte eine kleine Salanganen-Art (Collocalia Linchi) ganze Kolonien ihrer zierlichen Nestchen aus Moos angebaut, in denen sich je zwei blendend weiße, walzenförmige Eier oder auch schon junge Vögel befanden. — Gegenüber dem Felsen Batu laki (d. h. Steinmann) liegt am rechten Ufer des Amanditflusses der Berg Batu bini (d. h. Steinfrau) — ein blendend weißer Felsen von ca. 350 m Höhe, in dem sich auch zwei niedrige, weit aus-

gedehnte Höhlengänge befinden, Liang gigip und Liang farang lomot genannt, die nichts Bemerkenswerthes bieten. Von diesen beiden Felsen erzählte man mir folgende Sage: „In alten Zeiten unternahm ein Mann Namens Angoi und seine Frau auf besonderen Schiffen Handelsreisen nach einem fernen Lande und kehrten mit Schätzen reich beladen heim. Die alte Mutter des Angoi fuhr in ihrer Herzensfreude im kleinen Kahne dem Sohne entgegen; dieser aber, verblendet durch seinen Reichthum, wollte seine alte Mutter nicht erkennen. Als alle Bemühungen, sich ihm zu nähern, vergeblich blieben, stieß sie einen fürchterlichen Fluch aus, sprang in ihren Kahn und versank unter furchtbarem Donner im Meere. In demselben Moment verwandelte sich auch das Schiff des Angoi in den Batu laki und das seiner Frau in den Batu bini genannten Felsen." — Aehnliche Sagen wurden mir auch bei den Höhlen Batu Hapu, Lampinit und Talikor erzählt.

Am Fuße des Batu bini ist eine Schwefelquelle, „Muara Imbangan" genannt, sowie eine warme Quelle zu finden.

Von Murung aus, im Distrikt Labuan mas, besuchte ich am 7. October 1883 endlich noch zwei Höhlen im Gunung Mandella. Der Eingang der „Liang hadangan", d. h. Stiergrotte, genannten Höhle (S. Abbildung) liegt etwa 50 Meter hoch an der Ostseite des Berges; sie führt ihren Namen nach einem — mit Zuhülfenahme von etwas Phantasie — stierähnlichen Stein, der nicht weit vom Eingange im Halbdunkel liegt. Der Eingang zur zweiten Grotte liegt ca. 150 m hoch an der Nordseite des Berges und ist nur mit großen Schwierigkeiten über ein Chaos von kolossalen Felsblöcken zu erreichen. Der Eingang ist so eng, daß nur ein Mensch hinein kann; der Gang fällt erst steil schachtförmig ab, erweitert sich dann aber zu hohen Gewölben mit ebenem Boden und verhältnißmäßig wenig Stalaktiten, diese sind aber von blendend weißen Krystallen bedeckt. Um eine Ecke biegend, wurden wir alle durch ein wunderbares Schauspiel überrascht, das selbst die sonst so gefühllosen Malayen zum Staunen brachte; es glitzerte uns aus dem Dunkel der Grotte ein etwa einen Fuß Durchmesser haltendes Licht entgegen, prächtig schillernd, hervorgerufen durch ein Bündel Sonnenstrahlen, die den Weg durch eine ca. 150 m tiefe Spalte hierher fanden und zufällig auf den mit weißen Krystallen besetzten Kopf eines Stalagmiten fielen. Nur wenige Augenblicke genossen wir den Anblick, dann war die Sonne höher gestiegen und nur unsere Fackeln erhellten den Raum; einige Schwalben sahen wir durch die Spalte aus- und einfliegen; sie hatten auch hier ihre Moosnestchen an dem weißen Felsen der Grotte angeklebt. Früher sollen auch eßbare Schwalbennester in dieser „Liang lumba" genannten Grotte gewesen sein; jedenfalls zeigten halbverrottete Bambu-Leitern und mit Kohle gemalte Figuren an den Wänden, daß sie früher besucht worden sein mußte. Von Europäern war ich der erste, der außer der viel besuchten Grotte von Batu Hapu auch diejenigen von Lampinit, Talikor, Batu laki, Batu bini, Liang hadangan und Liang lumba betreten hat. Von vielen anderen Höhlen wurde mir noch erzählt, aber ich habe keine derselben mehr besuchen können. Eine Grotte des Berges Batu tawar fand ich durch herabgestürzte riesige Felsmassen versperrt, entschädigte mich aber dafür an den herrlichen Felspartien, die durch die überhängenden Felsen des Batu Lampau gebildet werden (S. Abbildung). Auch in Central-Borneo, im Oberlauf des Barito, sind Höhlen, ebenso an der Ostküste Borneos in Tjantong; diese Höhlen beherbergen die Schwalben, die eßbare Nestchen bauen, welche von den Chinesen als Leckerbissen geschätzt werden.

In Ost-Java hatte ich im Jahre 1886 Gelegenheit, die in dieser Hinsicht bekannten Höhlen von Grisee, gegenüber der Insel Madura, zu besichtigen, die von der Regierung behufs Ausbeute der Nester und des Guano an Chinesen verpachtet werden. Es sind 21 Höhlen, die eine Pacht von 5300 Gulden per Monat bringen. Aus dem Guano ließ die Regierung früher Salpeter bereiten; jetzt findet er guten Absatz bei den Zuckerplantagen.

Zum Schluß möge hier noch eine Erklärung ihre Stelle finden, welche Dr. Posewitz in den Schlußbemerkungen seiner Arbeit „Ueber unsere geologischen Kenntnisse von Borneo" von den tertiären Kalkfelsen giebt. Er sagt: „daß die jetzige Gestalt Borneos aus der jüngsten Zeit stammt; daß noch zu Beginn der Diluvialperiode bloß die sich verzweigenden Bergketten sammt dem sie umringenden eocänen Hügellande aus dem Meere emporragten, welches die stellenweise mächtigen Korallenriffe bespülte; und daß in den Meeresbuchten vereinzelte Inseln — isolirte Berge — zerstreut lagen. In dieser Zeit hatte Borneo dasselbe Aussehen, wie jetzt Celebes oder die kleine Insel Halmahera, es zeigte nämlich tief eindringende Meeresbuchten. Letztere konnten sich ungestört im Laufe der Zeit mit Detritus ausfüllen und so die weiten, niedrigen Alluvialebenen bilden, da sie von den Meeresströmungen nicht erfaßt wurden. Eine Senkung von wenigen Fuß würde das ganze Alluvium wieder verschwinden lassen und Borneo die frühere Gestalt zurückgeben."

Die Höhlen nun in den Kalkfelsen sind durch Auswaschungen und nachfolgende Einstürze entstanden, während das von oben durchsickernde atmosphärische Wasser mit seinen den Kalk zersetzenden Eigenschaften zum Bau der herrlichen und phantastischen Dekorationen der Höhlen, der Tropfsteine, beigetragen hat und noch stets dazu beiträgt.

Natur und Bewohner der Ostabdachung des Nord-Ural.

Von F. Marthe.

I.

Unter diesem Titel veröffentlicht der russische Botaniker N. J. Kusnezof in der „Zeitschrift (Iswestija) der russ. geograph. Gesellschaft", Bd. 23, Heft 6 einen Bericht über eine im Sommer 1887 nach dem Nord-Ural unternommene Erforschungsreise, die allerlei interessante Ergebnisse mit sich brachte, von denen die wichtigsten im Folgenden hervorgehoben werden sollen. Zuvor mag bemerkt werden, daß der nördliche Ural in floristischer Beziehung so gut wie terra incognita war. Es existiren in der Litteratur über

diesen Punkt überhaupt nur zwei Werke, ein deutsches — Hofmann, Der nördl. Ural ꝛc. Bd. 2 (Flora borealiuralensis oder Ueber die Verbreitung der Pflanzen im nördl. Ural v. Ruprecht), und ein russisches — Kigloſ, Materialien zur Flora des Gouvern. Perm (abgedruckt in den Arbeiten der Geſellſchaft der Naturforſcher an der Univerſität Kaſan, Band 6, 9 und 11). Das Unterſuchungsfeld Kusnezof's beſchränkte ſich, dies iſt ferner vorauszuſchicken, auf drei Flußbecken: zunächſt das der oberen Petſchora, auf der Weſtſeite des Gebirges, ſodann die der Loswa und der Sſoswa, auf der Oſtſeite, welche beiden Flüſſe unter dem 62. Grade nördl. Br. nicht weit von einander entſpringen und ſofort nach Nord (die Sſoswa) und Süd (die Loswa) aus einander laufen, um ſchließlich ihre Gewäſſer dem Ob zukommen zu laſſen.

In jenen Gegenden nun laſſen ſich ſowohl orographiſch wie geologiſch und nicht minder floriſtiſch drei von Weſt nach Oſt neben einander gelegene Zonenſtreifen unterſcheiden, nämlich: 1) im Weſten die Gebirgszone, beſtehend a) aus dem ebenen, meiſt über die Grenze des Waldwuchſes hinausragenden Kammrücken des eigentlichen Ural, der die Gewäſſer Europas und Aſiens ſcheidet und ſelbſt von keinem Fluſſe durchfurcht wird, b) aus einer öſtlich davor gelegenen Bergkette, die von tiefen Flußthälern durchbrochen iſt, und deren Gipfel theilweiſe den waſſerſcheidenden Kamm überragen; 2) weiter öſtlich die Hügelzone oder Vorgebirgslandſchaft, welche ſtark individualiſirte höhere Berge nicht aufzuweiſen hat, aber noch tief zerklüftet iſt durch Flußthäler, an deren hohen Steilwänden ſich ſedimentäres Geſtein entblößt zeigt, das nicht ſelten auch durchſetzt wird von eruptiven Maſſen. Dieſer Hügelſtrich bricht im Oſten ab mit einem Stufenabſatze, von dem aus das Auge 3) die bis zum fernen Horizont ſich einförmig nach Oſten erſtreckende Tiefebene Weſtſibiriens erblickt. Von Regionen ſind nur zwei zu unterſcheiden: 1) die des Waldes, der in der Ebene, im Hügellande und über die unteren Partien des eigentlichen Gebirges verbreitet iſt, und 2) die alpine, die des hochſtämmigen Baumwuchſes entbehrt. Dieſe obere Region beginnt zwiſchen dem 61. und 62. Breitenkreiſe in einer Höhe von 730 m und nimmt faſt ohne Unterbrechung die waſſerſcheidende Kammlinie ein, wogegen ſie ſüdlich vom 61. Parallel und ferner auf den öſtlichen und weſtlichen Ausläufern des Ural nur inſelartig auf Berggipfeln, die durch waldgefüllte Thäler von einander getrennt werden, hervortritt. An den höchſten Stellen weiſt dieſe Region auf ihrem Schutt und Trümmergeſtein nur noch Flechten auf (darunter auch die Renthierflechte) und niedrige Kräuter, wie ſie in den Tundren ſich finden. Wenn wir ſodann abwärts ſchreiten, ſo ſtoßen wir auf allerlei Beerengeſträuch der Gattungen Vaccinium und Rubus (Moos-, Preißel-, Himbeeren ꝛc.); auch Nadelholz tritt auf, aber in Zwerggeſtalt, mit gekrümmten Stämmchen am Boden hinkriechend, und zuweilen kaum 5 cm hoch in die rauhen, ewig windbewegten Lüfte ſich hebend; ebenſo kümmerlich Birken, Ebereſchen, eine Roſenart (Rosa aciculoris Lindl.); nur die ſibiriſche Erle (Alnus fruticosa Ledb.) gedeiht noch ziemlich kräftig auch in der alpinen Region.

Indeſſen nicht das Klima allein erklärt die Armuth dieſer Höhenregion, ſondern auch die Unfruchtbarkeit ihres ſchuttbedeckten Steinbodens; ſobald ſich irgendwo eine beſſer nährende Verwitterungsſchicht gebildet hat, zeigt auch im Ural die „alpine“ Region die mit ſaftigem Gras beſtandenen Alpenmatten, aus denen höhere Kräuter mit allerlei farbigen Blüthen dem Wanderer freundlich entgegenblicken. Nur konnten nicht die meiſt ſteilen Halden der öſtlichen und weſtlichen Ausläufer ſolchen Alpenwieſen eine Stätte bieten, ſondern es ſind die ebenen Flächen oder ſanften Gehänge des Waſſerſcheidekamms, an denen ſich hier und da zwiſchen allem Trümmergeſtein doch fruchtbarer Boden anhäufte. Eben dieſer auch erklärt es, daß hier — am „Ural“ — den oberſten Saum des geſchloſſenen Waldes die Birke herſtellt, was ſie an jenen öſtlichen und weſtlichen Flügelbergen mit dem ſteileren und ungünſtigeren Steinboden nicht vermag, denn dieſer zierlichſte aller Waldbäume des hohen Nordens verlangt einerſeits beſſeren Boden als die Nadelhölzer, andererſeits beanſprucht er mehr Licht und zieht daher die ſonnige Außenſeite des Waldes dem dunklen Inneren vor. Der freundlich helle Birkengürtel, mit dem auf den Höhen des Uralkammes der Waldwuchs abbricht, iſt übrigens nur 30 bis 50 m breit. Auf den Seitenbergen bezeichnet bald die ſibiriſche Ceder (Pinus cembra L.), bald die ſibiriſche Fichte (Abies sibirica Ledb.), bald die Tanne (Picea vulgaris Link.) das Ende des Waldes, doch begegnet man allen dreien in Zwerggeſtalt, wie oben erwähnt, noch in dem alpinen Striche. Lärche und Kiefer ſteigen auf feuchterem Boden nicht allzuhoch hinauf und ſind häufiger in dem Hügellande mit dem trockenen Kalkgeſtein. Dieſe letztere Zone, mit der ſich anſchließenden dritten, der unermeßlichen Ebene, iſt die Trägerin des Waldes, des auf viele, viele Meilen eintönig ſich fortſetzenden, oft undurchdringlichen Waldes, der hauptſächlich aus Fichten und Tannen zuſammengeſetzt iſt, es ſei denn, daß Sumpfſtriche mit dem ihnen eigenthümlichen Strauchwerk zur Abwechſelung ſich einſchieben. Die vergleichsweiſe größte Mannigfaltigkeit des Baumwuchſes hat ſich in der Hügelzone vermöge der Mannigfaltigkeit der dortigen Bodenbildung und Bodenbeſchaffenheit entwickeln können.

Das intereſſanteſte und wichtigſte Reſultat der Kusnezof'ſchen Forſchungsreiſe betrifft nun aber die eigentlich geographiſche Frage, nämlich die der Verbreitung der vorgefundenen Pflanzen in horizontaler Richtung. Als der ruſſiſche Botaniker im Sommer an der nach Norden laufenden Sſoswa ſammelte, fand er vorzugsweiſe ſibiriſche Pflanzenarten und vermißte die gewöhnlichſten europäiſchen, die an der Weſtſeite des Ural viel weiter nach Norden gehen. Der Ural ſchien ſich als eine ausgeſprochene Naturſcheide ergeben zu wollen. Indeſſen als der Forſcher im Herbſte zur Loswa zurückkehrte, zeigten ſich ihm die vermißten Gewächſe faſt ſämmtlich in der Umgebung ſeines Standquartiers — der dort letzten, d. h. nördlichſten ruſſiſchen Anſiedelung. Es ſtellte ſich mithin nur die Thatſache heraus, daß manche Pflanzen[1]) auf der aſiatiſchen Seite des Ural ſich polferner halten als auf der europäiſchen. Die Erklärung derſelben kann weder im Klima noch in der Bodenbeſchaffenheit des Sſoswabeckens geſucht werden; es fragt ſich alſo, wo ſonſt? Der ruſſiſche Forſcher findet ſie in der Thätigkeit des Menſchen und ſieht den erſten Fingerzeig hierfür in dem Umſtande, daß genau dort, wo unter $60\frac{1}{2}°$ die letzten, Ackerbau treibenden Niederlaſſungen der Ruſſen endigen, auch die unten angegebenen europäiſchen Pflanzenarten die Nordgrenze ihrer Verbreitung finden. Indeſſen auch geologiſch-hiſtoriſche Vorgänge greifen mit ein, und zwar in folgender Weiſe:

Als die Gletſcher Skandinaviens in der Eiszeit einen großen Theil des europäiſchen Rußland überlagerten, gingen andere minderen Umfanges auch vom Ural aus und drängten den Waldwuchs nach Süden und Weſten zurück. Dieſe ſchwächere Eisdecke ſchmolz eher hinweg als die

[1]) (U. a. Dianthus deltoides L., Lychnis flos cuculi L., Pimpinella saxifraga L., Leucanthemum vulgare Lam., Sonchus oleraceus L., Polemonium coeruleum L., Brunella vulgaris L., Cirsium oleraceum Scop., Veronica chamaedrys L., Rumex acetosella L., Rhinanthus Crista Galli L.)

mächtige skandinavische, und so konnten an der freiwerdenden Ostseite des Ural die sibirischen Pflanzen Fuß fassen, während den westlichen der Zugang dahin noch verwehrt blieb. Erst mit Hülfe des Menschen gelangten diese auch hierher. In der That sind fast alle an der Ssoswa fehlenden Formen entweder synanthropine, d. h. solche, die sich theils in der Nähe menschlicher Wohnungen ansiedeln, theils als Unkräuter seinen Saaten folgen, oder es sind mehrjährige Wiesenkräuter, deren Verbreitung nicht vom Winde abhängt. Der Fluß, die Loswa, kann ihre Wanderung nach Norden, da er nach Süden läuft, nicht fördern; ebensowenig die nördlich von den Russen das Land nomadisch durchschweifenden Wogulen und Ostjaken, deren Hauptverkehr von der oberen Loswa zur Ssoswa erst auf der Schlittenbahn des Winters sich vollzieht; endlich, wenn die Vögel hauptsächlich durch ihre großen Herbstwanderungen der Pflanzenverbreitung Vorschub leisten, so könnten sie eher von dem nördlichen Flusse zum südlichen Pflanzensamen hinübertragen als umgekehrt. Somit ist die Flora des Ural noch verhältnißmäßig jung und unfertig, insofern sie als Produkt des Kampfes zwischen der sibirischen und der europäischen sich kennzeichnet.

II.

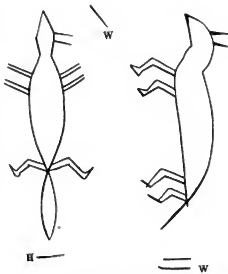
Unter dem 61. Grade nördl. Br. hören die russischen Kolonien, hört der Ackerbau damit auf. Weiter nordwärts wird die Bevölkerung immer dünner, wird die Einöde der Wälder immer drückender, lautloser. Die russischen Ansiedler nun theilen die so spärlichen Eingeborenen des Landes in drei Kategorien: Tributpflichtige, Wogulen und Ostjaken. Mit dem ersteren Namen (russisch: Jassatschnyje) werden ansässige, in Dörfern wohnende Wogulen bezeichnet, welche einen russischen Ofen in ihren Hütten haben, sich russisch kleiden, in den Gruben arbeiten, ziemlich rein Russisch sprechen, die ursprüngliche Volkssprache zwar noch nicht verlernt haben, aber alles als Wogulische verachten und sich gar nicht gern Wogulen nennen hören; vielmehr sehen sie sich als Russen an, die nur nicht Steuern, sondern Jassak, Tribut, zahlen. Diese Halbrussen sind die nächsten nördlichen Nachbarn der echten Russen. Die noch unverfälschten Wogulen grenzen weiter nördlich an, und ferner nördlich an der oberen Ssoswa folgen die Ostjaken. Doch heißen „Ostjaken" auch einige der Eingeborenen von der Loswa. Es dürfte aber überhaupt schwer fallen, zwischen Wogulen und Ostjaken einen wesentlichen Unterschied zu entdecken; die Sprache ist bei beiden ganz dieselbe, und nur in dem Grade der Aneignung russischer Kleidung, Wohnung, Geräthe &c., der von Süden nach Norden abnimmt, offenbaren sich gewisse Verschiedenheiten, so daß man beide als Glieder eines Stammes, nämlich des wogulischen, anzusehen hat. Dieser Stamm ist aber wenig zahlreich; im Becken der Loswa leben auf einem Raume von 6000 bis 7000 qkm nur etwa 15 wogulische Familien, und im Ssoswa-Gebiete ist die Anzahl derselben sehr wenig höher. Meistens liegen nur zwei bis drei Jurten, d. h. Hütten, als „Ort" beisammen; nur an einer Stelle sind es ganze 16 Hütten, die den „Ort", gewissermaßen die Hauptstadt Woguliens, bilden!

Das Wogulen-Volk lebt noch halbnomadisch, insofern es vom Sommer zum Winter seinen Wohnort wechselt. Die Winterjurten sind Blockhütten, welche ungefähr 4 bis 8 m lang, 3 bis 6 m breit, 2 m hoch, und deren Wände mit Moos gedichtet sind; zuweilen sind sie, wie die Sommerhütten, ohne Fenster, oder haben es im Dache, wo es zugleich als Rauchloch dient, während als Herd in der Mitte einige Steine zusammengelegt sind. Meistens jedoch sieht man die Feuerungsstelle in einer Ecke, und es ist eine Art Kamin mit Abzugsrohr darüber angebracht — Kamin und Rohr aus Stangen, die gehörig mit Lehm verschmiert sind, zusammengesetzt. An den Wänden läuft eine niedrige Pritsche entlang, mit Rentierfellen gedeckt; auf derselben sitzt man beim Essen und bei geselliger Vereinigung, und streckt man sich aus zum Schlafe. Ueber derselben sind Brettchen an den Wänden befestigt, auf denen das kunstlose Geräth des Wogulen prangt, das er bei seinen Wanderungen immer mit sich schleppt: irdene Töpfe, kleine Kessel, Kästchen und Körbe aus Birkenrinde &c. Die Sommerhütte ist in der Regel kleiner, nicht mit Moos verstopft, ohne Fenster und mit offenem Herd in der Mitte, infolge dessen zwar voll Rauch, aber auch — mückenfrei, was höher geschätzt wird als gute Luft und Sauberkeit. Während sich an das Winterhaus ein kleiner, gedeckter Vorraum mit Vorrathskämmerchen anzuschließen pflegt, steht ein kleiner Speicher — oder selbst zwei solcher — getrennt neben dem Sommerquartier und zwar in Gestalt eines kleinen Pfahlbaues, nämlich eines aus Brettern oder auch aus rohen Balken zusammengefügten Kastens, der auf vier nicht voll $1^1/_2$ m hohen Pfählen ruht; der kleine Speicher selbst ist etwa 3 m lang und breit, bis 1 m hoch und beherbergt den Hauptproviant — getrocknete Fische — sowie daneben das Hausgeräth, Kleidungsstücke &c. Oft genug steht auch die Sommerhütte so leer, wie zur selben Zeit das Wintergelaß, denn der Hunger treibt den Wogulen, entweder auf die Jagd oder den Fischfang auszuziehen, oder auch bei den Russen Arbeit zu suchen. Die wenigen Renthierbesitzer ziehen auf die alpine Region des Ural hinauf, wo sich nicht nur gute Weide findet, sondern auch die den Renthieren so verderblichen Mücken fehlen. Neuerdings haben einige Wogulen Rindviehzucht begonnen und sind infolge dessen im Uebergange zur Seßhaftigkeit; wenigstens ein Theil der Familie bleibt jetzt im Winterhause mit der Kuh oder den Kühen zurück, um hier für den nöthigen Wintervorrath an Heu zu sorgen; der andere zieht zum Fischfang aus und lebt dann je zu zweien auf den leichten offenen Böten; nur bei Nacht pflegen die Fischer, ans Land steigend, sich hier ein Schutzdach aus Birkenrinde herzustellen. Mit der letzteren sind auch die Sommer- und Winterhütten gedeckt, ferner dient sie zu allerlei Geräth, auf welchem Frauenhände mit dem Messer oft hübsche Muster ausschneiden, und so spielt sie im Leben des Wogulen eine große Rolle; in jedem Sommer werden beträchtliche Massen derselben abgeschält, ausgekocht und zu größeren Stücken zusammengenäht. Von gleicher Wichtigkeit ist dem halbwilden armen Arktiker das Renthierfell, das ihm warme Kleidung, Schuhwerk und das Nachtlager liefert. Im Sommeranzuge beider Geschlechter finden stets Tücher Verwendung, indem sie theils um den Hals geschlungen, theils auf dem Kopfe zur Abwehr der Mücken getragen werden, sie sind ferner auch ein Erforderniß der Sitte zur Zeit der Tänze. Endlich ist zu erwähnen, daß die wogulischen Frauen mit Glasperlen allerlei hübsche Muster auf Aermeln und Kragen aufzunähen verstehen, ferner daß sie Perlen in ihre Zöpfe flechten. Letztere werden von Mann und Weib getragen, sind mit Zwirn umwickelt und bleiben lange Zeit unberührt und — ungekämmt.

Daß die Wogulen sich an Händen und Füßen tätowiren, wird in unserer Quelle nur mit kurzen Worten erwähnt, dagegen spricht sie etwas mehr von einer Art Zeichenschrift derselben, mit der gleichsam kurze Siegesbulletins über errungene Jagderfolge ausgegeben und verewigt zu werden pflegen, nicht lapidar, sondern arboral, insofern sie auf Bäumen des Waldes eingeschnitten werden. Wir geben hier zwei Proben mit den nöthigen Erklärungen (S. d. Abbildgg.).

Der Elch bedeutet das Hauptwildpret für den Wogulen, und die auf ihn bezüglichen arboralen Siegesberichte sind im Walde nicht selten. Indeß der größte Stolz des Wo-

gulen ist die glückliche Jagd auf den Bären, der im Ural weniger zahlreich als das Elenthier ist und ja auch dem Jäger ernstlich zu Leibe geht. Der Sieg über einen Bären wird daher als großes, mehrtägiges Fest mit Branntweintrinken, Essen und Tanzen gefeiert. Hierbei wird eine Maske aus Birkenrinde vor das Gesicht gelegt, Taschentücher in die Hände genommen und unter allerlei Verrenkungen zum einförmigen Klang eines dreisaitigen Instruments, der Shangura, getanzt, zwischendurch auch in einem besonderen, winselnden Tone die ganze Jagdgeschichte mit allen ihren Zwischenfällen dramatisch vorgetragen, indem ein Stock dabei das Gewehr vorstellt. Ein anderes Fest ist das Pferdefest, bei welchem ein weißes Roß der Hauptgottheit (dem „Shaitan", d. h. dem Bösen) im Herbst zum Opfer gebracht wird. Das Thier wird gebunden, die Festgenossen, mit Messern bewaffnet, umtanzen dasselbe, stoßen ihm von Zeit zu Zeit die Messer in den Leib, fangen das Blut in einer Schale auf und setzen die Quälerei so lange fort, bis das arme Geschöpf verendet ist. Dann wird das Fleisch gekocht und gegessen. In Ermangelung einer Mähre muß ein Renthier herhalten. Der auf solche Weise verehrte Dämon gilt als ein furchtbares Wesen, das auf Bergen und in Flüssen wohnt, und dessen Residenzen als heilig und dem Menschen unzugänglich geachtet werden. Ein solcher Ort ist die Stelle, an der sich die Wischaja in die Loswa ergießt. Nähern sich die Wogulen diesem Punkte im Boote, so werden zuvor die Weiber ans Land gesetzt, denn nie sollen Weiberaugen die heilige Mündung der Wischaja schauen. Die Männer legen Tücher über den Kopf, verstummen und fahren in andächtigem Schweigen dahin, und an der Mündung selbst werfen sie eine Silbermünze in das Wasser. Heilige Stellen sind im Ural häufig, aber wenn sich auch zu bestimmten Zeiten die Männer ihnen nahen dürfen, so doch niemals die Weiber. Diese nehmen überhaupt scheinbar eine mißachtete Stellung ein, in Wirklichkeit jedoch steht fast jeder Wogule unter dem Pantoffel seiner Lebensgenossin. Diese wird allerdings erkauft, so daß „eine Tochter verheirathen" bei den Wogulen „eine Tochter verkaufen" heißt, der Frau wird alle Hausarbeit aufgebürdet, dafür aber gehört ihr auch alles Gut, und der Berichterstatter erlebte einen ergötzlichen Beweis hierfür. Er begann Unterhandlungen mit einem Wogulen wegen Ankaufs verschiedener Hausgeräthstücke, während gerade die Entbindung der Frau desselben vor sich gehen sollte. Nach wogulischer Sitte hatte diese das Haus verlassen müssen, um nicht dasselbe nebst allem Zubehör, dem Gewehr, den Hunden ꝛc., zu verunreinigen. In einem nahen Hohlwege hatte sie ihr temporäres Wochenbett aufgeschlagen, und nun rannte der Mann wegen jeder Kleinigkeit zu ihr, um ihr gewichtiges Ja zu dem bedungenen Preise und Kaufe einzuholen.



1. 1 Wogule mit 2 Hunden hat hier ein Eichhörnchen erbeutet.
2. 3 Wogulen mit 2 Hunden erlegten hier einen Vielfraß.

Die hier mitgetheilten Züge aus der Denk- und Lebensweise eines am Ural hausenden Volkes sind nicht nur an sich interessant, sondern namentlich auch dadurch, daß sich ziemlich zu allen Analoga bald aus dem einen, bald aus dem anderen der sibirischen Völker und zwar bis nach Kamtschatka und der Beringstraße hin würden beibringen lassen; so ist es z. B. mit dem Bären- und dem Pferdefeste, den maskirten Tänzen, der Absperrung der Frauen zu gewissen Zeiten ꝛc. In unserer russischen Quelle wird zuletzt die Frage aufgeworfen, ob die Wogulen aussterben. Der Verfasser enthält sich — und mit Recht — einer bestimmten Antwort darauf, weil es dafür an der nothwendigen statistischen Unterlage gebricht, aber nach seinen Erfahrungen spricht er sich ohne Bedenken dahin aus, daß die Ursprünglichkeit des Wogulen wie auch seine Sprache dahinschwindet, indem das heranwachsende Geschlecht sich mehr und mehr durch die Zwischenstufe als Jassatschnyje dem Russenthume anschließt, welches den wogulischen Stamm wie so manchen anderen, in gar nicht ferner Zeit wird vollständig aufgesogen haben.

Kürzere Mittheilungen.

Die Insel Diego Garcia.

Die Koralleninsel Diego Garcia, zum Chagos-Archipel, südlich der Malediven-Gruppe gehörig, und unter 7° 14′ s. Br. und 72° 26′ östl. L. liegend, hatte früher drei Besitzer, ist aber jetzt in den Besitz einer einzigen Gesellschaft übergegangen, deren Sitz in London ist. Die Niederlassungen der ersteren waren Point Marianne, East Point und Minni-Minni, welch letzterer Ort jetzt der Wohnsitz eines Beamten der Regierung von Mauritius ist, der die Regierungsgeschäfte leitet. Zu seiner Unterstützung und zur Ausübung der polizeilichen Aufsicht sind ihm zehn farbige Polizisten von Mauritius unterstellt.

Auf der Insel, welche im allgemeinen nur eine Höhe von 0,9 bis 1,5 m über Hochwasser hat, gedeihen fast aus-

schließlich nur Palmen von durchschnittlich 34 m Höhe, und sie sind es auch, welche das einzige Ausfuhrerzeugniß der Insel, die Kopra, liefern. Da die Kokosnüsse auffallend klein sind, aber sehr viel Oel enthalten, so wird die Kopra gleich an Ort und Stelle gepreßt, und das erzielte Oel kommt in Fässern zur Versendung.

Die Lebensmittel sind knapp und theuer, denn Rinder und Schafe gedeihen nicht auf der Insel, so daß Schweine und Hühner vorhanden sind. Auch viele und gute Fische, welche man angeln kann, sind vorhanden; ebenso zwei Arten von Landkrebsen, deren eine Art, welche unseren Flußkrebsen ähnelt, große Verwüstungen in den Kokosnuß-Plantagen anrichtet. Verschiedene Früchte, wie Citronen, Custard Apples (Flaschenbaumfrüchte), Suroop (vom stacheligen Flaschenbaum), Pumelons, Tamarinden, Kürbisse und Bananen sind in kleiner Menge zu haben.

Die Schildkröten sind durch die Eingeborenen fast gänzlich ausgerottet.

Nur auf Middle Island findet man gutes Trinkwasser. Auf Diego Garcia selbst ist keins vorhanden. Man fängt hier nur das Regenwasser in eisernen Wasserkästen auf.

Das Wetter ist während des ganzen Jahres angenehm, aber es regnet viel. Die beste Zeit sind die ersten vier Monate im Jahre. Im März und April treten Windstillen auf, welche von geringem Regen begleitet sind. Vom Mai bis November währt die kalte Jahreszeit; es weht dann der Südost-Monsun.

Die vielen dort auftretenden Moskitos und Fliegenschwärme sind sehr lästig. Dyssenterie tritt häufig bei Neuankommenden auf, und nur wenige Europäer können länger als ein Jahr hier bleiben, ohne anderswo Erholung suchen zu müssen. J. v. G.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Die russische geographische Gesellschaft hat eine besondere Kommission eingesetzt, welche die Verbreitung des Flugsandes in Rußland und besonders die Frage des Kampfes mit dieser im Süden und Südosten des Reiches viel Schaden anrichtenden Bodenform studiren soll; Mitglieder derselben sind K. v. Muschketow, Stebnitzkii und Rykatschef.

— Den Berechnungen des französischen statistischen Büreaus zufolge gab es im Jahre 1887 in Frankreich 842797 Todesfälle und 899333 Geburten, also eine natürliche Bevölkerungszunahme von nur 56536. Im Jahre 1886 betrugen diese Zahlen 860222, bezw. 912838, bezw. 52616. Die Verminderung der Zahl der Geburten schreitet also noch immer weiter fort.

— Die Auswanderung aus der Schweiz betrug im Jahre 1887: 7558 Personen (d. i. 1216 mehr als im Jahre 1886, aber 5944 weniger als 1883), deren Mehrzahl aus den Kantonen Bern, Zürich, Tessin, Neuenburg und Aargau stammte. Reichlich 85 Procent der genannten Zahl (6445) wandten sich nach den Vereinigten Staaten, ziemlich 10 Procent (732) nach Argentinien, reichlich 3 Procent nach Brasilien, und etwa $^2/_3$ Procent (51) nach Uruguay, reichlich $^1/_2$ Procent (40) nach Chile und reichlich $^1/_3$ Procent (29) nach Australien.

— Die Kohlenschätze Portugals sind nicht sehr beträchtlich, so daß Portugal ähnlich wie Italien wenig Aussicht hat, jemals ein eigentlicher Industriestaat zu werden. Indessen fehlen die fossilen Brennstoffe im Lande nicht vollständig. Die produktive Steinkohlenformation ist entwickelt im Nordosten von Coimbra (bei Bussaco) und im Nordosten von Oporto (bei Valongo), nur bei letzterem Orte aber sind die Flötze reich genug, um den Abbau zu lohnen. Die Kohle ist daselbst anthrazitartig (durch Contactmetamorphose), und die Mine von San Pedro da Cova ist bereits seit 1801 im Betriebe. — Kohlen sekundären (jurassischen und kretaceischen) Alters finden sich bei Figueira (am Kap Mondego) und bei Leiria, und die zuerst genannten Minen werden ebenfalls bereits gegen ein Jahrhundert abgebaut.

— Unserer Notiz über die Schnelligkeit der englischen Eisenbahnzüge (Vergl. „Globus", Bd. 54, S. 93) tragen wir an dieser Stelle nach, daß der sogenannte „Fliegende Schottländer" („Flying Scotsmen") die Fahrt zwischen London und Edinburg am 29. August in 7 Stunden und 29 Minuten bewerkstelligt hat.

Asien.

— Mit den geographischen Arbeiten auf der Insel Flores ist der Ingenieur R. van den Brock durch den Vorstand der Königlichen Geographischen Gesellschaft zu Amsterdam beauftragt worden; derselbe hat am 10. Oktober die Reise nach Indien angetreten. Professor Wichmann und Professor Max Weber, welche die geologische resp. zoologische Untersuchung der genannten Insel beabsichtigten, waren laut Brief vom 13. September im Begriff, sich von Batavia dorthin zu begeben. — Der Vorstand der oben genannten Gesellschaft steht auch mit dem jetzt als Mitglied der „Hemenway South Western Expedition" in Nord-Amerika befindlichen Dr. Ten Kate in Unterhandlung, der wahrscheinlich 1889 die anthropologischen Untersuchungen auf Flores übernehmen wird. Ueber die Expedition nach den Key-Inseln kann nur mitgetheilt werden, daß der Lieutenant H. O. W. Planten sich dorthin begeben hat, um die geographische Arbeit anzufangen, während von dem mit der geologischen Untersuchung beauftragten Herrn C. J. M. Wertheim, der seine Thätigkeit bereits angefangen hat, bisher keine näheren Berichte eingelaufen sind.

— Die Eröffnung des Karun-Flusses für die freie Schiffahrt ist ein bemerkenswerthes handelspolitisches Ereigniß, da Persien dadurch in einem viel höheren Grade als bisher zugänglich gemacht wird. Freilich wird die betreffende Verfügung des Schah vorläufig noch dadurch zum Theil in ihrer Wirkung beeinträchtigt, daß die Stromschnellen und Klippen von Ahwas das Befahren dieses einzigen schiffbaren Flusses von Persien hindern. Erst wenn ein kurzer Kanal zu ihrer Umgehung angelegt würde, wäre eine in allen Jahreszeiten brauchbare Wasserstraße von einem Meter Tiefe bis nach Schuschter gewonnen, und der beschwerliche Landweg von der Küste nach Isfahan (circa 800 km) wäre auf seine größere Hälfte verkürzt. Die Neigung des Stromes, zur Zeit seines Hochwassers in gewissen Ge-

genden des Tieflandes seinen Lauf zu verändern, und an seiner Mündung Sandbänke abzulagern, sind geringere Schwierigkeiten.

— Die Linienlänge der Eisenbahnen in Britisch-Indien betrug am 31. März 1888 14383 englische Meilen (23147 km), sie wuchs also seit 1887 um 993, und seit 1884 um 3599 Meilen (d. i. im Durchschnitt um 900 Meilen in jedem Jahre). Telegraphenlinien besaß das Land im Jahre 1887 30034 Meilen und 1878 nur 17600 Meilen.

— Die englische Regierung hat mit der britischen Nord-Borneo-Kompagnie, dem Sultan von Brunei und dem Rajah von Sarawak einen Vertrag abgeschlossen, nach welchem deren Gebiete, also der ganze Norden und Nordwesten von Borneo, mit einem Flächeninhalte von ungefähr 190000 qkm, unter englisches Protektorat gestellt werden. Der Süden und Südosten der Insel, von beträchtlich größerem Umfange, verbleibt in holländischem Besitz. Der übliche Jahresbericht der Nord-Borneo-Kompagnie zeugt von dem raschen Fortschritte ihrer Ansiedelung. Auf dem entwaldeten Lande werden Tabak, Mais, Reis u. s. w. angebaut und werthvolle einheimische Erzeugnisse gepflegt, und Forschungen nach Mineralien haben ebenfalls zu günstigen Resultaten geführt. Die Einwanderung von Europäern und Chinesen nimmt beständig zu, und der Export und die Einkünfte steigern sich von Jahr zu Jahr. — Was das Sultanat Brunei anlangt, so hat es schon seit Jahren durch seine Nachbarn, d. i. durch die englische Kompagnie im Norden, durch das Rajahnat Sarawak auf der Südseite und durch die Holländer nach dem Inneren zu, starke Einbuße in seinen Grenzen erlitten und dürfte jetzt wohl kaum mehr als 6475 qkm umfassen. Brunei ist sehr waldreich und steigt landeinwärts zu Gebirgen an. Die zahlreichen, stark gewundenen Flüsse bilden große Deltas und Sümpfe. — Das Reich Sarawak wurde im Jahre 1840 durch den englischen Abenteurer James (später Sir James) Brooke (der jetzige Rajah ist sein Neffe) gegründet und hat schon recht gute Fortschritte gemacht. Die höheren Civilstellen sind mit Engländern besetzt. Auch Sarawak hat große Waldungen und Gebirge, welche bis 2450 m ansteigen, und besitzt ebenfalls viele Flüsse mit Deltabildungen. Es soll an Sago mehr als die Hälfte von dem produciren, was davon auf der Erde überhaupt konsumirt wird, und alle Anzeichen sprechen dafür, daß bei gründlicher Nachforschung, woran es bisher gefehlt hat, werthvolle Mineralien sich werden auffinden lassen. Die Bewohner, hauptsächlich Dajakken, Malayen und Chinesen, leben friedlich neben einander und sind meistens entweder Mohammedaner oder durch protestantische und katholische Missionäre zum Christenthum bekehrt. Der Rajah unterhält eine nach europäischer Weise einexerzierte Truppe von 250 Mann. — Der gesammte jährliche Handelsverkehr der vorerwähnten drei Staaten repräsentirt gegenwärtig einen ungefähren Werth von einer Million Pfund Sterling. Borneo, mit 749700 qkm, ist bekanntlich nächst Neu-Guinea, mit 786853 qkm, und Grönland die größte Insel der Erde.

— Die Gesammtbevölkerung des chinesischen Grenzbezirkes Tarbagatai wird von dem russischen Konsul zu Tschugutschak jetzt auf 64000 Seelen geschätzt; die überwiegende Mehrheit derselben besteht aus Nomaden, die theils mongolischen Stammes und buddhistischen Glaubens, theils tatarisch-kirgisische Mohammedaner sind, welche letzteren die ersteren um etwa 600 Zelte oder 3000 Seelen überragen. Der Sitz des Gouverneurs ist indeß nicht mehr Tschugutschak, sondern das am Jemel-Flusse in mehr centraler Lage seit den siebziger Jahren neuerbaute Dorbulshin mit etwa 5000 Seelen Bevölkerung, während jener Grenzort etwa 4500 zählt, unter denen sich 1000 russische Unterthanen befinden (Sarten, Tataren und Kirgisen). Es sind dies die besten Vertreiber russischer Waaren, deren sie im Betrage bis zu einer Million Rubel jährlich an ihre Stammes- und Glaubensgenossen theils im Hausirhandel, theils in Ladengeschäften absetzen. Die Hauptartikel sind Baumwollengewebe Moskauer Fabrikation, sowie Produkte aus Turkestan.

— Der Außenhandel Japans bezifferte sich im Jahre 1887 auf rund 345 Millionen Mark (165 Millionen M. Ausfuhr und 180 Millionen M. Einfuhr), was gegen das Vorjahr eine Zunahme von 50 Millionen M. (vorwiegend in der Einfuhr!) ergiebt. Der Handel konzentrirte sich nach wie vor zum größten Theile (zu etwa 65 Proc.) in Yokohama und (zu 32 Proc.) in Osaka. Die Hauptverkehrsländer waren England, die Vereinigten Staaten, China, Frankreich, Indien, Deutschland, Kanada und Australien. Deutschland war mit nicht ganz 6 Proc. an dem Gesammtwerthe des Handels betheiligt. An der fremden Schiffahrtsbewegung Japans ($1^2/_3$ Millionen Tonnen) nahm Deutschland nächst England den stärksten Antheil (17 Proc. gegen 62 Proc.). Unter der fremden Bevölkerung Japans gab es in dem in Frage stehenden Jahre 1145 Engländer, 575 Amerikaner, 292 Deutsche und 234 Franzosen.

— Ueber Kleidungsstücke aus Baumrinde und ihren Gebrauch bei der Bevölkerung der Ranau-Distrikte (Djambi) enthalten die „Notulen“ der „Batavischen Gesellschaft für Künste und Wissenschaften“ (1888, S. 3) eine interessante Mittheilung von der Hand des Herrn A. G. Valette, der wir folgendes entnehmen: Derartige Kleidungsstücke werden nur noch bei Wald- und Feldarbeit getragen und bei der Rückkehr in das Dorf sofort gegen selbstgewebte Kattunkleidungsstücke vertauscht. Die Rinde wird nur zwei bestimmten Baumsorten, dem Kerbang[1]), einer Art Brotbaum, und dem Kajoe Kawat (Ficus benjaminea L.?) entnommen. Der Umfang des Baumes oder Astes, dessen Rinde man gebrauchen will, soll nicht mehr als höchstens einen halben Meter betragen; nach dem Fällen wird die Rinde gleich nach Hause gebracht und die äußere Rinde mit einem Messer abgeschabt. Hierauf wird die faserige innere Rinde mit einem runden Stück Holz, in welches der Länge oder der Quere nach oder in Schraubenform Vertiefungen eingeschnitten sind, geklopft, bis die Fasern lose und biegsam geworden sind. Nun wird die Rinde der Länge nach durchschnitten, vom Baume abgelöst und in klarem (am liebsten fließendem) Wasser abgeschält und getrocknet, worauf dann die Stücke in der für die gewünschten Kleidungsstücke erforderlichen Form zugeschnitten werden. Gewöhnlich werden die einzelnen Stücke mit groben, selbstgesponnenen Fäden an einander gebunden; früher geschah dies immer mit getah Karet, einer Art elastischen Gummi. Die Bereitung der Rinde und die Verfertigung von Kleidungsstücken aus derselben ist beinahe ausschließlich Männerarbeit. Wie die Eingeborenen angeben, muß das Fällen des Holzes und das Bereiten der Rinde an demselben Tage vorgenommen werden, sonst würden die Fasern bei dem Klopfen brechen. Uebrigens werden außer den Lendentüchern auch Kopftücher in dieser Weise verfertigt.

Afrika.

— M. Quedenfeld, der bereits durch seine Reisen in Marokko, namentlich im Gebiete der Schlu, in weiteren Kreisen bekannt ist, ist vor kurzem wieder nach Nord-

[1]) Weder der einheimische noch der wissenschaftliche Name sind in der Publikation des Kol. Mus. zu Haarlem (Inlandsche houtsoorten) angegeben.

afrika aufgebrochen, um daselbst namentlich ethnologische Beobachtungen und Sammlungen anzustellen.

— Lieutenant Swaine hat im Auftrage der Britisch-Ostafrikanischen Gesellschaft von Mombas aus eine Reise in das Innere angetreten, ein Zeichen, daß von einem allgemeinen ostafrikanischen Aufruhrzustande keine Rede sein kann.

— Einem Berichte des deutschen Generalkonsuls Michahelles in Zansibar zufolge würde zwischen der aufständischen Bewegung in Mikindani und Lindi und dem aggressiven Vorgehen der arabischen Sklavenhändler am Nyassa-See ein Zusammenhang bestehen, was bei der Lage beider Gebiete zu einander nicht zu verwundern wäre. Immerhin wäre es denkbar, daß die Sklavenhändler des Binnenlandes erst nachträglich ihr Interesse in dem Widerstande der Walis erkannt und denselben Succurs geleistet hätten. Dem genannten Berichte entnehmen wir den folgenden Passus: Die dort entfesselte Bewegung ist keine örtliche, auf persönlichem Uebelwollen gegen die deutsche Verwaltung beruhende gewesen, sondern hat ihren Ausgangspunkt südlich vom Rovuma hinter den portugiesischen Provinzen und aus den Gegenden des Nyassa-Sees genommen. Die betheiligten Jao-Völkerschaften wohnen zum Theil nicht in der deutschen Interessensphäre, und wenn sie in Wanderung geriethen und nach der Küste strömten, so mußte dies auf ganz anderen Ursachen beruhen. Schon seit mehreren Monaten war es in der Umgegend des Nyassa-Sees unruhig gewesen, dort ist ein großer Komplex arabischer Sklavenhändler ansässig, und letztere hatten die englischen Missionsstationen am See angegriffen und theilweise belagert. Diese arabischen Elemente sind nun aller Wahrscheinlichkeit nach von Zansibar aus inspirirt worden und haben den Andrang nach der Küste ins Werk gesetzt. Während nun noch am 19. September in Mikindani alles ruhig und friedlich war, strömten in den nächsten Tagen Tausende von Bewaffneten, von dem Süduſer des Rovuma kommend, gegen die Stadt, und erklärte der Wali den Deutschen, mit denen er im besten Einvernehmen stand, er könne sie einem derartigen Andrange gegenüber nicht schützen. Auf den Rath des Wali bestiegen die beiden deutschen Angestellten eine Dhau, die zeitweise aus einem Dorfe in der Mikindanibucht beschossen wurde, und entwichen nach Norden, bis sie in Kilwa von S. M. Kreuzer „Möwe“ aufgenommen wurden. So weit hier bekannt, hat in Mikindani der Wali nach der Abfahrt der Deutschen wieder die Regierung in alter Weise übernommen; ob ihm aber gehorcht wird, ist zweifelhaft. Als die Schaaren der Aufständischen gegen Lindi heranzogen, rückten ihnen die in der Stadt befindlichen arabischen Soldaten entgegen, angeblich um sie zurückzuschlagen, in Wirklichkeit wurde nur zum Schein viel Pulver verschossen und beide Parteien machten gemeinschaftliche Sache. Die Sultanstruppen kehrten darauf in die Stadt zurück mit der Nachricht, sie könnten gegen die Uebermacht des Feindes nichts ausrichten; sie hielten den Bezirkschef unter strenger Ueberwachung, um nicht zu sagen Gefangenschaft, und letzterer konnte aus ihren Gesprächen entnehmen, daß sie ihn in Ketten den herannahenden Aufständischen auszuliefern beabsichtigten. Durch die Unterstützung eines wohlgesinnten Arabers, der mit 200 bewaffneten Sklaven aus der Umgegend von Lindi zu ihm eilte, aber ihn gegen die Schaaren der Eindringlinge nicht zu halten vermochte, gelang es dem Bezirkschef, Herrn von Eberstein, mit seinem Genossen in einem offenen Ruderboote zu entfliehen und in die See zu stechen. Vor der Abfahrt übertrug Herr von Eberstein jenem Araber in aller Form die Verwaltung des Ortes und ernannte ihn zu seinem Vertreter. Die Flüchtlinge retteten sich auf eine vorübersegelnde Dhau und gelangten unter mancherlei Fährlichkeiten endlich nach Kilwa an Bord von S. M. Kreuzer „Möwe“.

— Der portugiesische Hafenplatz Quilimane, etwa 20 km oberhalb der Mündung des Kwa-Kwa (Zambesi) in den Indischen Ozean gelegen, hat nach dem letzten englischen Konsularberichte eine europäische Bevölkerung von 116 und eine asiatische (britisch-indische und arabische) von 276, während die eingeborene Bevölkerung des Distriktes sich auf eine Million belaufen mag. Der Hauptexport-Artikel ist das Elfenbein, das sowohl von den Ufern des Zambesi und Schire, als auch durch die Vermittelung arabischer Karawanen aus größerer Ferne stammt, und dessen Ausfuhrwerth sich im Jahre 1884 auf 650 000, und im Jahre 1885 auf 750 000 Mark bezifferte. Der Haupthandel befindet sich in den Händen der indischen Kaufleute, die das Elfenbein zum Vertriebe erst nach Bombay senden. Direkt nach Europa (London) verschifft dasselbe nur die „African Lakes Company“.

Nordamerika.

— Das Projekt der Regulirung der Felsengebirgsströme, dessen wir in dem laufenden Bande des „Globus“ bereits gedacht haben (S. 14), scheint von der geologischen Landesuntersuchung der Vereinigten Staaten ernstlich in Angriff genommen zu werden. Der wohlbekannte Hauptmann C. E. Dutton ist damit betraut worden, die Voruntersuchungen im Gebiete der Südplatte, des Arkansas, des Colorado, des Gila und des Humboldtflusses anzustellen, und die ihm unterstehenden Expeditionen sollen sich unverweilt an die Arbeit machen.

— Eine der bemerkenswerthesten Erscheinungen in dem Wirthschaftsleben der nordamerikanischen Union ist der Anlauf, den neuerdings verschiedene Südstaaten bezüglich der Ausbeutung ihrer Mineralschätze und der damit zusammenhängenden Industrien genommen. In vorderster Reihe steht dabei Alabama, das im Jahre 1880 nur 323 000 Tonnen Kohlen aus seinen Bergwerken förderte, im Jahre 1886 aber 2 225 000 Tonnen. Der weitaus größte Theil der alabamischen Kohlenproduktion (circa 86 Proc.) kommt auf das große Kohlenfeld am Warrior-Flusse, das an Ausdehnung der Kohlenfläche Englands gleichkommen, und 100 000 Millionen Tonnen Brennstoff enthalten soll. Die letztere Zahl ist natürlich, wie manche andere, die aus amerikanischen Quellen stammt, rund gemeint.

— Die höchste meteorologische Station Nordamerikas ist die auf dem Mount Lincoln in Colorado, 14 297 engl. Fuß über dem Meeresspiegel; die zweithöchste die auf dem Pike's Peak, 14 134 Fuß hoch. Es darf diese Lage nicht sehr wunder nehmen, da die Hochgipfel des Felsengebirges während des Sommers viel leichter zugänglich sind als unsere Alpengipfel. Pike's Peak, Gray's Peak &c. sind alsdann ganz bequem zu Pferde oder gar zu Wagen zu ersteigen. Die höchste meteorologische Station Europas — die auf dem Sonnenblick — liegt nur 3090 m (10 300 engl. Fuß) über dem Meere.

Australien und Polynesien.

— Dr. François, von der naturwissenschaftlichen Facultät zu Rennes, wird sich im Auftrage des französischen Unterrichtsministerinms nach Tahiti begeben, um die dortigen Korallen und Korallenbildungen einer eingehenden Untersuchung zu unterwerfen.

— Nach Angabe des Regierungsstatistikers der Kolonie Victoria, des Herrn Henry H. Hayter, belief sich zu Anfang 1888 die Zahl der in den australischen Kolonien lebenden

Chinesen auf 51 330 (gegen 43 706 im Jahre 1881). Davon entfielen 16 828 auf Neu-Süd-Wales, 12 564 auf Victoria, 8950 auf Queensland, 6900 auf Südaustralien und dessen Nordterritorium, 400 auf Westaustralien, 1000 auf Tasmanien und 4688 auf Neu-Seeland.

— In keinem Lande der Erde, China vielleicht, über dessen Theekonsum keine Statistik vorliegt, ausgenommen, wird das Jahr über so viel Thee verbraucht wie in den australischen Kolonien. Dieselben hatten Ende 1886, ohne die Eingeborenen, eine Gesammtbevölkerung von 3 426 562, und ihr Theekonsum betrug in diesem Jahre 25 628 353 englische Pfund (11 624 764 kg) bezw. 7,48 Pfund (3,39 kg) pro Kopf. Neu-Süd-Wales konsumirte 8 478 320 bezw. 8,46, Victoria 7 070 130 bezw. 7,05, Queensland 2 768 803 bezw. 8,08, Südaustralien 1 958 918 bezw. 6,26, Westaustralien 443 979 bezw. 11,21, Tasmanien 862 705 bezw. 6,29 und Neu-Seeland 4 045 503 bezw. 6,86 englische Pfund Thee.

Polarregionen.

— Nachrichten aus Christiania und Kopenhagen zufolge ist die Wanderung Frithjof Nansen's über das grönländische Inland-Eis von gutem Erfolge begleitet gewesen, und der Reisende ist nebst seinem Begleiter Sverdrup am 3. Oktober wohlbehalten im Godthaab angekommen, während seine vier anderen Begleiter mit dem Gepäck des Abgeholtwerdens durch ein größeres Boot am Amaralik-Fjord harrten. Ueber die Einzelnheiten des kühnen Unternehmens verlautet in den Briefen Nansen's und Sverdrup's folgendes: „Nachdem die Reisenden das Schiff „Jason" verlassen hatten, hatten sie sich zunächst 12 Tage lang durch das Treibeis hindurch zu arbeiten. Endlich gelang es ihnen, reichlich vier Breitengrade südlicher, als sie beabsichtigt hatten, und nur wenig nördlich vom Kap Farwel (der Südspitze Grönlands), die Küste zu erreichen. Hier begann nun am 15. August die Wanderung über das grönländische Inland-Eis nach Godthaab (statt nach Christianshaab, das etwa $4^1/_2$ Breitengrade nördlicher liegt). Die höchste überschrittene Höhe lag nicht weniger als 3000 m über dem Meere, es mußten böse Schneestürme bestanden werden, und die Kälte betrug zu Zeiten 40—50 Grade. Der mit Kryolith beladene Dampfer „Fox", der die Nachricht nach Europa brachte, konnte leider die Ankunft der Expedition in Erikstadt nicht abwarten, so daß die wackeren Männer sich nach Ueberstehung der unsäglichen Strapazen, die die $2^1/_2$monatliche Gletscher-Tour mit sich brachte, dazu verurtheilt sahen, den Winter in Grönland zuzubringen.

— Nach einer Mittheilung des Hrn. H. Rink an die „Geographischen Mittheilungen" (Bd. 34, S. 348) haben die dänischen Grönlandforscher Hansen, Steenstrup, Kolderup und Rosenvinge ihre Arbeiten im vergangenen Sommer weiter fortgesetzt. Sören Hansen betrieb seine anthropologischen Untersuchungen namentlich in Nordgrönland, nördlich von Holstenburg, bis ziemlich gegen Upernavik hin, Steenstrup seine geologisch-mineralogischen und Rosenvinge seine botanischen dagegen in Süd-Grönland, zwischen Godthaab und Julianehaab.

— Der bekannte isländische Reisende Th. Thoroddsen ist während des vergangenen Sommers wieder eifrig am Werke gewesen, die Kunde von seiner nordischen Heimath zu fördern. Zuerst untersuchte er die Ruinenstätten des Fossar-Thales, deren Entstehung angeblich auf einen Ausbruch des Raudukambar im Jahre 1343 zurückzuführen sein soll. Er fand dabei, daß der Raudukambar gar kein recenter Vulkan, sondern blos ein Liparitrücken war, der in historischen Zeiten nicht gut eine Eruption gehabt haben kann. Dagegen dürften die Verwüstungen der betreffenden Gehöfte durch den Hekla-Ausbruch des Jahres 1341 angerichtet worden sein. — Später durchstreifte Thoroddsen die Gebirgsgegend südlich von Hofsjökul, die bislang von keinem Reisenden besucht worden war, und er entdeckte daselbst in mehreren Thälern heiße Schwefelquellen und vielfarbige kochende Schlammvulkane in großer Zahl. Das interessante Gebiet übertraf an Großartigkeit auch selbst diejenigen von Krisuvik und Myvatn. In der Gegend von Hveravellir fand der Reisende die vulkanische Thätigkeit seit Henderson's Besuche (1815) stark verändert. Die „brüllende Höhe" namentlich war stumm geworden. Am Borgar-Fjord entdeckte er ein paar neue Fundstätten fossiler Pflanzen.

Bücherschau.

— Dr. Ferdinand Löwl, Siedelungsarten in den Hochalpen (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Bd. 2, Heft 6). Stuttgart, 1888. J. Engelhorn. — Eine sehr exakte Untersuchung über die Abhängigkeit des Menschen und seiner Siedelungen von der Bodenbildung, deren Methode hoffentlich bald noch auf andere Gebirgsgegenden angewandt wird. Die Kategorien, in die der Verfasser die Siedelungen der von ihm studirten österreichischen Alpengebiete (18 Thäler) bringt, sind: die Halden-, Schuttkegel-, Becken-, Staffel-, Boden-, Terrassen-, Leisten-, Hang- und Rundhöcker-Siedelungen.

— Die hygienischen Verhältnisse der größeren Garnisonsorte der Oesterreichisch-Ungarischen Monarchie. I. Graz. II. Budapest. Wien, 1887 und 1888. — Diese reich mit graphischen Darstellungen und Plänen und Karten ausgestatteten Bändchen zeigen nicht nur, wie sorgsam man in Oesterreich-Ungarn auf die Gesundheit der Truppen bedacht ist, sondern sie bilden auch zugleich sehr beachtenswerthe Beiträge zu einer genaueren Ortskunde.

— Dr. Heutschel und Dr. Märkel, Umschau in Heimath und Fremde. Zweiter Band. Breslau, 1887. Ferdinand Hirt. — Seinen Zweck, als geographisches Lesebuch zu dienen und das Material der Lehrbücher durch lebendige Schilderungen zu ergänzen, wird auch der zweite Band dieser Anthologie nicht verfehlen, wenngleich die Auswahl betreffs der Autoren etwas einseitig und eng ist, und bezüglich Spaniens Passarge, bezüglich der Balkan-Halbinsel Schweiger-Lerchenfeld und bezüglich Rußlands Roskoschny ꝛc. zu ausschließlich dominirt.

— Amand Gregg, Ueberseeische Reisen. Zürich, 1888. J. Schabelitz. — Man kann ein halbes Jahrhundert in der Welt herum reisen und schließlich doch für andere Leute nicht gar viel mit nach Hause bringen. Das Buch läßt sowohl seiner Form als auch seinem Inhalte nach mancherlei zu wünschen übrig.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIV. № 22.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Das deutsche Schutzgebiet in der Südsee.

Von Dr. M. Hollrung.

III.

(Mit zwei Abbildungen.)

In geistiger Beziehung muß man dem Eingeborenen des Schutzgebietes auf Grund seiner Erzeugnisse und nach den im Verkehr zwischen Europäer und Papua gemachten Beobachtungen eine ziemlich hohe Stufe einräumen, wenn auch zugegeben werden muß, daß seine Geistesthätigkeit sich häufiger als Schlauheit, Verschlagenheit, Hinterlist und Egoismus, wenig oder gar nicht dagegen nach der von den Missionaren gepflogenen Richtung hin sich äußert. Schönheits- und Ordnungssinn ist allenthalben bei den Eingeborenen zu finden. In der Wahrung ihrer Handelsinteressen bekunden sie eine große Geschicklichkeit, nicht immer zum Vortheil des Weißen. Für gewisse Begebenheiten, namentlich solche, welche eine Ungerechtigkeit nach seinen Begriffen involviren, hat der Eingeborene ein bedeutendes Gedächtniß. Noch nach 16 Jahren war die ungeschickte Behandlung, welche Miklucho-Maklay einst einem Bewohner von Maragum hatte angedeihen lassen, unter den Maragum-Leuten nicht vergessen. Das Stehlen an und für sich scheint bei den Eingeborenen nicht für unehrenhaft zu gelten, wohl aber ist es eine Schmach, welche lange Zeit auf dem Betroffenen ruht, wenn der Stehlende sich ertappen läßt. Boote und Plantagenfrüchte scheinen „tabu“ zu sein, d. h. es kommt nicht vor, daß diese Gegenstände gestohlen werden. Der Werth des Menschenlebens wird gering geachtet, trotzdem sind Morde nicht häufig. In Kaiser-Wilhelmsland sind in dieser Hinsicht die Zustände entschieden günstigere als im Bismarck-Archipel. Es ist schwer zu sagen, inwieweit das Vorhandensein von Gewehren der Mordlust im Bismarck-Archipel Vorschub geleistet hat, von nachtheiligem Einflusse ist die Verabreichung von Gewehren durch gewissenlose, zumeist englische Arbeiteranwerber an die Eingeborenen jedenfalls gewesen.

Das Verhältniß zwischen den Eingeborenen und den Ansiedlern ist fast allerwärts im Anfang ein friedliches, ja fast herzliches gewesen, erst nach und nach haben sich Zwistigkeiten unter ihnen eingestellt, welche ihren Grund wohl der Hauptsache nach in der dem Eingeborenen kommenden Erkenntniß haben, daß der Weiße bei aller Milde doch ihre Freiheit einschränkt. Namentlich sind es die Landestheile nördlich von Hatzfeldthafen, welche ganz im allgemeinen dem Europäer weniger freundlich entgegentreten, als der Süden, woselbst namentlich in der Umgebung der Stationen Finschhafen und Konstantinhafen ein sehr gutes Einvernehmen zwischen Eingewanderten und Ureingeborenen herrscht. Im Bismarck-Archipel liegen die Verhältnisse ungünstiger. Mehrmals pflegt im Jahre von hier die Nachricht, daß der eine oder andere der sogenannten „Händler“ von den Eingeborenen beraubt oder sogar ermordet worden ist, sich zu verbreiten. Es ist der Grund für diese bedauernswerthe Erscheinung ausschließlich in der Behandlung zu suchen, welche die Eingeborenen durch Führer und Mannschaft der Arbeiterschiffe in früherer Zeit erfahren haben. Der

einzige physische Vortheil des Weißen gegenüber den Eingeborenen liegt in der Schießwaffe. Ein mit Feuerwaffen versehener Eingeborener ist dem Weißen gegenüber diesem sogar weit überlegen, namentlich im Geläude, durch sein scharfes, auf außerordentlich weite Entfernungen die genauesten Details erspähendes Auge, durch seine Kunst, die kleinsten Deckungsmittel zweckentsprechend auszunützen, durch seine katzenähnliche Beweglichkeit, welche ihm gestattet, geräuschlos über den Boden hinzugleiten oder Bäume in Blitzesschnelle zu erklimmen, ferner durch sein fein ausgebildetes Gehör, durch sein Geschick, Thierstimmen auf das täuschendste nachzuahmen und als Signal oder Zeichen zu verwenden, sowie durch seine Fähigkeit, sich rasch zu orientiren u. a. m. Dazu kommt noch, daß der persönliche Muth des Eingeborenen ein bedeutender ist, so daß es nicht wunder nehmen darf, wenn der Weiße im Bismarck-Archipel vielfach unter den Angriffen der Eingeborenen zu leiden hat. Mit vollem Rechte hat daher die Neu-Guinea-Kompagnie sofort nach der Besitzergreifung ein Verbot über die Verabreichung von Waffen und Schießbedarf an die Eingeborenen erlassen. Für das Kaiser-Wilhelmsland ist diese Verordnung noch zur rechten Zeit gekommen, für den Bismarck-Archipel leider zu spät. Höchst bedauerlich ist es hierbei, daß es gegenwärtig der Deutsche ist, welcher für die von den Angehörigen anderer Nationen verübten Vergehen büßen muß.

Die Eingeborenen des Schutzgebietes sind in eine sehr große Anzahl von Stämmen oder Verbänden gesondert, welche im ganzen gesonderte Interessen verfolgen und deshalb nur so weit, als gewisse Handelsbeziehungen es bedingen, mit einander verkehren. Die umfangreichsten Gaue finden sich auf Neu-Pommern vor, die kleinsten in der Astrolabe-Bai und nördlich von dieser bis nach Kap Croisilles hin. Größere Gaue in Kaiser-Wilhelmsland sind der Jebbimgau, (die Umgebung von Finschhafen) mit zehn bis elf Dörfern sowie der Tsimbingau (die Umgebung von Hatzfeldthafen) mit sechs bis sieben Ortschaften. Die Gaue Gúmbu, Bóngu und Tsubia in der Astrolabe-Bai, Blála und Maiúkar in der Nähe von Kap Croisilles bestehen im Gegensatz hierzu nur aus einer oder zwei Siedelungen. Die Einwohnerzahl der Dörfer schwankt nicht minder ganz bedeutend. Am Kaiserin-Augustaflusse sind Ortschaften mit 1000 Eingeborenen nicht selten, während die Küstendörfer im Süden von Kaiser-Wilhelmsland durchgehends eine geringere Kopfzahl besitzen. Eine Bewohnerschaft von 400 Eingeborenen ist hier nicht häufig zu finden. Diese Kleinheit der Dörfer im Süden erklärt auch die freundliche Stellung, welche daselbst der Eingeborene dem Weißen gegenüber annimmt. Die von einigen Seiten geäußerte Ansicht, daß die Dichte der Bevölkerung nach dem Innern hin abnehme, entspricht nicht den thatsächlichen Verhältnissen; die Bevölkerung ist im Innern des Landes vielfach zahlreicher, als an der Küste. Ein Staatenleben, wie wir es von Afrika her kennen, existirt im Schutzgebiete nicht, und schon die Familie trägt hier einen ganz anderen Charakter als dort im dunklen Erdtheile. Frei ist der Mann, frei ist auch die Frau. Allerdings gewinnt der Europäer oft die Ansicht, daß die Frau des Mannes Sklavin sein müsse, weil sie nahezu alle Arbeiten des Hauses und des Feldes zu verrichten hat. Bei einer näheren Prüfung dieser Verhältnisse erweist sich diese Ansicht jedoch als unhaltbar, da sich namentlich der geistige Einfluß der Frau auf den Mann überall in deutlichster Weise erkennen läßt. Die Männer leben zumeist in Monogamie, es sind jedoch auch Fälle von Polygamie beobachtet worden. Es liegt die Vermuthung nahe, daß die Frau vom Manne erkauft wird, für einige Gegenden der Gazellehalbinsel ist diese Vermuthung sogar zur Gewißheit geworden. Der Preis für eine Frau ist daselbst 189 Faden (ein Faden = 1,5 bis 1,7 m) des auf den Lauenburg-Inseln, in der Blanche-Bai und anderwärts gebräuchlichen Diwarra-Geldes. Die Kinder, deren Zahl innerhalb einer Familie



Das Landeshauptmanns-Haus in Finschhafen. (Nach einer Photographie von Dr. M. Hollrung.)

immer ziemlich gering ist, wachsen in vollständiger Freiheit auf. Von früher Jugend an werden die Mädchen zur Arbeit herangezogen, während die Knaben sich im Fischen, Jagen, Klettern, Rauchen, Betrügen und Nichtsthun üben. Ueberraschend an denselben ist nur ihre genaue Kenntniß der Natur; so vermögen gewecktere Knaben bereits mit 12 bis 14 Jahren für jede Pflanze ihrer Umgebung den Namen anzugeben. Mit 14 bis 16 Jahren werden die Knaben, etwas früher schon die Mädchen heirathsfähig. In einigen Gegenden erwerben die Knaben erst durch die zwischen dem 12. und 15. Jahre erfolgende Beschneidung das Heirathsrecht. Diese Sitte herrscht u. a. in der Jebbim-Landschaft. Innerhalb zweier Jahre einmal findet hier ein „balum", d. h. ein Fest der Beschneidung, statt. Sämmtliche Dörfer des Gaues und die Nachbardörfer aus den angrenzenden Landschaften erscheinen bei diesem Feste, in dessen Gefolge ausgiebige Schmausereien und Tänze einhergehen. Die jungen Leute, an welchen die Beschneidung vollzogen worden ist, haben sich bis zur Ausheilung der Schnittwunden in einer einsam in der Nähe ihres Dorfes gelegenen Waldhütte zu verbergen, da unter den Jebbimleuten der Glaube verbreitet ist, daß Frauen, welche einen Neubeschnittenen erblicken, sterben müssen. Glücklicherweise sind die diesem Glauben zugeschriebenen Folgen sehr dehnbarer Natur. Besondere Hochzeitsgebräuche sind bis jetzt noch nicht beobachtet worden, und nicht viel bedeutender sind die Kenntnisse, welche wir über ihre Ceremonien bei Begräbnissen, ihre Ansichten über den Tod, sowie ihre religiösen Anschauungen ganz im allgemeinen besitzen. Große Meinungsverschiedenheiten haben von jeher über die Verbreitung des Kannibalismus im Schutzgebiete geherrscht. W. Powell, dessen Berichte freilich allem Anscheine nach mit Vorsicht aufzunehmen sind, behauptet, auf der Gazellehalbinsel Zeuge eines Menschenmahles und der diesem vorausgegangenen Schlächterei gewesen zu sein. Unbedingt glaubwürdig ist aber jedenfalls Finsch und dessen Erzählung einer Scene von Kannibalismus, so daß ein Zweifel darüber, daß im Bismarck-Archipel Kannibalen vorhanden sind, nicht mehr bestehen kann. Dem gegenüber muß hinzugefügt werden, daß trotz der weit reichenden Beobachtungen in Kaiser-Wilhelmsland niemals ein Fall von Menschenfresserei beobachtet worden ist. Zwar erscheint der Umstand, daß manche Stämme ihre Nachbarn für Menschenfresser erklären, äußerst auffällig, da aber andererseits die Eingeborenen den gestorbenen Stammesangehörigen einen Kultus, welcher viel Pietät gegen die Verstorbenen verräth, widmen, so liegt die Vermuthung nahe, daß es sich bei etwaigen Menschenfressereien nur um Stammesfeinde und die Erfüllung eines vielleicht durch dunkle, religiöse Anschauungen vorgeschriebenen Gebrauches handelt. Die über den Kannibalismus in der Südsee allgemein verbreiteten Ansichten bedürfen jedenfalls noch sehr der Modificirung. — Die Pietät für Verstorbene äußert sich in mannichfacher Weise. Besonders legen die Eingeborenen hierfür Zeugniß durch die Pflege der Grabstätten ab. Im Jebbimgau befinden sich letztere in nächster Umgebung der Hütten, sind mit Steinen roh eingefaßt, mit kleinen Korallenstückchen bestreut und mit einigen Zierpflanzen bepflanzt. In anderen Gegenden sind diese Grabstätten eingezäunt, und es befindet sich eine Schale mit Wasser für den Todten auf denselben. Vielfach begraben die Eingeborenen ihre Todten in der Hütte selbst. Schwarzfärben der Brustfläche und des Gesichtes gilt als Zeichen der Trauer. — Ueber die Schicksale des Menschen nach dem Tode scheinen sich die Eingeborenen keine oder nur sehr unbestimmte Vorstellungen zu machen. Am besten werden letztere wohl charakterisirt durch das „he stop there", welches ein Kanake als Antwort auf die ihm vorgelegte Frage nach dem Schicksal eines soeben begrabenen Schwarzen ertheilte. — Ebenso lückenhaft und unsicher sind unsere Kenntnisse über die religiösen Anschauungen der Eingeborenen, sei es, weil letztere eine ge-



Dorf Suam mit den Götzen. (Nach einer Photographie von Dr. M. Hollrung.)

wisse Scheu besitzen, von religiösen Dingen mit dem Weißen zu reden, sei es, weil ihre religiösen Begriffe sehr mangelhaft sind, sei es endlich, weil unsere Sprachkenntnisse noch nicht zur Aufhellung ihres Geisteslebens hinreichen. Zu den Zeugnissen von der Anerkennung eines höheren Wesens gehören jedenfalls die geschnitzten Figuren, welche an allen Plätzen, die in Kaiser-Wilhelmsland berührt wurden, sich vorfanden. In Finschhafen führen sie die Bezeichnung „abûmtan", eine Bezeichnung, welche auch der Sonne, dem Monde, den Sternen, dem Blitze und Donner beigelegt wird. In der Astrolabe-Bai gehen diese Holzgötzen unter der Bezeichnung „tjëlüm" und zeichnen sich durch die unförmliche Vergrößerung gewisser Körpertheile aus. Wie weit gewisse Gebräuche auf das Vorhandensein religiöser Gefühle und wie weit auf abergläubische Vorstellungen basirt sind, ist mitunter schwer zu unterscheiden. Das Rupfen von Geflügel in einer Feldhütte erregte beispielsweise das Mißfallen des Besitzers, und unter dem Hinweis auf ein paar am Thürpfosten aufgehängte Jamswurzeln bat er jetzt uns, künftig derartige Verrichtungen abseits von der Hütte zu besorgen. Die Eingeborenen einiger Theile Neu-Pommerns verzehren kein Schweinefleisch, weil sie glauben, nach dessen Genuß sterben zu müssen. Auf religiöses Gebiet fällt wohl auch die Wirksamkeit des räthselhaften Duck-Duck, der auf den Lauenburg-Inseln und der Gazelle-Halbinsel heimisch ist. Das Erblicken des Duck-Duck soll für die Frauen tödtlich sein. Eine Art Erntedankopfer wurde schließlich noch beim Besuche des Dorfes Malu am Kaiserin-Augustafluß gelegentlich eines Erntefestes beobachtet. Es war hier an einem Ende des sehr langen Dorfes eine hölzerne menschliche Figur von etwa einem Meter Höhe aufgestellt, überreich mit Schmucksachen behängt und mit Waffen versehen worden. Vor dieser Figur standen auf einem großen Nymphaeablatt ausgebreitet mehrere Schüsseln, theils mit Wasser, theils mit zerschnittener Melde angefüllt, daneben lagen noch Stücke von Nymphaea-Blattstielen — einer Speise der Eingeborenen — ferner Zuckerrohrschnitte, mbandi (Früchte von Tabernaemontana) u. a. m. Fremde wurden angehalten, bei dieser Figur ein kleines Geschenk niederzulegen.

Recht zu bedauern ist es, daß die Eingeborenen keinerlei Schrift und schriftliche Aufzeichnungen besitzen. Es erschwert dieser Umstand nicht nur die Nachforschungen nach der Herkunft und den Veränderungen, welche die gegenwärtige Rasse im Laufe der Jahrhunderte erlitten hat, sondern auch das Studium der Sprache ganz ungemein. Als erschwerendes Moment für die Erlernung der Papua-Sprachen kommt hierzu noch, daß die Zahl derselben eine ungewohnt große ist. Es kommt vor, daß auf einer Küstenausdehnung von 36 km 12 grundverschiedene Sprachen im Gebrauch sind. Einige dieser Sprachen besitzen nicht über 50 Anhänger, wie beispielsweise das Dorf Gumbu in der Astrolabe-Bai und das Dorf Blala bei Kap Croisilles. Sehr gehemmt werden die auf die Erlernung der Sprache gerichteten Bestrebungen auch durch die geringe Geduld, welche der Eingeborene gegenüber den Bemühungen des Sprachforschers an den Tag legt. Es wird daher eines großen Aufwandes von Zeit bedürfen, bevor einmal eine der Papua-Sprachen genügend genau bekannt ist. Infolge des häufigen Sprachenwechsels sind Eingeborene namentlich an den Handelscentren nicht selten, welche drei bis vier Papua-Sprachen beherrschen. Zweifelsohne wird eine Vergleichung der verschiedenen Papua-Sprachen sowohl unter sich als mit den Sprachen benachbarter Gebiete eine Reihe interessanter Beziehungen zu Tage fördern. Bereits jetzt läßt sich aus dem wenigen Material entnehmen, daß malayische Wortelemente stark in die Sprachen des Schutzgebietes übergegangen sind. Ja sogar Anklänge an Worte, welche einerseits von der Westküste der Insel Neu-Guinea, andererseits auf Hawai und Tahiti wieder zu finden sind, haben sich unter den bekannten Worten bemerken lassen. Eine baldige gründliche Erforschung der Hauptsprachen wird zweifelsohne von vortheilhaftem Einfluß auf die raschere Entwickelung der Beziehungen zwischen Ureingeborenen und Weißen sein. Bemühungen, den Eingeborenen die deutsche Sprache zu lehren, sind bisher weder von den Missionaren noch von den Stationsbeamten gemacht worden. Dagegen ist das sogenannte Pitschen-Englisch unter den Kanaken der Gazellehalbinsel vielfach verbreitet.

Die Neu-Guinea-Kompagnie hat dem ihr zugehörigen Gebiete eine zwar stille, aber doch rührige und erfolgreiche Thätigkeit entfaltet. Ihre erste Maßnahme nach der Besitzergreifung war die Errichtung von drei Küstenstationen in Kaiser-Wilhelmsland, sie hat im Laufe der Zeit sodann weitere Stationen, theils im Bismarck-Archipel, theils am oberen Kaiserin-Augustafluß angelegt, hat einige derselben später wieder ganz aufgehoben und andere an geeignetere Plätze verlegt, so daß augenblicklich sechs Stationen der Kompagnie im Schutzgebiete vorhanden sind. Die Namen derselben sind: Hatzfeldthafen, Konstantinhafen, Nebenstation Bogadjim (Astrolabe-Bai), Finschhafen, Nebenstation Butaúeng und Kérewara, auf einer der Lauenburg-Inseln im Bismarck-Archipel. Im Jahre 1887 sind am oberen Kaiserin-Augustafluß die beiden Stationen Zënep und Malu versuchsweise errichtet, später aber wieder aufgegeben worden. Die Station Kelana wurde im Beginne des Jahres 1888 angelegt, nicht geeigneter Bodenverhältnisse halber aber ebenfalls wieder abgebrochen. Außer den der Kompagnie zugehörigen Stationen befinden sich im Bismarck-Archipel noch die Faktoreien und Nebenfaktoreien zweier deutscher Handelshäuser. Matupit, in der Blanche-Bai (Gazellehalbinsel) ist der Sitz der Firma Robertson und Hernsheim, während die deutsche Handels- und Plantagengesellschaft in Hamburg sich auf Mioko (Neu-Lauenburg) niedergelassen hat. Eine größere Zweigfaktorei besitzt die Firma Robertson und Hernsheim auf der Insel Nusa (an der Straße zwischen Neu-Mecklenburg und Neu-Hannover). Beide der genannten Firmen haben außerdem eine große Zahl sogenannter Händler an Küstenpunkten mit reichen Beständen von Kokospalmen behufs des Koprahandels mit den Eingeborenen stationirt. Endlich sind noch zwei in keinerlei Verhältniß zum Mutterlande stehende Ansiedelungen: die von Schulle, gegenüber der Insel Nusa, auf Neu-Mecklenburg und jene unter dem Namen Farell'sche Pflanzung in Kalum (auch Kaluana), am Südufer der Blanche-Bai, zu erwähnen.

Die gegenwärtige Haupt- und Centralstation ist Finschhafen. In Anbetracht des Umstandes, daß der Schwerpunkt der von der Kompagnie in Angriff genommenen Arbeiten zur Zeit im Süden des Kaiser-Wilhelmslandes liegt und eine Anlehnung an das benachbarte Australien immer noch besteht, ist diese Wahl eine glückliche zu nennen. Diese Verhältnisse werden sich jedoch zweifelsohne ändern, sobald ein direkter Verkehr mit dem Schutzgebiete nordwärts von Neu-Guinea im Anschluß an die Fahrten des Norddeutschen Lloyd nach Ostasien oder durch eine selbständige Linie hergestellt sein wird. Finschhafen ist daher auch als Verkehrscentrum der Sitz der Verwaltung, welche dem Landeshauptmann untersteht. Hier in Finschhafen sind auch bereits Straßen ausgelegt, es ist eine ansehnliche Reihe von Gebäuden vorhanden, unter denen das Haus des Landeshauptmanns (S. Abbildg.) auf der kleinen Halbinsel Sálangkaúa das stattlichste ist. Es befindet sich ferner in Finschhafen ein Arzt, dem ein wohleingerichtetes Hospital zur Verfügung steht, es fehlt nicht an einem geräumigen Gasthause, woselbst ein im Dienste der Kompagnie stehender

Oekonom zu verhältnißmäßig geringen Sätzen ($3^1/_2$ Mark pro Tag) die Verpflegung an die Beamten und zu etwas erhöhtem Preise an Fremde verabreicht; aus den von der Kompagnie unterhaltenen Lagerhäusern sind ebenfalls zu festen Sätzen alle sonstigen Bedürfnisse des täglichen Lebens erhältlich; für die Arbeiter aus Java und dem Bismarck-Archipel sind geräumige, aus Blattwerk hergestellte Wohnungen in nächster Nähe von Finschhafen vorhanden; eine Dampfsägemühle sorgt für das nöthige Material an Holz; ein wohleingerichteter, mit Schweinen, Hühnern, Ziegen und Rindern (theils nordaustralischer, theils ceylonischer Herkunft) besetzter Viehhof für den Bedarf an frischem Fleisch. Die Aufgabe der etwa zwei Stunden von Finschhafen entfernten, an der Einmündung des Butaueng in den Bubui belegenen Nebenstation Butaueng ist es, die die für die schwarzen Arbeiter erforderlichen Jams und Tarro, sowie die Gemüse für die Weißen zu bauen.

Weniger umfangreich sind die auf den übrigen Stationen getroffenen Einrichtungen, auf keiner derselben fehlen jedoch gute Wohnhäuser für die Weißen und die Arbeiter, sowie reichhaltige Waarenlager und Pflanzungen.

Der Sitz des kaiserlichen Richters ist Matupit. Gleichmäßig durch das ganze Schutzgebiet ist die deutsche Sprache als Amtssprache, sowie deutsche Münze, Maße und Gewichte und deutsche Rechtsprechung eingeführt. Seit einiger Zeit ist ferner das Schutzgebiet dem Weltpostverein angeschlossen worden. Den regelmäßigen Postdienst zwischen dem Festlande von Australien (Cooktown) und dem Schutzgebiete einerseits und den einzelnen Stationen andererseits versehen drei der Neu-Guinea-Kompagnie zugehörige Dampfer derart, daß eine regelmäßige vierwöchentliche Verbindung mit Cooktown im Anschluß an die Dampfer der British-India-Steam-Navigation-Kompagnie stattfindet.

Die Zahl der im Schutzgebiete sich aufhaltenden Weißen, welche zumeist Deutsche sind, beträgt etwa 300 bis 400. Der größere Theil derselben befindet sich im Dienste der Neu-Guinea-Kompagnie. Neben den durch die Verwaltung verursachten Arbeiten haben sich die Beamten der Erforschung und Vermessung des Landes, der Anlegung und Durchführung von Pflanzungen, der Anknüpfung neuer Beziehungen zwischen den Eingeborenen und den Stationen oder Ansiedlern, der Erlernung der Eingeborenensprache, der Anstellung genauer meteorologischer Beobachtungen, dem Straßenbau u. s. w. zu widmen. Es ist das Bestreben der Kompagnie, möglichst solche Kräfte, welche bereits durch einen voraufgegangenen Aufenthalt in den Tropen vertrauter mit den einschlägigen Verhältnissen geworden sind, für das Schutzgebiet zu gewinnen. Die Ergebnisse dieses Verfahrens zeigen sich bereits in einem sicheren Vorwärtsschreiten auf allen in Angriff genommenen Gebieten. Man darf daher mit Hoffnung auf die Zukunft des deuschen Besitzes in der Südsee blicken.

Die mongolische Wüste.

Von Dr. Emil Deckert.

(Mit vier Abbildungen.)

In klassischer Weise hat F. v. Richthofen den durchgreifenden Gegensatz klar gelegt, der in physikalisch-geographischer und kulturgeographischer Hinsicht zwischen den centralen und den peripherischen Theilen Asiens besteht. Hier benetzt ein reiches Maß von feuchten Niederschlägen den Boden; die Flüsse strömen hinaus in das Meer, um mit ihrem Wasser auch das zersetzte Gestein fortzuführen und dem Menschen als Verkehrsstraßen in die Außenwelt zu dienen; es entsteht eine bunte Mannigfaltigkeit der Lebensbedingungen für Pflanzen, Thiere und Menschen, und demgemäß auch eine bunte Mannigfaltigkeit von pflanzlichen, thierischen und menschlichen Lebensformen; dem Menschen insbesondere aber wird es ermöglicht, sich feste Wohnsitze zu gründen, Herr des Bodens zu werden, sich gesellschaftliche und staatliche Einrichtungen zu schaffen und zu höherer Kultur und Geistesbildung zu gedeihen. Dort dagegen ist das Maß der Niederschläge ein karges; die fließenden Gewässer, die von den Gebirgen herabkommen, schwinden in der trockenen Atmosphäre zusammen, um zuletzt in einem abflußlosen See oder in einem Sumpfe zu endigen; alle Zersetzungsprodukte der Gesteine — Salze, Sande, Gerölle — bleiben im Lande, so weit sie nicht etwa von den Winden in die peripherischen Gebiete verweht werden; es herrscht infolgedessen eine Tendenz, alles zu nivelliren, alle Gegensätze zu tilgen oder zu maskiren und eine möglichst vollkommene Monotonie herzustellen; die im Lande bleibenden löslichen Salze durchsetzen allerwärts den Boden und machen den Ackerbau unmöglich; das Thier- und Pflanzenleben ist arm und verkümmert; des Menschen Heimath aber ist überall und nirgends, und die Natur zwingt ihn zu einem unsteten Nomadenleben, das eine Verfeinerung der Sitten nicht zulassen will.

Seine typische Ausbildung hat nun das centrale Asien in dem weiten Landraume gefunden, der sich von dem Pamirplateau bis zu dem Chingangebirge ausdehnt, und der im Süden von dem Kuen-lun und Nan-schan nebst ihren östlichen Fortsetzungen, im Norden aber von dem Sajanischen Gebirge und dem Jablonoi-Gebirge begrenzt wird, während sich die Ketten des östlichen Thian-schan und Altai weit in ihn hineinschieben. Dieser an die 5000 km lange und 500 bis 1200 km breite Raum wird von den Chinesen sehr bezeichnend „Han-hai", d. i. „trockenes Meer", genannt, und er würde diesen Namen ohne Zweifel auch dann verdienen, wenn seine genauere geologische Untersuchung die Theorie, daß er thatsächlich ein erst in einem späteren Erdalter trocken gelegter Meeresboden sei, etwa nicht bestätigen sollte[1]). An seine geologische Vorgeschichte haben ja diejenigen, welche ihm den Namen gaben, natürlich nicht gedacht.

Dadurch, daß in der Gegend von Chami und Tunghwan-sien (unter dem 93. Meridian östlich von Greenwich)

[1]) China I, S. 1 ff.

[1]) Vergl. F. v. Richthofen, a. a. O., S. 25; und Ed. Süß, das Antlitz der Erde, Bd. 2.

die Gebirgssysteme des Kuenlun und Thian-schan einander bis auf einen Abstand von nur 330 km nahe kommen, gliedert sich das „Han-hai“ in eine westliche und eine östliche Hälfte: in die ostturkistanische Wüste oder das Tarim-Becken und in die mongolische Wüste oder die Gobi, bezw. das Scha-mo, und diese beiden Hälften stehen sozusagen nur durch eine breite „Meerstraße“ mit einander in Verbindung. Die mongolische Wüste ist die weitaus größere von beiden Hälften, und ihre Fläche dürfte auf etwa $2^1/_2$ Millionen qkm zu veranschlagen sein. Ihre Charakteristik soll in dem gegenwärtigen Aufsatze auf Grund der zu Gebote stehenden neueren Quellen versucht werden.



Landschaft im Innern der mongolischen Wüste.

Der Hauptkörper der mongolischen Wüste liegt im Osten, zwischen dem mittleren Hoangho-Laufe und dem Jablonoi-Gebirge und hat zwischen der chinesischen Mauer nördlich von Lantschu-fu und Urga eine Breite von etwa 1200 km, im Westen theilt sie sich durch die eingeschobenen Ketten des Altai und Thian-schan in eine Anzahl schmalere Buchten, von denen die bedeutendste die dsungarische ist, zwischen der Südkette des Altai und dem Thian-schan. Sehr streng begrenzt ist sie im Süden und Osten, wo der Uebergang in das mit Abfluß versehene peripherische Gebiet ein außerordentlich schroffer und überraschender ist; im Norden und Westen dagegen giebt es eine breite Uebergangszone, in der abflußlose und mit Abfluß ausgestattete Strecken vielfach in einander übergreifen.



Eine Flugsandgegend.

Hypsometrisch betrachtet, ist die mongolische Wüste ebenso wie die ostturkistanische ein ungeheures Becken, das sich in

seinem Inneren im Durchschnitte noch nicht 1000 m über den Meeresspiegel erhebt, während es gegen seine Ränder hin im allgemeinen sanft bis zu Höhen von 1500 m und darüber aufsteigt. Einzelne Stellen der Beckensohle liegen aber beträchtlich tiefer als der Durchschnitt und nordwestlich von Gu-tschen (nahe bei der Mitte der dsungarischen Bucht) fand Prshewalski einen Punkt, der nur 560 m hoch war, während der Spiegel des Ebi-Nor (im Westen der dsungarischen Bucht) sogar nur 213 m über dem Meeresspiegel gelegen ist. Die Herren Fuß und Bunge (1830) bestimmten den tiefsten Punkt der Karawanenstraße von Urga nach Kalgan auf 607 m, H. Fritzsche (1872) denjenigen der östlicher gelegenen Straße zwischen diesen beiden Plätzen (bei Dezöndschoschu) auf 840 m, Ney Elias (1872) denjenigen seiner Reiseroute von Kwei-hwa-tschöng (Kuku-khoto) nach Uliassutai auf 862 m, und die Butin'sche Expedition (1870) denjenigen der ihrigen zwischen Lama-miao (Dolon-noor, nördlich von Peking) und Nertschinsk auf 1136 m[1]. Füglich



Die Prinzen Sia und Hyghen von Ala-schan.

könnte man ein höheres Hauptbecken, im Osten, und ein niedrigeres Nebenbecken, im Westen, unterscheiden. Die Bergzüge, welche die mongolische Wüste in allen ihren Theilen durchziehen, streichen meist von West nach Ost oder von Nordwest nach Südost, dieselben erheben sich aber nur ausnahmsweise beträchtlich über das allgemeine Niveau, in der Regel erreichen sie kaum die relative Höhe von 100 m. Der bedeutendste Zug ist der Arzi-Bogdo- und Gurban-Saichat-Zug, der als eine südöstliche Fortsetzung des südlichen Altai betrachtet werden muß.

Die Gebirge, die die Wüste umranden, sind nur zum Theil sehr gewaltig hoch: der schnee- und gletscherbedeckte Nan-schan etwa 6000 m, der Ala-schan 3500 m, der In-schan 2600 m, der Chingan 2700 m, das Jablonoi-Gebirge 2500, das Sajanische Gebirge 3500 m und der Thian-schan über 6000 m. Die meisten erscheinen nur außerhalb der Mongolei als steile Gebirgsmauern, weil

[1]) Vergl. G. N. Potanin's Forschungen in der westlichen Mongolei (Geogr. Mittheilungen, Bd. 27, S. 182 ff.).

man sich innerhalb der Mongolei bereits in bedeutender Höhe befindet, wenn man sich ihnen nähert. Als Wettermauern bewähren sie sich immerhin verhängnißvoll genug, um so mehr, als gegen Süd und Südost, von wo die regenbringenden Seewinde kommen, hinter den unmittelbaren Randgebirgen noch andere Gebirge lagern, die ihre Wirksamkeit vervollständigen. Da der Abstand des mongolischen Beckens vom Meere gegen Südost hin kein sehr großer ist — nur 400—500 km —, so würde sich die große Trockenheit seines Klimas und seine daraus resultirende Wüstenhaftigkeit ohne die zahlreichen Parallelketten, von denen die Provinzen Pe-tschi-li, Schan-si und Schen-si erfüllt sind, kaum erklären. Dem in der Mongolei vorherrschenden Westwinde, der aus dem Inneren der altweltlichen Kontinentalmasse herausweht, wohnt selbstredend eine hohe wasserdunstaufsaugende Kraft inne, die es zur Wolkenbildung schwer kommen läßt; zugleich berauben die zuletzt genannten Gebirge — welche selbst im Sommer sehr regenreich sind — die von dem Chinesischen Meere her strömende Luft eines großen Theiles ihrer Feuchtigkeit, und die von ihnen her wehenden Winde bewähren sich für die Mongolei als Fallwinde, denen bekanntlich ebenfalls sehr ausdörrende Eigenschaften zukommen. Wenn man sich diese Verhältnisse klar macht, so wird man sich nicht wundern, daß Prshewalski zwischen dem Fuße des Nan-schan und Urga an die 1600 km weit reisen konnte, ohne auf einen einzigen Flußlauf zu stoßen, und daß andere Reisende uns versichern, daß sie trotz monatelangen Verweilens niemals einen Tropfen Regen in der Mongolei gesehen haben. Gelegentlich giebt es aber doch ganz heftige Güsse während des Spätsommers, und infolgedessen fehlt es in den meisten Gegenden wenigstens nicht an Quellen und Brunnen, sowie an salzigen Seen.

Die Ströme, die den Randgebirgen des mongolischen Wüstenbeckens entquellen, um in das Innere dieses Beckens hinein zu fließen, kämpfen mit der trockenen Atmosphäre und mit dem trockenen Sande und Kiese einen harten Kampf ums Dasein, dem sie endlich erliegen, indem sie einen Salzsee oder Salzsumpf füllen. So namentlich der Su-la-ho und der Etsin, die von den Gletschern und Schneefeldern des Nan-schan gespeist werden, und die anfangs eine große Wasserfülle besitzen; so der Chao-lai-ho und der Ta-ho, von der östlichen Fortsetzung des Nan-schan; so der Schandu-gol, der Dsiral-gol, der Chara-gol rc. vom Chingan; und so auch der Dsabchyn, der Kobdo, der Kiutin, der Loklon und andere Flüsse vom Altai und vom Thian-schan. Wo diese Ströme aus den Gebirgen herausbrechen, da rufen sie dadurch, daß der Mensch sie zu künstlicher Bewässerung des Bodens benutzt, zum Theil sehr reiche Kultur-Oasen hervor. Im Inneren der Wüste, in größerer Ferne von den quellenreichen Hochgebirgen, sind die natürlichen Vorbedingungen für die Entstehung solcher Oasen im allgemeinen nicht gegeben, und dort hat sich der Reisende damit zu begnügen, daß er hier und da an einer Quelle oder in einer Cisterne etwas trinkbares Wasser und daneben Weide für seine Thiere findet.

Hinsichtlich der Temperaturverhältnisse waltet ein ausgesprochenes Kontinentalklima über der mongolischen Wüste. Die Winter sind sehr kalt, und die Kälte ist um so empfindlicher, als sie mit heftigen Stürmen und mit großer Trockenheit Hand in Hand geht. Die Reisenden haben ihre Gesichter gegen sie durch Filzmasken zu schützen. Entlang der Südgrenze läuft die Januar-Isotherme von — 10° C. Die Sommer dagegen sind glühend heiß, und die Szechenyi'sche Expedition erlebte in der Gegend von Su-tschou 40° C. unterm Dach [1]). Ebenso bestehen große Gegensätze zwischen den Tag- und Nachttemperaturen.

Aus dem Gesagten lassen sich die übrigen Haupteigenschaften der mongolischen Wüste unschwer ableiten. Vor allen Dingen ergeben sich daraus auch die Kategorien des Bodens im einzelnen, soweit die bodenbildenden und bodenumgestaltenden Agentien des gegenwärtigen Erdalters — mit denen es nach unserer Auffassung die Geographie im Gegensatze zur Geologie zu thun hat — dabei in Frage kommen.



Uroten-Mongolen.

Das Wasser verrichtet in der Wüste nur einen sehr geringen Betrag von bodenumgestaltender Arbeit. Immerhin führen die Ströme, die von ihrem Rande her in sie hinein fließen, gewaltige Massen von Gebirgsschutt in sie hinein — Steinblöcke, größere und kleinere Rollkiesel, Sand, Schlamm und Salze —, und sie lagern denselben dort, wo ihr Gefäll zu ihrem Transport zu schwach wird, in ihrem Bette und an ihren Ufern oder in den Seen und Sümpfen, in die sie schließlich münden, ab, seine weitere Zerkleinerung, Umwandlung und Verführung anderen Kräften überlassend. Belangreiche Erosions- und Transportationswirkungen des fließenden Wassers sind also nur in der Randzone der Wüste zu beobachten, und auch dort erscheinen sie durch Gegenwirkungen der anderen Kräfte meist sehr beeinträchtigt und abgeschwächt.

Als ein viel gewaltigeres und allgemeiner wirksames physikalisch-geographisches Agens ist der Temperaturwechsel in der Wüste zu bezeichnen. Wenn man bedenkt, daß in Urga und Uliassutai die Temperatur im Januar des öfteren unter den Gefrierpunkt des Quecksilbers sinkt, während sie sich im Juli zu afrikanischer Gluth steigert, und daß Prshewalski es in der südöstlichen Mongolei erlebte, daß das

[1]) Vergl. Kreitner, Im fernen Osten, S. 571. — Prshewalski beobachtete sogar 45° C. im Schatten, und den Boden fand er auf 65° durchglüht. (Vergl. Geogr. Mittheilungen, Bd. 22, S. 171.)

Thermometer am 16. März + 20,5° im Schatten zeigte, in der darauf folgenden Nacht aber — 18°, so ist einem dies ohne weiteres klar. Vor allen Dingen hat das launische Spiel solcher Temperaturgegensätze natürlich ein sehr energisches Zerarbeiten aller jener niedrigen Felsengebirge im Gefolge, die die mongolische Wüste durchziehen, und wir sind sogar geneigt, uns ihre Niedrigkeit und ihr Gleichmaß zum größten Theile daraus zu erklären. Im Winter, bezw. bei Nacht, erfolgt eine starke Kontraktion ihrer oberflächlichen Gesteinsschichten, und im Sommer, bezw. am Tage, dagegen greift eine starke Expansion derselben platz. Mögen die Gesteine nun krystallinische oder klastische sein, sie unterliegen dadurch einer beständigen Zersprengung und Zersplitterung, und sie zerfallen dabei in ihre constituirenden Elemente: der Granit in Quarz- und Feldspathstücke und Glimmerblättchen, der Sandstein in losen Sand, der Kalkstein in Staub ꝛc. Dieser Zersprengungs- und Zersplitterungsproceß schreitet dann mit den Bruchstücken des Gesteins noch weiter fort, und er erstreckt sich zugleich auch auf den gesammten Gebirgsschutt, welcher von den hohen Rändern der Wüste herstammt. Und so spärlich Schnee und Regen auch in der Mongolei fallen, so reicht die dadurch hervorgerufene Bodenfeuchtigkeit doch hin, die Zerstörungsarbeit des Frost- und Hitzewechsels wenigstens zeitweise zu unterstützen und zu vervollständigen. Das Wasser gefriert in den Gesteinsspalten zu Eis und hilft auf diese Weise zersprengen, und andererseits löst es auch, was löslich ist, sobald es darin erwärmt wird. Bei Urga, das allerdings nur an der Eingangsschwelle zur eigentlichen Wüste liegt, beläuft sich die Jahresmenge der Niederschläge immer noch auf ungefähr 24 cm. Daß die ab und zu sehr heftigen Regengüsse in der Nähe der Felsenrücken auch an der Umlagerung der Gesteinsbruchstücke betheiligt sind, erwähnen wir nur nebenbei. Ein Hauptagens ist das Wasser ja doch auch hier nicht.

Ganz imposant als bodenumgestaltende Kraft erscheint aber der mongolische Wüstenwind. Er hüllt die Reisenden in ungeheure Staubwolken ein und macht den Tag dadurch finster wie die Nacht, er schleudert ihnen Sand und kleine Steine ins Gesicht[1]), und er vollbringt auf diese Weise mit dem Gesteinsschutte, was das Wasser nur sehr ungenügend damit thut: er transportirt ihn in größere und kleinere Fernen, und er sondert und ordnet ihn auch zugleich nach seiner Art und nach seinem Gewichte, das eine hierher, das andere dorthin lagernd. Nur das ganz fein zerriebene Material wirbelt er so hoch empor, daß es zu einem großen Theile über die Randgebirge der Wüste hinwegzugelangen vermag, damit es sich jenseits derselben in dem Hoangho-Gebiete als Löß ablagere. Den Sand erhebt er zu mäßigeren Höhen, und die Kiesel rollt er in der Regel nur auf dem Boden fort; beide bewegt er auch nur innerhalb des weiten Wüstenbeckens hin und her, mit den Kieseln alle tieferen Depressionen ausfüllend, und den Sand zu Dünen auftreibend. Anders wirkt er, wenn er nur in normaler Stärke weht, anders, wenn er als Sturm, und anders, wenn er als Orkan auftritt. Das letztere ist und zwar in der mongolischen Wüste häufig genug der Fall, aber die Orkane und die Stürme haben hier wie anderweit auf Erden einen mehr lokalen Charakter, während kräftige Winde jahraus jahrein und allerwärts herrschen. Außer den erwähnten Felskämmen sind infolgedessen namentlich noch drei andere Bodenformen in der Wüste zu unterscheiden: Lößgebiete, denen zum Hervorbringen reicher Ernten nichts fehlt als reichlichere Benetzung mit befruchtendem Regen und Schnee und Befreiung von dem übermäßigen Salzgehalte; Flugsandgegenden, deren Dünen in beständigem Hin- und Herwandern begriffen sind; und Kies- und Steinflächen, auf denen die hölzernen Karren dahin fahren, wie auf frisch beschotterten Straßen. Die Flugsandstriche oder „Tingeri“ (S. Abbildung 2) haben der mongolischen Wüste den chinesischen Namen „Schamo“ eingetragen, die Kies- und Steinflächen den Namen „Gobi“[1]). Da die beiden Bezeichnungen etwas Schwankendes und Unbestimmtes haben und dem genauen Sinne nach eigentlich immer nur auf gewisse Theile, in denen die betreffende Formation vorherrscht, angewendet werden sollten, so haben wir hier die in Frage stehende Hälfte des „Han-hai“ aber lieber einfach die „mongolische Wüste“ genannt. Auf die ganze Wüste wendet man in Europa herkömmlicherweise den Namen „Gobi“ häufiger an, als den Namen „Schamo“, und das ist wohl auch richtig, da die Stein- und Kiesflächen den Beschreibungen der Reisenden nach in der That den bei weitem größeren Raum einnehmen. — Daß die Steinflächen der mongolischen Wüste ziemlich streng den Sserirflächen der Sahara entsprechen, die „Tingeri“ aber der Areg-Wüste derselben, haben wir nicht nöthig, besonders zu betonen. Aehnliche Ursachen rufen eben ähnliche Wirkungen hervor. Und wenn die imposante Hammada-Wüste Nordafrikas in den Felskämmen der Mongolei nicht ganz wieder erkannt wird, so tragen daran nach unserer Meinung vor allen Dingen die kräftigeren meteorodynamischen Agentien des letztgenannten Erdraumes bei, die an dem Abtragen der Felsen und an dem Ausfüllen der Thäler arbeiten: besonders die viel stärkeren Fröste und die viel stärkeren Winde. Durch diese ist sozusagen ein vollkommenerer Ausgleich zwischen den verschiedenen Formen bewirkt worden. Uebrigens stammt der Sand der Sahara aller Wahrscheinlichkeit nach zum größeren Theile aus dem Gebiete des nubischen Sandsteins[2]), der Sand der mongolischen Wüste aber — ebenso wie auch das gröbere Material — vorwiegend von den Ketten, die sie selbst durchziehen. — Der Mangel einer dichten Vegetation erleichtert dem Winde sein Spiel natürlich ganz wesentlich, und wenn R. Pumpelly von einer förmlichen Aushobelung von Thälern durch denselben redet — natürlich mit Hilfe des Sandes, den er bewegt —, so hat dies kaum viel Unwahrscheinliches. Der Wind erzeugt übrigens dadurch, daß er den Sand gegen den Felsen schleudert, oder daß er ihn mit Ungestüm über die Steinflächen hinwegfegt, auch selbst noch einen guten Theil fein zerriebenen Staubes, bezw. hilft er dadurch den mit ihm verbündeten Agentien bei der fortschreitenden Zerkleinerung des vorhandenen Gesteinsmateriales.

Die Wüstenflora ist sowohl an Individuen als auch an Arten arm. Wie wäre dies anders denkbar, da Trockenheit, Gluthhitze, Kälte, Sturm und salzdurchtränkter Boden sich vereinigen, das Pflanzenleben zu vernichten! Diejenigen Formen, welche den harten Existenzbedingungen zum Trotz gedeihen, sind aber von hoher Eigenart. Den Sanddünen charakteristisch ist der Saksaul-Strauch (Haloxylon Ammodendron), der Kharmyk (Nitracia Schoberi) und der durch seinen nährenden Samen besonders für die Landschaft Alaschan sehr wichtige Sulchyr (Agriophyllum gobicum); dem salzigen Lößboden der Dyrissun (Lasiagrostis splendens), die Budurgana (Kalidium gracile), die Artemisia ꝛc. Wirkliche Bäume finden sich nur hie und da an quellenreichen Stellen der Nordgehänge von Bergzügen. Im Osten und Norden des Gebietes werden die Bewässerungsverhältnisse günstiger, und dort tritt auch allmählich wieder eine

[1]) Vergl. Kreitner, a. a. O., S. 647; H. Michaelis, Von Hankau nach Sutschou (Gotha 1888), S. 33.

[1]) Vergl. Kreitner, a. a. O., S. 567.

[2]) Vergl. Zittel, Beiträge z. Geologie der Lybischen Wüste, CXXXVI ff.

reichere Vegetation ein; namentlich giebt es dort wieder gute Weide für die Heerden.

Die Wüstenfauna, die sich direkt oder indirekt von den Blättern und Früchten der genannten Pflanzen nährt, so gut sie eben kann, ist gleichfalls eine arme. Die Dseren-Antilope (Antilope gutturosa) und der Sandhase (Lagomys Ogotono) sind die Hauptbewohner der Einöde, und neben ihnen der Sandmarder, das Steppenhuhn, die Steppenlerche, die Krähe, der Habicht ꝛc. Die Gesammtzahl der Säugethierarten beziffert Prshewalski nur auf etwa 50. Am besten mit Thieren bevölkert sind die Gebirgsgegenden, wo das Argali, der Wildesel, das Murmelthier, der Wolf und der Fuchs hausen. Unter den Hausthieren, die den Hauptreichthum der Wüstenbewohner ausmachen, sind das Fettschwanzschaf, das Rind, das zweihöckerige Kameel und das Pferd in besonders großer Zahl vorhanden. Im Nordwesten züchtet man daneben den Grunzochsen. Die besten Kameele besitzen die Khalkhas, im Norden der Wüste; denen von Ala-schan merkt man an ihrer schwächlicheren Konstitution die schlechtere Ernährung an. Obgleich die Heerden oft große Noth leiden und große Verluste zu ertragen haben, so erholen sie sich doch in der besseren Jahreszeit in der Regel rasch wieder, und alles in allem hat man die Viehzucht doch als ein Gewerbe zu bezeichnen, das in der mongolischen Wüste prosperirt. Ein intensiver Betrieb desselben ist unter den angegebenen Verhältnissen freilich nicht denkbar.

Da die nomadisch betriebene Viehzucht das einzige Gewerbe in der mongolischen Wüste ist, so ist natürlich die ganze soziale und politische Organisation ihrer Bevölkerung diejenige einer Hirtenbevölkerung. Die Einrichtungen sind durch und durch patriarchalische, und die chinesische Herrschaft hat das Wesentliche derselben völlig unberührt gelassen. Mehrere verwandte Familien vereinigen sich zum Zeltdorfe, an dessen Spitze der Aelteste steht, mehrere Dörfer zum Geschlechte (Khoschun), mehrere Geschlechter zum Stamme (Aimak) und mehrere Stämme zur Stammesgruppe oder zum Lande; je weiter ins Große die Gliederung geht, desto loser wird aber der Zusammenhang. Am kompaktesten ist die Bevölkerung in der Randzone der Wüste, und dort ist das Gefühl der Zusammengehörigkeit deshalb auch am lebendigsten. Die Geschlechter oder Stämme haben einheimische Fürsten (Wans) zu Oberhäuptern, die ihre Abkunft vielfach von Tschingiskhan ableiten; zu einem engeren Zusammenschlusse der Stämme und Stammesgruppen ist es aber immer nur ausnahmsweise gekommen. Heute geht die Politik der chinesischen Regierung, die in der Mongolei noch allenthalben als Fremdherrschaft empfunden wird, systematisch darauf aus, die Zersplitterung so viel als möglich auszudehnen oder zu erhalten, und außerdem sucht sie die Geschlechter-Fürsten zu finisiren und sich durch Gnadengehälter zu Freunden zu machen — ein System, wie es die englische Regierung in Indien auch anwendet. Und der Erfolg davon war bisher der gewünschte: China erfreute sich seines Besitzes sehr ungestört, und es hatte sich nicht vor einem neuen Dschingiskhan, der die ganze Kraft der Wüstenstämme in seiner Person zu vereinigen verstand, zu fürchten. Uebrigens stellt es den mongolischen Fürsten in der Regel auch einen Gouverneur (Amban) zur Seite, und außerdem geht neben der politischen Verfassung noch eine besondere Militärverfassung einher. Die Fürsten von Ala-schan (S. Abbildung 3) unterstehen dem Vicekönig von Kan-su, während die Aimaks der Tumeden und Uroten (S. Abbildung 4) direkt von den Ambans von Khuku-khoto, und die der Suniten und Tschakharen von den Ambans von Kalgan verwaltet werden.

Da die Chinesen sehr genau wissen, daß jenseits der mongolischen Wüste die Russen wohnen, so wenden sie neuerdings namentlich den nördlichen und nordwestlichen Aimaks eine große Aufmerksamkeit zu. Dem Generalgouverneur von Uliassutai fällt die Obhut über die ganze Dsungarei und über die Khalkha-Aimaks Saïn-Noïn und Tsasagtu-Khan zu, und zugleich ist demselben auch die höchste Militärgewalt über die mongolischen Stämme anvertraut. Die nordwestlichen Aimaks unterstehen dem Amban von Kobo. — Dort, wo die Bevölkerung der Mongolei mit Chinesen in beständiger Berührung steht — namentlich also in den an das eigentliche China anstoßenden Distrikten und an den Karawanen- und Poststraßen — hat sie zum Theil chinesische Sitten und Gebräuche sowie chinesische Tracht angenommen, in einem sehr umfassenden Maße ist dies aber nicht der Fall. Würden sich die Russen daher vielleicht dereinst der nördlichen Mongolei bemächtigen — die durch ihre Flußsysteme dem russischen Asien näher steht als dem eigentlichen China —, so wäre es ihnen vielleicht gar nicht so schwer, sich die dort wohnenden Stämme zu assimiliren. Mit den südlichen Stämmen dürfte dies viel schwieriger sein, da die Wüste mit ihren großen Verkehrsschwierigkeiten zwischen ihnen und Russisch-Asien liegt, und ihres Besitzes darf sich China deshalb auch nach dieser Seite hin ziemlich ungestört erfreuen.

Ob der Buddhismus und der Lamaismus, der in der Mongolei sehr feste Wurzeln gefaßt hat, die Wüsten- und Steppenvölker so sanft gemacht hat, daß sie weiterhin nicht mehr daran denken, ihre Nachbarn durch Vorstöße voll wilder Energie zu bedrohen, darf man vielleicht bezweifeln.

Festgebräuche der transsilvanischen Zeltzigeuner.

Von Dr. Heinrich von Wlislocki.

I.

Wo die Karpathen mit ihren Spitzen voll Schnee, den kein Strahl der Hochsommersonne vom Felsen trennt, mit ihren waldigen Berglehnen voll kriechenden und fliegenden Gethiers, mit ihren rauschenden Quellen und Bächen, ihren träumerischen Thälern voll zauberhaften Schattens, kastellartig sich erheben; wo ungehemmt und fernhinleuchtend im Glanze des Morgens und des Abends die Wogen und die Wellen des Marosch und Altflusses nach Osten und Westen hingleiten, um dann in traumhafter Ferne zu verschwinden; dort im transsilvanischen Hochlande, in Siebenbürgen, fanden die Zigeuner vor mehr als 400 Jahren ein Terrain, auf dem sie ungehindert und ungezügelt, fern vom trübseligen

Staube ausgetretener und wohlbewachter Heerstraßen, ihre alten Sitten und Gebräuche bis auf den heutigen Tag aufrecht erhalten konnten. Abgesehen von der allgemeinen Toleranz, der die Zigeuner in diesem Lande von jeher begegneten, so müssen wir nur noch nebenbei daran erinnern, daß es eine längst ausgemachte Thatsache ist, daß Aber- und Wunderglaube in den Köpfen der Gebirgsbewohner fester sitzen, als in denen der Leute im flachen Lande; halten sich doch dicke Nebel auch am längsten in den tiefen Waldgründen der Gebirge auf. Kein Wunder also, wenn hier in Siebenbürgen sich zigeunerisches Denken und Fühlen, Sitte und Brauch, Glaube und Aberglaube bis auf den heutigen Tag am reinsten und unverfälschtesten erhalten haben und für den Ethnologen von hoher Bedeutung sind.

Im folgenden will ich — so weit mir bekannt und ich auf meinen häufigen Zigeunerfahrten Gelegenheit dies zu beobachten hatte — die Festgebräuche der transsilvanischen Zeltzigeuner in flüchtigen Strichen dem Leser vorführen. Es sind dies Gebräuche, die sich zumeist an die drei Hauptfeste unserer christlichen Kirche anschließen, und die schon aus diesem Grunde unser Interesse in Anspruch nehmen können, weil sie, auf heidnischer Grundlage fußend, mehr oder weniger eine christliche Staffage haben.

Kommt der St. Michaelistag und mit ihm der Spätherbst ins Land gezogen, da denken die transsilvanischen Wanderzigeuner, die die milde Jahreszeit unter luftigen Zelten und auf steter Wanderschaft zugebracht haben, daran, sich vor den Schrecknissen des transsilvanischen Winters, so gut es eben geht, zu schützen, indem sie an den — gewöhnlich südlichen — Berglehnen der Karpathen sich Erdhöhlen bauen und die sogenannten „Winterquartiere“ herrichten. Gewöhnlich werden die Erdhöhlen, welche der Stamm, dessen einzelne Sippen sich zur Winterszeit vereinigen [1]), auch im verflossenen Winter bewohnt hat, wieder „wohnbar“ gemacht. Bevor jedoch der Stamm seine Winterquartiere endgültig bezieht, wird vor jeder einzelnen Erdhöhle ein Feuer mit Stechapfelstauden angemacht; auf Kohlen wird dann Alaun verbrannt, und wenn dieser aufhört zu brodeln, so nimmt man ihn vom Feuer und wird finden, daß er die Gestalt der Person angenommen hat, die im Laufe des Winters dem Stamme eventuell Schaden zufügen könnte. Um dies zu vermeiden, wird der gebrannte Alaun zerstoßen und einem schwarzen Hunde zum Fressen gegeben. Dann sticht der Aelteste jeder Sippe mit einer im Feuer erhitzten Nadel mehrere Löcher in ein Stechapfelblatt und sagt bei jedem Stiche einzeln: „Dies das Auge, dies der Mund, dies die Hand, dies das Herz“ u. s. w. und verbrennt dann das Blatt. Sind die ärmlichen Habseligkeiten in den Erdhöhlen untergebracht, dann versammelt der Wojwode seinen Stamm und „zählt die Häupter seiner Lieben“, aber da fehlt nicht selten gar manches „liebe Haupt“, das entweder irgendwo in Dienst getreten oder mit den Behörden in Kollision gerathen, ins „kühle Haus“ — in den Kerker — gesetzt worden ist. Nach allgemeiner Schmauserei wird unter Gesang und Tanz eine mit Tannenreisig und Epheu umhüllte Strohpuppe — der „schwarze Mann“ (kálo mánush) — verbrannt und die übrig gebliebene Asche in den Erdhöhlen verstreut, um die „bösen Geister“ den Winter über fern zu halten. Dieser „schwarze Mann“ stellt wahrscheinlich den Tod dar, worauf der Gebrauch hinzuweisen scheint, daß jede Sippe etwas Asche von der verbrannten Puppe in einem Säckchen aufbewahrt, um damit vorkommenden Falles die Fußsohlen Todtkranker einzureiben, die dadurch den Tod von sich fern halten können.

Langsam und unbemerkt ist der Spätherbst in den Winter übergegangen, und da beginnt die Zeit der Schrecknisse, des Elends und des Jammers für den transsilvanischen Zeltzigeuner. Voll resignirenden Humors ergiebt er sich ins Unvermeidliche und singt:

Perel yiv te brishindoro,	Bald es regnet, bald es schneit,
Amen pát báro shiláto!	Kälte herrscht jetzt weit und breit!
Te shilyárás te merás,	Auf der großen, weiten Welt
Mende cerçá náni hás!	Haben wir kein Heim, kein Zelt!
Pát cerore gule del	Daß im Frost wir nicht verderben,
Mende sik the sátyárel,	Daß vor Kälte wir nicht sterben,
The men o yiv mudárel,	Hilf uns Gott, im Himmel droben, —
Ko les ákkor ásharel?	Denn sonst wird dich niemand loben!

Die einzige Zerstreuung in dieser entbehrungsvollen Jahreszeit bildet auch für den transsilvanischen Zeltzigeuner das Weihnachtsfest. Schon die Woche vorher wird mit der Bereitung verschiedener Heil- und Schutzmittel zugebracht. Hasenfett, in dieser Woche gesammelt, bildet ein Geheimmittel, das Eheleute, die Söhne haben wollen, benutzen. Das Blut einer in der Weihnachtswoche erlegten Fledermaus heilt Thiere, die an Blähungen leiden. Am Weihnachtsabende gehen die Mulos [1]) herum und stellen den schwangeren Weibern nach; es ist daher gut, wenn man eine Muskatnuß und etwas Kampher in ein Tüchlein einbindet und dasselbe an den Eingang der Erdhöhle aufhängt. In der Christnacht reden die Thiere mit einander, doch darf man sie nicht belauschen, denn sonst könnte man von den Urmen (Feen), die um diese Zeit die Thiere besuchen und sie „segnen“, getödtet werden. Die Geister haben in dieser Nacht überhaupt besondere Gewalt, wie denn auch die Christnacht für Thiere und Menschen als bedeutsam angesehen wird und sich mancher Aberglaube an sie knüpft. Schüttet man die Asche eines verbrannten Eschenzweiges in dieser Nacht unter die Pferde, so werden dieselben das ganze Jahr hindurch von dem Dämon — dem sogenannten Chagrin [2]) (Çágrino) — nicht gequält werden. Wenn in dieser Nacht die Hunde viel bellen, werden im Jahre viele Todesfälle vorkommen; wenn hingegen die Schweine und Esel unruhig sind, werden bis nächsten Christtag viele Hochzeiten abgehalten werden. In dieser Nacht werfen die Zigeuner-Mädchen den Schweinen und Eseln gesalzenes Brot vor und beobachten das Grunzen und Schreien derselben, aus dem sie dann auf ihre Verehelichung schließen; ist der Ton der Thiere hell und laut, dann heirathet die Maid bald. Knochen und Fischgräten in der Christnacht an die Bäume und auf die Felder geschüttet, vermehrt für das nächste Jahr die Fruchtbarkeit derselben. Es scheint dies der Rest eines Opfers, gebracht der Gottheit, welche über den Baum- und Flursegen waltete. Hiermit stehen auch die Wetterbeobachtungen in Verbindung; ist die Christnacht hell und klar, so ist der Frühling nicht mehr weit, und der Sommer wird

---

[1]) S. meinen Aufsatz im „Globus“, Bd. LIII, S. 183.

[1]) Der Mulo ist ein vampyrartiges Wesen, das aus todtgeborenen Kindern entsteht; er wächst bis zu seinem dreißigsten Jahre, dann erst kehrt er ins Todtenreich ein. Er hat keine Knochen im Leibe, und an beiden Händen fehlt ihm der Mittelfinger, den er im Grabe zurücklassen muß. Jedes Jahr wird er an seinem Geburtstage von seinen Kameraden gekocht, damit er neu erstarke. Die Mulos leben oben im Gebirge und bewachen die Schätze, welche sie auf ihren nächtlichen Fahrten rauben.

[2]) Dieses dämonische Wesen, das die Thiere zur Nachtzeit quält, soll die Gestalt eines Stachelschweines haben, von gelblicher Farbe und ungefähr einen halben Meter lang und eine Spanne breit sein. Vgl. dazu den nordindischen Harginn bei Leitner (Results of a Tour in Dardistan etc., Bd. I, S. 13) und Liebrecht (Zur Volkskunde, S. 102).

trocken, beinahe ohne Regen sein; eine trübe, wolkige Christnacht aber bedeutet das entgegengesetzte.

In der Christnacht kann man gar oft auch den „Allsamenbaum“ sehen; es ist dies der heilige Baum des alten Indien, von dessen Zweigen Honig träufelt, zwischen dessen Blättern wunderbare Vögel singen, und der alle Samen der Erde trägt. Dieser „Allsamenbaum“, dessen Ende eine riesige Schlange im Munde hält, ragt bis in den Himmel hinein, und schon sein Anblick macht jung. Um diesen Allsamenbaum sehen zu können, schlagen die transsilvanischen Zeltzigeuner auf dem nächstgelegenen Hügel ein Weidenbäumchen in die Erde, dessen Zweige sie in Knoten schlingen; daneben schlägt man ein Tannenbäumchen ein und umwickelt beide Bäumchen mit einem rothen Faden; dies nennen sie „Verheirathung der Bäume“. Am nächsten Tage werden diese Bäumchen verbrannt und die Asche derselben zur Steigerung der Geburtskraft von den Weibern verwendet. Gar oft geschieht es in dieser Nacht, daß in der Nähe dieser Bäumchen der „Allsamenbaum“ erscheint. Wer ihn erblickt, darf bis zu seinem Verschwinden kein Wort sprechen, sonst wird er wahnsinnig. So wurde vor vielen Jahren der 1886 verstorbene Greis Pischta Laboschu des Aschani-Stammes wahnsinnig, weil er beim Anblick des Allsamenbaumes ausgerufen haben soll: „Ist das Honig oder Wein?“ —

Am ersten Christtag, bevor „die verheiratheten Bäumchen“ verbrannt werden, versammeln sich die Leute auf dem betreffenden Hügel, und während einige das Feuer anmachen, bilden Männer und Frauen eine zusammenhängende, lange Reihe, und während sie sich drei Schritte nach vorn und drei Schritte nach links bewegen, singen sie dazu Lieder, oft heterogenen Inhalts; gewöhnlich wird dabei dies Lied in einem schnellen, monotonen Takte gesungen:

Sigo ável kolondá,	Christtag wird sehr balde nah'n.
Kásht, mánro ná dikhelá;	Ach! seit lang' kein Holz wir sah'n:
Delá shálosko biеá	Ende, Gott, des Armen Noth,
Káshtá enke máriklá.	Schick' ihm Holz und weißes Brot.

Nach Schluß des Liedes bleiben sie stehen, und eine kurze Weile sich bald rechts, bald links biegend, thun sie mit dem Rufe: „O rother, o schwarzer, o weißer Vogel! gieb uns Brot!“ (Oh lolo, oh kálo, oh párno cirikleyá! de menge márikla!) eine Bewegung nach vorwärts. Nach diesem Rufe beginnen sie ihre früheren Bewegungen und den Gesang von neuem, was sie erst nach Verbrennung der Bäumchen einstellen. Unter dem rothen, schwarzen, weißen Vogel verstehen sie die „Himmelsvögel“, die den Menschen nützen oder schaden können.

Nach diesem Feste begeben sie sich in die Erdhöhlen, wo jeder Familienälteste seine Stiefel oder Bundschuhe auszieht und in dieselben etwas Asche von den verbrannten Bäumchen streut, worauf jedes männliche Familienmitglied diese Beschuhung anziehen muß. Es heißt: dadurch werde die Anhänglichkeit der Familienmitglieder unter einander bestärkt. Sollte dies wohl nicht mit dem deutschen Rechtssymbol zusammenhängen, demgemäß „mit einem in den Schuh steigen“ so viel bedeutet, als Annahme an Kindesstatt (Grimm, R. A. 155, 463; Rochholz, Alemannisches Kinderlied und Kinderspiel, S. 380)?

In den drei Christnächten kann man auch zu großem Reichthum gelangen, vorausgesetzt, daß man beim Unternehmen Muth und Unerschrockenheit besitzt. Ich will nur zwei bisher weniger oder gar nicht bekannte Gebräuche anführen, die sich meines Wissens auch bei anderen Völkern vorfinden. In einer der drei Festtagsnächte wird ein Holzgestell, ähnlich einer Bahre, dreimal in die Kirche getragen. Es muß dies binnen einer halben Stunde nach Mitternacht geschehen, ist aber gar schwer zu vollbringen, denn die Mulos, die zu dieser Zeit unsichtbar sind, setzen sich auf dieses bahrenähnliche Gestell und machen es so schwer, daß die Träger es nicht fortschaffen können; dann sind sie verloren und werden von den Mulo-Leuten getödtet. Darum muß einer mitgehen, der mit einem neuen, nie gebrauchten Leinenstück das Holzgestell fortwährend wischt, damit sich diese dämonhaften Wesen nicht darauf setzen können. Kommen die Leute mit dem Tragen dieses Gestelles zu Stande, so erhält im Laufe des Jahres jeder von ihnen einen Haufen Geld. Viel sicherer — heißt es — ist das Vorgehen, wenn man die zuletzt beerdigte Leiche aus dem Grabe scharrt und in einer der Christfestsnächte dreimal um eine Kirche zieht; dabei müssen nur zwei Lebendige zugegen sein; der eine schleift die Leiche, während der andere mit einer gabelförmigen Weidenruthe, deren obere Enden drei Knospen haben, fortwährend auf die Leiche einhaut, damit sich die Seele derselben entferne. Gefährlich aber ist dies Unternehmen, weil die herumflatternde Seele der Leiche sich leicht in den Körper der Lebenden hineinzieht und sie zum Selbstmord bewegt. Daß dergleichen Unternehmungen die transsilvanischen Zigeuner in früheren Zeiten ausgeführt haben mögen, bezeugt der Umstand, daß im Jahre 1831 zwei Zigeuner des Leila-Stammes wegen überwiesener Leichenschändung in der Christnacht zum Tode am Galgen verurtheilt wurden. Das Urtheil wurde am 2. Februar 1832 in Szitásch-Kereßtur an ihnen vollzogen. Sie hießen Nikolaj Bretschan und Michael Mastreho. So erzählte es mir eine Matrone dieses Stammes.

Der übrige Theil des Winters ist für den transsilvanischen Zeltzigeuner weniger dazu angethan, ihm Lust und Liebe zu abergläubischen Experimenten einzuflößen. Erst mit des Frühlings Beginn nimmt für ihn ein neues, leichteres und sorgenloseres Leben seinen Anfang.

Jedes Volk, das noch nicht ganz in den Rahmen unserer modernen, complicirten Kulturbestrebungen eingetreten ist, feiert des Lenzes Wiederkehr mit verschiedenen für die Volkskunde stets interessanten Gebräuchen. Was Wunder, wenn auch die transsilvanischen Zeltzigeuner, die im Winter und Sommer, zu jeder Zeit des Jahres, draußen in der freien Natur ihr „Heim“ haben, die Wiederkehr der milderen Jahreszeit durch verschiedene Gebräuche feiern. Schon an der Schwelle des Winters spricht der transsilvanische Zeltzigeuner seine Sehnsucht nach dem Sommer mit eigenthümlichem Humor also aus:

Ná hin ákáná niláy	Rasch entfloh die Sommerszeit
Cin e vreme lulerváv;	Und der Lenz ist noch gar weit;
Te kámeskro tátipostár	Mit dem warmen Sonnenschein
Devleskero báct máy jiál.	Zieht auch Gottes Segen ein.
Cin kreeuno hin cáben	Bis Weihnachten, Gott sei Dank!
Te yevende soviben,	Hab' ich reichlich Speis' und Trank,
Pál pátráyi me ushcáv,	Und bis Ostern schlaf' ich halt!
Hin selenes e besá!	Wach' erst auf, wenn grün der Wald!

Für den Wanderzigeuner ist eben der Winter die Zeit des Hungerns und Darbens; wenn aber „grün der Wald“ und die laue Sommerluft sein Zelt umweht, dann vergißt er Armuth und Elend, Noth und Pein:

Ňiláye o gulo kám mán tátyárel,	Golden scheint auf mich der Sonnenschein,
Mro coripen ákáná mán bisterel!	Läßt vergessen mich die Noth und Pein!
Co me keráv, the me som coro?	Was kann ich dafür, daß ich so elend, arm?
Mánge dostá, the o kám táto!	Mir genügt's, daß jetzt die Sonne scheint recht warm!

Die fast allen europäischen Völkern eigenthümliche Idee vom Kampfe der beiden, schon von den Alten personifizirten Jahreszeiten, Winter und Sommer, findet sich auch bei den transsilvanischen Zeltzigeunern vor, deren diesbezügliche Gebräuche — meiner Ansicht nach — mehr oder weniger auf ihre Urheimath, auf Indien hinweisen, wo um diese Zeit der Sieg der Göttin Talami über den Herrscher der Finsterniß (des Schattens) gefeiert wird.

Schon am Nachmittage des Sonntags vor Ostern wird „die Alte zersägt“ (pçures yon cinen), d. h. der Winter wird bezwungen; das Volk giebt dabei gleichsam den zuschauenden Chor ab und preist den Ueberwinder, indem es folgendes heterogene Lied singt:

Devlá diñál te cirlá	Gott, Du hast die Welt entzückt,
Lume mreske luludyá,	Hast mit Blumen sie geschmückt,
Enke tátyáres lumá,	Hast erwärmt die weite Welt
Enke diñal páshálá;	Und den Ostertag bestellt;
Devlá já te pál mánge,	Kehr' nun, Gott, bei mir auch ein,
Kere more shuládyom	Meine Hütt' ist ausgefegt,
Kai skámino me shárdyom.	Reines Tischtuch aufgelegt.

Es wird nämlich ein Strohpopanz in Frauenkleidern auf einem freien Platze über Balken gelegt, von den Anwesenden mit Knütteln geschlagen und dann von vermummten Männern entzwei gesägt und schließlich verbrannt. Diese Ceremonie gilt der „Schattenkönigin“ (ushályákri thágári) und heißt daher dieser Sonntag vor Ostern „der Schattentag“ (ushályákri jives). Diesem Popanz werden Kleider der zuletzt Wittwe gewordenen Frau angezogen, die sie gerne hergiebt, da ihrem Glauben gemäß das Verbrennen der Kleider für einen Gruß an ihren verstorbenen Gemahl gilt.

Die ganze Charwoche hindurch beschäftigen sich die transsilvanischen Zeltzigeuner mit der Verfertigung von Zauber- und Charlatanmitteln, von denen ich einige hier anführen will.

Haselruthen, in der Charwoche geschnitten, beschützen vor dem Blitze Gebäude und Zelte, in denen sie aufbewahrt werden. In dieser Woche kommt auch die Haselschlange, die sonst hundert Meilen tief in der Erde haust, zwischen die Wurzeln des Haselstrauches. Wer sie bei der Gelegenheit, wo sie den Osterthau trinkt, fangen kann, der wird vor Schaden und Unglück bewahrt und erlangt sogar allerlei übernatürliche Gaben und Kenntnisse. Solche Haselschlangen verkaufen die schlauen Zeltzigeunerinnen der rumänischen Landbevölkerung Siebenbürgens am ersten Ostertage dutzendweise; sie fangen nämlich schon den Sommer vorher kleine, junge Eidechsen, die sie getödtet an der Sonne oder am Feuer trocknen und dörren, den Kadaver färben sie mit einer Lackmuslösung und schließlich verkaufen sie dieses Wunderthier den leichtgläubigen Bäuerinnen. Ein gabelförmig endender Haselzweig, der in der Christ-, Charfreitags- oder Johannisnacht mit einem noch nie gebrauchten Messer abgeschnitten wird, besitzt die kostbare Befähigung, unter der Erde liegende Metalle, Erzgänge, Schätze und Wasser aufzufinden, aber nur in dem Falle, wenn man das besondere Glück gehabt hat, den Zweig gerade zu der Zeit zu schneiden, zu welcher die Haselschlange ein Ei gelegt hat. Um die Befähigung dieser Wünschelruthe zu erproben, faßt man dieselbe mit beiden Händen so, daß man die beiden dünnen, gabelförmigen Enden des Haselzweiges in die Hände nimmt, indem man die kleinen Finger gegen einander, die Daumen aber aufwärts kehrt, so daß die Ruthe dem Himmel zugewendet ist; sodann durchschreitet der Suchende, ohne einen Ton von sich zu geben, die Gegend, wo er Schätze vermuthet, und wenn er dem gesuchten Gegenstande nahe kommt, so wendet sich die Ruthe um, indem das gegen den Himmel stehende Ende gegen die Erde schlägt. Eine weiße Flamme bricht dann aus dem Erdboden, wo der Schatz begraben liegt, hervor; um diese Flamme muß der Suchende dreimal im Kreise gehen und den Spruch hermurmeln:

Pçuvusheyá, Pçuvusheyá!	Pfuvusch-Mann, Pfuvusch-Mann[1]),
The árákáv sommákuñá:	Wenn ich das Gold finden kann:
Tut me sigo sátyáráv	Will ich dein Heil erretten,
Keráv tute trin láncá;	Machen lass' ich drei Ketten;
Yeká keráv devleske,	Die eine für Gott, so gütig und hold,
Somnakuni guleske	Die lass' ich machen aus lauterem Gold;
Jesuseske, rákleske	Für Jesus Christus, das Gotteskind,
Dáv me yeká rupune;	Zur Kette ich blankes Silber find';
Keráv ákkor me trite	Die dritte, die lass' ich machen traun!
Gule Máriáke!	Für Maria, die schönste aller Frau'n!
Devleske ánáveste prejiá!	Im Namen Gottes weich' von mir!

Dann kann er den Schatz heben.

Wer zu Ostern ein Eulenei findet, kann gar leicht in Besitz des „Glückswurmes“ (kirmo báçtálo) gelangen; denn zu dieser Zeit legt die „Eulenmutter“ Eier, die, in die Erde unter einen Haselnußstrauch vergraben, nach sieben Jahren ein Würmchen enthalten, das den jeweiligen Besitzer reich und glücklich macht. Dieser Glaube ist unter den transsilvanischen Zeltzigeunern so sehr verbreitet, daß — wovon ich selbst Augenzeuge war — sie schon Wochen lang vor Ostern nach Eulennestern ausspähen, um dann die Eier am Ostertage sich anzueignen. Ein Märchen der transsilvanischen Zigeuner, das ich hier in genauer Uebersetzung mittheilen will, illustrirt gar treffend diesen Osterglauben. Es lautet also:

Das Eulenei.

Vor vielen Jahren lebte einmal im Stamme der Aschani ein Ehepaar, das geizig und ruchlos und von allen Stammgenossen gemieden wurde. Zum Glück hatte Gott diese Ehe nur mit einem Kinde — einem Sohne — gesegnet. Als dieser Sohn heranwuchs, da hatte sein Vater und seine Mutter Tag und Nacht keine Ruhe, denn obwohl es ihnen Leid that um das Essen, das sie ihrem Söhnchen verabreichten, so dachten sie doch bei sich, daß sie mit diesem ihrem Kinde ihr Glück machen würden. Die Mutter hatte nämlich in einer Osternacht, nachdem sie am Abend vorher Fische gegessen hatte[2]), geträumt, daß ihr eine „kluge“ Frau[3]) gesagt habe, ihr Sohn werde das Ei der Eulenmutter finden und reich und glücklich werden. Dies stak nun den geizigen Eltern im Kopfe. Ihr Sohn war gerade sechszehn Jahre alt, als dieser Stamm das Fest der Schattenkönigin feierte. Die Leute führten die Gestalt der Schattenkönigin hinaus in den Wald und wollten sie gerade verbrennen, als ein Maschurdalo[4]) heranstürmte und rief:

[1]) Pfuvusche sind unterirdische Wesen von menschlicher Gestalt. Sie haben unter der Erde ganze Städte, bewachen unermeßliche Schätze und kommen oft auf die Oberfläche der Erde. S. „Globus“ Bd. LIII, S. 187.

[2]) Fische vor dem Schlafengehen gegessen, bewirken, dem Glauben der Zigeuner gemäß, Träume, die früher oder später in Erfüllung gehen.

[3]) Ueber „die klugen Frauen“, die im Besitze verschiedener Geheimmittel sind, s. meinen Aufsatz: „Zauber- und Besprechungsformeln der transsilvanischen und südungarischen Zigeuner“ (in den „Ethnologischen Mittheilungen aus Ungarn“, herausg. von Prof. A. Hermann in Budapest, Bd. I, Heft 1).

[4]) Der Maschurdalo (richtiger wohl Maschmurdalo, d. i. Fleischtödter) ist ein Riese, der große Vorliebe für Fleisch, be-

„Was, ihr wollt ein Weib verbrennen! Her damit!“ Die Leute liefen erschreckt zu den Zelten zurück, als der Maschurdalo die Strohpuppe ihnen entriß; nur der Sohn der geizigen Eltern blieb ruhig am Platze. Als ihn der Maschurdalo bemerkte, rief er: „He, du Junge! Du entschlüpfst mir nicht! Komm' her! du sollst dies Weib mir nach Hause tragen; dann werde ich dich schlachten und verzehren!“ Der junge Zigeuner mußte nun die Strohpuppe aufheben und mit dem Maschurdalo nach dessen Wohnung hoch hinauf ins Gebirge gehen. Als sie in das Haus des Maschurdalo eintraten und derselbe die Strohpuppe untersuchte und fand, daß sie kein menschliches Wesen sei, da rief er erschreckt aus: „Du bist ein Zauberer! Du hast dies Weib in eine Strohpuppe verwandelt! Verzeihe mir und lass' mir das Leben, ich will dir Alles geben, was ich habe!“ Schnell gefaßt versetzte der Jüngling: „Ja, du hast Recht! Ich bin ein Zauberer und will nun sehen, was du eigentlich besitzest!“ Hierauf ging er mit dem Maschurdalo aus einem Zimmer in das andere und fand endlich in dem letzten Zimmer eine wunderschöne Maid. Er fragte den Maschurdalo: „Wer ist diese Maid?“ — „Sie ist die Tochter eines Königs“, versetzte der Maschurdalo, „und soll zu Ostern meine Frau werden!“ Der Jüngling sagte: „Das wird sie nicht werden! Ich werde sie mit mir führen! Deine Schätze kannst du behalten, wenn du mir ein Ei der Eulenmutter verschaffst!“ — „Das sollst du haben“, versetzte der Maschurdalo, „ich führe dich hin zu ihrem Nest!“ Und er führte den jungen Zigeuner noch weiter hinauf in das Gebirge, wo auf einem Baume aus goldenen Strohhalmen das Nest der Eulenmutter stand. Der Maschurdalo holte ein Ei herab und sprach: „In diesem Ei, das schon vor sieben Jahren die Eulenmutter gelegt hat, ist der Glückswurm schon drinnen!“ Der Jüngling legte das Ei in seinen Sack, holte sich die schöne Königstochter ab und ging zu seinen Eltern. Als er ihnen sein Abenteuer erzählte, da freuten sie sich so sehr, daß sie vor Freude starben. Der junge Zigeuner beschenkte seinen Stamm reichlich und zog zum König, dem Vater der schönen Maid, die er bald heirathete und in Glück und Frieden bis an sein seliges Ende lebte. . . . .

Gleich der Eule hat auch der Kuckuck seine Bedeutung für die Osterwoche. Während dieser Zeit unter einem Baum zu stehen, worauf sich ein Kuckuck setzt und schreit, wird für eine gute Vorbedeutung gehalten. Wer ein Nest mit einem Kuckucksei zu Ostern findet, wird das ganze Jahr hindurch in seinen Unternehmungen Erfolg haben; wer aber diesen Vogel im Jahre zum ersten mal gerade zu Ostern, und zwar in sitzender oder liegender Stellung schreien hört, der wird das ganze Jahr hindurch krank sein, und um solches zu verhüten, muß er neun mal um den Baum gehen, auf welchem der Kuckuck saß und etwas von der Rinde essen. Wer seiner Sau zu Ostern Kuckuckseier oder Euleneier zu fressen giebt, bekommt von derselben in demselben Jahre viele und schöne Ferkel. Wer am ersten Ostertage einen Schmetterling fliegen sieht, der wird den ganzen Sommer über Tag für Tag betrunken sein; wer Frösche oder Fische schwimmen sieht, wird den Sommer über nur Wasser trinken, und wer eine Schlange erblickt, der bekommt im Laufe des Jahres viele Geschenke.

Das eigentliche Frühlingsfest ist bei den transsilvanischen Zeltzigeunern der „grüne Georg“ (seleno Georgio), der St. Georgitag, der nicht nach dem Kalender, sondern bei den meisten Zigeunerstämmen gewöhnlich am zweiten Ostertage abgehalten wird.

Am zweiten Ostertage, schon zeitig in der Frühe, strömen die braunen Zeltbewohner an einen abgelegenen Ort, wo sie vor jeder fremden Einmischung sicher sind. Am Vorabende wird zu dieser Feierlichkeit ein Weidenbäumchen gefällt. Nun werden Blumen, Kränze und Laubgewinde am Stamme befestigt. Dieser Baum wird von den Burschen aufgehoben, worauf sich der Zug an einen abgelegenen Ort begiebt, wo der Stamm in den Boden eingetrieben wird. Die Hauptfigur des Festes ist ein Bursche, der vom Kopf bis zu den Füßen in grüne Blätter und Zweige, Blumen und Blüthen eingehüllt ist und deshalb eben der „grüne Georg“ heißt. Während die Zeltbewohner sich um den geschmückten Weidenstamm lagern, giebt der „grüne Georg“ dem Vieh seiner Stammgenossen eine Hand voll Gras zu fressen, wodurch dasselbe das ganze Jahr hindurch überall saftiges, frisches Grün in Hülle und Fülle finden soll. Dann wirft der „grüne Georg“ drei eiserne Nägel, die vorhergehend drei Tage und drei Nächte im Feuer gelegen haben, ins nächste fließende Wasser, um dadurch die Nivaschi, die Wassergeister, dem Stamme günstig zu stimmen. Schließlich wird der „grüne Georg“ zum Scheine ins Wasser geworfen — zum Schein, denn in der That wird nur ein laubumwundener Popanz den Fluthen übergeben. Den Schluß dieser Festlichkeit bildet die Vertheilung des sogenannten Georgi-Kuchens, welcher die geheimnißvolle Kraft besitzt, daß jeder, der davon zehrt, sich mit dem Geber — sei er ihm noch so verhaßt — versöhnen muß[1]). In der Nacht des St. Georgitages darf niemand außerhalb des Zeltes, im Freien, schlafen, denn die Hexen können ihm gar leicht ein Leid zufügen[2]). Ein Weib, das am St. Georgitage niederkommt, kann — wenn nicht sofort Vorsichtsmaßregeln getroffen werden, gar leicht Kröten zur Welt bringen; hierauf bezieht sich das folgende Lied:

Adá ráklyi mán çoçádyás,	Jene Maid, die mich belogen,
Te mán bicáces thávdyás,	Die mich treulos hat betrogen,
Andre cik yoy the kernel	In dem Koth verfaulen mag
Ann Jivese Gregoreskro.	An dem heil'gen Georgstag.
Aráçádyol, ákáná	Liegt sie dann in Kindesnöthen,
Eftá máy báre jámbá	Sollen sieben große Kröten
Cáven leskre perá	Fressen ihren schwang'ren Bauch
Te bicáce vodyá!	Und ihr falsches Herze auch!

Ostern ist überhaupt die Zeit der „Liebesahnungen“. Am zweiten Ostertage, dem „grünen Georgstage“ fasten die Zigeunerburschen und Mädchen und essen nur vom „Georgekuchen“ (marikli Gorgeskro), um sich dann beim Schlafengehen ein Frauen- beziehungsweise ein Männerkleidungsstück unter das Haupt zu legen, im Glauben, daß man dann seine zukünftige Ehehälfte im Traume sehen werde.

Noch eines besonderen Ostergebrauches der transsilvanischen Zeltzigeuner müssen wir an dieser Stelle gedenken, der uns einen tiefen Blick in den geistigen, religiösen und sittlichen Zustand dieses Wandervolkes thun läßt. Am Abend des zweiten Ostertages nämlich verfertigen die transsilvanischen Zeltzigeuner ein hölzernes, einer Schachtel ähnliches Gefäß, das sie „Sendung“, „Gabe“ (bicápen) benennen. An der äußeren Fläche des Bodens sind zwei Querhölzer angebracht, so daß das Gefäß die Gestalt einer Wiege hat. In dieses Gefäß werden Kräuter und andere

sonders Menschenfleisch, hat, doch muß dasselbe von gesunden Individuen herrühren. Er haust in Einöden und Wäldern, wo er Thieren und Menschen auflauert. In Folge seiner großen Dummheit und Leichtgläubigkeit wird er von den Menschen gar häufig überlistet und seiner großen Schätze beraubt. Wer ihm in der Noth beisteht, dem ist er stets behülflich.

[1]) S. meinen Aufsatz: „Stamm- und Familienverhältnisse der transsilvanischen Zeltzigeuner“ („Globus“, Bd. LIII. S. 188).

[2]) Aehnlich bei Haltrich-Wolff, Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen, S. 286. ein siebenb.-sächsischer Aberglaube.

Heilmittel, die vorerst jeder der Anwesenden mit den Fingern berührt hat, hineingelegt; dann wird das Gefäß mit rother und weißer Wolle umwickelt und vom ältesten der Anwesenden von Zelt zu Zelt getragen. Sobald dies geschehen, wird das Gefäß zum nächstgelegenen fließenden Wasser getragen und dort zurückgelassen, nachdem es jeder einzelne der Truppe einmal angespieen hat. Durch diesen sonderbaren Gebrauch glauben sie alle die Krankheiten, welche ihnen für das laufende Jahr vom Schicksal bestimmt worden sind, vertrieben zu haben. Kommt nämlich jemand und findet das Gefäß, so werden ihn und seinen ganzen „Stamm“ diese Krankheiten heimsuchen, wenn er das Gefäß öffnet, und es nicht sammt dem Inhalt desselben in den Fluß wirft. (Schluß folgt.)

Kürzere Mittheilungen.

Der Sklavenhandel in Uganda.

Der französische Missionär Père Lourdel macht über den Sklavenhandel in dem Königreiche Uganda folgende Angaben, und weiß auch über die Lage Emin Pascha's im April dieses Jahres Einiges zu berichten:

Die arabischen Händler halten sich einen Theil des Jahres am Hofe von Mwanga auf, um die Sklaven zu erkaufen, die der König auf seinem Gebiete und auf denen seiner Nachbarn jagen und fangen läßt. Zu diesen Sklavenjagden schickt er öfters Armeen von mehreren Tausend Mann aus, die nach siegreichen Kämpfen nicht selten mit drei- oder viertausend Sklaven zurückkehren. Der König sucht dann diejenigen aus, die er für sich oder für seine Häuptlinge bestimmt, und überliefert die übrigen den mohammedanischen Händlern, die sie entweder in Oberägypten verkaufen, oder ihren Glaubens- und Geschäftsgenossen an der Küste, welche den arabischen Markt versorgen. Das lukrative Geschäft bereichert nicht nur die Araber, sondern versorgt König Mwanga mit dem, was er bedarf, um sein Reich zu vergrößern, seine Macht zu befestigen und die Zahl seiner Sklaven zu vermehren, nämlich mit Waffen und Munition. Die Araber sind natürlich von den Eingeborenen, unter denen sie wohnen, gefürchtet und verhaßt, aber zu gleicher Zeit ist ihre Macht über den schwachen Mwanga eine ungeheure. Sie benutzen dieselbe mit Erfolg, um die Unternehmungen der Missionäre und Europäer zu verdächtigen.

Als Herr Gordon, der Nachfolger des Herrn Mackay bei der englischen Mission, nach Uganda kam, zeigten ihm die Araber einen langen Brief an den König, wodurch dieser von dem Vorhaben der europäischen Mächte, das ganze Land der Eingeborenen „aufzuessen“, in Kenntniß gesetzt wurde. Die Deutschen sollten die ganze Region zwischen der Zansibarküste und Unyanyembe, die Engländer Uganda und die benachbarten Gebiete in Besitz nehmen. Nach Père Lourdel brachte Herr Gordon ein Geschenk an den Bischof Parker mit, sammt einem Briefe, in welchem auseinandergesetzt wurde, daß er nicht hingekommen sei, um den Tod des Bischofs Hannington zu rächen, sondern sein Volk zu unterrichten. Mwanga wurde darüber sehr ärgerlich und sagte dem Missionär, daß er ihn als Kriegsgefangenen betrachten würde, falls die Europäer ihre Absicht ausführten, und falls die Engländer etwa Uganda angreifen, oder sich in seinen Handel an der Küste hineinmengen sollten, so würde er ihn sogar tödten. Darauf sandte er einen Brief an Bischof Parker, etwas Asche als Symbol der Kriegserklärung enthaltend, indem er Pulver und Waffen requirirte, und sich an sein Volk wendend, rief er mit wüthender Stimme: „Seht ihr, wie mich dieser Weiße ins Gesicht beleidigt! Verhöhnt ihn!“ worauf der ganze Hof Gordon mit Schimpfreden überschüttete. Es muß hier hinzugefügt werden, daß, während Père Lourdel absolut zuverläßig ist, Herr Gordon in seinen kürzlich erschienenen Briefen keine Schwierigkeiten mit Mwanga erwähnt.

Die Absichten, welche der König den Europäern zuschreibt, lassen ihn einen bevorstehenden Krieg für wahrscheinlich halten. „Kauft Flinten und Pulver!“ predigt er seinem Volke, und seine Häuptlinge versichern ihn, daß sie ihn mit ihrem letzten Tropfen Blute vertheidigen und alle Weißen vertilgen werden. Aber die Hauptgefahr in Uganda und in Centralafrika überhaupt rührt nicht von den vermeintlichen Absichten der Europäer, sondern vielmehr von den wirklichen Thaten der Araber her.

Von dem schlechtesten Gesindel der Küste begleitet, schwärmen sie gegen den Victoria Nyanza und besonders gegen Uganda hin. Père Lourdel ist der Meinung, daß die Araber in Wirklichkeit irgend ein größeres Eroberungsprojekt im Sinne haben. Sicher ist es, daß sie ihr Möglichstes thun, um die Weißen verhaßt zu machen und aus dem Kontinente zu vertreiben. Das erste, meint Père Lourdel, was die Europäer, welche an die Gründung von Kolonien in Afrika denken, thun müssen, ist: mit den Arabern und der Küstenbevölkerung vollständig ins Reine zu kommen. Um dies zu bewirken, müßte man allen Handel an der Küste den Arabern unmöglich machen und sie durch Verhängung der strengsten Strafen an dem Importiren von Waffen und Pulver hindern. Letzteren Schritt hätte man freilich schon längst thun sollen, denn es befindet sich augenblicklich eine ungeheure Zahl Feuerwaffen in den Händen der Eingeborenen. In Uganda allein giebt es viele Tausende von allen möglichen Konstruktionen, und daraus erklärt sich auch die trotzige Haltung von Mwanga. Noch einige Jahre dieses Handels, und das Reisen in Afrika wird für Europäer unmöglich werden, außer unter Begleitung einer wohldisciplinirten Armee. Der Handel in Waffen ist es auch, der den Sklavenhandel so erfolgreich macht, denn die Flinten dienen zur Bewaffnung der Schurken, welche die Sklavenhändler begleiten, und das Unglück, das sie in Centralafrika weit über den Albert Nyanza hinaus verursachen, ist ein ganz unberechenbares.

Im April 1888 hatte man in Uganda noch keine Nachrichten von Stanley. „Lebt er oder ist er todt?“ fragt Père Lourdel, und auch er findet keine Antwort auf die Frage. Als Thatsache behauptet er, daß man in dem Augenblick, wo Stanley im Begriffe war, den Kongo zu verlassen, in Uganda von seiner Reise und von seinen Plänen hörte. Mwanga wurde dadurch so sehr in Schrecken versetzt, daß er das Ende seiner Regierung für nahe hielt. Alle fürchteten hingeschlachtet zu werden, sobald Stanley Uganda betreten sollte. Aber ein Jahr ist vergangen, ohne daß man etwas weiteres von Stanley vernommen hätte, eine Thatsache, die Père

Lourdel sehr eigenthümlich findet, da der König augenscheinlich die Mittel besitzt alles zu erfahren, was in der Nähe seines Gebietes vorgeht. Leute, die in Wadelai gewesen und nach Uganda zurückgekehrt waren, ehe der Missionär seinen Bericht schrieb, behaupteten, daß Stanley nicht bei Emin Pascha sei. Es scheint Père Lourdel aber ebenso unmöglich, daß eine kleine Armee von mehreren Hundert bewaffneten Leuten verschwinden sollte, ohne daß jemand wüßte wohin, als daß die Nachricht von Stanley's Tod unbekannt bleiben könnte, wenn letzterer wirklich stattgefunden hätte. F.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Auf der kleinen Karls-Insel, westlich von Gothland, ist vor kurzem eine Höhle entdeckt worden, in der sich ähnliche Spuren von Höhlenbewohnern fanden, wie in den Höhlen Schwabens, Englands ꝛc. Dr. L. Kolmodin hat dieselbe im Auftrage des Stockholmer Museums genauer untersucht, und seine Ausbeute an Hausthierknochen, Topfscherben und Stein- und Knochenwerkzeugen ist eine reiche gewesen. Auch ein Bruchstück von einem Menschenschädel wurde gefunden.

— Der dänische Ingenieur Gläsner hat den Plan eines Kanales von der Nordsee nach dem Kattegat entworfen, der dem dänischen Reichstage zur Ausführung empfohlen werden soll. Der Kanal soll bei Rödhuse, an der Jammerbucht, beginnen und im ganzen neun dänische Meilen lang und 25 Fuß tief werden, und an seinen beiden Mündungen sollen geräumige Häfen von derselben Tiefe angelegt werden. Die Kosten veranschlagt man nur auf 36 Millionen Kronen (40½ Millionen Mark). Natürlich handelt es sich bei dem Unternehmen um ein Konkurrenzunternehmen des deutschen Nord-Ostsee-Kanales blos insoweit, als die dänischen Häfen in betracht kommen. Eine Strecke sehr gefährlicher See — die bei Skagen — wird ja zwar durch den Kanal vermieden, nicht aber die Schwierigkeiten der Sund- oder Belt-Passage. Selbst für Kopenhagen darf deshalb der Erfolg angezweifelt werden.

— Nach den neuesten statistischen Aufstellungen hat Bulgarien zusammen mit Ost-Rumelien eine Einwohnerzahl von 3154375. Der Nationalität nach sind davon 2326250 Bulgaren, 607000 Türken, 58000 Griechen, 50000 Zigeuner und 23400 Juden.

Nordamerika.

— Auch das zweite Heft des „Journal of American Folklore" zeichnet sich durch mannigfachen und interessanten Inhalt aus. Den Indianerstämmen fällt natürlich der Hauptheil zu, aber neben den Cherokesen, Moqnes, Omahas und Missisagua werden auch die Schwarzen in Louisiana behandelt, und was für deutsche Leser von ganz besonderem Interesse ist, die Deutschen in Pennsylvanien, welche in den abgelegenen Distrikten den aus der heimischen Pfalz mitgebrachten Aberglauben zäh bewahrt haben, und daneben auch ein gutes Theil deutscher Sitten, von denen manche den prüden Amerikanern sehr anstößig erscheinen. Wir werden auf diese von Dr. Hofmann herrührenden Artikel zurückkommen, sobald die in Aussicht gestellten Fortsetzungen erschienen sind.

— Dem Kongreß der Vereinigten Staaten liegt gegenwärtig eine Bill vor, welche einige Distrikte des Südwestens zu Nationaleigenthum erklärt, um die darauf befindlichen indianischen Mounds vor Zerstörung zu schützen. Die Anregung dazu ist von zwei Damen ausgegangen, die sich beide durch Arbeiten auf dem Gebiete der Indianerforschung einen Namen gemacht haben, von Mrs. Alice C. Fletcher und Mrs. J. Stevenson. Das Gesetz ist dringend nöthig, wenn nicht binnen weniger Decennien die letzten Bauwerke der Moundbuilders vom Boden verschwunden sein sollen.

Allgemeines.

— Vor kurzem hat das Repräsentantenhaus der Vereinigten Staaten von Amerika einen Beschluß genehmigt, wodurch die Einladung Deutschlands, dem internationalen Erdmessungsverein beizutreten, angenommen wird. Somit sind nunmehr an diesem 1868 unter dem Namen „Mitteleuropäische Gradmessung" gegründeten Vereine außer den deutschen Staaten betheiligt: Oesterreich-Ungarn, Rußland, Frankreich, Belgien, die Niederlande, Italien, Portugal, die Vereinigten Staaten, Schweden, Norwegen, Dänemark, Rumänien, Spanien und die Schweiz. Das Centralbüreau der internationalen Erdmessung ist mit dem geodätischen Institut zu Berlin verbunden. Den Beitritt der Vereinigten Staaten zu dem Erdmessungsverein hatte man schon längst erwartet, da im Oktober 1884 auf Einladung der Regierung der Vereinigten Staaten in Washington eine internationale Meridian-Konferenz stattfand, welche sich für Einführung eines einzigen Anfangs-Meridians bei allen Nationen aussprach und empfahl, als ersten Meridian denjenigen der Sternwarte zu Greenwich anzunehmen.

Bücherschau.

— Deutschlands Großindustrie und Großhandel. (Abtheilung Thüringen. Von L. C. Beck.) Berlin 1888. — Es ist dies ein sehr werthvoller Beitrag zur deutschen Wirthschaftsgeographie, der der rührigen Leitung des „Centralvereins für Handelsgeographie", bezw. der „Deutschen Exportbank" ebenso große Ehre macht wie dem Verfasser. Die behandelten Distrikte (Rudolstadt, Sonneberg) sind kleine, aber äußerst interessante. Wir wünschen dem groß angelegten und schön ausgestatteten Werke guten Fortgang.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIV. № 23.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

Das heutige Japan.

(Mit vier Abbildungen.)

Es sind nur 35 Jahre vergangen, seit der amerikanische Commodore Perry mit seinem Geschwader in die Bai von Yedo hineindampfte und durch seine Energie die Regierung Japans zwang, ihr altes Abschließungssystem aufzugeben; und es sind nur 20 Jahre vergangen, seit das japanische Staatsoberhaupt aus seiner gottähnlichen Verborgenheit heraustrat, um aus eigener Initiative den Weg der europäischen Reformen einzuschlagen. Und welche gewaltige Umwandlung hat sich in dieser kurzen Spanne Zeit mit dem ostasiatischen Inselreiche vollzogen!

In der Bai von Yedo ebenso wie in derjenigen von Osaka laufen nunmehr alljährlich Hunderte von europäischen Schiffen ein; submarine Kabel setzen Japan mit der gesammten anderen Welt in Verbindung; ein Netz von elektrischen Drähten sowie von Schienenstraßen überzieht auch das Land selbst; das japanische Heer und die japanische Flotte handhaben europäische Waffen; an den Hochschulen zu Tokio tragen europäische Gelehrte über ihre Wissenschaften vor, und eine förmliche Wallfahrt von jungen Leuten bewegt sich alljährlich nach Europa, um daselbst die Geheimnisse der europäischen Civilisation an der Quelle zu studiren. Denkt man an die Zeiten v. Siebold's zurück, wo Japan sich des europäischen Einflusses spröder und hartnäckiger erwehrte als selbst China, so will einem dies beinahe unbegreiflich erscheinen.

Es scheint sich an Japan dieselbe geographische Regel zu bewähren, die sich an allen Inseln, welche bis in das Zeitalter der Entdeckungen ein abgeschiedenes Dasein fristeten, bewährt hat: ihre menschlichen Bevölkerungen und ihre Kulturen vermochten vor einer ernstlichen Invasion nicht stand zu halten — so wenig wie ihre thierischen und pflanzlichen Bewohner. Bezüglich der letzteren hat man bekanntlich hinter dieser Regel das Walten eines Naturgesetzes zu erkennen geglaubt. Sollte man vielleicht dasselbe glauben dürfen auch bezüglich der ersteren? Unwillkürlich gedenken wir hierbei des resignirten Wortes, das die Maori über das Schicksal ihrer Rasse im Munde führen: „So wie der Klee das Farnkraut tödtete und der europäische Hund den Maori-Hund, wie die Maori-Ratte von der Pakeha-Ratte [1]) vernichtet wurde, ebenso wird nach und nach auch unser Volk von den Europäern verdrängt und vernichtet“ [2]).

Auf einer kleinen Zwerginsel oder auf einer Gruppe von solchen Zwerginseln sind die originellen Formen durch den plötzlich über sie hineinbrechenden Kampf ums Dasein — an den sie nicht gewöhnt und für den sie nicht gewappnet sind — allerdings rascher von den fremden Eindringlingen verdrängt und von dem Erdboden weggefegt wie auf einer großen. Auf einer Rieseninsel mit Millionen von Bewohnern, oder auf einem aus Rieseninseln zusammengesetzten Archipele, der eine geographische Einheit bildet, kann von einer Ausrottung der menschlichen Bevölkerung durch ein paar Tausend neuer Eindringlinge natürlich nicht die Rede

[1]) Das Maori-Wort „Pakeha“ bedeutet „Fremder“.
[2]) Vergl. Ferd. v. Hochstetter; Neu-Seeland (Stuttgart 1863), S. 479.

sein. Auch wenn die Waffen, die diese führen, übermächtige sind, so stellen sich für die Eingeborenen mit der Zeit allerlei Vortheile der natürlichen Position voraus, die dieselben benutzen können, um sich zu halten. Der wichtigste dieser Vortheile liegt in der Regel in dem Klima, dem die Eingeborenen adaptirt sind, die Fremden aber nicht. — Und dasselbe gilt im allgemeinen auch von der Kultur, wenn auch in dieser Beziehung die Zahl und Masse der beiden Gegner weniger das ausschlaggebende Moment sein mag. Auf den Sandwich-Inseln mit ihren 58 000 Bewohnern ließen sich die gesammten Kultur- und Wirthschaftsverhältnisse sozusagen im Handumwenden von Grund aus umgestalten, und es ließ sich aus einer Horde von anthropophagen Wilden ein kleines christliches Völkchen mit europäischer Staatsform machen. War aber eine ähnliche radikale Umwandlung der Kultur auch von Japan zu erwarten, das an Territorialgröße und Volkszahl europäischen Großmachtsstaaten wie Britannien und Italien zur Seite gestellt werden kann? Gewiß nicht; und um so weniger wohl, da die Kultur der Japanesen nach vielen Richtungen hin eine hoch entwickelte war, und da die damit zusammenhängenden wirthschaftlichen und politischen Institutionen zum Theil von außerordentlich komplicirter Art waren. Und wenn man Japan mit Neuseeland vergleicht, so muß man außerdem auch noch sagen, daß seine Bevölkerung und seine Kultur bei weitem nicht so insular genannt werden dürfen, wie die neuseeländische, und daß ihm wenigstens in seinen Beziehungen zu Ostasien ein Gewappnetsein im Kampfe um das Dasein durch seine Lage keineswegs völlig erspart blieb.

Die Thatsachen, die wir heute an Japan beobachten, bezeugen uns, daß die europäische Civilisation sich zwar in ihrer Berührung mit der japanesischen zweifellos als die stärkere erwiesen hat, daß sie aber trotzdem fern davon geblieben ist, die letztere vollkommen auszutilgen. Zum Theil beschränken sich die Reformen, welche platzgegriffen haben, auf die Oberfläche — sie erscheinen wie ein bloßer äußerer Firniß oder wie eine bloße Politur —, und soweit sie wirklich tiefer gegangen sind, so sind sie wenigstens nicht mehr gewesen als ein Ferment, das gewisse neue Gährungen in der japanischen Kultur eingeleitet hat, das aber das wirkliche Wesen derselben nicht hat verändern können. Gewaltig sind die Umwandlungen, die in den beiden letzten Jahrzehnten mit Japan vor sich gegangen sind, sicherlich, und in vielen Beziehungen sind sie kaum weniger frappante wie bei den Inseln Polynesiens, aber man muß sich hüten sie zu überschätzen, und man muß sich vor allen Dingen nicht zu der Erwartung verleiten lassen, als werde das Vorwärtsschreiten in dem europäischen Gleise mit denselben Riesenschritten weiter gehen, wie es begonnen wurde.

Sehen wir uns die hauptsächlichsten Neuerungen, um die es sich hierbei handelt, etwas näher an.

Als die wichtigsten und folgenreichsten derselben, und zugleich auch als diejenigen, bezüglich denen Rückschläge so gut wie ausgeschlossen sind, sehen wir die europäischen Verkehrseinrichtungen an, die Japan angenommen hat. Die Kabel, die Nipon mit Wladiwostock und Shanghai-Hongkong in Verbindung setzen, wird man schwerlich wieder zerschneiden. Dieselben halten das Land aber in einem intimen Connexe mit Europa, und sie dienen gleichsam als Kanäle, in denen beständig europäischer Geist nach Japan überfließt. Dieselbe Funktion üben sodann auch die regelmäßigen Dampferlinien von Yokohama nach London, Liverpool, Bremen, Marseille, Triest, San Franzisko und Vancouver, und sie thun es um so kräftiger, als sie auch die gesammten wirthschaftlichen Verhältnisse Japans enger und enger mit denjenigen der europäischen Länder verknüpfen. Auch an ein Wiedereinstellen ihrer Fahrten ist nicht gut zu denken. In dieser Beziehung sind die Zeiten Taikosamas, der das berühmte Verkehrsverbot erließ, das bis zu der Perry'schen Flottendemonstration in Kraft blieb, ein für allemal vorüber. — In seinem Innern besitzt Japan heute ein alle Hauptorte mit einander verbindendes Telegraphen-Netz von nahezu 10 000 km Länge, und die Benutzung zum Geschäftsverkehre und Gedankenaustausche ist seitens der einheimischen Bevölkerung eine stetig steigende gewesen, so daß sich die Zahl der aufgegebenen Depeschen bereits im Jahre 1885 auf mehr als $2^{1}/_{2}$ Millionen belief. Eisenbahnen waren anfang 1888 nahezu 1000 km im Betriebe[1]), und auch dieses Kommunikationsmittel erfreut sich der steigenden Gunst des Publikums, so daß man sich beeilt, die noch vorhandenen Lücken so rasch, als es die Finanzen erlauben, auszufüllen — trotz der Schwierigkeiten, die das gebirgige und zerklüftete Terrain an vielen Orten bereitet. Auch in dieser Beziehung sind also offenbar Schritte geschehen, die nicht mehr zurück gethan werden können. — Daß die Posteinrichtungen ausgezeichnete sind, und daß Japan ein Mitglied des Weltpostvereins ist, darf hierbei auch nicht vergessen werden.

Wie nun bei uns in Europa die mittelalterlichen Kultur- und Wirthschaftsverhältnisse durch die modernen Verkehrsmittel erst vollständig beseitigt worden sind, und wie dadurch bei uns eine ganz neue Aera eingeleitet worden ist, so kann ähnliches auch in Japan nicht ausbleiben. Da es aber eine Haupttendenz des Schnellverkehrs ist, das wirthschaftliche und politische Leben der Völker zu centralisiren, so werden dadurch namentlich die mit Europa am engsten verbundenen Punkte (Yokohama-Tokio und Osaka-Hiogo) einen immer maßgebenderen Einfluß erlangen.

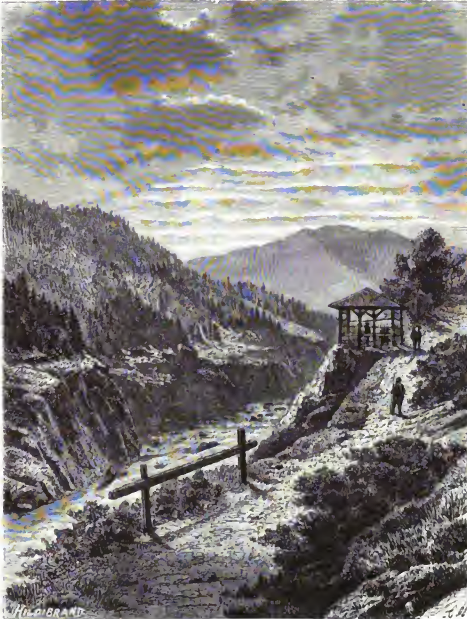
Einen Theil seiner Eigenart wird Japan nichtsdestoweniger auch im Verkehrsleben behalten. Man weiß vor allen Dingen, welche hervorragende Rolle die Menschenarbeit bei der Beförderung von Lasten und Personen in dem Lande spielt, wie in den Straßen der Hauptstädte schwerbeladene Frachtkarren statt von Zugthieren von Menschen in Bewegung gesetzt werden (S. Abbildung 2), wie die Dschinrikischas (S. Abbildung in Nr. 15, S. 229) zusammen mit den geschlossenen Sänften („Norimons") und offenen Tragstühlen („Kagos") unsere Droschken ersetzen müssen, wie man an den Furtstellen der Ströme auf den kräftigen Schultern einer bestimmten Klasse von Trägern von Ufer zu Ufer gelangt rc. Auf den großen Heerstraßen von Hauptstadt zu Hauptstadt — dem Tokaido, dem Nakasendo rc. — wird diese Transportweise nun aller Wahrscheinlichkeit nach durch die Eisenbahnen mehr und mehr in den Hintergrund treten. Auf den Nebenstraßen des Landes sowie auch innerhalb der Städte wurzelt sie aber zu tief in dem natürlichen Bedürfnisse und in der historischen Entwickelung, als daß sie dort auch aufgegeben werden sollte. Der Bau von fahrbaren Kunststraßen nach unserer Art ist durch die gebirgige Beschaffenheit des Bodens, durch die Heftigkeit der Niederschläge und durch die Hochfluthen der reißenden Ströme ungemein erschwert, und zugleich ist die menschliche Arbeit infolge der Dichtigkeit der Bevölkerung, sowie infolge gewisser Eigenthümlichkeiten der wirthschaftlichen Entwickelung — wir denken besonders an das Dominiren der Agrikulturinteressen — auch sehr billig. Daß in den Verrichtungen der Träger und Karrenleute eine Verleugnung der Menschenwürde liege, kann man nur

---

[1]) Die Hauptlinien führen von Yokohama nach Tokio, von Tokio nach Majebaschi, von Takasaki nach Yokogawa, von Taketoyo nach Kisogava, von Omiya nach Utsunomiya und Shiragawa, von Osaka nach Hiogo, von Osaka nach Kioti und Otsu, von Osaka nach Sakai. Kioto-Yokohama und Hiogo-Osaka sind also bereits namhafte Eisenbahnknotenpunkte.

vom europäischen Standpunkte aus behaupten, nicht aber vom japanischen.

Aehnliche entscheidende Reformen wie im Verkehrswesen sind auch im Unterrichts- und Bildungswesen vorgenommen worden, und auch dabei hat die europäische Kultur unzweifelhaft einen weittragenden Sieg über die Kultur des ostasiatischen Inselreiches davon getragen. Dadurch, daß in Japan bereits ein volles Jahrtausend obligatorischer Schulunterricht besteht, war dieser Sieg nur um so glänzender und vollständiger. Die Insulaner begriffen leicht, was man in der Sternenkunde mit dem Teleskop, und was man in der Stein- und Pflanzen- und Thierkunde mit dem Mikroskop anfinge, wie man die Stoffe chemisch analysiren könne, wie man genaue topographische und geologische Karten aufnähme 2c. Die Fortschritte, die Japan in dieser Richtung gemacht hat, sind in der That außerordentliche,



Der Tokaido unterhalb Hatta.

und auch darin kann von einem Zurückweichen keine Rede mehr sein. Aber auch dabei wird der Europäisirungsprozeß in einer bestimmten Linie seine Grenze finden. Der japanische Volksgeist hat auch darin durch eine tausendjährige Geschichte nationale Eigenart genug erhalten, als daß zu befürchten sein sollte, er werde uns schließlich nur eine Kopie des französischen oder des englischen oder des deutschen zeigen. Anfangs konnte das vielleicht scheinen, aber schon jetzt ist ein gewisses Emancipationsstreben in der Nation lebendig, und mit der Zeit wird dasselbe sicherlich stärker und stärker werden. Die Mehrzahl der fremden Gelehrten, die an den japanischen Bildungsanstalten thätig sind, werden sich dann ihres Lehrmeisteramtes begeben müssen, und nationale Gelehrte werden an ihre Stelle treten, um ihr Werk fortzusetzen; dieses Werk wird aber dadurch natürlich den mannigfaltigsten Modifikationen unterworfen sein. Eine große Zahl junger Männer, die an den europäischen Universitäten und Fachschulen ihre Ausbildung erhalten, berechtigt aber zu der Hoffnung, daß Japan auch dann noch schöne Kulturblüthen hervorbringen werde. So unmittelbar bevor-



Waaren-Transport in Japan.

stehend, wie die nationale Eigenliebe vieler Japanesen glaubt, dürfte dieses Entwickelungsstadium allerdings nicht sein.

Was das politische Leben anlangt, so ging es damit im Anfange ebenfalls Hals über Kopf. Man wollte das feudalistische Mittelalter in einem einzigen Ansturme überwinden, man wollte die Daimios (den hohen Lehnsadel), ebenso ohne weiteres bei Seite schieben wie den Schogun, man wollte die parlamentarische Staatsform einführen 2c. Gerade bei den politischen Umgestaltungen stellte es sich aber durch die Erfahrungen, welche man machte, gar bald heraus, daß es ein übles Ding ist, dabei einfach nach einem fremden Muster zu verfahren. Es bildeten sich zwei Parteien, die einander schroff gegenüberstanden, und von denen die eine zäh an den althergebrachten Einrichtungen, sowie an der alten Tracht festhielt, während die andere nur dulden wollte, was rationell und europäisch war. Sodann brachen offene Empörungen aus, zuerst (1873) die von Saga, die mit Hilfe der europäisirten Kriegsmittel, über die die Regierung des Mikado verfügte, rasch gedämpft wurde, und später (1877) die von Satsuma, die die schlimmste



Typus eines japanischen Kleinhändlers.

Krisis bezeichnet, welche das neue Japan zu bestehen gehabt hat. Ging sie doch von dem hochverdienten General Saigo Kichinosuke aus, dem der Mikado eigentlich die Retablirung seiner weltlichen Macht verdankte, und der sich unter den japanischen Staatsmännern des allerhöchsten Ansehens zu erfreuen hatte. Schließlich ist ein stillschweigender Kompromiß zwischen den japanischen Fortschrittsleuten und Konservativen geschlossen worden, als dessen Ergebniß man den gegenwärtigen politischen Zustand des Landes zu betrachten hat. Das Alte ist dadurch in jedem Falle nichts weniger als vollständig beseitigt. Da die ganze politische Entwickelung Japans schon vor der Europäer-Invasion mannigfache Anklänge an diejenige Deutschlands bot, so darf man es vielleicht als eine günstige Wendung für den Staat bezeichnen, daß man neuerdings darauf bedacht gewesen ist, die politischen Institutionen eher nach Analogie der deutschen zu gestalten, als nach Analogie der englischen oder der (kaiserlich-)französischen. Die öffentliche Meinung und die politische Presse hat es rasch zu beträchtlichem Einflusse gebracht, und darin erblicken wir wieder auf der einen

Seite eine Garantie gegen das Zurückfallen in überlebte Formen, andererseits aber auch eine Garantie gegen das vollkommene Ueberwuchertwerden des national Eigenartigen und des historisch Gewordenen und Gewachsenen.

In der Organisation der Rechtspflege nach europäischem Muster hat man, veranlaßt durch den Wunsch, die Konsulargerichtsbarkeit der Fremden zu beseitigen, große Fortschritte gemacht, und da man voraussichtlich auf dem betretenen Wege beharren wird, so ist die Zeit wohl nicht mehr sehr fern, in der man Japan als einen ebenso vollkommenen Rechtsstaat wird gelten lassen müssen, wie die europäischen. Und das ist um so anerkennenswerther, als die Schwierigkeiten, welche dabei zu überwinden waren, besonders große waren. O. Rudorf[1]) sagt darüber sehr richtig: „Wir müssen uns vergegenwärtigen, wie zunächst aus dem Groben heraus zu arbeiten war, daß die Grundlagen des Staatswesens verrückt waren, daß auf den Trümmern des zerschlagenen Lehnswesens nach besten europäischen Mustern ein Rechtsstaat aufgerichtet werden sollte, für dessen Bau nichts weiter als eben diese große allgemeine Idee bereit war, keine Gesetze, keine Richter und am wenigsten ein Volk, daß diese Idee auch nur verstanden hätte, wie es denn (außer den Samurai, die nur zu bald einsahen, daß der neue Kulturstaat die eigene Existenz bedrohte und vernichten mußte) an dieser ganzen Umwälzung von oben keinen Theil hatte. Man suchte sich also ganz verständig zunächst die allgemeinen Grundlagen zu verschaffen, schickte Japaner zum Rechtsstudium nach Frankreich, Belgien, England, Deutschland, Amerika, zog zuerst französische Rechtsgelehrte ins Land und bemühte sich wenigstens äußerlich die Justiz von der Verwaltung zu trennen und jene selbständig auszubauen. Dabei herrscht offenbar Systemlosigkeit, während die materielle und geistige Entwickelung des Landes und Volkes mit dem Bestreben



Straße in Yokohama.

der Regierung, europäische Rechtseinrichtungen einzuführen, nicht gleichen Schritt hält und namentlich Mangel an Personal und Verkehrsmitteln oft störend in die Organisation eingreift. Obwohl diese Hindernisse heute noch nicht beseitigt sind, scheint man schon bei Beginn des zweiten Jahrzehnts[2]) in maßgebenden Kreisen der Ansicht gewesen zu sein, daß sie gehoben seien, und daß nun mit systematischer Organisation in großem europäischen Stile begonnen werden könne. Wenigstens glaubte man einer solchen Ansicht damals, kurz vor Eröffnung der Präliminar-Konferenz über die Vertragsrevision[3]) öffentlichen Ausdruck geben zu müssen, indem man 1880 zwei große Gesetzbücher nach durchaus europäischem Schnitt: die Straf-Prozeßordnung und das Strafrecht mit Gesetzeskraft vom Januar 1882 publicirte. Damit wurde also die Epoche systematischer Organisation eines Rechtsstaates eröffnet, in welcher wir uns noch gegenwärtig befinden.“ Der praktischen Ausführung dieser Gesetze stellen sich freilich die realen Verhältnisse noch allenthalben entgegen, das Land und Volk ist dafür noch immer nicht genügend vorbereitet, und in der Hauptsache stehen sie zuvörderst noch immer nur auf dem Papiere. Vielleicht könnte aber gerade im Rechtswesen die Europäisirung Japans im Laufe der Zeit am allerweitesten fortschreiten.

Gedenken wir schließlich noch der Heeres- und Flottenorganisation, so haben wir darauf hinzuweisen, daß Japan im Jahre 1886 eine reguläre Armee von etwa 70 000 Mann besaß, die ganz in europäischer Weise geschult und bewaffnet war, und daneben auch noch eine Kriegsmarine, die aus 25 größeren und kleineren Fahrzeugen bestand, und die 172 Geschütze von der besten Konstruktion führte. Außerdem war man auch eifrig am Werke, die beiden großen Kriegsapparate noch weiter zu verstärken, und zwar

[1]) Mittheilungen der deutschen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens in Tokio, 1888, S. 425.
[2]) Seit 1881.
[3]) 25. Januar 1882.

wie zur Genüge bekannt ist, vorwiegend nach dem bewährten deutschen Muster. Ob sich die Umgestaltung Japans in dieser Hinsicht auf mehr als auf die äußere Form erstreckt, das ließe sich gründlich wohl nur in einem Kriege mit irgend einer europäischen Macht beurtheilen; ein solcher ist aber für das Land glücklicherweise nicht sehr in Aussicht. Sollte es sich dereinst einmal als Bundesgenosse Englands und Chinas und als Gegner Rußlands an dem Kampfe um Korea betheiligen, so würde es immerhin leicht ein Faktor sein, mit dem zu rechnen sein würde. So wie das Heer und die Flotte Japans jetzt sind, haben sie sich wenigstens bereits als starke Stützen der Mikado-Gewalt und der durch die Mikado-Regierung vertretenen Reformbestrebungen bewährt. Das Element der Ausländer hat in dem japanischen Vertheidigungswesen im Beginne der neuen Aera zwar eine sehr wichtige Rolle gespielt, der Zahl nach ist es aber eigentlich niemals sehr stark gewesen.

Bezüglich der Tracht, der Lebensweise, der Art zu wohnen rc. ersparen wir uns die Diskussion im Einzelnen. Es sind in dieser Hinsicht bisher nur die oberen Stände und die großen Städte von der neuen Strömung fortgerissen, die niederen Volksklassen und das platte Land sind dagegen der Hort des Nationalen geblieben. In Tokio, Yokohama und Osaka hat man sich zum Theil in europäische Fracks und Stiefeln kleiden, Fleischkost genießen, in Steinhäusern wohnen gelernt, in der weitaus größten Mehrzahl der Ortschaften ist dies aber nicht der Fall, und selbst in Tokio und Yokohama giebt es zuvörderst genug Bilder, die man als specifisch japanische wird gelten lassen müssen. (S. Abbildung 3 und 4.)

Festgebräuche der transsilvanischen Zeltzigeuner.

Von Dr. Heinrich von Wlislocki.

(Schluß.)

Auch die Pfingstgebräuche der transsilvanischen Zeltzigeuner beziehen sich zumeist auf die Vertreibung und Verhütung von Krankheiten, Unglück u. dgl. m. Pfingsten, dies wundervolle Fest des christlichen Kosmopolitismus, feiert auch der transsilvanische Zigeuner, freilich nach seiner Gefühlsweise, im Liede:

Shukár ciriklo shádel,	Froh das Vöglein im Walde singt,
Romores rákles çucel:	Froh das Zigeunerkindlein springt:
„Heil pinkeshish már ável,	„Wird es nur einmal Pfingsten sein,
The hámár yevend brishtel!“	Ist vergessen des Winters Pein!“

Die Nacht vor Pfingsten ist besonders geeignet zum Verfertigen verschiedener Mittel, durch welche man sich vor Krankheiten schützen kann. Wenn jemand das ganze Jahr hindurch gesund bleiben will, der muß in dieser einen Teig anmachen, in welchen er neun Zwirnfäden von verschiedener Länge hineinknetet; dann muß er diesen Teig in ein neues, nie gebrauchtes Thongefäß legen und das Ganze, sich der Wasserströmung zuwendend, in den nächstgelegenen Fluß oder Bach werfen, und zwar mit den Worten: „Gehe, gehe! komm' nimmer zurück! Der Nivaschi (Wassergeist) soll dich fressen!“ („Já tu, já! te ná ává! Tut the çál Niváshi!“) — Wer in der Pfingstnacht drei Frösche findet, gelangt in den Besitz eines guten Mittels gegen das Fieber; denn die drei Froschlungen und Lebern getrocknet und zu Pulver gerieben, werden in Branntwein dem Fieberkranken zu trinken gegeben, wodurch seine Krankheit „gebrochen“ wird; jedoch muß der Kranke beim Trinken die Worte hersagen: „Frösche in meinem Bauch, fresset alles Schlechte; Frösche in meinem Bauch, gebt dem Schlechten den Weg, damit es weggehe!“ („Çuckerdyá pál mre per, çáven sáve miseçe; çuckerdyá pál mre per, den miseçeske drom, odoy prejiál!“) Bei diesen Worten muß der Kranke dreimal auf einen Kreuzweg speien; wer dann in den Speichel tritt, der bekommt das Fieber. — Auch gegen das Berufen der Kinder ist es gut, in der Pfingstnacht das folgende, unter den transsilvanischen Zeltzigeunern allgemein verbreitete Schutzmittel für vorkommende Fälle zu bereiten: In ein Töpfchen Wassers, welches nicht gegen, sondern dem Flusse nach geschöpft worden ist, werden sieben Kohlen, sieben Hand voll Mehl und sieben Knollen Knoblauch gelegt und zum Feuer gestellt. Beginnt das Wasser zu sieden, so wird der Inhalt des Napfes mit einer gabelförmigen, dreizackigen Ruthe bei Hersagen folgenden Spruches umgerührt:

Miseç yákhá tut dikhen,	Falsche Augen, die dich seh'n,
Te yon káthe mudáren!	Sollen hier zu Grunde geh'n!
Te átunci eftá coká	Sollen sieben Raben
The çáven miseçe yákhá;	Bald gefressen haben;
Miseç yákhá tut dikhen,	Falsche Augen, die dich seh'n,
Te yon káthe mudáren!	Sollen hier zu Grunde geh'n!
But práhestár e yákhá	Sollen durch recht vielen Staub
Atunci kores th' ávná;	Werden bald der Blindheit Raub;
Miseç' yákhá tut dikhen,	Falsche Augen, die dich seh'n,
Te yon káthe mudáren!	Sollen hier zu Grunde geh'n!
Pçábuvená, pçábuvená	Sollen brennen, immer brennen
Andre devleskero yákhá!	Und der Blitzstrahl sie versengen!

In dieser Formel, glaube ich, entsprechen die Raben den in das Töpfchen geworfenen Kohlen, der Staub dem Mehl, und die Knoblauchsknollen sollen etwa den Blitzstrahl symbolisiren. Sagen doch die Zigeuner, daß der Blitz einen Geruch zurücklasse, der dem des Knoblauchs ähnlich sei! — Dieser Brei wird in ein Säckchen gefüllt und dasselbe bei vorkommenden Fällen dem Kinde um den Hals gehängt. Wer ferner in der Pfingstnacht Fische ißt und deren Gräten unter einen Baum vergräbt, der bewahrt sich vor dem Blitzschlag und kann während des größten Gewitters draußen im Freien so lange weilen ohne Gefahr, bis daß die vergrabenen Fischgräten verfault sind; bis dahin ist er geschützt vor dem „Gottesfeuer“ (devleskero yákh).

In der Pfingstnacht blüht auch die „blaue Blume“ (vunete luludyi), die über verborgenen Schätzen aus dem Erdboden hervorsprießt; wer diese Blume, die gleich einer bläulichen Flamme weithin leuchtet, erblickt, der darf sie nicht pflücken, sondern er muß warten, bis sie sich in die

Erde zurückzieht und dann kann er an dem Orte nach dem Schatze graben. Ebenso kann man bisweilen in der Pfingstnacht die „Unsichtbarkeit“, d. h. die Eigenschaft, in mondheller Nacht nicht gesehen zu werden, sich aneignen, wenn man um Mitternacht auf einen Kreuzweg geht, mit der linken Hand einen Kreis auf die Erde um sich selbst zieht und diese Worte spricht: „Nicht sieh, wenn ich sehe; wenn ich nicht sehe, dann sieh du! Drei Phuvusche mögen mir geben drei Haare auf meinen Kopf, damit mich Niemand sehe, wenn ich es nicht will!“ („Ná dikh, káná me dikháv; káná me ná dikháv, átunci dikh! Trin Phuvushá den mánge trin bálá upro pro mro shero; ná the dikhel niváso, kánú me ná kámáv!“) Mit diesen Worten legt der Betreffende Mist vor sich und entfernt sich nur beim Anbruch der Morgendämmerung aus dem Kreise und zwar im Glauben, daß auf seinem Haupte bald die gewissen drei Haare wachsen werden, welche ein jeder Phuvusch besitzt, wodurch er eben in mondheller Nacht sich unsichtbar machen kann.

Das Pfingstfest nennen die transsilvanischen Zeltzigeuner „weißen Sonntag“ (párno kurko); und zwar, wie ich glaube, nicht aus dem Grunde, weil sie an diesem Tage neue Leibwäsche anzuziehen für glückbringend glauben, sondern vielmehr aus dem Grunde, weil sie an diesem Tage ein eigenthümliches Todtenfest begehen. In der Pfingstmorgendämmerung geht jeder einzelne Zeltbewohner für sich allein zu einem Felsen oder Baume, an welchem er so viele Eier zerschellt, als er Hingeschiedene zählt, an deren Tod er sich selbst noch erinnern kann. Gut ist es, wenn diese Eier aus einem Lerchenneste genommen worden sind, denn nach ihrem Glauben ist die Lerche der Lieblingsvogel der noch nicht ins Todtenreich gelangten Seelen; daher wird es auch für den kommenden Tag als gutes Zeichen angesehen, wenn man morgens beim ersten Austritt ins Freie eine Lerche singen hört. In weißen Kleidern begehen beide Geschlechter dies Todtenfest, und ich glaube daher, daß sie auch das Pfingstfest den „weißen Sonntag“ nennen; weiß ist übrigens ihrem Glauben gemäß die Lieblingsfarbe der Todten; aus diesem Grunde wird auch in der Johannisnacht den Todten in einem weißen Gefäße Milch und Wasser vor das Zelt gestellt, damit sie sich daran laben mögen [1]). — Die Vögel spielen überhaupt in den Pfingstgebräuchen der transsilvanischen Zeltzigeuner eine große Rolle. Am Pfingstmorgen, bevor noch das Todtenfest begangen wird, stellen sich die jungen Mädchen hinaus ins Freie, und wenn sie im Osten Wolken bemerken, so werfen sie grüne Zweige in der Richtung gen Himmel und rufen die Worte: „Flieg' fort, Vogel, und nicht vertreib' meinen Liebsten!“ (Prejia cirikleyá te ná trádá m're piránes.) Sie glauben nämlich, daß wenn am Pfingstmorgen Wolken am östlichen Horizonte schwimmen, in dem Jahre viele Maide ledig bleiben; wenn aber dunkelblau der östliche Himmel ist, dann heirathen viele Jungfrauen. Den Keim dieses Gebrauches finden wir vielleicht im indischen Mythus, demgemäß die glanz- und segenspendende Morgen- oder Frühlingssonne vom azurblauen Vogel herstammt, der die Nacht oder den Winter versinnbildlicht. Die Excremente dieses azurblauen Vogels sind eben die Sonne, daher halten es auch die transsilvanischen Zigeuner für glückverheißend, wenn auf Jemanden Vogelmist aus der Luft herabfällt. Hiermit hängt wohl auch der Glaube der Zigeuner zusammen, daß, wer zu Pfingsten das Ende eines Regenbogens finden könnte, in den Himmel hinaufsteigen und sich ewige Gesundheit und Schönheit von da zu holen im Stande sei. Dem Glauben der transsilvanischen Zigeuner gemäß, erlangt ein Kind außergewöhnliche Schönheit, wenn „das die Erde berührende Ende des Regenbogens über dasselbe hinwegzieht“; daher heißt es im Lied:

Káná m're dáy mán kerdyás,	Als die Mutter mich gebar,
Upro ritos pásholyás,	Grüne Au' ihr Lager war,
Deshvárselvár ángruski	Und dann ist ein Regenbogen
Upro pro mán stráfelyi!	Ueber mir hinweggezogen!
Andákode den ráklá	Für mich gäbe schweres Gold
Vásh mán sel somnákuñá.	Deßhalb Mancher, der mir hold!

Sieht man zu Pfingsten einen Regenbogen, so ist es gut, ein Messer in die Erde zu stecken und dasselbe bis zum Verschwinden des Regenbogens dort zu lassen; mit diesem Messer kann man am sichersten den „Tollwurm“ unter der Zunge rasender Thiere schneiden. Auch ist es gut, wenn man zu dieser Zeit eine Kreuzspinne fängt, dieselbe in eine Schachtel gelegt und sieben Tage lang über den Rauch hängt; diese Spinne bei abnehmendem Mond verzehren, ist ein „sicheres“ Heilmittel gegen den Kropf.

Zum Schlusse muß ich noch zweier interessanter Pfingstgebräuche der transsilvanischen Zeltzigeuner gedenken. Am „weißen Sonntag“ wird nämlich das Holz zur „Zaubertrommel“ geschnitten und das Fell dazu präparirt. Diese „Zaubertrommel“ (cováçáneskro buçlo) ist eine trommelähnliche Schachtel ohne Boden, deren Deckel durch eine Thierhaut ersetzt ist. Diese Haut ist mit Strichen versehen, von denen jeder eine besondere Bedeutung hat; auf diese Haut werden 9 bis 21 Körner von Stechapfelsamen (peshosheskro) gestreut und durch eine bestimmte Anzahl von Schlägen (9 bis 21) vermittelst eines kleinen Hammers an die Seitenwand der Trommel in Bewegung gesetzt. Auf und zwischen welche Striche diese Stechapfelsamenkörnchen nun zu liegen kommen, wird auf Genesung oder Tod, Glück oder Unglück u. s. w. geschlossen. Die gebräuchlichste und einfachste Zaubertrommel ist die, deren Fell neun Striche hat, die — wie aus folgender Figur ersichtlich — also zu liegen kommen:



Die Seite A wird stets der Wahrsagerin zugekehrt, weshalb auch der Strich a durch ein besonderes Zeichen hervorgehoben ist. Es werden nun neun Stechapfelsamenkörnchen auf das Fell geworfen und mit der linken Hand vermittelst des kleinen Hammers oder in Ermangelung eines solchen mit der Handfläche durch neun Schläge in Bewegung gesetzt. Kommen z. B. alle Stechapfelsamenkörner innerhalb der Striche b e g h zu stehen, so hat die betreffende Unternehmung Erfolg, besonders wenn drei innerhalb der Striche a d e f zu liegen kommen; fallen zwei davon in den Raum zwischen a i, so ist beim Unternehmen eine Frau behülflich, fallen sie aber zwischen i f, so ist ein Mann der Beförderer. Fallen aber alle, oder die meisten Stechapfelkörner außerhalb der Striche b c g h, so ist Mißerfolg zu erwarten u. s. w. Es ließe sich überhaupt eine ganze Abhandlung über das Verfahren bei der Wahrsagerei mit der Zaubertrommel schreiben; vielleicht ist es mir einmal vergönnt, den Lesern dieser Blätter eine ausführliche Beschreibung dieses mystischen Verfahrens zu liefern.

Charakteristisch für die Zigeuner ist auch der Apparat, zu dem sie das Holz in früheren Zeiten ebenfalls zu Pfingsten zu schneiden pflegten. Dieser Apparat, der berechnet war, aus der Leichtgläubigkeit der „weißen“ Leute Geld zu schlagen, steht heutzutage nicht mehr in Gebrauch, und meines Wissens besitzt nur noch eine Matrone des Aschani-Stammes — die als „kluge Frau“ weithin berühmte Julia Kardalo (genannt Bibalengro = Haarlose) aus der Sippe Tukoro — einen solchen Apparat, dessen Einrichtung zu erforschen mich schwere Mühe und viel Geld gekostet hat. Dieser Apparat diente dazu, daß man durch ihn den

[1]) S. meinen Aufsatz im „Globus“, Bd. LI, S. 249 ff.

sehen konnte, der z. B. etwas gestohlen hat, und besteht derselbe aus einem kleinen Schranke, in welchem eine von außen drehbare, vierseitige Walze angebracht ist; über der Walze ist ein Spiegel angebracht und zwar oberhalb der Walze, einem in der Seitenwand des Schrankes befindlichen Guckloche gegenüber. Auf zwei Seiten der vierseitigen Walze ist je ein Bild eines Mannes oder Weibes angebracht. Wenn der Fragende durch das Loch in den Schrank sieht, so erblickt er sein Gesicht im Spiegel, weil die bilderlose Seite der Walze dem Spiegel zugekehrt; während die Zigeunerin ihn durch Fragen unterhält, dreht sie unbemerkt an der Walze, so daß, wenn der Fragende abermals in den Schrank hineinblickt, das Bild von der Walze im Spiegel erblickt; freilich sind diese Bilder absichtlich verwischt und erscheinen nur verschwommen im Spiegel, indessen kann die erregte Phantasie des Fragenden darin den vermeintlichen Dieb erblicken. Solche Apparate sind, wie gesagt, nicht mehr im Gebrauche, immerhin aber liefern sie einen Beitrag zur Kenntniß der Spitzfindigkeit und somit auch zur Kenntniß des geistigen und moralischen Lebens der transsilvanischen Zigeuner.

Dies wären in flüchtigen Strichen die Festgebräuche der transsilvanischen Zeltzigeuner, in denen sich nicht nur das Denken und Fühlen und der Charakter dieses Volkes auf eine eigenthümliche Weise ausspricht, sondern auch die Natur selbst, in der das Volk gegenwärtig athmet, spiegelt sich getreu darin ab: der Charakter des Landes, in dem es lebt, die Farbe des Himmels, der auf sein Wirken und Walten, sein Leben, sein Lieben und Leiden herniederschaut, die Beschaffenheit des Klimas, das auf die menschliche Natur stets einen bedeutenden Einfluß ausübt, der oft genug zur Herrschaft wird; dies Alles drückt den Gebräuchen und Sitten der transsilvanischen Zeltzigeuner neben dem alten indischen, einen neuen, eigenthümlichen Stempel auf.

Südkalifornien im Jahre 1887.

Von Theodor Kirchhoff.

IV.

Die Süd-Pacific-Eisenbahn brachte mich von Colton nach Los Angeles (58 englische Meilen von Colton). Das schon öfters von mir bewunderte großartige Gebirgspanorama der Sierra Madre entzückte mich wie früher. Die Ansiedelungen an der Bahnlinie hatten sich, seit ich das letzte mal diese Fahrt zurücklegte, ansehnlich vergrößert. Ontario, 39 Meilen von Los Angeles, wo vor fünf Jahren nur ein einzelnes Stationsgebäude stand, war zu einem freundlichen Städtchen herangewachsen. Eine sieben Meilen lange elektrische Eisenbahn lief von dort quer durch die Ebene nach der nordwärts liegenden Sierra Madre hinüber. Pomona, sechs Meilen westlich von Ontario, war eine ansehnliche Stadt von mehreren Tausend Einwohnern geworden. Das bei Pasadena im San-Gabriel-Thale liegende Riesenhotel „Raymond“ krönte wie ein königliches Schloß mit breiten Thürmen einen hohen Hügel und bildete eine prächtige Landmarke in der reich bebauten Gegend.

Die im Jahre 1780 von spanischen Mönchen gegründete Stadt Nuestra Señora la Reina de Los Angeles, kurzweg Los Angeles genannt (482 Meilen südlich von San Francisco), hat sich zur zweitgrößten Stadt in Kalifornien emporgeschwungen. Hatte mich schon das Emporblühen von San Diego in Erstaunen gesetzt, so muß ich den Aufschwung, den Los Angeles während der letzten Jahre genommen hat, als einen geradezu phänomenalen bezeichnen.

Die Stadt, welche 1880 nur etwas über 11000 Einwohner hatte, verdoppelte ihre Einwohnerzahl in den letzten zwei Jahren. Heute zählt sie bereits 60000 Seelen und marschirt sozusagen mit fliegenden Fahnen auf das erste 100000 los. Deutsche giebt es ungefähr 5000 in Los Angeles; auch eine tägliche deutsche Zeitung, die „Süd-California Post“ erscheint dort. Man kann Los Angeles füglich schon jetzt als Großstadt bezeichnen. Bauten, Verkehr &c. haben dort einen entschieden großstädtischen Anstrich. Straßenbahnen mit elektrischer Triebkraft, Drahtseilbahnen, elektrische Beleuchtung, prächtige Gasthöfe, Banken und Geschäftshäuser, reiche Läden u. s. w., auf den Straßen ein Gewimmel von Menschen und Fuhrwerken beweisen dies zur Genüge. Auffallend ist die geringe Anzahl von hübschen Frauen, denen man in den Straßen begegnet. Schönheiten, wie man sie in San Francisco auf Schritt und Tritt sieht, sind in der Engelsstadt geradezu eine Seltenheit. In unglaublicher Menge wachsen neue stattliche Steingebäude in allen Stadttheilen aus dem Boden empor. Wo man hinsieht, wird gebaut, Hügel werden abgetragen, neue Straßen mit Röhrenleitungen für Wasser und Gas angelegt u. s. w. — genug, es ist ein Bild regsten Fortschritts und staunenswerther Entwickelung, worauf jede Großstadt stolz sein könnte.

Die Privatwohnungen stehen meistens jede für sich in einem Garten, der fast ohne Ausnahme mit Grasbeeten, halbtropischen Pflanzen und einem herrlichen Blumenflor geschmückt und von hohen Hecken umrahmt ist. Im Winter erfreut sich Los Angeles eines wahrhaft paradiesischen Wetters. Man schwelgt dort alsdann förmlich in der warmen balsamischen Luft. Die Nächte sind allerdings kühl, aber es wird wohl niemand etwas dawider haben, abends im Winter auch in Südkalifornien einen Ueberzieher tragen zu müssen. Im Sommer wird es zeitweilig hier recht warm; eine Hitze von 100 und mehr Graden Fahrenheit ist dann durchaus keine Seltenheit. Aber die Nächte sind zu jeder Jahreszeit in Los Angeles, wie überall in den kalifornischen Küstendistrikten, angenehm kühl. Nach einem erfrischenden Schlafe ist auch die Tageshitze hier weit leichter zu ertragen, als im Osten der Union, wo im Sommer die nächtliche Ruhe fast zu einer Plage wird.

Inmitten eines den Horizont umschließenden Gebirgskreises, dessen schöne Formen sich in wunderbar scharfen Umrissen vom Himmel abzeichnen, liegt Los Angeles wie in einem meilenweiten Garten. Man kann sich nicht satt sehen an der Farbenpracht der Geranien und Heliotropen, der Fuchsien, Jasmine, Rosen, Calla-Lilien und Kamelien, die von buntschillernden Kolibris im hellen Sonnenschein um-

flattert werden. Orangen-, Citronen- und Limonenhaine, Obstgärten und Weinberge von der Ausdehnung kleiner Plantagen, liegen theils noch im Weichbilde der Stadt, theils umgeben sie dieselbe in weitem Kranze. Die schimmernden Früchte in dem dunkelgrün gesättigten Laubwerk der mit hohen glatten Stämmen und prächtiger Krone in endlosen Reihen dastehenden Orangenbäume, die mit hellerer Frucht beladenen Limonen- und Citronenbäume bilden den goldenen Schmuck dieses herrlichen Landschaftsbildes. An den Straßen der Privatquartiere stehen reihenweise die mit zierlichem Laubwerk geschmückten Pfefferbäume, Akazien und hochaufstrebende Eukalypten; in den Gärten wird das in hohen Büscheln wachsende, wie weiße Federn aussehende Pampasgras besonders gern gepflegt. Um die für den Pflanzenwuchs in diesem Klima unentbehrliche Feuchtigkeit das ganze Jahr über zur Verfügung zu haben, wurde der Los-Angeles-Fluß vermittelst eines umfassenden Systems von Bewässerungsgräben durch die Stadt und ihre Umgebungen geleitet.

Einen wunderlichen Gegensatz zu dem in neuerem großstädtischen Stile angelegten Geschäftstheile der Stadt und den schmucken Quartieren der Privatwohnungen bildet der mexikanische Stadttheil, das sogenannte „Sonora Town", in welchem sich auch die Chinesen niedergelassen haben. Die einstöckigen, mit drei Fuß dicken Mauern versehenen Lehmhäuser der Mexikaner versetzen den Beschauer in eine ärmliche Binnenstadt des Aztekenlandes, während die Paläste der bezopften Mongolen nur infolge der breit angelegten Straßen die Riechorgane der vorbeispazierenden Kaukasier weniger unangenehm berühren, als dies in dem eng gebauten Chinesenviertel von San Francisco der Fall ist. Sonora Town liegt an der Straße, welche vom Bahnhofe nach dem Geschäftstheile der Stadt führt, muß aber den amerikanischen Neubauten rasch Platz machen und wird ohne Frage binnen weniger Jahre ganz verschwunden sein.

Eine prächtige Aussicht genießt man von dem hoch aufsteigenden Hügel an der Templeton-Straße, auf welchem einst ein altes von Fremont erbautes Fort stand. Die sich über Hügel und Flachland weit ausdehnende Stadt — die städtischen Grenzen umschließen 36 englische Quadratmeilen — liegt einem dort zu Füßen ausgebreitet, umkränzt von grünen Höhenzügen, Hainen und Fluren, und jenseits derselben steigt die Sierra Madre mit ihren schönen Formen in den sonnenhellen Aether empor. Sehenswerth ist eine im „Washington Garten" angelegte Straußenfarm, bereits die dritte ihrer Art in Südkalifornien. Seit die erste derselben (bei Norwalk, an der Eisenbahn nach Anaheim) sich als ein vollständiger Erfolg herausgestellt hat, und namentlich die Fortpflanzung der Vögel keine Schwierigkeit mehr verursacht, können die südkalifornischen Straußenfarmen als ein lohnender Industriezweig dieses Landes betrachtet werden, der sich im Laufe der Jahre ohne Zweifel immer mehr entwickeln wird [1]).

Die Umgebungen von Los Angeles bieten mannigfaltige interessante Punkte für die Fremden, und dieselben sind leicht zu erreichen. In einem viele Meilen weiten Kranze dehnen sich die zahlreichen neuen Villenstädte um die Metropole des kalifornischen Südens aus. Die nach Tausenden zählenden Touristen aus den Oststaaten kutschiren in prächtigen Wagen durch die Straßen der Stadt und schwärmen in der Umgegend umher; Eisenbahnzüge entführen sie ins San Gabriel-Thal, nach Pasadena, Santa Anita, Sunny Slope und Sierra Madre Villa, nach entfernteren Ansiedelungen im Inneren oder an die Küste, nach den Seebädern Santa Monica, Long Beach, Newport u. s. w. Es ist ein unaufhörliches Kommen und Gehen der Vergnügungsreisenden von einem der zahlreichen neuen, prächtigen Gasthöfe in Südkalifornien nach dem andern. Aber die Engelsstadt ist und bleibt doch das Hauptquartier aller jener Fremden.

Los Angeles ist der Mittelpunkt des großen „boom" in Südkalifornien. 480 Makler (brokers) machen es sich dort zur Lebensaufgabe, die Käufe und Verkäufe von wünschenswerthem Grundeigenthum in der Stadt und Umgegend an Millionär-Aspiranten zu vermitteln. Im Geschäftstheile der Stadt erzielt dasselbe ohne Mühe Preise bis 2000 und mehr Dollars für den „Frontfuß". Der Umsatz darin beläuft sich selten auf unter 200000 Dollars, oft auf eine halbe Million und noch mehr Dollars an einem Tage! In dem mit dem 1. Juli 1887 abschließenden Ausweise von sechs Monaten über die Grundeigenthumsübertragungen in der Stadt Los Angeles beziffern sich diese auf 15077 — im Werthe von nahe 42 Millionen Dollars — gegen 13359 im ganzen vorhergehenden Jahre, im Werthe von etwas über 28 Millionen Dollars. Der erhöhte Werth des städtischen Grundeigenthums tritt bei einer Vergleichung dieser Zahlen sofort ins Auge. Der steuerpflichtige Werth des gesammten Eigenthums in Stadt und County Los Angeles hat sich in einem Jahre (1886 bis 1887) von 40 Millionen Dollars auf 160 Millionen Dollars vermehrt.

Das Hauptfeld für jene fast ein halbes Tausend zählenden Makler sind nebst der Stadt Los Angeles selbst die zahlreichen, in jüngster Zeit gegründeten Städte in der Umgegend der südlichen Metropole, von denen sehr viele aber nur auf dem Papier vorhanden sind. Nicht wenige von den neu angelegten Landstädten haben ohne Frage ein berechtigtes Dasein, denn in einem Lande, dessen Bevölkerung so rasch zunimmt wie die in Südkalifornien, muß sich selbstverständlich eine große Anzahl von neuen Ortschaften bilden. Der Preis des Grundeigenthums ist in allen jenen Plätzen unglaublich rasch gestiegen; die Hunderte von Dollars haben sich dort in kurzer Zeit in Tausende verwandelt, und immer noch ist kein Stillstand oder Rückgang in den Werthverhältnissen zu bemerken. Natürlich kann das nicht ewig so fortgehen. Aber daran denkt vorläufig niemand; im Gegentheil, jeder rechnet bestimmt darauf, sein Eigenthum bald wieder mit großem Nutzen verkaufen zu können. Daß sich bei den oft ganz unsinnig hohen Preisen und dem offenbaren Schwindel in vielen neuen Städteanlagen immer noch kein Krach eingestellt hat, erscheint fast wie ein Wunder. In jedem alten europäischen Lande wäre ein solcher Zustand der Dinge auf die Dauer unmöglich. Aber in einem neuen Lande, wie Südkalifornien, sind die Verhältnisse ganz eigenartig. Die vielen reichen Neuankömmlinge aus den östlichen Staaten sorgen nach Kräften dafür, daß sich dieses an natürlichen Hilfsquellen überreiche Gebiet, wo sie viele Millionen Dollars Kapital angelegt haben, auch stetig weiter entwickele.

Wie bereits erwähnt wurde, kam die Mehrzahl der reichen Neuankömmlinge aus dem Osten der Union nicht nach Südkalifornien, um dort Geld zu verdienen. Sie wollten ihr Leben in einem schönen Klima, womöglich unter Orangenhainen, zur Winterszeit angenehm verbringen, und zahlten irgend einen Preis für einen Platz, der ihnen gefiel, um dort in prächtigen Landsitzen ihr neues Heim aufzuschlagen. Aber es befindet sich unter ihnen doch eine erkleckliche Anzahl von Yankee-Nabobs, welche sich das Vergnügen nicht versagen, in diesem gelobten Lande so nebenbei einen ehrlichen Dollar einzuheimsen, und diese nebst der großen seßhaften Klasse der alten Einwohner betreiben den „boom" als Geschäft. Mit Kleinigkeiten geben sich jene nicht ab, und auch die Einheimischen sind gelehrige Schüler-

[1]) Siehe „Kalifornische Kulturbilder", S. 229 ff.

der Yankees geworden. Ein großer Theil des Landes, bis zur mexikanischen Grenze, ist in städtische Grundstücke „ausgelegt“ worden. Wer ein Stück Land in romantischer Lage besitzt, der läßt dies womöglich als Stadt vermessen, da ein in städtische Grundstücke zertheilter Acker mit Leichtigkeit 4000 bis 10000 und noch mehr Dollars erzielt, wogegen dasselbe Land, für Farmer und Obstzüchter an den Markt gebracht, nur einige hundert und höchstens tausend Dollars den Acker einbringen würde. Daß auf diese Weise zahlreiche Orangenhaine, Weinberge und halbtropische Anpflanzungen verwildern und in Grundstücke umgewandelt wurden, die vorläufig niemand bewohnt — wodurch der landwirthschaftlichen Entwickelung des Landes ein nicht geringer Schaden zugefügt wird — ist eine der schlimmsten Folgen jener Landspekulationen. In Südkalifornien ist heute eigentlich alles feil — vom Palast bis zur Hütte, von einer meilengroßen „Ranch“ bis zu einer bescheidenen Baustelle. Wer genug zahlt, der kann sogar einen Kirchthurm kaufen!

Da hat z. B. so ein schlauer Yankee ein Stück wüstes Land, zwanzig oder auch hundert englische Meilen von Los Angeles, spottbillig erworben. Die Lage ist selbstverständlich die herrlichste in der Welt, das Klima kann nirgends sonstwo auf diesem Planeten an Schönheit übertroffen werden! Der nächste Ort ist vielleicht zehn Meilen entfernt, Ansiedler giebt's vorläufig fast gar keine in der Nähe, aber eine Eisenbahn führt in geringer Entfernung vorüber, und ein Bewässerungsgraben ist leicht vom Gebirge hinzuleiten, um das öde Land der Kultur zugänglich zu machen. Der Yankee läßt sein Besitzthum als Stadt vermessen, der er einen wohlklingenden Namen, z. B. Aurora, giebt. Ein Park und Bauplätze, die der Stadt von ihrem großmüthigen Gründer geschenkt werden und dazu bestimmt sind, um ein Gerichtshaus, Kirchen und Schulen darauf zu errichten, nehmen die beste Lage ein. An verschiedenen Embryo-Straßen mit schön klingenden Namen werden fünf hübsche Häuser erbaut, einige Hundert Orangenbäume oder Fächerpalmen werden angepflanzt, ein artesischer Brunnen wird gebohrt, um das Wachsthum der Bäume zu fördern, und schließlich läßt der unternehmende Städtegründer einen schönen farbigen Stadtplan in zehntausend Abzügen anfertigen, der überall in Südkalifornien, auf den Eisenbahnen, in allen Wirthshäusern, Schänken &c. und an allen besuchten Orten massenweise vertheilt wird und jedermann in die Augen fallen muß.

Wochenlang liest man jetzt in jeder Tageszeitung mit fetter Schrift folgende, meistens eine ganze Seite einnehmende Anzeige:

Achtung! Achtung! Achtung!
Aurora!!! Aurora!!!
Arbeiter! Farmer! Kaufleute! Rentiers!

Am 1. April wird die neugegründete Stadt Aurora öffentlich versteigert werden. Die Stadt der Zukunft! Ein neues Riverside! Ein Nebenbuhler von Pasadena!

Das vorzüglichste Klima der Welt! — Balsamische Lüfte! — Kein Nebel, kein Fieber! — Der Boden unglaublich fruchtbar! — Wasser in Hülle und Fülle; ein artesischer Brunnen ein Factum, ein großer Kanal bereits vermessen! — Die Eisenbahn — — — führt nahe an der Stadt vorüber!

Ein Paradies auf Erden!

Die Scenerie — hochromantisch — erhaben — großartig! —

No Saloons!!! („Keine Trinkstuben“!)

Nur nüchterne, arbeitsame Menschen sollen in Aurora wohnen! —

Jetzt ist die Zeit da, für eure Kinder zu sorgen!

Wer „lots“ (Bauplätze) an der Hauptstraße kauft, der wird sein Geld in zwei Monaten vervierfachen!! —

In diesem Stil geht es fort, und zum Schluß heißt es: „Fünf wunderschöne Villas, die der Gründer von Aurora bereits in der Stadt erbauen ließ, werden gleich nach der Auktion verschenkt werden!!! — Die Käufer von Grundstücken in Aurora sollen jene Villas unter sich ausloosen.

Die Eisenbahnfahrt von Los Angeles nach Aurora kostet — hin und her! — nur 25 Cents!!! — Wer ein „lot“ kauft, dem wird das Fahrgeld zurückerstattet! — Für „Free Lunch“ (freie Beköstigung) wird ausreichend gesorgt sein! — Eine Musikbande begleitet den Exkursionszug! —“

So ungefähr und vielleicht noch verlockender wird die Anzeige lauten.

Vierzehn Tage lang sieht man nun jeden Tag einen mit Fahnen und Blumen geschmückten großen vierspännigen Wagen langsam durch die Straßen von Los Angeles fahren. Eine abenteuerlich herausgeputzte Musikbande wirbelt eine dröhnende Janitscharenmusik vom Wagen herunter, um welchen ringsherum breite weiße Tücher gespannt sind, auf denen mit großen schwarzen Lettern gedruckt steht:

Aurora!!! Aurora!!!

Am 1. April Auktion der neuen Stadt Aurora!

Free Lunch!! — No Saloons!!

Rundreisebillet nur 25 Cents!

Aurora!!! Aurora!!!

Am 1. April werden nach dieser großartigen Reklame unfehlbar einige Tausend Kauflustige in der Nähe der Zukunftsstadt Aurora versammelt sein, wo die öde Gegend durch die Menschenmenge bereits ein heiteres Bild zur Schau trägt. Jeder von den Anwesenden hofft eine Villa zu gewinnen und wagt gern ein paar Hundert Dollars, selbst wenn er von dem Humbug überzeugt ist. Die freie Beköstigung und die Musik sorgen für die nöthige Begeisterung. Nachdem der Städtegründer eine prächtige Rede vom Stapel gelassen hat, läßt er seine sämmtlichen Grundstücke in Aurora versteigern, die ohne Mühe Käufer finden. Schließlich werden die fünf Prämienhäuser ehrlich verlost. Die ganze Gesellschaft fährt wieder nach Los Angeles zurück, mit Ausnahme der fünf Glücklichen wüthend darüber, daß Fortuna ihnen keine Villa bescheert hat, und Südkalifornien ist um etliche tausend Grundbesitzer reicher geworden. Was schließlich aus Aurora wird, bleibt dem Yankee ziemlich gleichgültig. Die erste Anzahlung der üblichen 10 Proc. von der Kaufsumme seitens der Grundeigenthumskäufer war für ihn schon ein ausgezeichnetes Geschäft. Wird etwas aus der Stadt, was immerhin möglich ist, so ist er ein gemachter Mann. Wahrscheinlich ist aber, daß Aurora nie mehr als fünf Häuser zählen wird.

Fast jeden Tag kann man Reklame-Wagen, wie sie vorhin beschrieben wurden, mit Pauken und Trompeten durch die Straßen von Los Angeles fahren sehen. Es ist schon vorgekommen, daß sich die Spekulanten in Los Angeles bei festem Angebot für Grundstücke abends, wie beim Vorverkauf von Opernbilletts in Reih und Glied stellten und die ganze Nacht hindurch auf der Straße gewartet haben, um am nächsten Morgen das Recht des Ersten zu erlangen. In den bereits bestehenden Ortschaften verfährt man ebenso wie in Aurora. Jede Tageszeitung in allen Plätzen Südkaliforniens enthält Dutzende von langen, oft eine ganze

Seite ausfüllenden Anzeigen, deren auffallend groß gedruckte Ueberschrift (wörtlich übersetzt) z. B. so lautet:

Der letzte Hahnenschrei (nämlich für Grundstücke) im lieblichen Lugonia! — (daneben ein großer krähender Hahn abgebildet).

Magnolia, das idyllische Magnolia! Kein Branntwein, kein Bier, aber zahlreiche Kirchen und Schulen!

Oceanside, du Nizza am donnernden Pacific!

Beaumont, das Sanitarium der Mutter Natur!

Kaufe „lots" in San Bernardino, und du brauchst keine Diamanten!

Escondido, du thronst wie eine Fee im Gebirge!

Lordsburg, die Stadt der Zukunft! Kommt alle nach Lordsburg!

Riverside, der Orangengarten der Welt!

Glückliches, anmuthiges Pasadena, du Wunder aller Städte! No Saloons!!!

Ramona, die irdische Vollkommenheit! Gesundheit! Bildung! Glück und Gewinn!

Alhambra an der Front!

Melrose, die blühende Jungfrau!

Ontario und Pomona, die holden Zwillingsschwestern!

Gladstone, das Herz von Agusa!

Claremont, du schöne! das die christlichen Väter, so da sangen: „O, könnte ich nur steh'n, wo Moses stand" nie sahen!

Das Klima, die Fruchtbarkeit des Bodens, die Geschäftsaussichten, die Scenerie und Lage aller jener Plätze werden in langen Doppelspalten als noch nie dagewesen in blühender Sprache geschildert. Die Kapitalanlagen müssen sich in allen Fällen in zwei bis höchstens vier Monaten verdoppeln! Große und kleine Farmen, meilengroße „Ranches", billige Grundstücke für Villas oder Geschäftshäuser, Heimstätten, Weideland, Orangenhaine u. s. w. werden auf ähnliche Weise in Ratenzahlungen in jeder Zeitung massenhaft zu Kauf angeboten. In den größeren Ortschaften wird die Marktschreierei in womöglich noch bombastischerem Stil betrieben. Aber die lächerliche Reklame erfüllt überall ihren Zweck. Wo die reichen Amerikaner einen Platz besonders begünstigen, ist die Entwickelung desselben geradezu phänomenal. Kaufleute, Handwerker, Arbeiter aller Art strömen dort zusammen. Solche Städte blühen empor, als ob ein Zauberer darin thätig sei!

Große Vermögen werden von geriebenen Spekulanten oft in Südkalifornien mit geringer Kapitalanlage auf die Weise erworben, daß jemand ein Stück werthvolles Land „in bond" kauft. Er zahlt einige Hundert oder auch Tausend Dollars an den Eigenthümer und erhält dadurch das Recht, den in Frage kommenden Grundbesitz nach einer ausbedungenen Zeit (meistens in vier Wochen) für eine gewisse Summe zu kaufen. Vermag er die Kaufsumme nicht bis zu der bestimmten Zeit aufzutreiben, so verliert er den angezahlten Betrag. Große „Ranches", oft zu einem Werthe von $^1/_4$ bis $^1/_2$ Million und mehr Dollars, wurden nicht selten auf diese Weise, meistens von Syndikaten, erworben. Der Verkäufer, in der Regel ein einfacher Farmer, der nichts von Landspekulationen versteht, wagt dabei gar nichts, der Käufer kann höchstens die angezahlte geringe Summe verlieren. Der letztere spekulirt meistens nur darauf, das ihm unter „bond" zeitweilig zur Verfügung gestellte Grundeigenthum vor Ablauf der Verfallzeit wieder an eine dritte Person mit Nutzen loszuschlagen. Bei der unglaublich schnellen Wertherhöhung der Ländereien in Südkalifornien erzielt ein schlauer Spekulant auf diese Weise nicht selten ein Vermögen aus einem Grundbesitz, der ihm eigentlich gar nicht gehört.

Der ungeheure Fortschritt, den die von den Yankees besonders bevorzugten Distrikte in der Nähe von Los Angeles gemacht haben, wurde mir bei einem Besuche in Pasadena, das neun Meilen von Los Angeles im San Gabriel-Thale an der vor kurzem bis nach San Bernardino ausgedehnten Eisenbahn liegt, recht veranschaulicht. Die Stadt, welche erst ein paar Jahre alt ist, zählt bereits nahezu 7000 Einwohner. Stattliche, drei und vier Stockwerke hohe Steingebäude, Banken und Läden, schmücken dieselbe; Straßenbahnen, elektrische Beleuchtung, Wasser- und Gaswerke, cementirte Gehwege 2c., alle Einrichtungen einer Großstadt — sogar ein Opernhaus! — sind dort vorhanden. Eine elektrische Eisenbahn nach Los Angeles ist im Bau begriffen. Der Werth des Grundeigenthums ist in Pasadena fast so hoch wie in Los Angeles. Etwa eine englische Meile von der Stadt liegt das vorhin erwähnte riesige „Raymond-Hotel" wie ein fürstliches Schloß auf einem hohen Hügel und blickt weit in das Land hinaus. Breite Verandas umkränzen dasselbe; die Blumenpracht in den Anlagen erinnert an das berühmte „Hotel del Monte" in Monterey. Das Raymond-Hotel und die Gasthäuser in Pasadena sind im Winter von Fremden so überfüllt, daß in ihnen alsdann kaum ein Unterkommen zu finden ist. Werden doch die 400 Prachtgemächer im „Raymond" meistens schon vor dem Beginn der „Saison" bis zum Frühjahr sämmtlich von reichen Bostonern mit Beschlag belegt! Eine Kurbelbahn wird das Hotel bald mit Pasadena verbinden. Die Aussicht von einem der Thürme des Gasthofes auf die nahe Sierra Madre und das San Gabriel-Thal ist entzückend schön. Ringsum liegen prächtige zahlreiche Villen mit Erkern und Thürmen, große Orangenhaine, Parkanlagen, Gärten u. s. w.

Leider hat aber auch in Pasadena der Temperenz-Fanatismus die Oberherrschaft erlangt und ist mit dem unter Hochdruck arbeitenden Unternehmungsgeiste der Yankees in die reizende Stadt gezogen. Hier, und fast in allen vornehmen Gasthöfen Südkaliforniens, sind Wein und Bier geradezu verpönt. In Los Angeles, San Diego und anderen größeren Städten besitzt dieser heuchlerische Temperenzfanatismus noch nicht Macht genug, um seine Herrschaft geltend zu machen. Dort kann ein vernünftiger Deutscher oder Amerikaner so viel Wein oder Bier 2c. bekommen, als ihm beliebt; und guter vortrefflicher Wein wird auch von unseren Landsleuten in großer Menge in Südkalifornien auf sonnigen Rebengeländen gebaut und in mächtigen Kellern und Gewölben zum Labsal der Dürstenden und Fröhlichen gekeltert und verzapft. Aber in den kleineren neuen Städten haben die frommen Soda-Trinker ganz das Uebergewicht. Da „local option", d. h. das Recht jeder einzelnen Municipalität, ihre Gesetze für den Ausschank von Wein, Bier oder geistigen Getränken selbst zu bestimmen, neuerdings von der obersten Gerichtsbehörde in Kalifornien anerkannt worden ist, so stehen unseren lebensfrohen Landsleuten in den von den Yankees regierten kleineren südkalifornischen Ortschaften gewiß schlimme Tage bevor. Sonntags- und Temperenzzwang im fröhlichen Kalifornien! man sollte es nicht für möglich halten! — Und doch werfen jene finsteren Gespenster bereits ihren Schatten vor sich hin in das sonnige Land, dem wohl mancher erbitterte Kampf mit ihnen als unerfreuliche Zugabe des herrlichen „booms" in Aussicht steht.

Der Ehrgeiz von Los Angeles nimmt in neuerer Zeit einen immer höheren Flug. Es wird dort jetzt öffentlich dafür agitirt, aus Südkalifornien einen neuen Staat zu bilden, dessen Hauptstadt selbstverständlich Los Angeles sein würde. Seitdem die Yankees ihre Unternehmungen auch nach dem mittleren und nördlichen Kalifornien ausgedehnt

haben und sich in diesen Gegenden ebenfalls ein fröhlicher „boom“ bemerkbar macht, hat sich der Haß der Bewohner der Engelsstadt besonders gegen den großen Bruder San Francisco gerichtet. Die Metropole am goldenen Thor ist in Los Angeles arg verschrieen. Man dichtet ihr dort die sinnloseste Eifersucht gegen das Emporblühen von Los Angeles an, obgleich gerade San Francisco dieselbe beglückwünscht und der Aufschwung Südkaliforniens seinem Handel unermeßliche Vortheile gebracht hat. Vorläufig hat es aber mit einer Zertheilung des Staates in zwei Hälften gute Wege, da zwei Drittel der stimmberechtigten Bevölkerung damit einverstanden sein müßte. San Francisco allein enthält fast ein Drittel der Einwohnerzahl von Kalifornien, und in allen nördlichen Counties würde eine überwältigende Stimmenmehrheit gegen einen solchen Plan sein.

Mehr als alles Andere wünscht Los Angeles einen guten Seehafen zu erwerben, um seinem Handel neue Bahnen zu eröffnen. Der von den Vereinigten Staaten mit einem Kostenaufwande von mehr als 700 000 Dollars an der Wilmington-Bucht angelegte künstliche Hafen von San Pedro war von jeher das Gespött der bitter gehaßten San Franciscoer; San Diego, als Nebenbuhler der Engelsstadt, kommt vollends gar nicht in Betracht. Den Plan, den Los-Angeles-Fluß zu vertiefen und so den Seeschiffen einen Zugang unmittelbar bis nach Los Angeles zu verschaffen, wurde als unpraktisch wieder aufgegeben. Da entdeckten die Yankees am niedrigen Strande der Bai von Santa Monica, 17 Meilen von Los Angeles und vier Meilen vom Seebad Santa Monica entfernt, eine Lagune und dahinter eine ansehnliche Strecke Sumpfland. Dies war der Platz für den ersehnten Hafen, der den Namen Ballona (Bajona) führen soll. Flugs ward dort die Stadt Ballona „ausgelegt“. Man ist jetzt hart an der Arbeit, die Lagune in ein zwei Meilen langes und eine halbe engl. Meile breites Tiefwasserbassin, mit geräumigem Ausgang für Seedampfer, umzuwandeln. Zwei 1500 Fuß lange und 200 Fuß von einander entfernte Molos sollen vom Hafen in die See hinausgebaut werden. Am Ufer des Hafens errichtet man bereits stattliche Steinquais; eine 18 Meilen lange Eisenbahn wird Ballona mit Los Angeles verbinden. Die Bewohner der Engelsstadt reden davon, das Sumpfland ausgraben zu lassen und dort einen Hafen, so groß wie die Bai von San Francisco, herzustellen!

Man kann sich des Lächelns nicht erwehren, wenn eine Zeitung in Los Angeles selbstbewußt schreibt: „Karthago und Syrakus haben große künstliche Seehäfen erbaut; weshalb können wir nicht dasselbe thun?“ — Der Verkauf von Grundstücken in Ballona City wird das für die Hafenanlagen nöthige Kapital liefern — und Los Angeles wird und muß, San Francisco und San Diego zum Trotz, ein Seehafen ersten Ranges werden!

Den Hafen von San Pedro, der mit Los Angeles durch eine 25 Meilen lange Eisenbahn verbunden ist, lernte ich auf meiner Rückreise nach San Francisco, die ich auf dem Seewege zurücklegte, etwas genauer kennen. Er besteht aus einem durch einen Steinmolo und zwei Felsinseln geschaffenen langen Tiefwasser-Bassin, vor dessen Einfahrt aber eine Sandbarre liegt, auf welcher zur Zeit der höchsten Fluth nur 16 Fuß Wasser, zur Zeit der Ebbe nur zehn Fuß Wasser steht. Die Seedampfer bleiben deshalb stets zwei engl. Meilen draußen in der offenen San-Pedro-Bai liegen und befördern Passagiere und Fracht vermittelst Lichterfahrzeugen (leighters) an Bord und ans Ufer, was für die Passagiere äußerst unangenehm und zeitraubend ist und die Güter-Versendung bedeutend vertheuert. Im inneren Hafen gewahrte ich nur kleinere Fahrzeuge, meistens Schoner vom Puget-Sund, die mit Bauholz beladen waren. Um die Sandbarre auszubaggern und den Hafen in einen einigermaßen guten Zustand zu versetzen, würde noch einige Hunderttausend Dollars Ausgaben verschlingen und die Summe von einer Million Dollars voll machen, die auf die Bundesregierung fällt, welche alle Kosten für die Anlage des San-Pedro-Hafens trägt.

Bei stürmischem Wetter bietet die Bai von San Pedro der Schiffahrt nur geringen Schutz. Die See ist dort alsdann so unruhig, daß die Dampfer mitunter gar nicht anhalten. Die Santa-Catalina-Insel liegt etwa 20 Meilen westlich von San Pedro entfernt und hindert die schweren Wogen des Oceans nicht, bei Südweststürmen ungehindert in die Bai hineinzurollen. Jene Insel umfaßt 48 825 Acker und ist sehr gebirgig. Ihr höchster Punkt erhebt sich 2800 Fuß über die Meeresfläche. Die Insel Santa Catalina gehörte zum Nachlasse des bekannten Millionärs James Lick in San Francisco, der sein ganzes riesiges Vermögen für gemeinnützige Zwecke bestimmt hat. Von den Verwaltern des Lick-Nachlasses wurde die Insel neuerdings für 200 000 Dollars verkauft. An ihrer Westseite befindet sich eine schöne Bucht, an welcher die gegenwärtigen Besitzer der Insel ein großes Gasthaus erbauen lassen wollen, mit der Absicht, dort ein Seebad ersten Ranges einzurichten.

Kürzere Mittheilungen.

Mozambique.

Zur Charakteristik der Insel und Stadt Mozambique entnehmen wir einem Aufsatze des Herrn R. P. Courtois in den „Missions Catholiques“ folgendes:

Die Insel Mozambique ist unter dem 15. Grade s. Br. und unter dem 40. Grade ö. L. von Greenwich gelegen. Sie ist im allgemeinen flach und niedrig und ruht auf einer Korallenbank. Der Küste entlang erheben sich an einigen Punkten steile röthliche Felsen, welche zackig sind wie eine Säge. Vorwiegend ist der Boden aber sandig und mit einem üppigen Palmenwuchse bedeckt. Ihre Lage an einer der besten Buchten von Ostafrika hat sie zum Sitz der Regierung und zu einem Punkte von hoher strategischer Wichtigkeit gemacht.

Entdeckt von Vasco da Gama am 1. März 1498, war die Insel zu dieser Zeit der Sitz einer beträchtlichen Ansiedelung, und ihr Hafen wurde schon damals von zahlreichen Schiffen aufgesucht. Vasco Gomes de Abrea ließ das erste Festungswerk errichten, dort wo sich heute der Palast des

Gouverneurs erhebt; Don Juan de Castro aber verlegte es nach seiner heutigen Stelle, an die nordöstliche Spitze der Insel, am Eingange in die Mozambique-Straße, wo es von einem undurchdringlichen Gürtel von Felsen beschützt wird.

Die Stadt ist klein, aber hübsch und freundlich, und es giebt sonst nur wenige Städte, die sich einer so peinlichen Reinlichkeit erfreuen können. Die Häuser sehen orientalisch aus, mit ihren Terrassen und Verandas und mit ihren etwas grellen, im Lande üblichen Wandmalereien. Diese blauen, rothen, gelben und braunen Bilder haben den Vortheil, daß sie die Sonnenhitze mäßigen und dem Auge sehr wohlthuend sind. Man bemerkt einige gute Läden und eine Unmenge kleiner Buden und Schenken, in denen sich die kleineren Geschäftsleute herumtreiben. Die Hauptfaktoreien gehören zwei französischen Großkaufleuten. Die imposantesten Gebäude der Stadt sind die alte Festung von St. Sebastian und das noch unfertige neue Hospital. Der Palast des Gouverneurs, als welcher das frühere Jesuitenkolleg dient, ebensowie die Schatzkammer, die Kunst- und Gewerbeschule, der Wohnsitz des Bischofs und das Rathhaus sind hübsche Bauten, sind aber weder hinsichtlich ihrer Architektur noch ihrer Ausschmückung besonders bedeutend. Der erstgenannte Palast, der seinen früheren Namen, „Palast des Heiligen Paulus", noch immer beibehält, ist in dem besten Stadttheil gelegen, mit Aussicht auf den Hafen und den Quai und etwa 50 m von dem Meere entfernt, von dem er durch eine schöne, schattige Promenade getrennt ist. Mitten auf dem Platze befindet sich der Pavillon der Stadtmusiker, die hier an jedem Sonntag und Donnerstag die Vorübergehenden durch ihre Weisen ergötzen. Rechts vom Palast sieht man die verlassene Kirche des alten Jesuitenkollegs, dessen Thurm jetzt als Standort einer Wache dient, welche die Aufgabe hat, die Stunde mit einem Hammer auf der Glocke zu schlagen.

Das übliche Transportmittel in der Stadt und auf der Insel überhaupt ist die „Machila", eine Art Tragstuhl für zwei Personen, die sich einander gegenüber sitzen. Dieser Stuhl hängt von einer starken Stange herab, welche an ihren beiden Enden von je zwei Negern auf dem Kopfe getragen wird. Merkwürdig ist es, daß Esel als Lastthiere auf der Insel nicht eingeführt werden, da sie auf dem gegenüber liegenden Festlande von Mossuril in großer Zahl vorhanden sind.

Die Stadt besitzt eine Nationaldruckerei, deren Wirksamkeit aber aus Mangel an guten Arbeitern sowohl wie an hinreichenden Typen eine sehr beschränkte ist. Das Arsenal, das früher nur aus einigen unvollständigen Werkstätten bestand, ist heutzutage viel besser im Stande und wäre wohl zu der Ausführung größerer Arbeiten fähig. An der Spitze der Insel, wo sich der Boden allmählich nach dem Meere hin senkt, befindet sich das Pulvermagazin, ein wenig weiter der katholische Friedhof St. François Xavier und endlich die verlassenen und unkultivirten Stätten, wo die Eingeborenen ihre Todten verbrennen oder sie dem auflösenden Einflusse der Sonne überlassen.

Die Stadt Mozambique theilt sich in zwei Viertel: das europäische Viertel und das Viertel der Eingeborenen. Das erstere, welches zugleich das ausgedehnteste Viertel ist, nimmt bei dem Hospital seinen Anfang und erstreckt sich bis zu der Festung von St. Sebastian, die durch eine schöne, mit Bäumen bepflanzte Promenade mit der Stadt verbunden ist. Das zweite, im Süden, führt den Namen „Inselspitze". Die Bevölkerung ist eine sehr gemischte und wird auf ungefähr 12000 Einwohner geschätzt. Drei Viertel sind Kaffern verschiedenen Stammes, indische Banianen, Bathias, Parsi, Araber 2c. Verhältnißmäßig groß ist die Zahl von Indiern aus Goa, die zum Theil Kaufleute, zum Theil Deportirte sind. Die Mohammedaner machen Proselyten unter den Schwarzen, die bei ihnen in Diensten stehen, aber die meisten sind nur dem Namen nach Bekehrte. Die Negerinnen der Stadt tättowiren sich das Gesicht mit gelber oder rother Farbe, indem sie lange, punktirte Linien auf Stirn und Backe ziehen, während andere Gesicht und Haare mit Kalk bestreichen.

Es giebt in Mozambique kein trinkbares Quellwasser, sondern nur wenige Brunnen, die Brakwasser enthalten. Als Ersatz besitzt die Insel eine große Anzahl gewaltiger Cisternen, die sich während der Regenzeit füllen und das ganze Jahr hindurch Wasser für den Haushaltungsbedarf liefern. Wenn aber der Regen ausbleibt, herrscht eine furchtbare Wassersnoth, und das Trinkwasser muß dann von der Küste von Mossuril mittelst Kähnen und mit bedeutendem Aufwand von Zeit und Geld herbeigeholt werden.

Das Klima kann man weder schön noch gesund nennen, dennoch verdient es nicht den sehr schlimmen Ruf, den es früher genoß; wurde doch die Insel von ihren ersten Eroberern als „Kirchhof der Portugiesen" bezeichnet. Jeder, der die üblichen Gesundheitsmaßregeln beobachtet, kann sich ebenso wahrscheinlich in Mozambique des Wohlseins erfreuen wie in Europa. Excesse jeder Art sind indessen äußerst gefährlich und jugendliche Fehler und Extravaganzen, die in Europa an so vielen Schwächen des Alters schuld tragen, rächen sich hier noch rascher und in noch ernstlicherer Weise.

Vor der Insel Mozambique liegen die beiden Koralleninseln Goa und Sena. Auf der ersteren steht ein Leuchtthurm, der mit dem von der Festung von St. Sebastian in Verbindung die Durchfahrt durch die Barre anzeigt.

F.

Eine Legende der Salomons-Insulaner.

Eine sehr interessante Legende, welche gleichzeitig auf die Entstehung derartiger Sagen ein helles Licht wirft, erzählt Woodford gelegentlich einer naturwissenschaftlichen Mittheilung im zweiten Hefte der „Proceedings" der Londoner Zoologischen Gesellschaft. Auf den Salomons-Inseln findet sich ein naher Verwandter des australischen Tallegalla, Megapodius Brenchleyi, der aber seine Eier nicht in Haufen verwesender Blätter, sondern in den von der Sonne durchglühten Sand legt. Er ist besonders häufig auf der Insel Savo und seine Eier bilden in allen Stadien der Entwickelung ein wichtiges Nahrungsmittel für die Bewohner dieser Insel. Es mußte denselben natürlich auch bald auffallen, daß der Vogel seine Eier nur an zwei Stellen der Insel ablegt. Die naheliegende Erklärung, daß diese Stellen die einzigen kahlen Sandflächen der Insel sind und also auch nur an ihnen der Sand genügend von der Sonne erhitzt wird, um die Eier auszubrüten, genügt der Phantasie der Insulaner nicht; sie haben darum folgende Legende ersonnen:

Die Insel verdankt ihr Dasein und ihre Bevölkerung dem Haifisch; er trug so lange Steinblöcke zusammen, bis sie über die Meeresfläche emporragten, dann setzte er einen Mann und eine Frau, eine Yamsstaude und ein Megapodiuspärchen darauf und übergab ihnen die neue Insel. Sie gediehen und vermehrten sich. Damals nisteten die Vögel noch, wo sie wollten, und darüber gab es bald Streit, die Menschen liefen zum Strande, riefen den Hai und klagten ihm, daß die Vögel ihnen immer die Yamspflanzungen zerwühlten, und daß sie nicht länger mit ihnen zusammen wohnen könnten. Der Hai erhörte endlich die Klagen und nahm alle Vögel von der Insel weg. Aber damit verschwanden auch die delikaten Eier, und die Insulaner sahen sich ausschließlich auf Yamswurzeln und Fische angewiesen, und

das gefiel ihnen auf die Dauer gar nicht. Schließlich erbarmte sich der Hai und brachte die Vögel wieder zurück, aber um fernere Beschwerden zu verhüten, wies er ihnen die beiden kahlen Flächen zu Nistplätzen an. Die Insulaner waren damit sehr zufrieden und vertheilten alsbald diese Stellen unter sich. Jede Familie besitzt seit alter Zeit ein Stück der Sandfläche, auf denen sie ausschließlich nach den Eiern graben darf, und nur die großen Monitor-Eidechsen machen ihnen eine rücksichtslose Konkurrenz. Merkwürdig ist nur, daß die Vögel trotz der eifrigen Verfolgung nicht nur nicht ausgerottet werden, sondern recht häufig sind; Woodford konnte für einen kleinen Strang Tabak zehn Stück eintauschen. Ko.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— In der ethnographischen Sektion der russischen Geograph. Gesellschaft hielt der russische Konsul aus Hammerfest, Herr Ostrowski, einen interessanten Vortrag über das Volk der Lappen. Die Gesammtzahl derselben, sowohl der zu Norwegen wie der zu Rußland gehörigen, beträgt jetzt nicht mehr ganz 30000 Seelen. Der größere Theil, 17000 bis 18000, lebt auf norwegischer Seite, wo diesem Volksstamme jetzt in Erforschung seiner Sagen, Sitten, Lebensweise eine besondere Aufmerksamkeit zugewendet wird. Die norwegischen Lappen machen im allgemeinen nicht den jämmerlichen Eindruck, wie die russischen, obwohl diese letzteren unter verhältnißmäßig nicht ungünstigen ökonomischen Bedingungen leben. Für die ersteren ist jetzt der Uebergang zum seßhaften Leben charakteristisch, und in Gegenden, wo sie, unvermischt mit anderen Völkern, für sich allein leben, ist eine gewisse Zunahme und keine Abnahme der Bevölkerung bei ihnen wahrzunehmen. Dagegen vermindert sich das Lappenthum überall dort, wo andere Stämme ihnen den Boden streitig machen, und das geschieht von Seiten des finnischen Elementes, welches in unaufhaltsamem Fortschritte nach Norden sich allmählich ausbreitet.

— Der charakteristische Zug der Landwirthschaft in den mittleren Strichen Rußlands ist nicht sowohl der Getreidebau, als vielmehr der Flachsbau. So kommt es, daß Rußland nach Aussage eines Nationalökonomen um ein Viertel oder ein Fünftel mehr Leinfaser produzirt, als die ganze übrige Welt zusammengenommen, und daß die Linnenindustrie dort noch einen sehr bedeutenden Platz neben der sich immer kräftiger entwickelnden Baumwollenindustrie behauptet hat. Um so mehr erregt es Schrecken, daß seit einigen Jahren starker Raupenfraß die Flachssaaten heimsucht, ein Uebel, das in diesem Jahre besonders die Gouvernements Wladimir, Kostroma, Jaroslaw, Twer, Moskau, Nischni-Nowgorod, Smolensk und theilweise Wologda betroffen hat. Infolgedessen hat man sogar angefangen, sich nach einem Ersatz für die seit Jahrhunderten so intensiv betriebene Flachskultur umzusehen und hat in den südlichsten Gouvernements — in der Krim, im Kaukasus, auch in dem neugewonnenen transkaspischen Gebiete — Versuche mit der Jutepflanze angestellt, die selbst in der Krim, unweit Jalta, an der Südküste, noch erfolgreich gewesen sind.

Asien.

— Ein Vortrag, den Dr. Cl. Paster am 15. November vor der Geographischen Gesellschaft zu München hielt, enthält die folgenden Darlegungen über die Insel Sumatra: Die Malayen nennen die große Insel „Pulo Percha", d. i. „Insel der Gutta-Percha". Das vulkanreiche Barissan-Gebirge, welches sie von N.W. nach S.O. durchstreicht, stürzt gegen die Südwestküste und den offenen Ozean steil ab, während es gegen die Nordostküste und das südostasiatische Inselmeer hin allmählich in ein von großen schiffbaren Flüssen durchströmtes Tiefland übergeht. Die Vegetation ist infolge des feuchtwarmen Klimas eine überaus mächtige, und zugleich auch im Gegensatze zu der javanischen noch eine sehr urwüchsige. Auch die Fauna zeichnet sich sowohl durch Mannigfaltigkeit als auch durch Größe und Schönheit der Arten aus. Die malayischen Bewohner, die sich selbst „orang malayu", d. i. „herumschweifende Leute", nennen, erinnern durch ihre vorstehenden Jochbogen an die Mongolen und sind von Charakter ruhig und bedächtig, aber auch rachsüchtig und hinterlistig. Ausgesprochene Vorliebe haben sie für Schmuck aus edlem Metall und für schöne Waffen (Kris). Ihre Hauptnahrung ist der Reis, ihre Hauptbeschäftigung Handel und Schiffahrt. Die malayische Sprache ist sehr einfach in ihrer Grammatik und hat aus diesem Grunde eine große Verbreitung durch den hinterindischen Archipel erlangt. Die Religion ist seit lange die mohammedanische. Die wichtigsten Stämme sind die Battaker und die Atschinesen. Die Anthropophagie der ersteren ist im Abnehmen.

Nach einer amtlichen russischen Aufstellung bezifferte sich der Handel Rußlands nach China auf dem Landwege 1887 in runder Summe auf 34 Millionen Rubel, wovon aber kaum 25 Proc. auf den Export kamen. Die Hauptartikel des letzteren waren Getreide, Schweine, Zucker, Baumwollenwaaren, Schaffelle, Leder, Pelze. Thee (für reichlich 24 Millionen Rubel) bildete den weitaus wichtigsten Artikel der Einfuhr. Die Ziffer des Exportes soll aber in starkem Steigen, die des Importes dagegen im Sinken begriffen sein.

Afrika.

— Der italienische Reisende L. B. Robecchi hat an den Präsidenten der Geographischen Gesellschaft zu Rom unter dem Datum des 18. Juli 1888 einen Brief aus Harrar gerichtet, demzufolge es ihm gelungen war, in Begleitung von einigen Somalis diesen Punkt von Zeila aus zu erreichen, dabei eine Reihe topographischer Aufnahmen und Höhenmessungen vornehmend und auch den botanischen und zoologischen Verhältnissen seine Aufmerksamkeit zuwendend. Er bezeichnet den Weg als verhältnißmäßig sicher, stieß in Harrar selbst aber auf starkes Mißtrauen bei der Bevölkerung (Vergl. das „Bolletino" der Ital. Geogr. Gesellschaft 1888, p. 820 ff.).

— Das Deutsche Emin-Pascha-Komité hat den Beschluß gefaßt, Lieutenant Wißmann sobald als thunlich nach Ostafrika zu entsenden, damit derselbe auf einem von ihm

selbst gewählten Wege den Versuch mache, nach Wadelai vorzudringen und Emin Beistand zu bringen. Man glaubt, daß der Reisende als Ausgangspunkt seiner Expedition Deutsch-Witu-Land wählen wird.

— Joseph Thomson äußert sich nach einem heftigen Ausfalle gegen die deutsche Kolonialpolitik — der nichts Freundliches von seiner geplanten Emin-Pascha-Expedition für Deutschland erwarten läßt — über den ostafrikanischen Sklavenhandel und über die deutsch-englisch-portugiesische Blockade zur Verhinderung desselben, wie folgt: Die Unterdrückung des Sklavenhandels hat nichts mit den Ereignissen in Ostafrika zu thun, und die über die ostafrikanische Küste verhängte Blockade wird ihn nicht im geringsten verhindern. Der Sklavenhandel ist gegenwärtig im wesentlichen ein Binnenhandel, unterhalten, um die Gegenden im Inneren mit Waaren und die Plantagen und Haushaltungen an der Küste mit Arbeitskräften zu versorgen. Das ganze Resultat der Blockade wird also sein, daß man einige hundert Sklaven, die unter anderen Umständen nach Pemba befördert worden wären, in Reserve halten wird, bis sie genügend zugestutzt sind, um als Träger und Hausdiener passiren zu können. Der Handel im Binnenlande wird völlig ungestört weiter betrieben werden. Die deutsche Emin-Pascha-Expedition zu unterstützen, warnt Herr Thomson sowohl die Britisch-Ostafrikanische Gesellschaft als auch die englische Regierung.

— Nach einem Referate J. Hann's über Tacchini's Untersuchungen bezüglich des Klimas von Massaua („Meteorologische Zeitschrift", 1888, S. 155 ff.) ist dieser Ort, der bekanntlich für den heißesten der Erde gilt, nicht sowohl durch die höchsten absoluten Temperaturen ausgezeichnet, als vielmehr durch das Anhalten sehr hoher Temperaturen. Die Temperatur des heißesten Monats (des August, mit 34,7° C.) wird von der Julitemperatur des Pendschab, Mesopotamiens 2c. noch übertroffen, aber die Temperatur ist dort nicht so gleichmäßig hoch. Die mittleren Jahresextreme sind 41,5° und 19°, und selbst in Süd-Europa hat man höhere Temperatur-Maxima beobachtet. So hatte Palermo im Jahre 1885 am 5., 8. und 4. August 43,1° bezw. 40° und 45,5°, während Massaua an denselben heißesten Tagen nur 38,1°, bezw. 38,1°, bezw. 38,2° hatte. Die mittlere Temperatur des heißesten Monats in Palermo bleibt aber trotzdem noch um ein Geringes hinter der mittleren Temperatur des kältesten Monats in Massaua zurück. Die mittlere Temperatur des Jahres beträgt in Massaua 30,2°, die des Sommers 34,1° und die des Winters 26,0° (des Januar 25,4°). Der jährliche Gang der Temperatur ist der eines typischen Seeklimas. — Der Regenfall ist sehr spärlich und auf den Winter beschränkt, während in den benachbarten Gebirgsländern ziemlich das Umgekehrte der Fall ist.

Allgemeines.

— Der Internationale Amerikanisten-Kongreß zu Berlin hat sein Programm im allgemeinen genau in der Weise erledigt, wie es vorher aufgestellt worden war (Vergl. S. 80), und seine Verhandlungen werden nicht verfehlen auf die ethnologische Durchforschung der Neuen Welt in einem hohen Grade befruchtend einzuwirken. Sehr imposant zeigte sich die deutsche Wissenschaft auf dem Kongresse, und es kann danach kaum ein Zweifel daran bestehen, daß die deutschen Gelehrten zur Lösung der großen Räthsel, welche uns die amerikanischen Kultur- und Naturvölker aufgeben, in den letzten Jahren das allermeiste beigetragen haben — dank der strengen induktiven Methode, der sie bei ihren Untersuchungen gefolgt sind. Freilich hatten die deutschen Forscher bei ihren Vorträgen auch den unschätzbaren Vortheil, die großartige Schöpfung Bastians — das Berliner Museum für Völkerkunde — unmittelbar zu ihrer Verfügung zu haben. Die deutschen Namen, welche in den Verhandlungen besonders hervortraten, waren diejenigen von Reiß und Stübel, Bastian, Virchow, Karl von den Steinen, Emil Schmidt, Nehring, Fritsch, Steinthal, Strebel, Seeler, Uhle, Andree, H. H. Müller 2c.; die ausländischen diejenigen von Hamy, Gaffarel, Morse, Cora, Borsari, Netto 2c. Auf den Inhalt einzelner Vorträge, von denen wir voraussetzen dürfen, daß sie für unsere Leser von höherem Interesse sind, gedenken wir zurückzukommen.

— Guyot Daubès hat in der „Revue d'Anthropologie" eine interessante Untersuchung über Anomalien der menschlichen Finger veröffentlicht. Bezüglich der anomalen Zahl derselben unterscheidet er Ectrodaktylie (Unterzähligkeit) und Polydaktylie (Ueberzähligkeit) und er vertritt die Ansicht, daß beide Anomalien dazu neigen, sich zu vererben. So könnte nach seinen Ausführungen durch Zuchtwahl füglich eine sechsfingerige Menschenrasse entstehen, von der man aber kaum behaupten dürfte, daß sie besser mit Gliedmaßen ausgerüstet sei wie die fünffingerige.

— Professor Robert Wallace macht in seinem Buche „India in 1887" auf die Thatsache aufmerksam, daß die Hausthiere Indiens (Büffel, Schafe, Schweine, Pferde) bis auf einen ganz geringen Prozentsatz, der aus schwächlichen Individuen gebildet werde, eine schwarze oder doch dunkle Hautfarbe besitzen, auch wenn das Haar darüber hell sein sollte, und er ist geneigt, dies als eine Schutzeinrichtung bezüglich des Klimas anzusehen. Freilich erscheine es seltsam, daß eine dunkle Haut, die einen größeren Betrag von Sonnenstrahlen absorbire, ein Thier besser befähigen solle, ein heißes Klima zu ertragen, als eine helle, die einen großen Theil der Sonnenstrahlen zurückwerfe. — Bemerkenswerth ist in jedem Falle die Analogie, die in der fraglichen Hinsicht zwischen den menschlichen und thierischen Bewohnern der Tropen besteht.

— Das französische Marine- und Kolonialministerium hat vor kurzem einen Bericht über die französischen Kolonien (ausgenommen Algerien und Tunis) veröffentlicht. Abgesehen von dem Kongogebiete, dessen Umfang nicht genau angegeben werden kann, umfaßt das französische Kolonialreich demnach rund 2 Mill. qkm und 22 Mill. Einwohner. In Bezug auf die direkten Handelsbeziehungen zum Mutterlande stehen unter den Besitzungen obenan Martinique und Guadeloupe, die im letztvergangenen Jahre für 17 Mill. Franks Waaren nach Frankreich sandten. Ihnen zunächst steht Französisch-Indien mit einem auf das Mutterland gerichteten Export von 16 Mill.; dann folgen St. Pierre und Miquelon mit 15 Mill., Senegambien mit 14 Mill., Reunion mit 10 Mill. und Guyana mit 5 Mill. — Alle anderen französischen Besitzungen (besonders in West- und Ostafrika) senden zusammengenommen für 8 Mill. Franks.

(Schluß der Redaktion am 4. December 1888.)

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.



Band LIV. № 24.

Mit besonderer Berücksichtigung der Ethnologie, der Kulturverhältnisse und des Welthandels.

Begründet von Karl Andree.

In Verbindung mit Fachmännern herausgegeben von

Dr. Emil Deckert.

Braunschweig Jährlich 2 Bände à 24 Nummern. Durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zum Preise von 12 Mark pro Band zu beziehen. 1888.

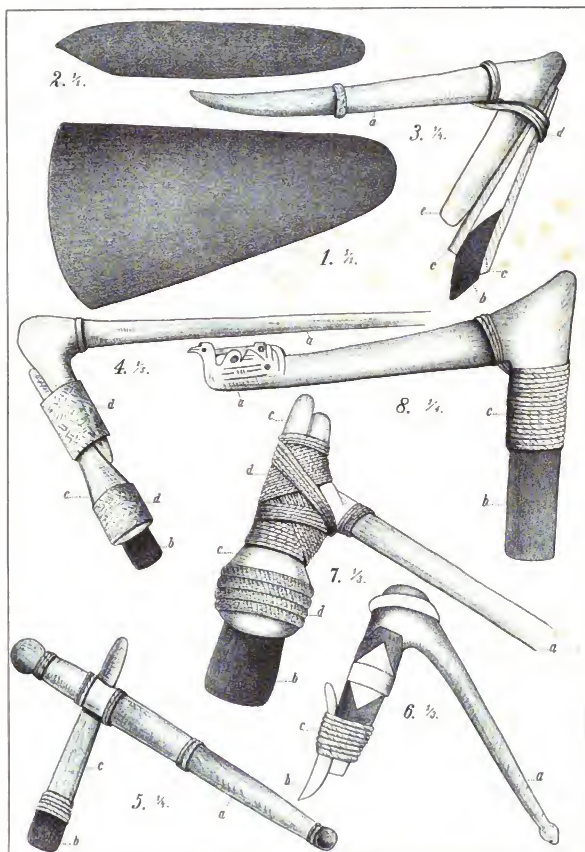
Dr. O. Finsch's Typen aus der Steinzeit Neuguineas.

(Mit zwei Bildertafeln.)

Zu der geringen Zahl von Völkern, welche bis zur Gegenwart fast unberührt von dem sonst so mächtigen Einflusse der Weißen wie auch der Kulturvölker Ostasiens geblieben sind, gehören vor allen die Papua von Neuguinea — ganz besonders die Bewohner der Nord- und Ostküste, also auch des Kaiser-Wilhelmslandes. Denn diese Gegenden wurden bis auf die neueste Zeit äußerst selten besucht, keinesfalls aber in den Verkehr hineingezogen, der sonst in diesen Theilen der Südsee vorzugsweise aus Kopra-Handel und Arbeitererwerbung besteht; auch die Mission hatte noch nirgends Fuß gefaßt. Man darf daher sagen, daß die Papua der Nordküste jene volle Originalität ihrer Lebenszustände wie ihrer Handfertigkeitserzeugnisse bewahrt haben, welche anderen Zweigen ihrer Rasse ganz oder theilweise verloren gegangen ist. Und diese Thatsache ist um so erfreulicher, als die eben genannten Eingeborenen nicht etwa ausschließlich auf die Erwerbung ihres Lebensunterhaltes bedacht sind, sondern trotz ihrer einfachen Werkzeuge, die vorzugsweise aus Steinen und Muscheln gefertigt werden, aus den ihnen von der Natur dargebotenen Produkten Erzeugnisse herzustellen verstanden, die wegen ihrer Mannigfaltigkeit, Brauchbarkeit und Eleganz in ihrer Art den Anspruch von kunstgewerblichen Gegenständen machen dürfen. Aus diesem Grunde muß es daneben begrüßt werden, daß der wissenschaftliche Entdecker des Kaiser-Wilhelmslandes — Dr. O. Finsch — seinem kürzlich erschienenen Reisewerke, betitelt: „Samoafahrten", einen einzeln käuflichen Ethnologischen Atlas unter der Bezeichnung: „Typen aus der Steinzeit Neuguineas" beigegeben hat. Derselbe, enthaltend auf 24 lithographischen Tafeln 154 Abbildungen, nach Originalen gezeichnet von O. und E. Finsch und von einem erläuternden Text in deutscher, englischer und französischer Sprache begleitet, bezieht sich auf Steingeräthe, Hausbau und Hausgeräth, Töpferei, verschiedenes Geräth, Kanus, Fischereigeräth, Strickereien, Waffen, Masken, Tabu-Gegenstände, Bekleidung und Schmuck; letztere ist am reichlichsten, mit acht Tafeln, bedacht worden. Beide Darstellungsmittel, Bilder und Textworte, zeichnen sich nicht nur durch große Deutlichkeit und Anschaulichkeit aus, sondern bieten selbstredend auch die weitgehendste Gewähr für sachliche Richtigkeit. Daher kann es für den Berichterstatter nur eine angenehme Aufgabe sein, alle Freunde und Kenner der Ethnologie auf dieses ebenso werthvolle wie in seiner Art einzig dastehende Werk aufmerksam zu machen [1]). Die folgenden Zeilen sollen nur einige Hauptpunkte hervorheben.

Die Steinäxte oder Steinbeile, welche nicht als Waffe, sondern als Werkzeug zum Fällen von Bäumen, zum Bau der Häuser und Kanus, zur Zurichtung der Holzstücke für nachfolgende Schnitzereien u. a. m. dienen, inter-

[1]) Dr. O. Finsch's Ethnologischer Atlas zu den Samoafahrten. Leipzig 1888. Ferd. Hirt & Sohn.



Steingeräthe von Neuguinea.

Aexte: 1. 2. 3. von der Astrolabe-Bai; 4. von Finschhafen; 5. vom Sechstroh-Fluß; 6. vom Kap Gourdon; 7. von Guap; 8. von Normanby.

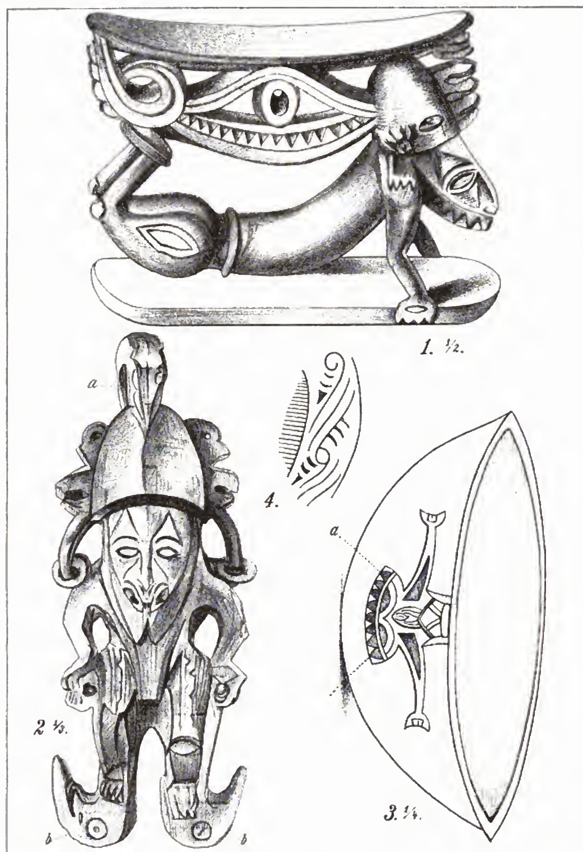
cessiren eben so sehr durch das verwendete Material, wie durch die Art ihrer Herstellung. Für die Klingen, die zurecht geschliffen werden, verwendet man entweder harte Steine, meist passende Geschiebestücke von Diorit, Kieselschiefer, Basalt und amorphem Grünstein oder den Schloßtheil gewisser Muscheln, am häufigsten von Tridacna gigas, seltener Hippopus, Mitra oder Terebra. Zum Stiel wählt man in der Regel ein dünnes Stämmchen, das einen recht- oder spitzwinkelig abstehenden Ast besitzt; an den stärkeren Theil befestigt man die Klinge mit Schnüren aus Lianen, gespaltenem Rotang oder starken Bindfaden. Die vollkommensten Formen werden im Westen des Kaiser-Wilhelmslandes hergestellt; hier ist der runde, gerade Holzstiel durchbohrt und in das dadurch entstandene Loch das runde Holzstück, welches vorn die Klinge trägt, eingesteckt. Wo man Eisen erlangen konnte, ersetzt dieses den Stein oder die Muschel.

Eine ziemlich große Mannigfaltigkeit zeigt der Hausbau. Man kann zunächst zwei Haupttypen unterscheiden. Der eine derselben entspricht der Hüttenform, indem das Dach beiderseits bis auf die Erde reicht. Bei der anderen Form steht das Haus selbst auf einem Rost von Pfählen, die bald niedrig, bald hoch sind. Der Grundriß ist vorwiegend rechteckig; der Eingang erfolgt bei dem ersten Typus durch eine ebenerdige Thür, bei dem zweiten führt ein entsprechend langer, schräg gestellter, eingekerbter Treppenbalken empor; die Thüröffnung selbst ist in vielen Fällen besonders überdacht oder mit einem Vorplatze — einer Art Plattform — versehen. Die innere Einrichtung der gewöhnlichen Häuser ist sehr einfach; man erblickt darin einige Ruhebänke, etwas Hausgeräth (wie Töpfe, Schüsseln u. a.) und einige Vorrathsbündel mit werthvollerem Schmuck, in der Mitte endlich die Feuerstätte, wo beständig Feuer gehalten wird; denn einige Stämme verstehen es nicht, die lebendige Flamme zu erzeugen. Größer und kunstvoller als die Wohnhäuser sind die sogenannten Versammlungshäuser, welche, in fast keinem Dorfe fehlend, verschiedenen Zwecken, — als Schlafstätte der unverheiratheten Männer, als Festhütte, zum Empfange fremder Gäste u. a. — dienen und von den Weibern nicht betreten werden dürfen. Mitunter sind sie mit Schnitzereien an den Stützbalken sowie mit geschnitzten und bemalten Thiergestalten aus Holz ausgestattet; zugleich werden in ihnen die großen und kleinen Holztrommeln aufbewahrt, unter denen die sogenannten Signaltrommeln für die Weiber strengstens „tabu" sind. Wasserbauten kommen in Kaiser-Wilhelmsland nicht vor, wohl aber in der benachbarten, zu Niederländisch-Neuguinea gehörenden Humboldtbai; dieselben sind zwar schon von früher her, zuerst durch die Reise des Kriegsschiffs „Etna", bekannt, aber die von Finsch sowohl im Atlas als im Reisewerke gegebenen Abbildungen und Mittheilungen vermitteln uns doch erst eine richtige Vorstellung von diesen interessanten Pfahlbauten, insonderheit von dem Versammlungshause in Tobadi, „dem großartigsten und bewundernswerthesten Pfahlbau in Neuguinea und vielleicht der Steinzeit überhaupt". Noch wollen wir erwähnen, daß die Holzbildnerei der Papua eine Reihe überlebensgroßer menschlicher Figuren hervorbrachte, welche, je nach der Oertlichkeit, mit verschiedenen Namen — als „Telum" oder „Gabiang" — bezeichnet, wohl in den Proportionen verfehlt sind, aber doch von dem Fleiße und der Ausdauer der Verfertiger ein beredtes Zeugniß ablegen.

Wenden wir uns zu den Arbeitsgeräthen und Arbeitsleistungen, so sind über die Fischerei, den Kanubau und die Töpferei schon früher einige Andeutungen in diesem Blatte gemacht worden, die nicht wiederholt werden sollen. Dagegen verdient die Strickerei der Papua wegen ihrer vollkommenen Technik Beachtung. Man macht in dieser Richtung hauptsächlich Tragbeutel, verschieden in Größe und Ausschmückung, die zu den unentbehrlichsten Ausrüstungsgegenständen gehören, indem sie den Männern zur Aufbewahrung der täglichen Bedarfsartikel, den Weibern dagegen zum Tragen der Kinder und der Lasten (Feldfrüchte, Holz u. dergl.) dienen. Diese Beutel sind aus bald einfarbigem, bald abwechselnd schwarzem und braunem Bindfaden geknüpft und in mannigfachster Weise mit kleinen Muscheln, Hundezähnen, geflochtenen Pflanzenfaserkettchen, halbdurchschnittenen Coixkernen u. s. w. besetzt und verziert.

Minder hervorragend sind die Leistungen in der Herstellung von Waffen, die wegen des geringfügigen Jagdbetriebes hauptsächlich für den Krieg in Frage kommen. Die Hauptwaffe ist der Wurfspeer, vorzugsweise eine zwei bis drei Meter lange, oft ziemlich schwere Stange, meist aus Palmenholz; das Basis-Ende ist verdünnt, das Spitzenende etwas verdickt und zuweilen mit ein paar Kerbzähnen oder einer Furche versehen. Daneben findet man eine zweite Art Wurfspeer, an dem eine breite, lanzettförmige, etwa 70 cm lange Spitze aus Bambu angebracht, an der Verbindungsstelle aber oft sehr kunstvoll mit Federn, Kuskusfell u. a. verziert ist. Die zweite Art vermag gefährliche Wunden hervorzubringen, wirkt aber doch nur auf 40 bis 50 Schritte. Häufig, aber nicht ganz allgemein, kommen Bogen und Pfeile vor; ersterer aus Palmenholz gefertigt, etwa zwei Meter lang, meist glatt und ohne allen Ausputz, hat eine Sehne aus gespaltenem Rotang; letztere, etwa 140 cm lang, sind von mannigfaltiger Beschaffenheit: fast ausnahmslos aus leichtem Rohr und mit einem runden Spitzenkeile versehen; die Spitze, in Feuer gehärtet, ist öfters mit verschiedenartig geschnitzten Kerb- und Sägezähnen oder Widerhaken ausgestattet. Vergiften der Pfeile kennt man in Neuguinea nicht. Außerdem begegnet man an einzelnen Stellen auch Keulen, Dolchen, Schilden und Kürassen. Die Keulen bestehen meist aus einem über einen Meter langen, flachen, schwertartigen Holzstück, in das bisweilen eigenthümliche Ornamente eingravirt sind. Solche aus Kasuarknochen, ebenfalls hübsch ornamentirt, und vorzugsweise im Westen des Kaiser-Wilhelmslandes gebräuchlich, werden gewöhnlich im Armbande getragen. Schilde, stets aus Holz, zeigen sich in Form und Verzierung an jedem Orte ihres Vorkommens verschieden. Einer der von Finsch abgebildeten, von der Insel Trobriand stammend, zeichnet sich durch kunstvolle Bemalung in Weiß, Roth und Schwarz aus und stellt wohl das Vollkommenste dar, was von Papuas in Malerei geleistet wird. Kürasse endlich, fein aus Rotang geflochten, lernte Finsch nur in Angriffshafen kennen.

Von Musikinstrumenten im engeren Sinne des Wortes gebrauchen die Papua im allgemeinen nur die Panflöte und die Rohrflöte; beide, in Neubritannien häufig, sind in Neuguinea kaum zu finden. Um so ausgebildeter ist dagegen hier der Gebrauch von Trommeln, welche, ähnlich wie in Kamerun, zur Signalisirung gewisser Ereignisse dienen. Die Form derselben ist verschieden; manche bestehen in einem etwas ausgehöhlten trogförmigen Baumstamme und werden mit einem Stocke geschlagen. Andere sind ausgehöhlte Holzröhren, in der Mitte sanduhrähnlich eingebogen, an der einen Seite mit Eidechsenhaut überzogen und theilweise mit geschmackvollen Schnitzereien verziert; mit der einen Hand am Henkel gehalten und mit der anderen geschlagen (wie bei den Malayen und Singhalesen), haben sie den Zweck, bei den Gesängen, welche die sogenannten Tänze begleiten, den Takt anzugeben.



Hausgeräth von Neuguinea.

1. Kopfstütze; 2. Haken; 3. Schlüssel von Finschhafen; 4. Randverzierung von der Teste-Insel.

Zur Erhöhung der Festfreude werden bei den Papua wie bei vielen anderen Naturvölkern Masken getragen, die interessanter Weise ebenfalls mitunter an der Stelle der Nase einen Vogelschnabel haben. Diese Masken, hauptsächlich im Westen in eigenthümlicher Form vorkommend, sind aus einem soliden Stück gearbeitet, bunt bemalt und mit mancherlei Dingen (Blattbüscheln, Menschenhaaren, Muscheln u. dergl.) behängt. Miniaturmasken, von den Männern gelegentlich an den Tragbeuteln befestigt, scheinen die Bedeutung von Amuletten zu haben.

Im Anschluß an diese Amulett-Masken äußert sich Finsch über einige Gebräuche, die vielfach mit Religion in Zusammenhang gebracht werden. Das polynesische „Tabu", sagt er, ist mehr oder minder auch in Melanesien verbreitet und die bildlichen Darstellungen von menschlichen Figuren, welche nicht als „Götzen" gedeutet werden, stehen zum Theil in Beziehung zu diesem Tabu, haben aber „nichts mit Religion zu thun, sondern hängen mit einem gewissen Ahnenkultus zusammen". Um in dieser Frage Stellung zu nehmen, müßte man sich erst über die Ausdehnung des Begriffs „Religion" verständigen. Ohne aber diese Angelegenheit hier weiter verfolgen zu wollen, bemerken wir nur, daß der Ahnenkultus allerdings einen Theil von Religion ausmacht und als solche weite Verbreitung unter den Völkern höherer und niederer Kultur genießt. Außer den schon früher erwähnten kolossalen Ahnenfiguren kommen auch kleine vor, welche sowohl Männer als Frauen in Landestracht darstellen.

Ad vocem Tracht zu den Lebenden zurückkehrend, theilen wir mit, daß eigentliche Nacktheit in Neuguinea nur ausnahmsweise vorkommt. Abgesehen von kleinen Knaben pflegen nämlich beide Geschlechter eine Art Leibschurz zu tragen. Bei den Männern ist dies der sog. „Mal", d. h. ein mehrere Meter langes, bis 50 cm breites Stück geschlagenen Baumbastes („Tapa") welches, zuweilen bemalt, um den Leib geschlungen und zwischen den Schenkeln durchgezogen wird. Die Vertreterinnen des weiblichen Geschlechtes bekleiden sich von früher Jugend an entweder mit zwei, mitunter volantartigen Schürzen oder mit einem bis zum Knie reichenden Grasrock; beide Stücke fertigt man aus den zerschlissenen Blattfasern der Kokos- oder Sagopalme; in letzterem Falle fügt man, namentlich für die Festgewänder, bunte Färbung hinzu.

Unvergleichlich viel mannigfaltiger und werthvoller als die Kleidung ist aber der Schmuck der Papua, und man kann sagen, daß die Leute alle drei Naturreiche durchsucht haben, um Stoffe zur Verzierung ihres Leibes ausfindig zu machen. Doch sind es nicht rohe Naturerzeugnisse, mit denen man sich behängt und umwindet, sondern jedem Stück wurde ein bestimmtes Maß von Arbeit und Geschmacksrichtung zugewandt, bis es die gewünschte gefällige Form erhielt. Und wenn man schon keinen Hauptheil des Körpers bei der Verzierung und Ausschmückung völlig leer ausgehen läßt, so sind es besonders das Haar, die Nase, das Ohr, der Hals, die Brust und der Oberarm, welche durch Schmuckgegenstände der mannigfachsten Art ausgezeichnet werden. Zugleich wechselt der Geschmack nach Geschlecht, Ort und Zeit. Für gewöhnlich trägt man wenig Zierrathen, etwa den Nasenkeil, eine Halskette und ein Armband, das wäre also etwa die Werktagstracht; bei Festlichkeiten aber wird der volle Schmuck angelegt und diesem Bemalung, vorzugsweise mit rother Farbe, hinzugefügt. Sodann sind es in erster Linie die jungen Männer, die sich am buntesten und vollständigsten herausputzen, dann folgen in abnehmender Linie die älteren Männer, darauf die Mädchen und jungen Frauen; den Beschluß machen mit den wenigsten und schlechtesten Schmuckstücken die alten Weiber. Was endlich die Variabilität der Ausschmückung anbetrifft, so lassen sich nach Finsch in dem von ihm mit der „Samoa" besuchten Gebiete etwa drei Hauptprovinzen, auf Grund des Vorwaltens gewisser Eigenthümlichkeiten, unterscheiden: diese sind der Osten, die Mitte und der Westen. Indeß würde es uns zu weit führen, tiefer in derartige ethnologische Fragen einzudringen. Auch die Einzelheiten bezüglich der Form und Herstellung der so zahlreichen Schmuckgegenstände wollen wir hier nicht weiter verfolgen, denn ohne von Abbildungen unterstützt zu sein, will die Beschreibung wenig besagen. Wer sich dafür interessiert, und wir hoffen, daß dies bei recht Vielen der Fall sein wird, dem rathen wir, den „Ethnologischen Atlas" selbst zur Hand zu nehmen; dieser wird jede gewünschte Auskunft und Belehrung aufs Beste gewähren. A. O.

Der Krater von Littleton.

Von Dr. R. v. Lendenfeld.

(Mit zwei Abbildungen.)

Der mittlere Theil der Südinsel von Neuseeland wird nahe seinem nordwestlichen Rande von den Alpen durchzogen, welche hier ihre mächtigste Entwickelung und bedeutendste Höhe erreichen. Im Südosten breitet sich eine weite Ebene aus, welche von den Flüssen durchzogen wird, die von dem Ostabhang der Alpen herabkommen. Diese Ebene besteht größtentheils aus postpliocenem Geröll und sie senkt sich sehr allmählich gegen die flache Küste hin. Die Flüsse, welche im Herbst und Winter fast verschwinden, nehmen im Frühling, zur Zeit der Schneeschmelze im Gebirge gewaltige Dimensionen an und bringen dann ungeheure Massen von Geröll und Sand aus dem Gebirge herab in das Flachland. In viele Arme zertheilt, breiten sie sich über das flache Land aus und überschütten dasselbe mit immer frischem Material, während Sand und kleinere Steine ins Meer hinausgeführt werden. Verschleiert durch

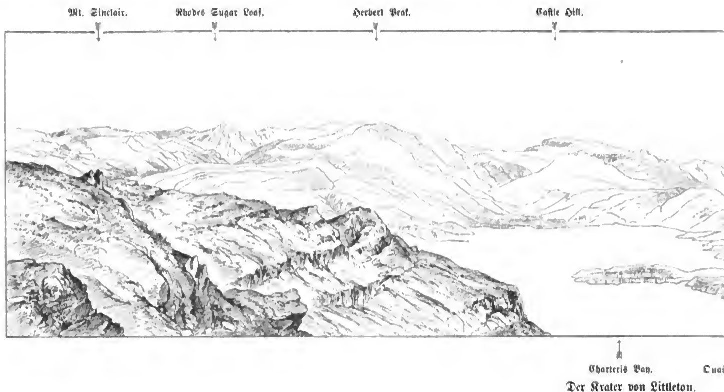
mächtige Sanddünen vor den Flußmündungen, und durch sie vor der Brandung geschützt, rückt die Küstenlinie selber allmählich vor und das Land dehnt sich immer weiter gegen das Meer hin aus.

Ebenso wie heute die Canterbury-Ebene fortwährend nach Südosten hin vorrückt, ebenso ist sie auch ursprünglich entstanden. Die Küstenlinie selber bildete stets einen concaven Bogen, der sich zwischen den angrenzenden Vorgebirgen ausbreitete, und der sich immer mehr der geraden Verbindungslinie der benachbarten Kaps näherte.

Bevor und während sich die Canterbury-Ebene auf diese Weise bildete, fanden heftige vulkanische Eruptionen im Meere — etwa 40 km von der ursprünglichen Küstenlinie entfernt — statt. Im Zusammenhange mit diesen Ausbrüchen wurde eine kleine Scholle palaeozoischen Gesteins an jener Stelle gehoben, und bald erschien der Gipfel des submarinen Vulkans über dem Spiegel des Meeres. Die so gebildete Insel vergrößerte sich rasch durch wiederholte Eruptionen. Die Kraterwände erreichten eine Höhe von 1000 m, und die Insel selber erlangte einen Durchmesser von 30 bis 40 km. Obwohl die verschiedenen Ausbrüche nicht alle an derselben Stelle stattfanden, so waren doch die Centren, von denen mindestens fünf unterschieden werden können, nahe beisammen innerhalb eines Kreises von 12 km Durchmesser.

Der Boden eines jeden dieser fünf Krater blieb unter dem Niveau des Meeres, und es wurden im Laufe der Zeit die Kraterwälle überall dort von der Brandung und den Atmosphärilien durchbrochen, wo sie den geringsten Widerstand boten — die geringste Dicke besaßen. In dieser Weise traten die fünf Krater in Verbindung mit dem Meere und sie erscheinen heute als ebensoviele Buchten.

Die große vulkanische Insel füllte durch das, von derselben herabgeschwemmte Material allmählich das Meer in



Der Krater von Littleton.

ihrer nächsten Umgebung an und schützte gleichzeitig die dahinter liegende flache Küste vor der Brandung. Infolge dieser Ursachen schob sich die Strandlinie gegen die vulkanische Insel vor, indem das durch die Flüsse von den Alpen herabgebrachte Material, sich in dem ruhigeren Wasser der Meerenge hinter der vulkanischen Insel ablagerte. Endlich erreichte das Festland die Insel und es bildete sich eine weit ausgedehnte, vollkommen flache, durchschnittlich kaum sechs Meter über dem Meer liegende Ebene, welche die nun zu einem Vorgebirge gewordene Vulkangruppe mit dem Festlande verband. Auf dieser Ebene steht die wichtigste Stadt Neuseelands — zugleich die Hauptstadt der Provinz Canterbury — Christchurch. Die vulkanische Halbinsel heißt Banks' Peninsula, und der größte Krater in derselben, welcher nach Nordost mit dem offenen Meer in Verbindung steht, ist der wichtigste Hafen der Südinsel von Neuseeland — Port Littleton, in dessen Hintergrunde die gleichnamige Stadt liegt.

Fast der ganze transmarine Verkehr der Provinz Canterbury — und dieser Verkehr ist ein sehr bedeutender — geht über Christchurch und Littleton. Mehrere Wege führen über den alten Kraterrand von der einen Stadt in die andere, da aber der Kamm nirgends unter 250 m herabsinkt, so war der Transport mit Schwierigkeit und Zeitverlust verbunden. Es wurde aus diesem Grunde ein Tunnel durch den Kraterwall gebaut, welcher jetzt die Eisenbahnverbindung zwischen diesen Städten vermittelt. Der Tunnel ist gegen 2 km lang und deshalb von Interesse, weil er die einzige Durchbohrung eines großen Kraterwalles auf der Erde ist. Die Richtung des Tunnels ist zwar keineswegs streng radial gegen das Centrum des Kraters hin aber doch hinreichend so, daß die Schichtenfolge auf diesem künstlichen Durchstich in natürlichen Verhältnissen erscheint.

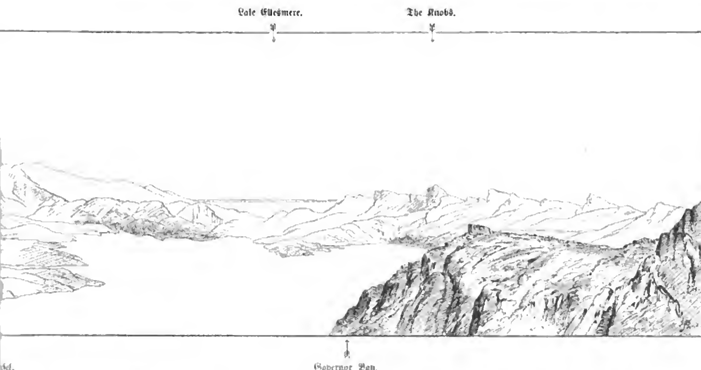
Mein Freund, der verstorbene Julius von Haast, hat während des Tunnelbaues die geologischen Verhältnisse studiert

und giebt an (Geology of Canterbury and Westland, p. 355), daß der Kraterwall an jener Stelle aus 61 Strömen kompakten oder phorphyritischen Basalts; aus 54 Strömen lockerer Lava; aus 39 Schichten von Conglomeraten &c.; aus 19 Schichten von durch Hitze gehärtetem Erdboden (Laterit); und aus einer Schicht von Felstrümmern — im ganzen also 174 unterschiedlichen Schichten besteht.

Zu beiden Seiten an den Tunnelenden findet sich Löß. Dann folgen, von außen gegen den Krater fortschreitend, zahlreiche etwa 20° nach außen geneigte Schichten von Lava u. s. w., bis gegen den inneren Rand hin, wo die Schichtenfolge eine unregelmäßigere wird, und wo bedeutende Massen von Asche und Lapilli angetroffen werden. Es kommen hier, am inneren Rande, sogar nach innen geneigte Schichten vor.

Das ganze Gebiet wird von zahlreichen vulkanischen Gängen von Trachyt, Diorit u. s. w. durchzogen, und es sind bei keinem anderen bekannten Vulkane diese Gänge so reich entwickelt und so gut erhalten wie gerade hier.

Alle Gänge erscheinen als große vertikale Platten, welche Spalten in dem Gestein ausgefüllt haben. Alle strahlen von den vulkanischen Centren — die meisten von einem Punkte in der Mitte des Hafens von Littleton — aus und erscheinen wie Speichen eines riesigen Rades. Die gute Erhaltung dieser Gänge, welche zum Theil eine Dicke von zehn Metern überschreiten, und die Thatsache, daß sie alle — selbst die obersten und äußersten Lavaschichten — gleichmäßig durchsetzen, weist darauf hin, daß sie zu einer Zeit gebildet wurden, als der Vulkan schon fertig war. Viele dieser Gänge traversiren den Tunnel; andere werden an der Oberfläche vielerorts in Steinbrüchen abgebaut; und alle erscheinen deshalb auffallend, weil sie infolge ihrer bedeutenderen Resistenz gegen Verwitterung über die Berghänge gleich Mauern hinausragen. An einzelnen Stellen



(Südansicht von Mount Pleasant.)

ist das umgebende Gestein so weich und verwitterbar, daß diese Mauern eine bedeutende Höhe erreichen.

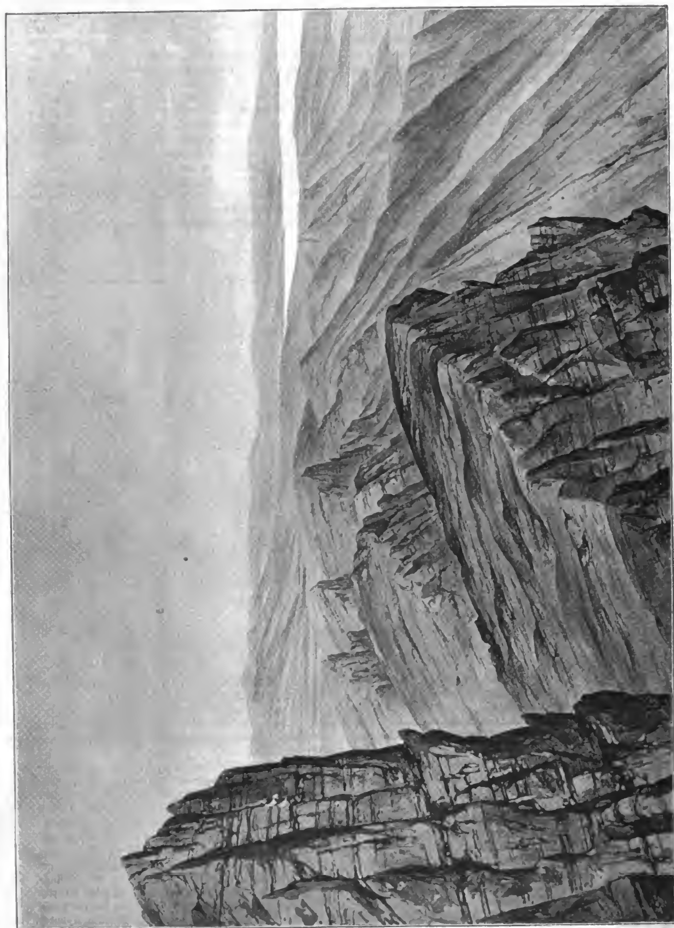
Obwohl in der Mitte einiger der Kraterbuchten und speziell auch im Hafen von Littleton kleine Inseln, respektive schmale Landzungen jüngeren Alters vorkommen, welche aus vulkanischem Gestein bestehen, so weist doch keine Beobachtung darauf hin, daß an dieser Stelle die vulkanische Kraft heute noch thätig wäre.

Die zahlreichen Erdbeben, die in Neuseeland verspürt werden, gehen fast alle entweder von Rotomahana in der Nordinsel oder von einem submarinen vulkanischen Centrum in Cooks Straits, zwischen der Nord- und Südinsel, aus. In keinem Falle ist beobachtet worden, daß Banks' Peninsula der Mittelpunkt eines stärkeren Erdbebens gewesen wäre.

Obwohl Banks' Peninsula im Umfange dem Aetna gleichkommt, so erreichen doch die höchsten Punkte der Kraterwälle heute nirgends eine so bedeutende Höhe. Der höchste Punkt ist Mount Herbert, im Süden von Port Littleton, mit einer Höhe von ungefähr 1000 m.

Wenn man einen der vorragenden Punkte des Kraterwalles zwischen der Canterbury-Ebene und dem Hafen von Littleton besteigt, so genießt man eine ebenso lehrreiche wie freundliche Aussicht.

Im Osten breitet sich die Canterbury-Ebene aus, geziert durch glänzende Flußläufe, welche von dem reichgegliederten Gebirge im Hintergrunde herabkommen. In der Mitte steht die Stadt mit zahlreichen Thürmen, umgeben von waldreichen Anlagen, und durchzogen von dem vielfach gewundenen Avonflusse, der langsam und ruhig durch das flache Land dahin zieht. Im Süden liegt der Ellesmere-See, durch eine zarte Sandbarre vom offenen Meer getrennt. Das Niveau desselben steigt infolge der Zuflüsse fortwährend, bis der hohe Wasserdruck die Sandbarre durchbricht, dann bleibt das Niveau mit jenem des Meeres gleich, bis bei einem heftigen Südwestwinde die Sandbarre durch



Der Krater von Littleton. (Nordansicht von den „Knobs".)

die gewaltige Brandung wieder aufgethürmt wird und das Spiel von neuem beginnt. Ueber das Land hinaus dehnt sich im Norden und Süden der weite glatte Horizont des hohen Meeres. In der nächsten Umgebung fesseln die scharfen Formen des alten Kraterwalles das Auge: nach außen sanft geneigt, fällt dieser Bergrücken nach innen steil, in seinen oberen Partien sogar mit senkrechten Wänden ab. Den Fuß der Steilhänge bespült das Wasser des Hafens, auf dessen unbewegter Oberfläche große Dampfer von ihrer Weltumsegelung ausruhen.

Bericht über eine Reise nach Kwang-si.

Von H. Schroeter.

V. (Fortsetzung aus Nr. 7.)

Der Handel Kwang-si's und Wu-tschou-Fu als Vertragshafen der Zukunft.

Der erste Europäer, welcher den Westfluß jenseits von Schao-king-fu erforscht hat, ist ein Offizier der englischen Marine, Lieutenant Bullock, gewesen, welcher während der Flottendemonstration vor genannter Stadt im Jahre 1859 eine Expedition nach Wu-tschou-fu unternahm, und von Sam-schui bis dahin eine Karte gezeichnet, sowie Materialien über die Schifffahrt jener Strecke geliefert hat, welche im sogenannten „China Pilot“ aufgeführt sind. Nach ihm machte der damalige englische Vicekonsul in Canton, Herr Mayers, im November 1862 einen kurzen Ausflug nach Wu-tschou-fu, über welchen er seiner Zeit einen Artikel für die „China Mail“ schrieb.

Der erste und einzige ausführliche Bericht über den großen Strom ist von Herrn Michael Moß geliefert worden, welcher, im Jahre 1870 von der Handelskammer zu Hongkong abgesandt, über Wu-tschou-fu hinaus bis nach Nanning-fu gelangte. Leider wurde er durch die unfreundliche Bevölkerung gezwungen, vor jener Stadt umzukehren, ohne sie besichtigt zu haben. Ueber den Handel des Westflusses hat er damals eine Menge interessanter Notizen veröffentlicht, welche ich mit dem Resultate meiner eigenen Beobachtungen habe vergleichen können.

Seit jener Expedition hat, mit Ausnahme Colquhoun's (im Jahre 1882), welcher bis nach Pack-schnik (Pesê), wo seine eigentliche Reise „Across Chrysê“ erst begann, sein Boot nur selten verlassen zu haben scheint, kein Europäer den Westfluß wieder besucht, der etwas über den Handel jener Gegenden veröffentlicht hätte. Viele Verhältnisse haben sich während der letzten Jahrzehnte auch geändert, und es ist daher vielleicht ganz am Platze, wenn ich die vorstehende Reisebeschreibung mit einigen allgemeinen Mittheilungen über die commerziellen Verhältnisse des Westflusses beschließe.

Das mich hier angehende Terrain beginnt mit der „Dreiwasserstadt“ Sam-schui.

Ich möchte aber vorweg vergleichsweise das zwischen diesem Platze und Hongkong und Macao gelegene, städtereiche Delta heranziehen. Die einzelnen, inländischen Häfen desselben versehen sich direkt von Hongkong aus mit Importartikeln und liefern nach dieser Handelsmetropole Süd-Chinas auch schon unter Umgehung Cantons mit jedem Jahr mehr der Landesprodukte und Fabrikate für den Export.

Das ganze Delta bezahlt mit Ausnahme weniger Artikel (z. B. das Opium und Petroleum) im Großen und Ganzen merkwürdig geringe Steuern auf per Dschunke verladene Waaren, wenigstens nicht annähernd so viel, wie das unter Leitung von Europäern stehende Zollhaus auf per Dampfer kommende fordert. Hierdurch, sowie durch den Umstand, daß mit fremden Schiffen kommende und gehende Waaren häufig noch Extragebühren nach dem Lande oder vor der Verschiffung in Canton zu tragen haben, erklärt es sich, daß die Hongkong-Flußdampfer einen solch kleinen Antheil an dem enormen Waaren-Transport zwischen Hongkong und dem Herzen des Konsumlandes — Canton — sich erworben haben. Denn wo das europäische nur mit Dampfern und Seglern sich befassende Zollhaus z. B. 5 Procent ad valorem erhebt, wozu also in vielen Fällen noch weitere, immerfort wechselnde und unter neuem Namen auftauchende Taxen kommen, rechnet das chinesische nur etwa 2 Procent auf per Dschunke gesandte Güter, mit wenig Unterschied, ob dieselben in einem der kleinen Häfen in Hongkongs nächster Nachbarschaft, oder z. B. an dem höchst gelegenen Punkte des Deltas — Hsinam — gelandet werden. Diese 2 Procent ad valorem will ich übrigens nicht als eine Durchschnittstaxe hinstellen, sie werden nur in demselben Verhältniß und mit ähnlichen Modificationen gerechnet, wie z. B. die 5 Procent des kaiserlichen See-Zollamts. Wenn ich nun von dem Factum ausgehen darf, daß China per Dschunke nach und von Hongkong, also dem Auslande, kommende und gehende Waaren zu besteuern ebensogut das Recht hat, wie per Dampfer gesandte, so behaupte ich, daß die noch während der letzten Jahre regelmäßig, wie die Seeschlange, in den Hongkonger Zeitungen wiedergekehrten Artikel über die Blockade-Frage sich auf seit vielen Jahren gar nicht mehr existirende Verhältnisse beziehen.

Zu leugnen ist freilich nicht, daß die Dampfer den Dschunken gegenüber benachtheiligt werden, doch geschieht dies weniger den letzteren zu Liebe, als um zu erreichen, daß ein Theil der Zölle, anstatt durch die Beamten des General-Zoll-Inspektors einkassirt zu werden und so in den kaiserlichen Säckel nach Peking zu wandern, in den Provinzial-Kassen oder in der Tasche des Hoppo bleiben.

Wenngleich ich somit nicht in Abrede stellen, sondern vielmehr ausdrücklich betonen will, daß in wenigen von Europäern bewohnten Ländern so geringe Steuern auf Importe aus dem Auslande erhoben werden, wie gerade in unserem, dadurch mit reichgewordenen Canton-Delta, so liegt es durchaus nicht in meiner Absicht, als Bewunderer der fiskalischen Verhältnisse unserer zwei Provinzen aufzutreten, denn so liberal unser direktes Hinterland bis nach Sam-schui hinauf behandelt wird, so schlecht verfährt man mit den jenseits desselben liegenden Distrikten.

Nicht lediglich die Eröffnung der Yang-tse-Häfen ist es gewesen, welche den Handel mit Kwang-si und weiter mit unseren Nachbarprovinzen Hunnan, Kweitschau und Yunnan im Laufe der letzten Jahrzehnte immer mehr dem Westflusse entrissen haben, auch die Folgen der Taiping-Rebellionen haben allein es nicht verhindert, daß der Handel Kwang-sis heutzutage noch so wenig entwickelt, und daß diese Provinz mit anderen verglichen ein so unbedeutendes Absatzfeld für europäische Waaren geblieben ist. Es ist neben der großen Entfernung in nicht geringem Maße auch die ungeheure Anzahl von Likin-Stationen gewesen, auf welche ich in den vorstehenden Mittheilungen vielfach hingewiesen habe, die sich den ganzen Strom hinaufziehen. Die chinesische Regierung suchte nämlich nach den Rebellionen die durch Unterdrückung derselben erwachsenen, großen Unkosten dadurch wieder dem Lande auszupressen, daß sie fast bei jeder einigermaßen bedeutenden, am Ufer des Stromes gelegenen Ortschaft eine Zollstation errichtete, deren ich allein zwischen Hsinam und Ping-na-schien acht aufzuzählen Gelegenheit hatte. Diese Stationen sind, einem Heer von Beamten Sinecuren verschaffend, bis auf den heutigen Tag verblieben. Auf einer jeden werden die den Fluß auf- oder abwärts passirenden Waaren, mit nur wenig Modificationen und mit geringer Rücksicht darauf, daß sie schon so und so oft vorher Zoll bezahlt haben, besteuert, und so muß also dieses System um so verderblicher wirken, je weiter die betreffenden Güter reisen.

Den Handel in manchen Artikeln hat dieser Zoll buchstäblich vernichtet. Das System ist auf der Canton-Wu-tschou-fu-Route um so lästiger, als die Likin-Tarife durchaus unzuverlässiger Natur sind, und jede kaufmännische Kalkulation zu nichte machen. Auch der durch das Untersuchen der Waaren entstehende, oft ganz willkürliche Aufenthalt der Dschunken hindert bei der so wie so schon großen Entfernung eine freie Entwickelung des Geschäfts. Ein großer Theil der für Kwang-si bestimmten Waaren findet daher heutzutage seinen Weg über Pakhoi, von dessen Nachbarschaft aus die Güter auf kleinen Flüssen, so weit dieselben befahrbar sind, nach dem Norden wandern, um von Lastträgern über das Gebirge geschleppt zu werden, und dann auf dem einen oder anderen Wege den Westfluß zu erreichen. Eine beliebte Route ist z. B. die im Sommer stark benutzte Route Lien-tschou-fu, Yu-lin-tschon, Pei-lin-schien, Yung-schien, Tang-schien. Auf diesem und ähnlichen Wegen werden Wu-tschou-fu und Nanning-fu mit dem Meere in Verbindung gebracht.

Der Gesammthandel in fremden so gut wie in einheimischen Waaren, deren Transport, wie ich bei Beschreibung eines Theils der letztgenannten Route ausgeführt habe, entsetzlichen Zeitverlust und große Kosten erfordert, wird nothwendigerweise ein ganz beschränkter bleiben müssen, so lange wir auf Dschunken, Flöße und Lastträger als Transportmittel angewiesen bleiben; selbst wenn die Zollbarrieren einmal aufgehoben werden sollten, wird die Entfernung von Pakhoi sowohl, als von Canton nach Wu-tschou-fu und Nanning-fu ein zu laut sprechender Faktor sein.

Um mittelst schnell fahrender Dampfer die Distanzen zu kürzen, die Likin-Barrieren zu durchbrechen und so eine freudige Entwickelung des Geschäfts mit Kwang-si zu ermöglichen, sollten daher, wie es auf dem Yangtse-Kiang schon lange geschehen ist, auch auf dem Si-Kiang Vertragshäfen eröffnet werden.

Ich weiß sehr wohl, daß gewichtigere Federn, als die meinige, dieses Thema schon vor mir behandelt haben, und vielleicht es jetzt thun. Es ist mir auch nicht fremd, daß solche Neuerungen nicht im Handumdrehen geschaffen werden können. Jeder Tropfen hilft aber den Krug mit füllen, und es mag daher von Interesse sein, wenn auch ich mich mit der praktischen Ausführung der schwebenden Frage beschäftige und einiges Material für dieselbe liefere.

Wie die Verhältnisse vorläufig liegen, kann es sich nur um zwei Häfen handeln. Der erste und wichtigere ist Wu-tschou-fu, der zweite Nanning-fu, wozu noch zwei Haltestellen für Dampfer, zum Einnehmen und Landen von Passagieren, bei Schao-king-fu und Tu-shing, kommen sollten.

Was die Schifffahrt von Canton, bezw. Hongkong nach Wu-tschou-fu anlangt, so ist sie für Dampfer von bis zu 12 Fuß Tiefgang bei jeder Jahreszeit nicht nur möglich, sondern auch mit keinen nennenswerthen Schwierigkeiten verbunden. Lieutenant Bullock hat diese Thatsache durch seine im Jahre 1859, im Januar, also während des niedrigsten Wasserstandes des ganzen Jahres, vorgenommenen und auf genauen Karten niedergelegten Vermessungen bewiesen. Während der Regenzeit, also vom Februar bis September, können meiner Ueberzeugung nach sogar um ein Erhebliches tiefer als 12 Fuß fahrende Dampfer bis nach Wu-tschou-fu gelangen. Mit der Schifffahrt nach Nanning-fu liegt es nicht so günstig. Ich beschrieb bereits die zwischen Wu-tschou-fu und Ping-nam-schien gelegenen Stromschnellen, und ganz ähnlicher, jedenfalls aber nicht schwierigerer Natur sind alle den Fluß weiter hinauf liegenden Schnellen. Hart am Ufer mich haltend, bin ich mit meinem Hortau nur einmal den Fluß langsam hinaufgeklettert, und auf der Rückkehr in hurtiger Fahrt mitten durch die Schnellen zurück getrieben. Wenn ich mir danach, sowie nach den Aussagen der Lootsen und Bootsleute und nach anderweit eingeholten Erkundigungen ein Urtheil erlauben darf, so behaupte ich zunächst, daß an den Geländen der Ufer, wo vom Lande aus gezogene Dschunken allein die Gewalt des Stromes besiegen können, allerdings kein Dampffahrzeug sich über den flachen und felsigen Boden hinweg den Fluß aufwärts bewegen kann. Ziehe ich die Fahrt durch die Mitte des breiten Stromes in Betracht, so muß ich bestätigen, daß nach Aussage aller dem Schifferstande angehörigen, vielleicht etwas interessirt sprechenden Eingeborenen jegliche Dampffahrt selbst für Pinassen unmöglich ist. Die Chinesen, welche sich von der Idee nicht freimachen können oder wollen, daß aufwärts fahrende Schiffe vom Ufer aus gezogen werden müssen, legen indessen mehr Werth auf die Gewalt des Stromes, welche allerdings durch Ruder- oder Segelkraft nicht zu überwinden ist, als auf die Natur des Flußbettes, welches ihnen überhaupt nur so weit bekannt zu sein scheint, als es ihnen für ihre eigenen, seichtfahrenden Boote von Interesse sein kann. Die Schnelligkeit des Stromes an den gefährlichsten Stellen betrug im September und Oktober etwa sechs Meilen und wird daher von Dampfern leicht überwunden werden können. Auch sollte für kleine, flachfahrende Dampfer selbst während der trockenen Monate ein Weg durch die der großen Mehrzahl nach unter der Wasserfläche liegenden Felsen zu finden sein, ja die Menge des Wassers läßt dieses als sicher voraussetzen. Möglich wird es nicht zu großen Dampfschiffen daher schon sein, sich im Zickzack zwischen den Felsen des verrätherischen Flußbettes hindurch zu winden. Nach meiner Ansicht wird es sich hauptsächlich darum handeln, ob nicht die Gefahr, von dem starken Strom versetzt und gegen einen der zahlreichen Felsen getrieben zu werden, namentlich auf der Rückreise so groß ist, daß man die ganze Fahrt nicht wagen wird. Diese Frage wird erst entschieden werden können, wenn das Flußbett nach allen Regeln der Kunst von Fachleuten gründlich untersucht worden ist. Obige Bemerkungen beziehen sich namentlich auf die Fahrt während der trockenen Jahreszeit. Nachdem das Wasser seit Wochen schon kräftig im Fallen gewesen war, sah ich kurzgebaute Dschunken von

$3^1/_2$ Fuß Tiefgang mitten durch die Stromschnellen treiben. Wenn ich nun bedenke, daß in den Niederungen während des Sommers die Tiefe des Flusses um 20 bis 25 Fuß wächst — in manchen Jahren sogar um ein Erhebliches mehr — so ist anzunehmen, daß auch in der Gegend der Stromschnellen das Niveau des Wassers sich beträchtlich hebt. Die vom Wasser an den sogenannten Fischerfelsen gelassenen Spuren beweisen dies auch. Somit halte ich es für möglich, daß Nanning-fu, wenn auch vielleicht nur im Sommer, von Dampfern erreicht werden wird. Sollte daher die Eröffnung des Westflusses wieder in ernstliche Ueberlegung in Peking gezogen werden, so wird es genügen, wenn Nanning-fu ähnlich behandelt wird, wie Tschungking in der Tschi-fu-Convention vom 13. September 1876.

Ich muß übrigens erwähnen, daß ich selbst nicht in Nanning-fu gewesen bin. Ich bemerkte indessen nur sehr wenige Handels-Dschunken auf dem Wege von Wu-tschou-fu nach Ping-nam-schien. Nach von Chinesen eingeholten Erkundigungen bin ich gleichfalls zu dem Glauben geneigt, daß heutigen Tages via Wu-tschou-fu nur wenig direkter Handel zwischen Canton und Nanning-fu, welches durch Landwege mit Pakhoi in Verbindung steht, existirt. Schon aus diesem Grunde kann es sich in der Praxis vorläufig nur um die Ernennung Wu-tschou-fu's zum Vertragshafen handeln. Zu beweisen, daß dieselbe vom kaufmännischen Standpunkte betrachtet wünschenswerth ist, soll meine letzte Aufgabe sein.

Ein Blick auf die Karte wird darthun, daß Wu-tschou-fu im Mittelpunkte eines Kreises liegt, welcher von Canton (bezw. Hongkong), von Kwei-lin-foo (der Hauptstadt Kwangsis), von Nanning-fu und von Pakhoi gebildet wird. Bei Wu-tschou-fu mündet der Fu-ho in den Westfluß, ein freilich nur für ganz flach gebaute Dschunken (kaum für Dampfer) schiffbarer Fluß. Seine Quellen entspringen aber denselben Bergen, deren Wasseradern auch die nach dem Yang-tse-Kiang führenden Gewässer Hunnans speisen. Wu-tschou-fu scheint daher schon von der Natur zur Sammelstelle eines Handelsgebietes ausersehen zu sein, für welches die bei Hongkong mündende Wasserstraße die natürliche Schlagader sein sollte.

Zwischen dem Handel Wu-tschou-fu's und demjenigen Pakhois, wie er vor Eröffnung dieses Platzes war und gegenwärtig ist, ziehe ich nunmehr eine Parallele.

Die Natur des Bodens und seine Erzeugnisse, die Kultur und die Bedürfnisse, der Reichthum und die Armuth seiner Bewohner sind in dem Gebiet beider Städte wenig von einander verschieden. In Wu-tschou-fu hat sich der Handel seit den Taiping-Rebellionen nicht wieder zu der Blüthe entwickeln können, welche er früher gehabt hat, und welche man von seiner günstigen Lage erwarten sollte, weil die lange Entfernung von Canton via Sam-schui, welchen Weg chinesische Frachtboote je nach ihrer Schwere oder der von der Jahreszeit bedingten Gewalt des Stromes nur in 12 bis 25 Tagen zurücklegen können, im Verein mit den vielen Zollbarrieren gar zu hemmend einwirkten. In Pakhoi bezw. Lien-tschou-fu haben daher große Dschunken von Macao und Hongkong aus schon vor Jahrzehnten ein verhältnißmäßig schwunghafteres Geschäft entwickelt, als in Wu-tschou-fu heutzutage existirt. Trotzdem die als Schnellsegler bekannten Pakhoi-Fahrzeuge ihre Seereise in verhältnißmäßig kurzer Zeit zurücklegen, und ähnlich, wie im Canton-Delta, durch das chinesische Zollhaus billiger, als durch das europäische, den Waarenaustausch bewerkstelligen können, hat sich seit Eröffnung dieses Hafens allmählich ein Handel vermittelst europäischer Dampfer in Pakhoi entwickelt, welcher nach der Statistik des kaiserlich chinesischen Zollamtes im Jahre 1886 schon $4^1/_2$ Millionen Dollars betrug und beständig im Steigen ist.

Das vom Meere begrenzte Handelsgebiet Pakhois ist kaum halb so groß, wie dasjenige Wu-tschou-fu's, seine nach dem Inlande führenden Wasserstraßen sind ebenfalls nicht frei von Zollbarrieren, und deshalb glaube ich behaupten zu können, daß, sobald das viel günstiger gelegene Wu-tschou-fu von europäischen Dampfern befahren werden kann, der Handel dieser Stadt ganz enorm sich heben und denjenigen Pakhois in wenigen Jahren überflügeln wird. Nach Pakhoi hatten in früheren Jahren die Dschunken einen freien Weg über die See, wo keine Zollbehörde sie belästigen konnte, wir haben aber gesehen, wie viele Hebestellen auf dem Westflusse verhindern, daß vom Canton-Delta kommende Güter nur erst einmal einen sicheren Sammelpunkt im Inneren, also in Wu-tschou-fu, erreichen. Dasselbe läßt sich natürlich auch von den in Kwang-si erzeugten Export-Waaren sagen. Daß trotzdem heute ein lebhafter Handel zwischen Wu-tschou-fu und dem Delta existirt, ist jedenfalls ein gutes Zeichen für die Lebensfähigkeit dieses Platzes. Ich habe die Ueberzeugung, daß bald nach Ernennung Wu-tschou-fu's zum Vertragshafen europäische Dampfer den gesammten Dschunken-Handel zwischen genannter Stadt und den verschiedenen Distrikten des Deltas an sich reißen werden. Abgesehen von dem durch die Dampferfahrt vermiedenen Likin ist ja die Entfernung auf dieser Route, wenn sie per Dschunke zurückzulegen ist, so enorm und selbstredend auch so kostspielig, daß ein chinesisches Boot mit einem Dampfer absolut nicht konkurriren können wird, selbst wenn dem Kaufmanne der Umstand, daß er per Dschunke verladene Waaren nicht versichern kann, kein mitsprechender Faktor wäre. Wo für die Fahrt aufwärts eine der schwerfälligen Dschunken also 12 bis 25 Tage braucht, wird ein Dampfer dieselbe Distanz in $1^1/_2$ bis 2 Tagen zurücklegen, und wenn auch für die Reise den Fluß herunter die Dampfer einen nicht so großen Vorsprung den Dschunken gegenüber haben, so wird doch die Fahrt der letzteren allmählich aufhören müssen, wenn dieselben keine Fracht mehr aufwärts finden.

Wird morgen Wu-tschou-fu zum Vertragshafen ernannt, so werden nach meiner Ueberzeugung sofort chinesische und europäische Waaren neben eingeborenen Passagieren in genügender Fülle angeboten sein, um zwei Dampfern von der Größe der „Kiukiang“ (986 tons) ohne irgend welchen Zeitverlust eine regelmäßige Fahrt nach und von jenem Platz profitabel zu machen, welche sich immer mehr entwickeln muß. Daß wir in Wu-tschou-fu etwas Aehnliches erleben, wie seiner Zeit in Pakhoi, wo die Dampfer nur an Schnelligkeit und größerer Sicherheit den Dschunken etwas voraus hatten, brauchen wir nicht zu befürchten. Auf der Pakhoi-Linie hatten nämlich, ehe sich der Dampferverkehr von Hongkong aus entwickelte, die chinesischen Kaufleute ihre Komptore in Macao, dieselben mußten erst sammt ihren Lagern nach Hongkong verlegt und ihre kostbaren See-Dschunken abgeschafft werden. Deshalb waren die den Kaufleuten selbst gehörenden einheimischen Boote im Stande, länger als ein Jahr die Dampfer in Pakhoi aus dem Felde zu schlagen. Diese Möglichkeit fällt auf der Canton-Wu-tschou-fu-Linie aber weg. Denn erstens sind die auf ihr gebrauchten Boote, welche überall auf dem Fluß Beschäftigung finden können, wenig kostbarer Natur, zweitens sind diese langsamen Schleppfahrzeuge schnellen Dampfern gegenüber, welche alle Likin-Stationen einfach ignoriren, gar zu sehr im Nachtheile.

Für die ersten Jahre wird die Fahrt nach Wu-tschou-fu ohne Zweifel von Canton aus durch den Saiwan-Kanal, anstatt von Hongkong aus, stattfinden, denn in Canton und

Fa-tschan ist die Mehrzahl der Kwang-si-Händler etablirt. Ein großer Theil des gewöhnlichen Stückgüter-Verkehrs mit dem vielgenannten Platze wird heutzutage von einer Gesellschaft vermittelt, welche von Canton fünf, von Fa-tschan acht große Dschunken regelmäßig fahren läßt. Allein diese 13 Boote transportiren in einem Monate zusammen circa 35000 Piculs chinesischer und europäischer Waaren aufwärts und ein gleiches Quantum einheimischer Produkte abwärts. Hierzu kommt eine große Anzahl kleinerer, aber schnellerer Boote, welche den Postdienst und die Passagierfahrt besorgen, ferner sogenannte „Hortaus", „Fytengs" und eine Anzahl ähnlicher, von Beamten und wohlhabenden Chinesen benutzter Reisefahrzeuge. Für ein großes Quantum einheimischer Produkte sind weiterhin besondere Boote beschäftigt, z. B. für Reis, Indigo, Grundnußöl, sowie für Hornvieh und Mastschweine. Auch für die Reise den Fluß aufwärts werden besondere Fahrzeuge benutzt, z. B. für frische Früchte, getrocknete Seefische, Petroleum und ganz besonders für Salz.

Ich bin leider nicht im Stande, eine genaue Statistik über die einzelnen chinesischen Produktions- und Konsumartikel zu liefern, da zuverlässige Quellen darüber überhaupt nicht existiren.

Ist Wu-tschou-fu erst einmal Vertragshafen, und finden in der Stadt gelandete Waaren somit ein sicheres Asyl gegen eine allzuwillkürliche Besteuerung von Seiten der chinesischen Unterbeamten, so wird diese Stadt bald eine Niederlage und ein großer Markt für eine Menge Artikel werden, welche bisher entweder gar nicht in größerem Maßstabe gehandelt werden konnten, oder in einheimischen kleinen Fahrzeugen direkt vom Produktionsplatze nach demjenigen ihrer Bestimmung wanderten. Viele große Stapel-Artikel, z. B. Grundnußöl und Grundnußkuchen, welche heutzutage der vielen Likin-Stationen wegen per Dschunke nur auf kleine Distanzen versandt werden können, würden einen Centralmarkt in Wu-tschou-fu bilden und per Dampfer bis nach Canton und Hongkong versandt werden können. Der größere Theil des jetzt von Pei-liu-tschien auf kostspieligem Wege über die Gebirge nach Pakhoi und von da in so enormen Quantitäten weiter nach Macao und Hongkong sich einen Weg suchenden Indigo würde ganz auf der Wasserstraße bleibend, via Tang-schien und Wu-tschou-fu nach Canton und Hongkong gelangen. Der gesammte Handel würde sich heben, und durch die größer werdende Ausfuhr der Reichthum des Landes, daher aber auch die Kaufkraft seiner Bewohner, sich vergrößern — handle es sich um europäische oder chinesische Waaren.

Ich habe in vorstehender Reisebeschreibung verschiedentlich die Haupthandelsartikel von Kwang-si aufzuführen Gelegenheit gehabt, möchte aber noch auf zwei bisher nur kurz erwähnte besonders aufmerksam machen, auf Reis und auf Salz.

Reis ist, wie fast überall in China, auch in Kwang-si einer der wichtigsten Handelsartikel. Je nach der Ernte hilft ein Distrikt dem benachbarten mit dem Ueberschusse der eigenen Ernte aus, und importirt oder exportirt eine Provinz von oder nach der anderen. In der durch die Güte seines Reises berühmten Provinz Kwang-si ist Tung-tschuen, eine jenseits von Wu-tschou-fu am Westflusse gelegene Stadt, der Haupt-Reismarkt, von welchem aus die Nachbardistrikte sich verproviantiren. Nach Dürren und namentlich während großer Ueberschwemmungen tritt in manchen Jahren jedoch furchtbarer Mangel an dieser unentbehrlichen Frucht ein, so daß Kwang-si anstatt zu exportiren importiren muß. Ich brauche nur an das Jahr 1885 zu erinnern, in welchem die Ueberschwemmungen solche arge Verwüstungen in Kwang-si anrichteten. Damals war es fast unmöglich, nennenswerthe Quantitäten von Reis in unhandlichen Dschunken gegen den Strom den angeschwollenen Westfluß hinauf zu transportiren und den durch Hochwasser verwüsteten Gegenden zuzuführen. Ganze Ortschaften waren damals dem Hungertode nahe, trotzdem die Kornhäuser geöffnet, die chinesischen Beamten gemeinschaftlich mit dem bekannten Wohlthätigkeitsvereine in Canton — dem „Oi-Yuk-Tong" — und sogar europäische Missionare sich unsägliche Mühe gaben, dem Uebel zu steuern. Viel Elend wäre aber verhütet worden, wenn zu jener Zeit der von Saigon und den Yang-tse-Kiang-Häfen nach Canton kommende Reis in Dampfern schnell hätte nach Wu-tschou-fu transportirt werden können. Auch schöne Frachten wären vermuthlich damit verbunden gewesen.

Etwas Aehnliches läßt sich nach Eröffnung Wu-tschou-fu's vielleicht auch einmal vom Salze sagen. Salz wird nicht in Kwang-si produzirt, es muß vom Meere her, hauptsächlich von der Küste Hainans, eingeführt werden, und geradezu fabelhafte Quantitäten wandern alljährlich von Canton nach Kwang-si. Ich überholte auf meiner Reise einmal eine in langer Linie fahrende Flotte von vierzehn schwer beladenen Dschunken, welche, mit zusammen circa 30000 Piculs Salz befrachtet, von etwa 350 keuchenden Kulis den langen Weg nach Wu-tschou-fu hinauf gezogen werden mußten. Der Verkauf von Salz ist bekanntlich Monopol der Regierung, wie in den Verträgen speziell vorgesehen worden ist; sie wird dasselbe sobald nicht aufgeben. Aber es dürfte nicht unmöglich sein, daß europäische Schiffe einmal die ihnen heute noch vorenthaltene Erlaubniß bekommen, an dem Transport dieses Artikels sich zu betheiligen. Ist dies der Fall, so wird den Flußdampfern dadurch ein weiteres, sehr werthvolles Frachtgut werden. Man schätzt das alljährlich von Canton nach Kwang-si wandernde Quantum Salz auf viele hunderttausend Piculs. Chinesische Quellen sind, sobald es sich um so große Zahlen handelt, bekanntlich sehr unzuverlässig und voll von Widersprüchen, ich glaube aber nicht zu hoch zu greifen, wenn ich aus allen eingeholten Erkundigungen das Fazit ziehe, daß allein nach Wu-tschou-fu 600000 Piculs Salz innerhalb eines Jahres gesandt werden. Beiläufig gesagt giebt diese Zahl einigen Anhalt für die Feststellung der in dem Handelsgebiete von Wu-tschou-fu lebenden Bevölkerung; weitere Schlußfolgerungen aus dieser Bemerkung zu ziehen, will ich indessen kompetenten National-Oekonomen überlassen.

Nunmehr auf das speziell europäische Waarengeschäft Wu-tschou-fu's übergehend, muß ich bestätigen, daß dasselbe noch sehr der Entwickelung bedarf. Vorbereitet scheint das Terrain aber zu sein, denn ich fand in den offenen Läden der Stadt, um einen bei Beschreibung derselben gebrauchten Ausdruck zu wiederholen, „von fast allen europäischen Import-Artikeln etwas". Die Entfernung war auf der Canton-Route bisher zu groß, und die Likin-Abgaben waren zu hoch, um eine Ausbreitung des Handels zu gestatten. Ein großer Theil solcher Waaren, welche in kleine Packete leicht zerlegt werden können, muß daher von Canton aus geschmuggelt oder von Pakhoi aus den langen Weg seichter Flüsse hinauf wandern, um über hohe Gebirge hinweg nach Nebenflüssen des Westflusses geschleppt zu werden. Besonders erwähnen will ich unter den Importen Wu-tschou-fu's: Uhren, Lampen, Nadeln, Farben, Schirme, Zündhölzer und alle möglichen sogenannten „Kleinen Artikel", ferner Tuche, wollene und baumwollene Fabrikate, z. B. Camlets, Shirtings, „T. Cloth" und ähnliche Manufakturen, ferner Petroleum, Metalle und große Quantitäten von roher Baumwolle und von Baumwoll-Garnen.

Wie der Procentsatz, der via Canton-Sam-schui und der via Pakhoi nach Wu-tschou-fu gelangenden Waaren sich zu

einander verhält, wage ich nicht zu entscheiden. Ich habe aber in Erfahrung gebracht, daß in den erwähnten dreizehn Canton- und Fatschau-Dschunken alljährlich zwischen 40000 und 50000 Colli oben aufgeführter europäischer Waaren nach Wu-tschou-fu verladen werden. Dazu kommen etwa 8000 Kisten Petroleum. Unerwähnt lassen darf ich auch nicht die europäischen Metalle, welche zum großen Theile noch in den Städten des Canton-Deltas für den Konsum präparirt und dann als chinesische Artikel ins Inland versandt werden; sie erreichen indessen jetzt schon Wu-tschou-fu als Rohwaare, freilich nur in kleinen Quantitäten.

Der Handel Kwang-sis muß und wird sich aber noch ganz besonders heben, selbst wenn sein Hafen vorläufig noch fremden Dampfern verschlossen bleibt, sobald erst das Transitpaß-System zufriedenstellend entwickelt und geregelt worden ist. Seit die Verträge der chinesischen Regierung mit den fremden Mächten den europäischen Kaufleuten das Recht verbrieft und versiegelt haben, mit Hülfe von Transitpässen Geschäfte im Inneren zu treiben, ist bis zum Jahre 1886 nicht einziger Transitpaß in Canton benutzt worden. Erst im vorigen Sommer hat eine deutsche Firma das Eis gebrochen und nicht unbedeutende Transitpaß-Geschäfte mit dem Inneren Kwang-sis zu Stande gebracht. Dieselben haben aber schon im vorigen Herbste einen jähen Abschluß durch energische vertragswidrige Maßregeln der chinesischen Behörden gefunden.

Wenn erst die von jener Firma gegen die Provinzial-Regierung eingereichten Klagen auf Schadenersatz erfolgreich durchgeführt worden sind — was in nicht allzu ferner Zeit liegen kann — wenn dadurch das Vertrauen auf die praktische Durchführung des Transitpaß-Systems wieder hergestellt ist und sich befestigt hat, wird dasselbe im Süden Chinas einen verhältnißmäßig ähnlichen Aufschwung erleben, dessen es sich schon seit vielen Jahren im Norden erfreut hat — aber keinen Tag früher!

Der gegenwärtige Stand der Dinge in unseren zwei Provinzen ist, was das Transitpaß-System anlangt, geradezu eine Ungeheuerlichkeit zu nennen, wie sie eben nur in China auf die Dauer bestehen kann, trotzdem sich dieser Staat zu den civilisirten rechnen will. Der chinesische Beamte in Kwang-tung und Kwang-si erklärt den Vertretern des europäischen Handels ganz ungescheut: „Ich weiß sehr wohl, daß meine Vorgesetzten in Peking Verträge mit euch Fremden abgeschlossen haben, nach welchen europäische Waaren nur die und die Zölle zu zahlen haben, und nach Entrichtung gewisser Transit-Gebühren das Recht erlangen, nach irgend welchen, wenn auch so entlegenen Plätzen des Inlandes gesandt zu werden, ohne weitere Zölle tragen zu müssen. Dieselben erhebe ich auch gar nicht von dem Europäer, oder von seiner Waare, sondern von den chinesischen Käufern derselben — meinen Unterthanen — welchen ich so viel Zölle abnehmen kann, als ich Lust habe.“ Aber heißt dies nicht einfach den von Kaisern und Königen feierlichst unterzeichneten Verträgen offener Hohn gesprochen? Haftet das Vorrecht der Zollquittung oder des Transitpasses an dem die Zölle bezahlenden Europäer, oder an der Waare selbst? Doch an der letzteren, wie übrigens ausdrücklich in den Verträgen stipulirt ist! Weshalb schließen wir Verträge mit fremden Mächten, so lange noch irgend ein Satrap sie schnöde lächelnd und ungestraft ignoriren kann? Uebertragen wir doch einmal einen Fall, der hier in der Praxis vorgekommen ist, vergleichsweise nach Europa: Eine spanische Firma verkauft eine Partie Korkholz nach Hannover. Die Waare wird in Hamburg importirt und weiter verladen, der vertragsmäßige Zoll wird an der Grenze bezahlt, und der Korkfabrikant ist eben im Begriff, die Waare vom Bahnhofe in Hannover abzuholen, als er von Zollbeamten ergriffen, ins Gefängniß geworfen und erst wieder in Freiheit gesetzt wird, nachdem er das Zweifache des schon in Hamburg erhobenen Einfuhrzolles bezahlt hat. Würde nicht ein Schrei der Entrüstung erhoben werden, welcher von Madrid bis in die Hallen des deutschen Reichstages erschallte? Würde nicht das ganze spanisch-deutsche Geschäft stocken oder wenigstens auf die Küsten, bezw. die deutsche Grenzlinie beschränkt bleiben, bis die Frage zufriedenstellend geregelt worden wäre?

In einem civilisirten Lande, wie Deutschland, ist solch ein Fall nur in der Theorie denkbar, eben weil ein Beamter in Hannover einfach nur das zu thun hat, was ihm von Berlin diktirt wird. Der Verfassung nach ist nun ein chinesischer Provinzial-Beamter, sei sein Rang auch noch so hoch, ebenso abhängig von der kaiserlichen Regierung in Peking, wie ein hannoverscher Landrath es von Berlin ist. Aber der chinesische Beamte sagt sich, so oft er den Europäern ein Schnippchen schlägt: „Von Canton nach Peking ists ein langer Weg, die Regierungsmaschinen in der Hauptstadt arbeiten langsam, sehr langsam; bis die Sache in Peking ventilirt und zur Entscheidung gebracht ist, bin ich vielleicht gar nicht mehr im Amte. Daher machen wir lieber Heu, so lange die Sonne scheint! Früher oder später muß mein Amtsdistrikt ohne Zweifel das dem fremden Eindringling abgezwungene Geld zurückerstatten, aber dies wird mich kaum noch etwas angehen, wir wollen die Sache lieber durch unseren Nachfolger regeln lassen, falls der hartnäckige, mit seinem „Civis romanus sum!“ sich so gern in die Brust werfende Barbar auf seinem verbrieften Rechte bestehen sollte.“

Sobald solche vorsündfluthliche Ideen durch energische Maßregeln von Peking aus unseren Provinzial-Beamten ein einziges Mal gründlich genommen worden sind — was eine einzige, wirklich ernst gemeinte Depesche der kaiserlichen Regierung in Peking an hiesige Beamte erreichen kann — wird davon in erster Linie das von Likin-Stationen umgebene Wu-tschou-fu Nutzen ziehen — besonders wenn diese Stadt einmal zum Vertragshafen ernannt worden ist, und man mitten im Inlande Transitpässe ausnehmen kann. Hongkong würde sich dadurch für seine Importe eine neue Kundschaft erwerben, welche ihm bisher nur wenig bekannt war. Mit Hypothesen und spitzfindigen Schlußfolgerungen will ich mich hier nicht aufhalten, sondern nur einmal auf eine Stadt, und zwar die am Fu-ho gelegene Hauptstadt Kwang-sis — Kwei-lin-fu — hinweisen. Nach der Statistik des Han-kou-Zollhauses wurden im Jahre 1882 allein unter Transitpaß nachverzeichnete Waaren von Han-kou nach Kwei-lin-fu verladen:

63040	Stück	Graue Shirtings,
23580	„	Weiße „
5425	„	T. Cloth,
3520	„	Drills,
950	„	Chintzes,
300	„	Brokate,
972	„	Velvets und Velveteens,
763	„	Twills und Jeans,
4675	„	Shirtings,
1040	Dutzend	Taschentücher,
372	Piculs	Baumwollene Garne,
1490	Stück	Lustres,
1600	„	Camlets,
617	„	Medium Cloth,
468	„	Lastings,
960	„	Long Ells,
1068	„	Spanish Stripes,
790	Groß	Zündhölzer,

2 500 Mille .... Nadeln,
950 Gallonen ...... Petroleum,
500 Stück .... Diverser Artikel.

Der Werth dieser Waaren beträgt ungefähr 300 000 Dollars.

Nun möchte ich darauf aufmerksam machen, was Andere freilich schon vor mir gethan haben, daß Kwei-lin-fu von Canton aus auf dem Wasserwege von bis zu 500 Piculs tragenden Booten erreicht werden kann, während von Han-kou nach Kwei-lin-fu verladene Waaren unterwegs viele Meilen weit über Gebirge geschleppt werden müssen, ehe sie den Fu-ho erreichen. Ein Blick auf die Karte Chinas wird ferner darthun, daß die Entfernung von Han-kou nach Kwei-lin-fu ungefähr viermal so groß ist, als die von Canton nach Kwei-lin-fu.

Man kann keine frappanteren Zahlen, als diese, zum Beweis dafür anführen, daß nach Regelung des Transitpaß-Systems und nach Ernennung Wu-tschou-fus zum Vertragshafen sich vielen von Hongkong zu importirenden Handelsartikeln ein nicht zu unterschätzendes Absatzgebiet eröffnen wird. Denn wenn Märkte, wie z. B. derjenige Kwei-lin-fu's, auf dem großen Umwege via Shanghai erreicht werden können, so muß dies von Hongkong aus noch viel eher möglich sein, wenn einmal die wie gierige Vampyre von Canton aus bis in die Provinzen Hunan und Yunnan sich hinein ziehenden Likin-Stationen gebrochen sind; vorläufig saugen dieselben jedem Handel das Lebensblut aus, welcher auf dieser von der Natur Kwang-si und einem Theile jener beiden Provinzen, sowie auch Kwei-tschou, verliehenen Wasserstraße sich zu entwickeln sucht.

Aehnliches wird sich auch von der Ausfuhr chinesischer Landesprodukte einmal sagen lassen. Ich will hier nur die für den europäischen und amerikanischen Markt bestimmten Waaren ins Auge fassen, und glaube voraussagen zu können, daß ein großer Theil des Handels in Cassia, Cassia-Flores und Cassia-Oel, in Nanning-fu-Produkten (Gallnüssen, Stern-Anis-Samen und Oel), ferner in Kuhhäuten, Kuhhörnern, Schweinsborsten und Federn, in Papier, Stöcken, Galangal und vielen jetzt nur via Shanghai zur Verschiffung gelangenden Droguen, möglicher Weise auch in Thee, in Zinn von Yunnan, und in einer Menge anderer, unserem Markte bisher nicht zugänglich, vielleicht kaum bekannt gewesenen Produkte, sich in Wu-tschou-fu konzentriren kann, nachdem dieser Hafen geöffnet und das Transitpaß-System praktisch eingeführt worden ist.

Auf meine oben gegebenen statistischen Zahlen über den Handel Kwei-lin-fu's zurückkommend, mag man mir vielleicht vorwerfen, daß jenes Jahr ein ganz ausnahmsweise günstiges für den Handel genannter Stadt gewesen sein muß, weil gleich nach 1882 das Transitpaß-Geschäft nach Kwei-lin-fu ganz bedeutend sich verringert hat. Aber wie ist dieser Umstand zu erklären? Weil die Likin-Beamten auf der Shanghai-Han-kou-Kwei-lin-fu-Linie einsahen, daß, so lange sie bei ihren hohen Taxen blieben, sie durch die Transitpässe einfach ganz und gar ihre Einkünfte verlieren würden. Sie erniedrigten ihre Taxen daher gerade um so viel, daß die Transitpässe nutzlos werden mußten. Durch den auf diese Weise ermöglichten, größeren Waarenaustausch standen sich die Provinzialkassen vielleicht gar nicht schlechter, als vorher, als die Zölle noch hoch waren, der Umsatz aber klein! Das Transitpaß-System mag daher für viele Distrikte nur von temporärem, sichtbarem Vortheil sein. Aber überall erreicht es den Zweck, daß es entweder die Likin-Barrieren ganz aufbricht, oder die Beamten zwingt, vernünftige, leichte Taxen zu erheben. So eröffnet es als Pionier des Handels neue Absatzgebiete und vergrößert den Umsatz. Und dies ist Alles, was wir Kaufleute erreichen wollen!

Die Transitpässe möchte ich daher mit Jagdhunden vergleichen, welche wir Cantonesen den Westfluß hinauf, dem Otterngezücht — den in den Likin-Stationen sich mästenden Zöllnern und Schindern — an die Kehle hetzen müssen. Wenn dieses einmal vollkommen erreicht und Wu-tschou-fu den Fremden geöffnet worden ist, wird der Handel Cantons eine neue Aera erleben.

Kürzere Mittheilungen.

Der Peloponnes.

In einem Vortrage, welchen Dr. A. Philippson in der Novembersitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde hielt, wurde etwa Folgendes über den Peloponnes ausgeführt: Unsere Kenntniß Griechenlands entspricht in keiner Weise dem hohen Interesse, das dasselbe als Wiege unserer Kultur, als natürliche Bildung — mit seiner merkwürdig reichen, horizontalen und vertikalen Gliederung und, durch seine Stellung — als Brücke zwischen Europa und Asien in geologisch-geographischer wie in organischer und kulturgeographischer Beziehung — einflößt. Nur Attika und die Umgebungen von Olympia sind genau erforscht. Eine einigermaßen genügende topographische Karte im Maßstabe 1 : 200 000 wurde nach der Schlacht bei Navarino von französischen Offizieren aufgenommen. Die ausgezeichneten geologischen Arbeiten Neumayr's und Bittner's beziehen sich nur auf Mittelgriechenland und konnten nur extensiv betrieben werden. Unterstützt von der Karl-Ritter-Stiftung beschloß Dr. Philippson deshalb, die Lücke so viel als möglich auszufüllen, und zunächst den wissenschaftlich ganz vernachlässigten Peloponnes bezüglich seines geologischen Baues, seiner Oberflächengestaltung, seines Klimas, seiner Vegetation und seiner Bevölkerungs- und Wirthschaftsverhältnisse zu durchforschen. Der hervorstechendste Charakterzug des Landes ist seine durch und durch gebirgige Natur. Gegen das Meer geöffnete Ebenen giebt es nur in Argos, Messenien und Elis. Ebenso fehlt es an großen Scheidegebirgen und an langgestreckten Thälern, die das Land aufschließen könnten, wogegen den Verkehr erschwerendes Auf- und Absteigen des Terrains und Zerschnittensein desselben durch steilwandige Schluchten ganz allgemein ist. Ein solches Land ist nicht von einem Mittelpunkte aus zu regieren, sondern kann nur von außen, von einer Seemacht, zusammengehalten werden. Zugleich mußte das darin hausende Volk ein Mischvolk aus sehr verschiedenartigen Typen werden. Gothen, Slaven, Bulgaren, Albanesen, Türken haben ihre Spuren hinterlassen, in geringerem Umfange die Normannen. Die albanesische Sprache wird noch heute in einem beträchtlichen Theile des Peloponnes gesprochen (von etwa 90 000 Bewohnern), nur verstehen wenigstens die albanesischen Männer nebenbei auch Griechisch, und im National-

bewußtsein kommt der Gegensatz zu keinerlei schroffem Ausdrucke. Höchstens gilt der Albanese dem Griechen für unbeholfen, ebenso wie seine Sprache. Die albanesische Nationaltracht ist die griechische geworden. Kirchen- und Gerichtssprache ist das Griechische, doch kann man nicht sagen, daß das Albanesische im Aussterben begriffen sei. — Die Lebensbedingungen sind sehr gleichartige und einförmige durch den ganzen Peloponnes. Der Industrie fehlen die natürlichen Voraussetzungen — Mineralschätze, Wasserkräfte, Arbeiter, Kapitalien, Unternehmungsgeist — völlig, und beinahe ebenso dem Handel. Patras ist die einzige Handelsstadt des Landes, durch die Ausfuhr des einzigen wichtigen Vertriebsartikels — der Korinthen — und die Einfuhr von Getreide. Auch sogar die Schiffahrt ist, abgesehen von Patras, unbedeutend, und die Fischerei bleibt den Italienern und Kretern überlassen. Die Haupterwerbszweige sind demnach nur Ackerbau und Viehzucht. Es sind hierbei vier Regionen zu unterscheiden: 1) die der Korinthe, 2) die des Oelbaumes, 3) die des Getreides und 4) die der Viehzucht. Die Korinthe gedeiht nur unter ganz besonderen klimatischen Verhältnissen, und deshalb wird ihre Kultur nur in einer sehr beschränkten Zone des Peloponnes und der Jonischen Inseln gebaut. 1887 führte Griechenland für $54\frac{1}{2}$ Millionen Franks aus, und davon kamen auf den Peloponnes mehr als 80 Procent. — Der Oelbaum steigt gleich der Korinthe bis 400 m über das Meer, seine Kultur ist aber allgemeiner, und immer mit anderen Kulturen gemischt, besonders mit der des Weinstockes und des Obstes. Mais und Wein baut man bis 1100 m, Weizen bis 1500 m. Höher hinauf giebt es nur noch Schaf- und Ziegenzucht, die in der Getreide- und Oelbaum-Region nur nebenher geht, und die in der eigentlichen Viehzuchtregion nomadisch betrieben wird. — Als Stätten der Siedelungen werden freie Berggehänge bevorzugt, weil oben auf der Höhe Stürme und unten im Thale Fieber die Existenz erschweren. Den Mittelpunkt und Stolz der Ortschaften bildet die platanenbeschattete Quelle. Die Häuser der Armen sind roh und ohne Mörtel gefügt, und nur die Häuser der Wohlhabenden enthalten mehr als ein Gemach (ein Sommer- und ein Winterzimmer). Die rumeliotischen Hirten auf der Höhe führen ein romantisches Lagerleben.

Der Cook-Archipel.

Im Mai 1888 richteten die Königin Makea und die Oberhäuptlinge der Cook- oder Hervey-Gruppe eine Petition an die Königin von England, in welcher sie um Stellung unter britisches Protektorat baten. Das Gesuch ward genehmigt, und schon am 20. September ließ die englische Regierung durch ihren Vicekonsul auf Rarotonga das Protektorat durch Aufhissung der englischen Flagge proklamiren. Gleichzeitig wurden den drei vornehmsten Häuptlingen besondere Flaggen übergeben, welche sie aufhissen sollten, wenn sie durch fremde Schiffe belästigt würden.

Der Archipel ward, wie bekannt, im Jahre 1777 von Kapitän Cook entdeckt und nach ihm benannt. Er umfaßt folgende Inseln (Korallenbildungen), deren Umkreis und Einwohnerzahl wir in Parenthese beifügen: Mangaia (80 km, 2000 Einwohner), Rarotonga (65 km, 2000 Einwohner), Aitutaki (48 km, 1800 Einwohner), Atiu (22 km, 900 Einwohner), Mitiero (26 km, 300 Einwohner), Mauki (16 km, 900 Einwohner) und Manauai, bestehend aus drei von einem großen Riffe umschlossenen kleinen Inseln, mit 200 Einwohnern. Der Handelsverkehr im Archipel fällt fast ausschließlich der central gelegenen Insel Rarotonga zu, denn sie allein besitzt einen guten Hafen und ihre Fruchtbarkeit ist eine ganz außerordentliche. Die Bewohner der Cook-Gruppe sind infolge ihrer Bekehrung durch englische Missionare in der Civilisation wesentlich vorgeschritten. Die Form ihrer Regierung ist eine monarchische, unter der jetzigen Königin Makea. In Rarotonga tagt das Parlament, und hier befinden sich auch das Obergericht, die Untergerichte und die anderen Staatseinrichtungen. Eine permanente Ansiedelung auf den einzelnen Inseln ist Europäern, aus der nicht unbegründeten Furcht, daß sie sich, nach alter Erfahrung, sehr bald des fruchtbaren Grund und Bodens bemächtigen würden, nicht gestattet, und ebenso ist der Import und Export von Arbeitern verboten. Der gesammte jährliche Handelsverkehr hat zur Zeit den ungefähren Werth von 60 000 Pfd. Sterl. Davon entfallen 20 000 Pfd. Sterl. auf die Einfuhr von Bekleidungssachen, Brotstoffen, Material- und Eisenwaaren. Die Ausfuhr besteht meistens in Baumwolle, Kaffee und Früchten. Sämmtliche Bewohner gehören einer und derselben Kirchengemeinschaft an, was wesentlich dazu beiträgt, daß sie in ungestörtem Frieden mit einander glücklich leben. H. Greffrath.

Aus allen Erdtheilen.

Europa.

— Ueber einen Depotfund von Bronzebeilen bei Kron Poritschen in Böhmen berichtet Szombathy in den Annalen des Hofmuseums. In ganz geringer Tiefe unter der Oberfläche und ohne besondere Verwahrung lagen 16 Polstäbe und ein Hohlcelt, meistens einem Typus angehörig, der in Oesterreich sehr selten, in der Westschweiz dagegen häufig ist, einige davon zerbrochen. Es scheint sich um die Niederlage eines fahrenden Hausirers zu handeln, welcher alte Bronze in Tausch gegen neue Werkzeuge nahm.

— Am 15./27. Juni 1888 wurde in der russischen Hauptstadt eine Volkszählung veranstaltet, bei der nicht nach dem Namen, Familienstand, Gewerbe &c. des Einzelnen gefragt wurde, sondern nur die Zahl der gesammten Angehörigen eines Haushaltes, die Vertheilung derselben nach dem Geschlecht, und endlich das Alter in der Beziehung, ob über oder unter 15 Jahr, erhoben wurde. Das Resultat wird als ein nur annähernd richtiges bezeichnet, aber es würde immerhin ergeben, daß St. Petersburg im Sommer 1888 weniger Einwohner hatte als bei der letzten Zählung im Winter 1881. Die Gesammtzahl stellte sich auf 842 883 Menschen (davon 488 990 männlichen und 353 893 weiblichen Geschlechts); die Verminderung würde also 85 133 Seelen betragen, ja unter Abzug der nur zu Sommerarbeiten zeitweilig herbeigekommenen Bevölkerungsklasse sogar 127 793 Seelen, d. h. 13,7 Proc. Wie diese auffallende Thatsache zu erklären ist, darüber vermissen wir jegliche Andeutung. Die Menge der sich zu St. Petersburg nur im Sommer aufhaltenden Arbeiterbevölkerung (42 660) ist sicherlich ebenso groß, wenn nicht höchst wahrscheinlich größer, als die Zahl der Wohlsituirten, die im Sommer der Stadt den Rücken kehren. Die Zahl der bewohnten Häuser betrug 12 483.

Asien.

— Auch auf den Philippinen geht man nunmehr an die Herstellung eines Eisenbahnnetzes. Zunächst ist eine Linie von Manila nach Dagupan, an der Lingayen-Bucht, im Bau begriffen, die eine Länge von etwa 210 km erhalten wird, und von der man eine bedeutende Steigerung der Zucker-, Reis-, Tabak- und Manila-Hanf-Produktion des fruchtbaren Hinterlandes von Manila erwartet. Die technischen Schwierigkeiten sollen bei dieser Bahn keine sehr großen sein, da das Terrain im allgemeinen eben ist.

Afrika.

— Wenn schon die Nachricht, welche vor kurzem über Stanley aus Zansibar nach Europa gelangte (vergl. „Globus", Bd. 54, S. 304), trotz ihrer inneren Wahrscheinlichkeit stark angezweifelt wird, so wird man eine neuere Nachricht, als ob der Reisende mit einer stark bewaffneten Macht im Niger-Gebiete angekommen sei, und die Stämme in der Gegend der großen Oelflüsse mit viel Erfolg der britischen Botmäßigkeit unterwerfe, von vornherein mit noch viel größerer Vorsicht aufnehmen müssen. Wäre sie begründet, so bezeichnete sie sicherlich eine sehr überraschende Wendung in dem Stanley-Drama.

— Die guten Erfolge, welche die französische Kolonialpolitik durch die Binger'sche Expedition (Vergl. S. 620) in Oberguinea errungen hat, haben die englische Regierung veranlaßt, eine aus vier Weißen und 100 Haussa-Leuten zusammengesetzte Expedition unter dem Kommando von Hauptmann Lethbridge von Accra gegen Kong hin zu entsenden, um im Quellgebiete des Assinie-Flusses die britischen Interessen wahrzunehmen. Möglich, daß die Expedition gleichzeitig auch ein Vordringen in das Gebiet des oberen Volta-Flusses beabsichtigt, da die durch Hauptmann François und Dr. Wolf bewirkte Erweiterung der deutschen Interessensphäre von Togo Land die Eifersucht Englands ebenfalls in einem hohen Grade erregt hat.

— Nach Boinet's Aufstellungen hat sich die Kulturfläche Aegyptens seit Mehemed Ali's energischem Regiment alljährlich um 22000 bis 23000 Acres vermehrt, bis unter Tewfik (1880 bis 1883) diese Ziffer plötzlich auf 5500 Acres hinabsank, und unter der englischen Occupation (1883 bis 1887) wieder auf 20000 Acres stieg. Gegenwärtig ist die Fläche auf 4961462 Acres zu veranschlagen, und wenn man in Rücksicht zieht, daß ein großer Theil in jedem Jahre zwei verschiedene Ernten nach einander liefert, auf 6134364 Acres. Mit Weizen waren bebaut ziemlich $1^1/_4$ Millionen Acres, mit Klee 940000, mit Baumwolle 866000, mit Bohnen 756000, mit Mais 684000, mit Gerste 520000, und mit anderen Getreidearten (Sorghum, Reis etc.) und Hülsenfrüchten (Erbsen, Linsen etc.) 1126000. Die Baumwolle, deren Kultur Mehemed Ali 1821 einführte, erzielte 1821 bis 1830 nur eine Jahresernte von 139000 Cantars (à $44^1/_2$ kg), 1880 bis 1887 aber eine solche von 2877000 Cantars, ihr Ertrag verzwanzigfachte sich also seit jener Zeit. Zucker gewann man 1883 bis 1887 im Jahresdurchschnitt 950000 Cantars, die starke Depression des Zuckerhandels wurde aber von dem Lande schwer gefühlt.

Nord- und Mittelamerika.

— Gleich anderen tropischen Insel-Kolonien leidet auch Santa Lucia momentan unter der Zuckerkrisis, obwohl man daselbst neben der Rohrzucker-Kultur auch Rübenzucker-Kultur eingeführt hat. Man hat sich deshalb wie auf Trinidad, Tobago etc. neuerdings mehr dem Kakaobau zugewandt, und wie es scheint mit gutem Erfolge. Die Arbeiten, welche man auf die Amelioration des Hafens Port Castries verwendet hat, haben die Kolonie sehr mit Schulden belastet, zugleich aber auch den Verkehr sichtlich vermehrt. Ausgezeichnet bewährt sich die botanische Versuchsstation, die man eingerichtet hat.

Australien und Polynesien.

— Eine „Exploring Party" unter Führung des Herrn Jardine hat auf der York-Halbinsel südlich von Cape Grenville an der Küste von Temple Bay sehr reiche goldhaltige Quarzriffe aufgefunden.

Allgemeines.

— In der Münchener Anthropologischen Gesellschaft hielt Professor Bonnet im November d. J. einen Vortrag über die Vererbung von Verstümmelungen, aus dem als die Hauptsache hervorzuheben ist, daß seine Untersuchungen ihn zu denselben negativen Ergebnissen geführt haben, wie wir sie von Professor Weismann dargelegt haben (Vergl. „Globus" Bd. 54, S. 188). Auch an Thieren vorgenommene Verstümmelungen (z. B. coupirte Schwänze) vererben sich nicht.

Bücherschau.

— Johann von Asboth, Bosnien und die Herzegowina. Wien 1888. Alfred Hölder. — Verfasser hat den österreichisch-ungarischen Finanzminister v. Kallay vier Jahre hindurch auf seinen Reisen in Bosnien und der Herzegowina begleitet, und die dadurch gebotene Gelegenheit zu sehr vielseitigen Beobachtungen und Studien über das interessante Land und seine interessanten Bewohner benutzt. Indem er in dem vorliegenden Werke darüber Rechenschaft ablegt, wählt er die Form der Reisebeschreibung, und er thut damit nach unserer Meinung einen sehr glücklichen Griff. Er belehrt uns über die Archäologie und Geschichte der beiden Provinzen, über die natürliche Scenerie und die Kulturphysiognomie ihrer Städte und Straßen, über das Denken und Treiben ihrer verschiedenen Bevölkerungselemente, über die wirthschaftlichen Verhältnisse und Aussichten, und zugleich läßt er uns einen guten Theil des Genusses, den die Kreuz- und Querfahrten durch derlei Länder gewähren, nachempfinden. Die Darstellung ist eine ebenso elegante als lebendige, und dadurch, daß die Schilderungen durch zahlreiche gut ausgeführte Illustrationen unterstützt werden, sind sie nur um so wirkungsvoller. Auch die beigegebenen statistischen Tabellen und Karten verdienen nach Inhalt wie nach äußerer Erscheinung hohes Lob.

Redakteur: Dr. E. Deckert in Berlin W., Nürnberger-Straße 2.
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn in Braunschweig.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 04353 9256



